

Zeitschrift des
Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Band 67

Jahrgang 1936









Mezzofino Bruckmann

Blick in das Oberreintalkar vom Nördlichen Zunderkopf (Wettersteingebirge)

Zeitschrift
des Deutschen und Österreichischen
Alpenvereins

(Jahrbuch)

Geleitet von Hanns Barth

Jahrgang 1936

Band 67

4 13/11... 1936.

Stuttgart 1936

Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Für den Buchhandel

bei der J. Lindauer'schen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München

Hergestellt durch F. Bruckmann AG. in München

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben



Buch- und Kunstdruck
sowie Herstellung der Klischees von J. Brudmann AG., München

Inhaltsverzeichnis

Text:

	Seite
1. Jos. Jul. Schäh, München: Der Alpenanteil des Deutschen Reiches	1
2. Prof. Otto Stolz, Innsbruck: Geschichtskunde des Karwendelgebietes, zweiter Teil	15
3. Dr.-Ing. Gustav Haber, München: Im Karwendelfels	48
4. Dr. Heinrich Schach, Innsbruck: Die Auslotung des Achensees im Jahre 1935 . .	60
5. Gustav Schmidt, Wien: Der Hochschwab, 2277 m, in der Steiermark	67
6. Hanns Billmeier, München: Eine Längsdurchquerung der Ammergauer Alpen mit Schiern	77
7. Walther Flaig, Klosters: Bernina, Erfahrungen und Erlebnisse, Schluß	85
8. Hans Wödl, Wien: Fünfzig Jahre Schladminger Tauern	109
9. Mag. Pestemer, Graz: Das Arbeitsgebiet des ehemaligen Steirischen Gebirgsvereins	115
10. Dr. Josef Weingartner, Innsbruck: Südtiroler Bildstöcke	125
11. Dr. R. v. Klebelsberg, Innsbruck: Höhen um Bozen	136
12. Dr. Hans Kiene, Bozen: Zwischen Fanes und Senes	145
13. Dr. Oskar Erich Meyer, Breslau: Horace-Bénédict de Saussure als Alpenforscher	160
14. Rudolf Schwarzgruber, Wien, Hubert Peterka, Wien, u. a.: Deutsche Bergsteigererfolge im Kaufasus 1935	175
15. Dr. Karl Wien, München: Aus den Bergen Ostafrikas	208
16. Dr. Bernhard Bauer und Dr. Ludwig Obersteiner, Graz, und Rolf Richter, Frankfurt am Main: Zur Erschließung der Nordalbanischen Alpen . . .	216
17. Bernh. Chr. Mosl, München: Bergfahrten in den Abruzzen (Italien)	231
18. Dr. Martin Wutte, Klagenfurt: Kärntens Freiheitskampf	236
19. Karl Krall, Innsbruck: Der Habichtkamm in den Stubai-er Alpen (Sonderaufsatz außer der Reihe, beigegeben von der Sektion Bremen anlässlich ihres 50jährigen Bestehens am 29. Oktober 1936)	257

Bilder in Kupferdruck:

Bild in das Oberreintalkar vom Nördlichen Zunderkopf. Phot. Sepp Schmidbauer, München Titelbild

Bilder in Kunstdruck:

Tafel	gegenüber Seite
1 Königssee—St. Bartholomä mit der Waghmann-Ostwand. Phot. J. J. Schäh, München	4
2 Unter der Südkante des Großen Mühlsturzhorns — Blaueisgletscher vom Gipfel des Rotpalken. Phot. Ernst Baumann, Reichenhall	5
3 Chiemsee gegen Fraueninsel und Hochfelln—Hochgern — Walchensee mit Vorkarwendel. Phot. J. J. Schäh, München	8
4 Kampenwand (Chiemgauer Berge) — Plankenstein (Tegernseer Berge). Phot. Franz Krüner, München. — Kofsteinnadel (Tegernseer Berge). Phot. Sepp Schmidbauer, München. — Benediktenwand (Nordseite) mit Fuzinger Hütte. Phot. E. Sobotta, München	8
5 Wörner und Tiefar Spitze (Karwendel). Phot. J. J. Schäh, München. — Hochplatte und Geißelstein von Norden (Ammergauer Alpen). Phot. Alfred Ujal, München	9
6 Bild von unterhalb des Dreitorspitzgatterls nach Westen (Wettersteingebirge). Phot. J. J. Schäh, München	9
7 Die Zugspitze — einst und jetzt: Zugspitzwelligipfel. Phot. Johannes (Bedert), Partenfirchen. — Münchner Haus, Seilbahn und Gipfelstation der Bayer. Zugspitzbahn. Phot. J. J. Schäh, München	12

Tafel	gegenüber Seite
8 Blick vom Nebelhorn auf den Allgäuer Hauptkamm. Phot. J. Heimbuber, München . . .	13
9 Zirbe und Lärche im Lafatschtal gegen die Nordwände der Gleirschalkette. Phot. Hermann König, Innsbruck. — Jagdhaus Pleßboden im Bächental	24
10 Fienbe Gemien in der Soierngruppe. Phot. Walter Majer, München. — Die Soiernseen im Vorkarwendel. Phot. H. Gasteiger, München	25
11 Kalibterer Wände von Norden. Phot. Dr.-Ing. G. Haber, München	48
12 In der Dreizinkenwand, Verschneidung im Gipfelaufbau — In der Dreizinkenwand, westlicher Weg. Phot. Dr.-Ing. G. Haber, München	49
13 Dreizinkenwand von Nordwest — Dreizinkenwand von Norden. Phot. Dr.-Ing. G. Haber, München	56
14 Blick aus der Dreizinkenwand nach Westen — Blick vom alten Kalibterer-Wand-Weg gegen Osten — In der Dreizinkenwand, Einstieg in den oberen Wandteil — In der Dreizinkenwand, Kante im Gipfelaufbau. Phot. Dr.-Ing. G. Haber, München.	57
15 Hochschwab-Südwand — In der oberen Dullwitz. Phot. J. Ruf, Mariazell	72
16 Gamskar gegen Gashalsfattel — Das G'hacte. Phot. J. Ruf, Mariazell	72
17 Seeriefen und das Seetal — Boisthalerhütte mit den Edelspitzen. Phot. J. Ruf, Mariazell	73
18 Sonnshühnhütte mit Ebenstein und Graferwand. Phot. J. Ruf, Mariazell	73
19 Friederspitze und Frieder von der Enningalm. Phot. Hans Billmeier, München	80
20 Scheinbergspitze und Scheinbergmulde. Phot. Hans Billmeier, München	81
21 Kreuzspitze und Kreuzfuchel von der Friederspitze — Hochplatte und Gasse vom Löfertalfattel. Phot. Hans Billmeier, München	84
22 Frieder und Kuchelbergspitze vom Hirschbühel — Hochplatte vom Weinlandl. Phot. Hans Billmeier, München	85
23 Winteranstieg zum Piz Chapütschin von Norden aus — Die Coazhütte am Rossegletscher in der Bernina. Phot. A. Pedrett, St. Moritz	88
24 Winterabend auf dem Rossegletscher bei der Coazhütte. Phot. A. Steiner, St. Moritz — Auf dem Monte delle Forbici. Phot. A. Corti, Turin	89
25 Vor dem Rifugio Marinelli — Am Monte Sasso Moro. Phot. Walthor Flaig, Klosters	96
26 Berninapass und -bahn — Sommermorgen bei Fer-Curtins gegen Piz Tremoggia und Piz Fora. Phot. A. Steiner, St. Moritz	97
27 Blick über den Silber See in das Fergtal und das Fedoztal. Phot. A. Steiner, St. Moritz	104
28 Am Lej Sgrischus im Fergtal. Phot. E. Meertämper, Davos-Sils. — Am hohen Mittag auf der Fuorela Surlej gegen Piz Rosseg und die östl. Sellagruppe. Phot. D. Ruf, St. Moritz	105
29 Pfannsee mit Pulverturm, Böhnle und Walcher. Phot. E. R. Wiatzka, Wien	112
30 Wöbdlhütte am Hüttensee im Seerigtal. Phot. E. R. Wiatzka, Wien. — Gollinghütte im Steinrieftal. Phot. Brüder Lenz, Dobl. — Dreintalerhütte auf der Waldhornalm. Phot. Walthor Wöbdl, Wien	113
31 Schwanberger Brendlschuhhaus auf der Koralpe. Phot. Franz Schuler, Graz. — Anblick der Koralpe beim Aufstieg vom Brendlschuhhaus. Phot. Max Weiz, Deutschlandsberg	120
32 Stubenbergshaus auf dem Schödel bei Graz — Welzer Hütte auf der Sommeralm in der Oststeiermark. Phot. Franz Schuler, Graz	121
33 Totenleuchte. Phot. Hugo Altwanger, Bozen. — Bildstock in Bruned. Phot. R. Larga-jolli, Brigen. — Ebnerbild bei Steinegg. Phot. Hugo Altwanger, Bozen. — Bildstock in Lienz. Phot. Dr. Simon Moser. — Bildstock in Vigo di Fassa. — Bildstock in Birgen. Phot. Dr. Simon Moser	128
34 Bildstock in Windischmatrei. Phot. Dr. Simon Moser. — Bildstock in Kajener Ried. Phot. Wilhelm Müller, Bozen. — Bildstock in Gufidaun. Phot. Hugo Altwanger, Bozen	129
35 Spitziges Stöckl bei Olang. Phot. Dr. Simon Moser. — Bildstock in Kranebitten bei Brigen. Phot. R. Larga-jolli, Brigen. — Bildstock bei Vinkl. Phot. Dr. Simon Moser. — Bildstock in Mitterwald bei Lienz. — Bildstock in Velturns. Phot. Hugo Altwanger, Bozen. — Bildstock bei Brigen. Phot. M. Plantinscher, Brigen	132
36 Bildstock in der Bozner Leitaß. Phot. Karl Felberer, Bozen. — Bildstock in Mareit. Phot. R. Zelger. — Bildstock in Freiensfeld — Bildstock bei Trenns. Phot. Dr. Simon Moser. — Bildstock in Eschöfs bei Sterzing. — Bildstock bei Sterzing. Phot. Dr. Simon Moser	133

Tafel	gegenüber Seite
37 St. Katharina in der Scharte — Hasling gegen die Tegelgruppe. Phot. L. Fränzl, Bozen	136
38 Böran gegen Nordwesten — St. Valentin in Vordernobis. Phot. L. Fränzl, Bozen	136
39 Verschneid — Heuernte auf den Lärchenwiesen am Salten. Phot. P. P. Uchwanger, Wien	137
40 Somanegger-Hof am Salten gegen Ritten und die Dolomiten — Jeneßen gegen den Ritten und die Dolomiten. Phot. L. Fränzl, Bozen	137
41 Jeneßen gegen die Carner Scharte. Phot. L. Fränzl, Bozen. — St. Georg bei Oberbozen (Ritten). Phot. P. P. Uchwanger, Wien	140
42 St. Helena bei Deutschnofen, gegen den Rosengarten — Deutschnofen gegen Latemar. Phot. L. Fränzl, Bozen	141
43 Petersberg gegen die Ortler Alpen — Ubein gegen Weiß- und Schwarzhorn. Phot. L. Fränzl, Bozen	144
44 Radein gegen das Weißhorn. Phot. L. Baehrendt, Meran. — Ultrei gegen den Fleimser Kamm. Phot. L. Fränzl, Bozen	145
45 Fodara Vedla mit Croda Camin — Die Seitenbachspitzen von Westen. Phot. R. Felderer, Bozen	152
46 Kautal mit Monte Sella di Sennes vom Vandalsegipfel aus — Nord- und Mittelgipfel der Croda Camin. Phot. U. Kreis, Bozen	153
47 Dentmal des Horace-Bénédict de Saussure in Chamoniq — Blick auf den Montblanc von Süden vom Val Dora Valtea. Phot. Franz Kröner, München	160
48 Vue da Mont-Blanc et de la Route par la quelle on a atteint Sa Cime — Le Mont Blanc vu da pied de l'Aiguille Marbrée au N. E. de la Cabane	161
49 Gipfelbild vom Piegansubajsch. Phot. Hubert Peterka, Wien	176
50 Eislawinensturz an der Schhara. Phot. R. Schwarzgruber, Wien	177
51 Befengimauer: Dshangitau und Katiintau von Norden	184
52 Ushbagruppe vom Elbrus aus	185
53 Ushba vom Bichebuchttau	192
54 Archontau. Phot. Ludwig Schmaderer, München	193
55 Kolotatau. Phot. Ludwig Schmaderer, München	200
56 Schwere Eis- und Felsarbeit beim Aufstieg zum Tepsitau — Im Eisbruch des Südlichen Kolotagletschers. Phot. Ludwig Schmaderer, München	201
57 Katiintaurippe von der Dshangislanke (Befengimauer). Phot. Dr. R. Schwarzgruber, Wien	204
58 Tepsitau. Phot. Ludwig Schmaderer, München	205
59 Der Aschenegel im Krater des Meru. Phot. Karl Wien, München	208
60 Dschebel Kassala bei Kassala (Sudan) — Berglandschaft im Grenzgebiet zwischen Abyssinien und Eritrea. Phot. Karl Wien, München	209
61 Der Keniafotd von Hall Tarn. Phot. Karl Troll, Berlin. — Zadamba bei Cheren (Eritrea). Phot. Karl Wien, München	212
62 Mount Kenia, Gipfelaufbau Point Watian und Point Nelson mit Lewisgletscher. Phot. Karl Wien, München	213
63 Maja Jezerce Puplusk von der Maja Preslopit. Phot. Dr. Bernhard Bauer, Graz. — Maja Jezerce Puplusk, Maja Liffit und im Vordergrund die Pupluskberge von der Sturzette. Phot. Rolf Richter, Frankfurt a. M.	216
64 Maja-Shabores-Nordwand und Maja Lugaliffhit aus dem südlichen Valbonatal. Phot. Dr. Bernhard Bauer, Graz. — Blick vom Gipfel der Maja Raba nach Osten auf die Bogkette. Phot. Ludwig Hagenmeyer, Solle	217
65 Maja Preslopit aus dem südlichen Valbonatal — Sturzette. Phot. Dr. Bernhard Bauer, Graz	224
66 Maja Jezerce Puplusk-Gruppe, im Vordergrund Maja Herapit von der Radohinesgruppe — Links Maja Thiebs aus dem Livadi Bogs. Phot. Dr. Bernhard Bauer, Graz	225
67 Abuzzen: Gran-Sasso-Gruppe — Abuzzen: Gran-Sasso-Gruppe. Vetta orientale (Westwand), Vetta centrale, Vetta occidentale. Phot. Chr. Ross, Wartenberg	232
68 Blick aus der Gran-Sasso-d'Italia-Südwand gegen Südwesten — Kletterei in der Vetta-orientale-Westwand. Phot. Chr. Ross, Wartenberg	233

Tafel	gegenüber Seite
69 Weiprengte Hollenburger Brücke — Hollenburg, Blick ins Rosental mit den Draubriden. Phot. Frank Verlag, Graz	240
70 Loiblpaß, gegen Jugoslawien. Phot. M. Klauer, Klagenfurt. — Eisentappel mit Sanntaler Alpen. Phot. Heß, Wisenegg b. Radstadt	241
71 Pörtlach am Wörther See. Phot. Kunstverlag Franz Schilcher, Klagenfurt. — Maria Saal. Phot. Frank Verlag, Graz	248
72 Roschutta — Blick vom Petelinz ins Rosental mit Gleinach, St. Margarethen mit der Hochfläche von Abtei. Phot. Kunstverlag Franz Schilcher, Klagenfurt	249
73 Südliche Effertürme ober Neustift. Phot. Dr. H. Lechner, Hall i. T.	256
74 Neustifter Jugend am Efferturm, im Hintergrund Imstipen und Tribulaun — Habichtsee, Innsbruder Hütte und Imstipen. Phot. Dr. H. Lechner, Hall i. T.	257
75 Effertürme, Südwand — Mischbachjerner (rechts Mischbachgrat). Phot. Dr. H. Lechner, Hall i. T.	264
76 Habicht von der Starckenburger Hütte. Phot. Dr. H. Pfeiffer, München	265
77 Pfaffengruppe vom Habicht. Phot. Dr. H. Lechner, Hall i. T.	272
78 Blick vom oberen Simminger Ferner gegen den Habicht — Innere Wetterspitze von der Simminger Grube aus. Phot. Dr. H. Lechner, Hall i. T.	273
79 Die Schaffampfsitze spiegelt sich im Lautersee — Feuersteine und Innere Wetterspitze von der Äußeren Wetterspitze. Phot. Dr. H. Lechner, Hall i. T.	276
80 Bremer Hütte mit Simminger Ferner. Phot. Verlag Much Heiß, Innsbrud	277

Bilder im Text:

	Seite
1. Kaiser Max auf der Martinswand (aus dem Theuerdank)	47
2. Skizze der Lotungen des Achensees	61
3. Beispiele von Querprofilen	62
4. Lage der Querprofile	64
5. Kammverlaufsskizze der Hochschwabgruppe	69
6. Skizze des Arbeitsgebietes des ehem. Steirischen Gebirgsvereins	124
7. Bildstod in Morching. Nach einer Zeichnung von H. Altwanger, Bozen	128
8. Bildstod in Talsen. Nach einer Zeichnung von H. Altwanger, Bozen	130
9. Bildstod in Albion. Nach einer Zeichnung von H. Altwanger, Bozen	131
10. Bildstod in Kathrein in der Scharte. Nach einer Zeichnung von H. Altwanger, Bozen	135
11. Kartenskizze zum Aufsatz „Höhen um Bozen“	137
12. Kartenskizze der Karaulfgruppe	186
13. Kartenskizze der Nordalbanischen Alpen	216
14. Kartenskizze der Besetzung Südkärntens durch die Jugoslawen	238
15. Der Angriff der Jugoslawen am 29. April 1919	248
16. Der Befreiungskampf vom 2. bis 7. Mai 1919	250
17. Der Angriff der Jugoslawen vom 28. Mai bis 6. Juni 1919	253
18. Das Ergebnis der Kämpfe	255

Beilage:

Karte des Karwendelgebirges, Östliches Blatt

1:25 000

Druck von G. Freytag & Berndt, Wien

Der Alpenanteil des Deutschen Reiches

Von Jos. Jul. Schäß, München

Fünftausendundeinhundert Kilometer lang spannt sich der Bogen der Alpen vom Rhonetal und Ligurischen Meere bis zum Rande der westungarischen Ebene. Rund 250 km beträgt seine größte Breitenausdehnung zwischen den Hügelländern des bayerischen Alpenvorlandes und den Tiefländern des Po.

Sieben Staaten — Frankreich, Italien, Schweiz, Deutsches Reich, Österreich, Jugoslawien und Ungarn — haben Anteil an diesem mächtigsten Gebirgssystem Europas. Bis zum Kriegsende war Österreich die „alpine Großmacht“, d. h. sein Anteil am Alpenraum war größer als der anderer Staaten. Mit der Abtrennung der südlichen Hälfte Tirols durch Italien hat dieses seine Nordgrenze bis in das Herz der Ostalpen hineingeschoben und dadurch seinen Alpenraum bedeutend erweitert, so daß Italien heute mit Einrechnung seiner Westalpengebiete einen größeren Alpenanteil besitzt wie irgendein anderes Land. Die fast ganz bergumgürteten eigentlichen Alpenländer Österreich und Schweiz kommen hinsichtlich des Flächenanteiles am Alpenraum erst an zweiter Stelle, dann folgt Frankreich, das mit Hochsavoyen und dem Dauphiné noch großartig am Alpenbogen beteiligt ist. Recht armselige „Teilhaber“ sind diesen vier Ländern gegenüber das Deutsche Reich mit dem Nordabfall und den Ausläufern der Nördlichen Kalkalpen, sowie Jugoslawien mit dem Ostrand der Julischen Alpen und dem Südabsturz der Karawanken. Und für Ungarn bleibt vom ganzen Alpenbogen nichts mehr als ein paar jämmerlich zusammengeschrumpfte Büdel.

Das wäre ein Bild, das der Beschauer einer politischen Karte der Alpen erhält.

Welch ein anderes Bild, wenn wir eine Karte des bayerischen Alpengebietes vor uns ausbreiten! Wie ist es tröstlich für uns, zu sehen, daß die bayerische Alpenkette vom Bodensee bis zum Königssee immerhin an die 250 km Länge aufweist, das ist beinahe ein Viertel der Länge des gesamten Alpenbogens! Hingegen ergibt die Breiten- bzw. Tiefenausdehnung von den Ausläufern des Vorgebirges bis zum Grenzkamm durchschnittlich eine Tiefe von 20—30 km. Im Allgäu, wo bei Obersdorf-Eindösbach die bayerische Bergkette — und somit deutsches Reichsgebiet — mit dem Ziberkopf am weitesten nach Süden reicht, sowie im Berchtesgadner Land — vom Teisenberg bis zum Funtenjeetauern — beträgt die Tiefe an die 50 km. Und wer etwa den 1000 m hohen, ausichtsberühmten Peißenberg noch als Vorberg gelten lassen will, kommt auch in der Mitte des Bayerischen Hochlandes (Hoher Peißenberg—Wettersteinkamm) noch zu dieser Tiefenausdehnung. Also gar so schlecht gestellt sind wir mit unserem Gebirgsanteil nicht, wie es auf einer Übersichtskarte der Alpen den Anschein hat und wie auch häufig angenommen wird. Zugegeben, daß in dem Gipfelmeer zwischen Bodensee und Königssee mancher Mägel sich wichtig macht, der nicht einmal furenberichts-fähig ist... aber es steigen auch stolze Wände auf, und zackige Grate stechen in die Bläue des Himmels. Viele Bergzüge, jeder anders geartet, schließen sich zu einem Ring reifer Schönheit. Dort eine Gegend voll Stil und Anmut, wo grüne Höhen in schönem Rhythmus niedersteigen und die weitgeschwungene ausdrucksvolle Linie herrscht, hier eine Landschaft jäh aufgestürmter Felsbauten, dann wieder ein Gipfel, der wie ein Hochthron über der Tiefe glänzt... Und wenn wir dazu ein Duzend Dreitausender und einige Viertausender hätten, könnten wir eigentlich zufrieden sein.

*

Von meinem Häußl draußen am Rande der Stadt, am Beginn der Reichsautobahnlinie München—Salzburg, läßt sich ein guter Teil des Bayerischen Hochlandes über-

schauen, ja, an klaren Föhntagen funkelt sogar mancher von den für uns zur Zeit „unreichbaren“ Gipfeln über das Vorgebirge herüber. Auch das Matterhorn sei von meiner „Bivatschachtel“ aus zu sehen, behaupten gute Freunde. . . . Trotzdem, der Blick über die Hochebene hinweg ist weit und wunderschön, und gar vom hohen Barockturm der tausendjährigen Ramersdorfer Kirche aus steigert er sich zu gewaltigen Ausmaßen. Wie eine Riesenmauer stehen die Berge vom Chiemgau bis zu den Allgäuer Alpen über dem Hügelgewirr des Vorlandes, hinter dem sich die grünen Fluren und Tristen, die dunkelschattigen Forste, die heiteren Seen, die Heiden und Moore der Hochebene weiten. Frei und weit schauen ihre Silhouetten auf das Land, über das vor Jahrtausenden das Eis ihrer Gletscherströme floß. Einen noch größeren Bogen erfaßt das Auge von den nördlich von München gelegenen Höhen bei Dachau und Freising. Wer einen glückhaften Tag erwischt, sieht von dort in einem Zuge den ganzen Alpenanteil des Deutschen Reiches: vom Untersberg im Osten bis zu den Ausläufern der Allgäuer Berge im Westen. Ein schier unermessliches Rundbild! Allerdings ist die Entfernung groß, und die weißblaue und blauweiße Kette von Bergen erscheint von dort aus wie eine Fata Morgana, wie eine Vision am fernen Horizont.

*

Beginnen wir unseren Streifzug durch den Alpenanteil des Deutschen Reiches im südöstlichen Winkel Bayerns. Hier können wir in den *B e r c h t e s g a d e n e r A l p e n* gleich mit einem mächtigen Gebirge prunken, das an landschaftlicher Schönheit und malerischem Reiz unter den nördlichen Kalkalpen in vorderster Reihe steht. Die Bezeichnung Berchtesgadener Alpen bezieht sich auf jene Berggruppen, welche im Westen von der Saalach, im Süden und Osten von der Salzach umflossen werden und im Norden mit dem Untersberg bis zur Stadt Salzburg reichen, unweit der die beiden Flüsse sich vereinigen. Dieses derart begrenzte Gebiet, das sich westlich bis zum Talbecken von Lofer, südlich von Lofer über Weißbach—Saalfelden bis Bischofswiesen, östlich bis zum Paß Lueg und zur Salzach, nördlich bis Salzburg—Bad Reichenhall erstreckt, nimmt den gewaltigen Raum von rund 1000 Geviertkilometern ein. Davon liegt etwa die Hälfte auf reichsdeutschem Boden. Im Süden erreichen die Berchtesgadener Alpen in der Übergangenen Alm, einer dauernd von Schnee bedeckten Hochfläche, die Höhe von fast 3000 *m*, nach Norden und Nordwesten zu nehmen die Berggruppen an Höhe ab, die Reiteralpe weist nur mehr Höhen von etwa 2300 *m* auf, der Untersberg nähert sich noch ziemlich der 2000er Grenze, während das Lattengebirge mit nur mehr 1700 *m* bereits den Übergang zum Vorgebirge bildet. Charakteristisch für den Aufbau der Berchtesgadener Alpen ist der Wechsel zwischen gewaltigen Hochflächenbildungen, die mit steilen Wandfluchten abstürzen, und kammartig verlaufenden, reich gegliederten Gebirgsflanken, durch stille, schuttgefüllte Hochgebirgstäler von anderen Berggruppen getrennt.

Der reichsdeutsche Teil dieses Gebirgstodes mit seinem ausgedehnten Naturschutzgebiet wird beherrscht von der Familie *Wahmann*¹⁾, deren kühn gezackte Nordflanke das bekannte Bild Berchtesgadens formt. Mit einer gewaltigen, fast 2000 *m* hohen Ostwand²⁾ entsteigt dieser volkstümlichste Berg des Berchtesgadener Landes den Fluten des Königssees, und, gleichfalls eine mächtige Flanke, die Westwand, fußt im Wimbachtal. Zwischen dem Hauptkamm und dem Zadenrat der „Kinder“ (von denen drei „Kletterkinder“ und zwei „Schikinder“ sind) hinüber zum Kleinen Wahmann liegt das Wahmannkar mit einem kleinen Firnfeld — manchmal stolz *Wahmanngletscher* benannt.

¹⁾ Gipfel im Hauptkamm: Hoched, 2650 *m*, Mittelspitze, 2713 *m*, Südspitze, 2712 *m*, Hirschwieskopf, 2113 *m*. Im Kamm zum Kleinen Wahmann: Die fünf Wahmannkinder, 2165—2270 *m*, Kleiner Wahmann, 2307 *m*.

²⁾ Höchste Felswand der Ostalpen; die ihr an Höhe nächstkommenden, die Triglav-Nordwand und die Hochstadel-Nordwand, bleiben um 200 bzw. 500 *m* zurück.

Wie der Wasmannstod zeigt auch das durch das Wimbachtal von diesem getrennte Hochkaltergebirge prächtige Berggestalten. Diese Gruppe, der schönste, wildeste und am wenigsten berührte Teil der Berchtesgadener Bergwelt, hat durchwegs Hochgebirgscharakter. Es fehlen in der Hochregion sowohl Bezeichnungen als auch Sicherungen oder Steiganlagen, und auch die leichteren Übergänge und Gipselfahrten fordern hier ein ziemliches Maß von bergsteigerischem Wissen und Können. Dies gilt nicht nur für den Hochkalterstod selbst (höchste Erhebung Hochkalter, 2607 m), sondern auch für die Untergruppen: Hocheisstod mit Hocheis Spitze, 2523 m, und Südliche Wimbachkette, die von der Sittersbachscharte gegen den Großen Hundstod im Steinernen Meer zieht und damit den großartigen Abschluß des Wimbachtals bildet. In der Hochkaltergruppe besitzen wir übrigens einen echten Gletscher, das Blaueis, das gut einen Kilometer lang und sehr steil ist, Rand- und Stirnmoränen hat und Spaltenbildungen, Randklüfte und sogar einen Gletscherbruch aufweist. Für den Hausgebrauch ein famoseres Gletscherchen, mit dem aber nicht zu spassen ist (es gibt sogar um Zermatt herum ein paar weit harmlosere Gletscherwanderungen). Und außerdem ist das Blaueis berühmt als „nördlichster Gletscher der Alpen“. Aber das ist beinahe unlauterer Wettbewerb, denn auch der Hölentalgletscher hat ziemlich den gleichen Anspruch auf diesen Titel.

Vom Steinernen Meer, jener gewaltigen, nackten, tarrenzeriffenen Hochfläche, die nach allen Seiten mit steilen Wänden abstürzt, liegt nur sein Nordrand innerhalb der Reichsgrenze. Die machtvollste Flanke, die Südseite, erhebt sich aus dem Mittelpinzgau, die Hochfläche selbst senkt sich nach Norden, und die Steilabstürze der Nordseite spiegeln sich in den Fluten des königlichen Sees. Die massigen Erhebungen des Funtenseetauern, 2578 m, und des Großen Hundstod, 2594 m, sind die bedeutendsten Berge im Nord- und Westrand des Steinernen Meeres und für uns Reichsdeutsche „erlaubte“ Gipfel.

Die Röh, die über dem Obersee gelegene Hochfläche mit dem Grenzgipfelpaar der Teufelshörner, 2283 und 2361 m, verbindet das Steinerne Meer mit dem mächtigen Hagengebirge, dessen schönster und am meisten besuchter Teil, die Gohensberge, vom Grenzkamm sich zum Tal des Königssees hinabstufen. Die höchsten Erhebungen kommen mit Mühe und Not über die 2000-m-Grenze, sie dulden jeden harmlosen Wanderer und Genießer auf ihren Scheiteln, überraschen aber oft mit großartigen Ausblicken; ganz unvergleichlich ist z. B. vom Feuerpalsen, einem Vorsprung des Bartocks, 1740 m, der Tiefblick auf den Königssee. Etwas mehr Ansprüche stellt bereits auf den gewöhnlichen Wegen der uns ebenfalls zugänglich Hohe Göll, 2522 m, der höchste Punkt des mächtigen Kettengebirges, das gemeinhin als Göllgebirge bezeichnet wird. Ein prächtiger Gipfel, der es jedem, dem „etwas Gelübten“ wie dem „Modernen“ recht machen kann. Im Frühjahr, wenn es im Berchtesgadener Land zu grünen und blühen anhebt, während droben an den Rämmen, hoch und fern, noch die Schneeüberwölbungen funkeln, bedarf es nur ein wenig Phantasie, und der Hohe Göll wird zum Lyskamm oder Breithorn.

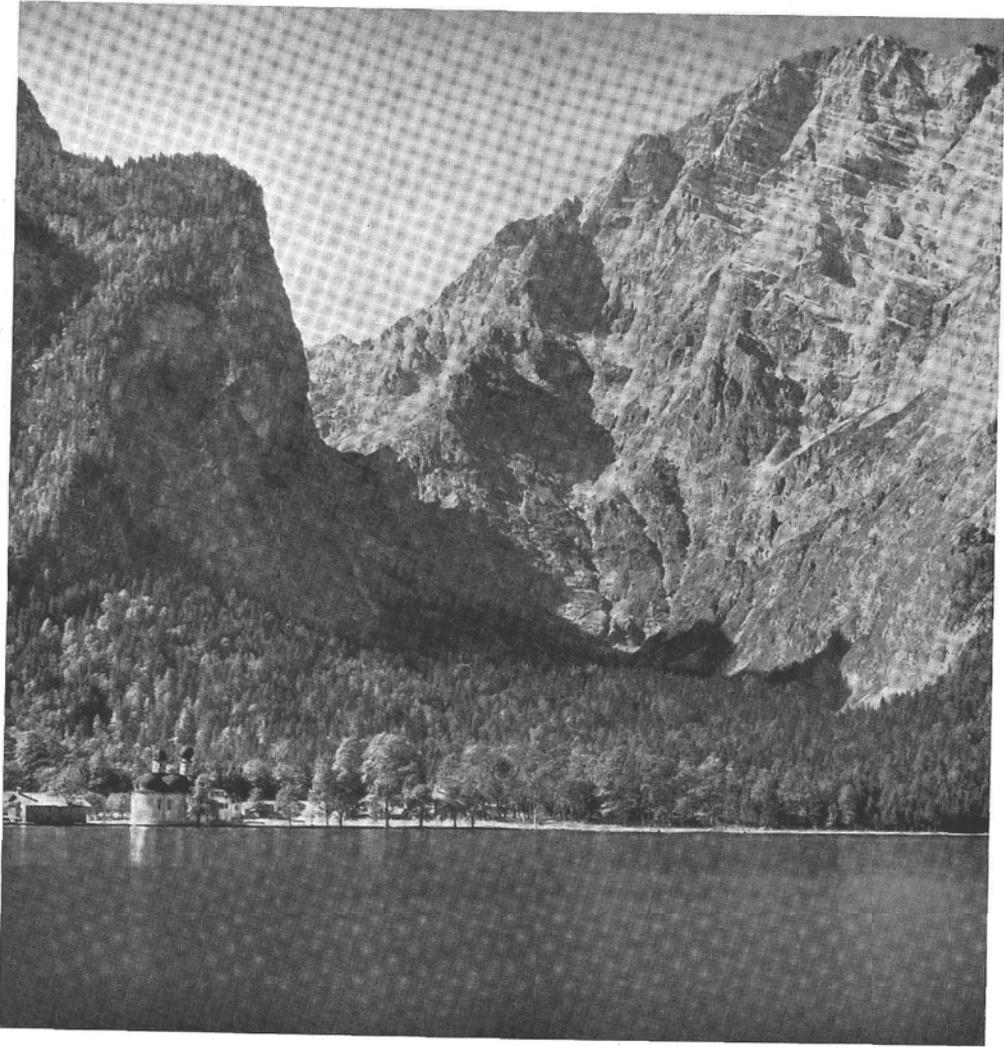
Das Reich hat auch Anteil an dem zu den Berchtesgadener Alpen gehörenden Stod der Reiteralpe, einem Tafelgebirge, das wieder allseits steil abstürzt. Es trägt im südlichen Teil, im Kamm des Reitersteingebirges, reinen Hochgebirgscharakter und kann sich, vom Klausbachtal oder Hirschbühl betrachtet, mit den kühnsten Felsbauten der Nördlichen Kalkalpen und selbst mit manchen Dolomitengipfeln messen. Sein nördlicher Teil dagegen ist eine hügelige, mit Höckern und Trichtern besetzte Hochfläche, die von ausgedehnten Laifensfeldern, schönem Birbenwald und grünen Weideslächen gebildet wird. Die Hochfläche ist gegen die Mitte zu eingesunken, und hier befindet sich, in friedlicher Nachbarschaft mit den Reitertrittalmen, die einzige Unterkunft, die Traunsteiner Hütte, die jedoch der Grenzperre unterliegt. Einige der Haupttrandgipfel des Gebirges, Weitschartenkopf, Schottmalhorn, Wagendrischelhorn, Stadelhorn und Mühlsturzhörner — Gipfel zwischen 2000 und 2500 m — liegen auf der Grenzlinie.

Ein von der Sage reich umwobener Berg, der Untersberg, bildet den nördlichsten Gebirgskopf der Berchtesgadener Alpen; er fällt auf Ost- und Südseite mit steilen, 300—400 m hohen, fast senkrechten Wänden ab, während er nach Norden und Nordwesten ohne bedeutende Vorberge sanft in die Ebene verläuft. Die gewaltige, regellos zerklüftete Hochfläche ist ein wirres Durcheinander von Höckern und Dolinen, Latschenfeldern und Karrenflächen. Der Untersberg mit seiner sehenswerten Schellenberger Eishöhle hat neben dem Salzburger Hochthron, 1853 m, auch einen reichsdeutschen Gipfel, den Berchtesgadener Hochthron, 1965 m, unter dem das Stöhrhaus liegt.

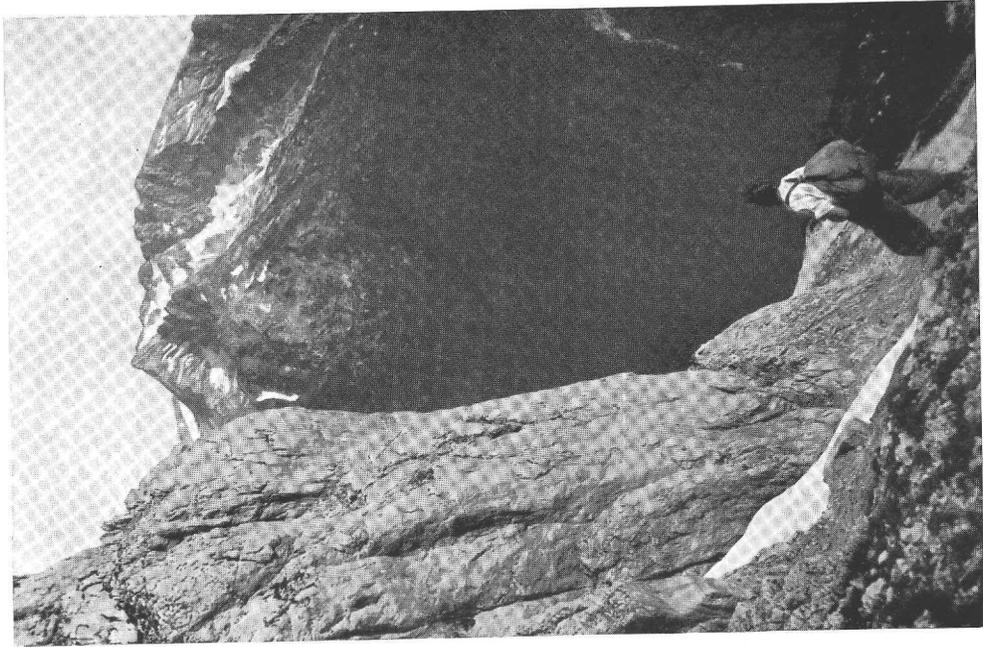
Das auch noch zu den Berchtesgadener Alpen gehörende Lattengebirge, umflossen von Schwarzbach, Saalach, der Bischofswieser und Ramsauer Ache, wird an keiner Stelle von der Grenzlinie durchschnitten. Dieser stark bewaldete und in der Hochregion mit dichten Latschenbeständen bewachsene Gebirgskopf ist der Höhe nach die unbedeutendste Gruppe in den „Berchtesgadnern“, bietet aber eine Reihe hübscher Bergwanderungen mit Übergängen. Seit Erbauung der Schwebebahn von Bad Reichenhall auf den Predigtstuhl, 1614 m, weist das früher einsame Gebiet zu allen Jahreszeiten zahlreichen Besuch auf.

Eines der großen Felswunder der Alpen ist die fast 2000 m hohe Ostwand des Watzmanns, die bei St. Bartholomä den schwarz-grünen Wassern des Königssees entsteigt. Diese gewaltige Wand mit ihren riesigen Klüften, Schluchten und Bändern konnte in der damaligen Zeit nur ein Kederbacher zwingen. Er führte bekanntlich am 6. Mai 1881 den Wiener Otto Schüd durch die bis dahin unerstiegene Wand. 1930 glückte vier Reichenhallern die erste winterliche Durchsteigung, ein Unternehmen, das an Schwierigkeit und Kühnheit ganz großen Westalpenfahrten an die Seite gestellt werden kann. Mit der Watzmann-Ostwand sind aber die großen „reichsdeutschen“ Wände der Berchtesgadener Berge keineswegs erschöpft. Mit der Bezwingung der Untersbergwände, der Hundstod-Westwand, Westwand des Kleinen Palfelhorns, Hochlalter-Ostwand, Schärtenspitze-Nordwand und Westgrat, Trichterwand und Nordwand des Hohen Gölls, gerade Westwand des Kleinen Watzmanns, Südwand des Großen Häußlhorns, Grund-überhorn-Südkante, Südwand des Kleinen Mühlsturzhorns und Südkante des Großen Mühlsturzhorns, wurden in den letzten Jahren von Reichsdeutschen (die Nordwand der Schärtenspitze und die Untersbergwände kommen Salzburger Bergsteigern zu) Felsfahrten größten Stiles eröffnet.

Die Berchtesgadener Alpen sind seit langem auch als ideales Schiland bekannt. Im Watzmannstod sind zwar die Hauptgipfel nicht mit Schiern zu besteigen, doch bieten vor allem das Watzmannkar mit dem 3. und 5. Watzmannkind und bei guten Verhältnissen auch das Hoched sehr lohnende Fahrten. Im Hochlaltergebirge hat eigentlich nur der gute und ausdauernde Schibergsteiger etwas zu suchen. Für diesen bilden Blauweisspitze (nur bis zur Randkluft mit Schi befahrbar), im Spätwinter der Hochlalter über das Schönwandel (von diesem ab ohne Schi) und Hocheisspitze auf dem Sommerweg (das letzte Stüd ohne Schibeteiligung) großartige Bergfahrten. Das Schiparadies in den Berchtesgadener Alpen ist das Steinernes Meer. Sämtliche Zugänge zur Hochfläche sind mehr oder weniger anstrengend; für Reichsdeutsche kommen als Zugang zum Rärlingerhaus nur die Wege Bartholomä—Saugasse und Wimbachtal—Hundstodgrube in Frage. Einer der schönsten Schiberge im Steinernen Meer ist der Funtenseeetauern, (1000 m Höhenunterschied vom Rärlingerhaus), von dem eine einzig schöne Abfahrt durch den „Unsinnigen Winkel“ in die Röh führt. Der Übergang vom Funtensee: Funtenseeetauern in die Röh und in das Hagengebirge zum Stahlhaus am Torrener Joch ist bei guten Verhältnissen (10—12 Stunden) sicher die großzügigste Schifahrt in den reichsdeutschen Bergen. Leichtere Fahrten finden sich im Hagengebirge, besonders ums vielbesuchte Torrener Joch. Hier locken vor allem Jenner, 1874 m, Schneibstein, 2274 m, und der etwas anstrengende Kahlersberg, 2351 m. Der Göllstod ist seinem Aufbau nach

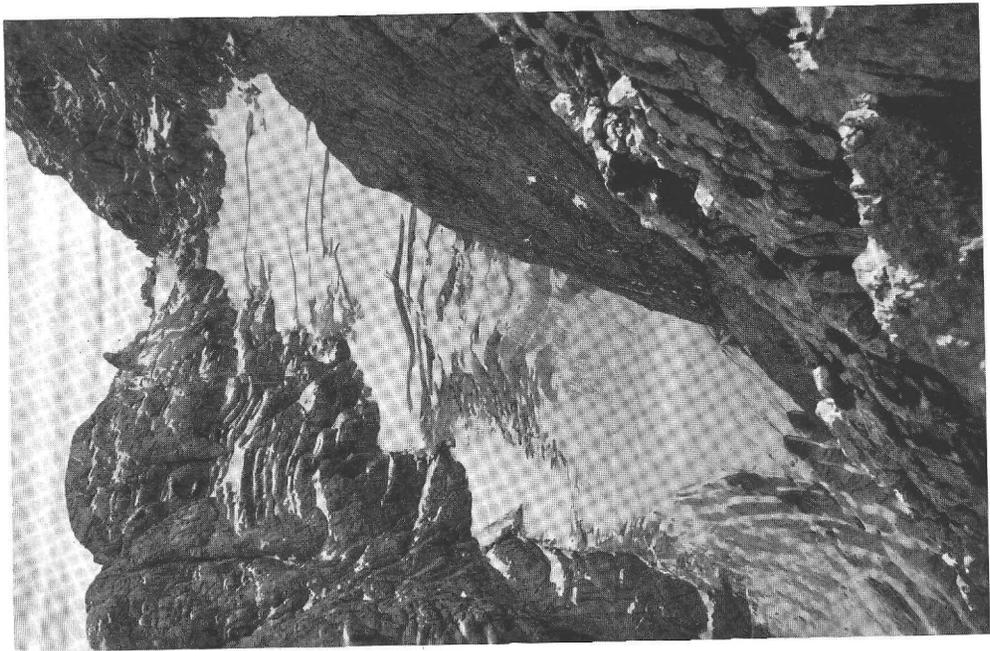


Königssee — St. Bartholomä mit der Waßmann-Ostwand
Berchtesgadener Alpen



Unter der Südflanke des Großen Mühlsturzhorns

Berchtesgadener Alpen



Blautalsteiföser vom Gipfel des Notpalfen



alles andere als ein Schigebiet, und doch können tüchtige Schibergsteiger den höchsten Gipfel, den Hohen Göll, aus dem Alpental erreichen; die Fahrt zählt aber zu den schwierigsten im Berchtesgadener Land. Ein herrliches Schigelände stellt die Hochfläche der Reiteralpe dar, und diese lohnt die etwas mühsamen Anstiege zur Traunsteiner Hütte reichlich. Von dort aus gibt es dann prachtvolle Abfahrten vom Wagendröschelhorn und (schwieriger) vom Großen Häußlhorn. Un das Große Mühlsturzhorn sollten sich aber nur ganz erprobte Winterbergsteiger wagen. Im Lattengebirge sind die lohnendsten Schigipfel, Übergänge und Abfahrten bezeichnet. Der Untersberg hat für den Schiläufer von der Berchtesgadener Seite aus nicht allzuviel Bedeutung, meist wird er von Salzburg aus bestiegen. Die Überschreitung in der Richtung Berchtesgadener Hochthron—Seiered wäre eine genussvolle Höhenschwanderung, fällt aber unter die Grenzsperrre. Alpenvereinshöhlen, die dieser nicht unterliegen, sind¹⁾: Kärtingerhaus (Funtenseehaus), 1620 m; Purtschellerhaus, 1770 m, am Nordabfall des Hohen Göll; E. v. Stahlhaus, 1736 m, auf dem Torrener Joch; Stöhrhaus, 1894 m, unter dem Gipfel des Berchtesgadener Hochthrons; Watzmannhaus, 1930 m, am Nordabfall des Watzmanns; Wimbachgrieshütte, 1327 m, im Wimbachtal; Blaueishütte, 1750 m, im Blaueisgar.

Die *Staufengruppe* mit Hochstausen, 1772 m, (Reichenhaller Hütte, 1730 m) und Zwiesel, 1781 m, ein Zug mit steilen Nordwänden, bildet den Übergang zu den *Chiemgauer Alpen*. Es ist ein schönes, reich gegliedertes Vorgebirge mit Längs- und Durchbruchtälern, das sich westlich vom Berchtesgadener Land, zwischen Salzburg und Inn, ausdehnt. Das Herz dieser Landschaft ist der Chiemsee, in dem auch die Geschichte des Baues ihren Brennpunkt hat. In seinen Fluten spiegeln sich die ältesten Kulturstätten der Gegend, die Eilande von Herren- und Frauenwörth, kisterliche Gründungen von Tassilo II. und der lieblichen Königin Tochter Irmingard. Die höchste Erhebung dieser Berggruppe, das Sonntagshorn, 1961 m, liegt im Hintergrunde auf der Grenze. Die meisten Gipfel der Chiemgauer Alpen sind bequem ersteigliche Aussichtswarten und Schiberge zugleich. Besonderes Lob verdienen in dieser Hinsicht Hochfelln, 1670 m, Hochgern, 1744 m, die zackige Kampenwand, 1669 m, und der Geigelstein, 1808 m, von dem aber nur seine Nordflanke noch innerhalb der Reichsgrenze liegt. „Klettererschüler“ finden in diesem ausgedehnten Gebiet außerdem manchen Berg, an dem sie mit Seil und Haken umzugehen lernen; besonders Kampenwand und Hörndwand stehen hier hoch im Kurs. Neben der oben angeführten Reichenhaller Hütte sind in den Chiemgauer Alpen für uns zugänglich die Rosenheimer Hütte, 1100 m, auf der Westseite der Hochries, und die Stoißeralm, 1300 m, (Alpenvereinszimmer).

Durch die tiefe Furche des Inntals von den Chiemgauern getrennt, breiten sich bis zum Isartal hin die als *Schliersee* und *Tegernsee* Berge bekannten Voralpenhöhen aus, von denen der aussichtsgewaltige Wendelstein, 1838 m, von Brannenburg im Inntal aus fast bis zur Spitze mit der Bergbahn erreicht werden kann, während eine Schar weiterer Gipfel dieser beiden Bergzüge, wie Brunnstein, Kottwand, Bodenschneid, Wallberg, Hirschberg, 1650 bis 1900 m, im Sommer das Ziel ungezählter Bergwanderer, im Winter zum Rassenkiparadies der Münchner, und einzelstehende, dolomitartige Kaltriffe, wie die sich im kleinen Solensee spiegelnden Ruchenköpfe, der Plankenstein zwischen Riffertogel und Wallberg, Kof- und Buchstein und Kofsteinnadel längst zum Münchner Klettergarten geworden sind. Ein herrliches Gebiet, nur muß man als Kletterer „ansehen“ und als Schiläufer viel „Luchfühlung“ nehmen. Aber schließlich ist das heute auch anderswo so. Weniger überlaufen sind die Grenzberge südlich von Kreuth, die Blauberge, die Scheide zwischen Tegernsee und Achensee, beide sichtbar vom Schindenstein, 1613 m, dem westlichen Punkt dieser Gruppe. Alpenvereins-

¹⁾ Ausführliche Angaben über Alpenvereinshöhlen, Höhlen anderer Vereine, Bergwirthshäuser und Alpengasthöfe enthält das „Taschenbuch für Alpenvereinsmitglieder“. — In diesem Aufsatz wurden nur Alpenvereinshöhlen angegeben.

hütten in den Schliersee und Tegernsee Bergen: Tegernsee Hütte, 1630 *m*, zwischen Rof- und Buchstein; Bledsteinhaus, 1010 *m*, südlich des Spitzingsees; Brauned-Gedächtnis-Hütte, 1550 *m*, auf dem Gipfel des Brauned; Brunnsteinhaus, 1350 *m*, am Südfuß des Brunnsteins; Rotwandhaus, 1790 *m*, unter dem Gipfel der Rotwand.

Vom linken Isarufer gegen die Loisach hin dehnt sich ein 16 *km* langer Gebirgszug, eine Wand an die andere reihend: die *Benediktenwand*, die im gleichnamigen Gipfel mit 1802 *m* ihren Höhepunkt erreicht. Dieser lange Kamm gibt dem ganzen Landstrich Oberbayerns um Jar, Loisach und Jachen einen charakteristischen Abschluß. „*Benedicta Bavaria!*“ soll der heilige Benedikt auf ihrem Gipfel ausgerufen haben, als er, von Italien kommend, den Berg erstiegen hatte und zu seinen Füßen das schöne Bayerland ausgebreitet sah. So ernst die Benediktenwand auf der Nordseite wirkt, wo sie gegen den Boden der Hausstattalm mit der Tuzinger Hütte, 1327 *m*, abbricht, so heiter scheint sie von Süden; hier dunkles Laßhengestrüpp und der bunte Wechsel von Wiese und Wald, dort graue breite Wandfluchten, durch die ein Duzend Kletterwege mit allen voralpinen Schwierigkeitsbegriffen führen. Auch in diesem Gebiet verwoandeln sich die zahlreichen Umhütten seit vielen Jahren jeden Winter in Schihütten; es gibt da einen „*Idealhang*“, einen „*Bayernhang*“ mit sehr viel Betrieb und daneben auch ganz ansfändige Gipfelsfahrten mit köstlichen Einsamkeiten, die auch an schönen Schifonntagen oft viertelstundenlang nicht unterbrochen werden.

Ein Querriegel verbindet die Benediktenwand mit dem *Walchenseegebirge*. Es ist die Einsenkung des Kesselberges, dessen alte Straße einst die Italienreisenden (auch Goethe) unter die Füße nahmen. Von der neuen Kesselbergstraße, die in Rehren einen Höhenunterschied von 250 *m* überwindet, überschaut man auf der einen Seite die freie und heitere Landschaft des Kesselsees, auf der anderen den Walchensee, eine Landschaft der Melancholie, großartig, düster, feierlich, umrahmt von dunklen Waldbergen, dahinter hoch die Gipfel des Karwendels und Wettersteins stehen. In dieser Einsamkeit lief vor Zeiten die Sage von einem weltfernen Gehöft zum andern: einst werden die unergründlichen Wasser des Sees den Kesselberg durchbrechen und das ganze Land mit seiner Hauptstadt überfluten. Seitdem die Technik einen Stollen durch den Kesselberg und steile Rohre legte, in denen die Wassermassen des Walchensees zum Kesselsee hinabschießen und deren Energien das Bayerland mit elektrischem Strom versorgen, hat sich die Mär erfüllt, allerdings in anderer Weise, als das Volk einst befürchtete. Östlich des Kesselbergpaffes erhebt sich der Herzogstand (Gipfel 1731 *m*, Herzogstandshäuser 1575 *m*), ein sehr „*bequemer*“ und wegen seiner Fernsicht sowie seines Zweifeln-Tiefblickes sehr berühmter Berg. Von ihm zieht ein ganz harmloser Grat (oh, wie vielen ist auf ihm schon übel geworden) zum Heimgarten, 1790 *m*, hinüber; und dieser Grat hat wieder eine hübsche Nordwand, deren Durchsteigung einen besonderen Reiz hat wegen der Brüchigkeit des Gesteins. Zum Walchenseegebirge, das nirgends die Grenze berührt, gehört auch noch die *Krottenkopfguppe* (oder Estergebirge) mit landschaftlich schönen und turistisch interessanten Zugängen (Pustertal, Archtal, Ristenkar). Hauptgipfel der Gruppe ist der Krottenkopf (2086 *m*, Krottenkopfhütte im Sattel zwischen Oberkopf und Krottenkopf, 1985 *m*), ein alpiner Spaziergang, ein Ausblicksberg von Rang und ein lohnender Schigipfel. Neben der Krottenkopfhütte besteht in diesem Gebiet noch ein weiteres Alpenvereinshaus, das *Alois-Huber-(Wank-)Haus*, auf dem 1780 *m* hohen Wank, dem Endpunkt der von Partenkirchen ausgehenden Seilbahn.

Gehen wir nun ins Karwendel, an dessen gewaltigen Ketten wir nur einen kleinen Anteil haben. Ganz auf reichsdeutschem Boden liegt nur das *Soierngebirge*, das ist der westliche Teil des ausgedehnten Karwendelvorgebirges, das vom Ahtental im Osten bis zum Isartal im Westen und Norden reicht. Die nordwestlichen Gipfel der Soierngruppe spiegeln sich im Walchensee. Schöttlkarspitze (sie bietet eine der großartigsten Ausichten in unseren Bergen), Soiern- und Krapfenkarspitze, 2050—2250 *m*, um-

schließen das Kleinod des Soiernkares mit den Soiernseen (dort das Soiernhaus, 1610 *m*). Große Wandprobleme gibt es hier nicht, aber gesteigerte Schönheit im Sinne des harmonischen Zusammenwirkens von Form und Farbe, von Stimmung und erhabener Ruhe. Eine weitere Unterkunft in diesem Gebiet bieten die Hochkopfhäuser, 1303 *m*, am Altacher Hochkopf; auch die Krinner-Kofler-Hütte, 1410 *m*, auf der Vereinsalm ist als günstiger Stützpunkt hier zu nennen. Sie liegt am Wege, der von Mittenwald über die Vereinsalm nach Vorderriß führt — eine überaus schöne Wanderung. Im östlichen Teil des Vorgebirges liegt die Tölzer Hütte, 1835 *m*, am Delpshals, die aber der Grenzsperrunterworfen ist. Dort läuft die Grenze über den auch von München aus sichtbaren Schajreuter, 2102 *m*, und weiter über Stierjoch, Lerchfögel und Demeljoch — Berge, deren Zugang am besten von Vorderriß und Fall aus erfolgt.

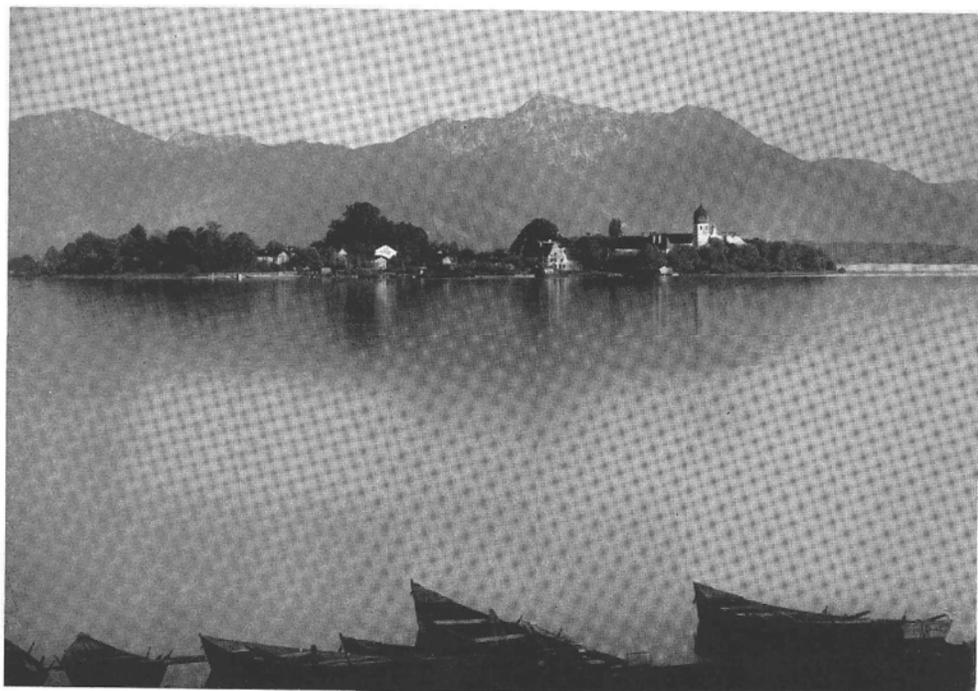
Die nördlichste Hauptgruppe des Karwendels, die *Vordere Karwendelfette*, die von Scharniz-Mittenwald im Westen bis zum Johannestal im Osten zieht, hat bereits ausgesprochenen Hochgebirgscharakter. Sie ruht mit ihrer Südseite im Karwendetal, während ihre nordseitigen Steilwände in das Tal von Mittenwald und gegen Vereinsalm-Hinterriß abstürzen. Einige Spitzen dieser Kette, die den Grenzverlauf bildet, dürfen wir wohl, ohne unbescheiden zu sein, als bayerische Berge bezeichnen, schon weil diese hauptsächlich von bayerischen Stützpunkten aus bestiegen werden. Die Westliche Karwendelspitze, 2385 *m*, mit der Mittenwalder Hütte, 1519 *m*, ist im Sommer der vielbesuchte Hausberg Mittenwalds; das an seiner Nordostseite eingelagerte Dammtar zählt zu den großen Schiabahrten des Bayerischen Hochlandes. Die prächtigsten Berggestalten in dieser Kette sind Tiefertarspitze, 2431 *m*, und Wörner, 2477 *m*, die mäßig bis sehr schwierige Wand- und Gratklettereien bieten. Als Stützpunkt für ihre Besteigung dient vor allem die Hochlandhütte, 1630 *m*, aber auch die Krinner-Kofler-Hütte liegt noch günstig. Von letzterer könnten auch Vogelstarpitze, 2524 *m*, und Östliche Karwendelspitze, 2539 *m*, höchster Gipfel der Kette, über deren Nordwände in sehr schwieriger Kletterei erstiegen werden.

In dem westlich an die Vordere Karwendelfette anschließenden *Wettersteingebirge* — beide durch das Isartal voneinander getrennt — schwingt sich der reichsdeutsche Alpenanteil zu seinen bedeutendsten Höhen auf. Seine beherrschende Stellung und sein geschlossener Aufbau sind schon von der Bayerischen Hochebene, ja selbst von München aus kenntlich, insbesondere seine höchste Erhebung, die Zugspitze, mit welcher der Gebirgszug in einer gewaltigen Kante plötzlich abbricht. Von dem Doppelgipfel der Zugspitze, 2963 und 2966 *m*, strahlen drei Hauptkämme aus: der mit der hufeisenförmigen Plattumrahmung in nordöstlicher Richtung ziehende, 5 *km* lange Wagensteinkamm (Riffelwände, 2626 und 2554 *m*, Wagensteine, 2277 und 2163 *m*), der genau östlich ziehende, 8 *km* lange Blassenkamm (Höllentalspitzen, 2743 *m*, 2745 *m*, 2721 *m*, Hochblassen, 2706 *m*, Alppitze, 2628 *m*) und der südliche, fast 20 *km* lange Flügel des Wettersteinkammes (Hochwanner, 2746 *m*, Oberreintalschrofen, 2523 *m*, Dreitorspitze, 2673 und 2633 *m*, Wettersteinwand, 2483 *m*), der bei Mittenwald endet. Wagensteinkamm und Blassenkamm schließen das Höllental ein; zwischen Blassenkamm und dem westlichen Teile des Wettersteinkammes liegt das lange Reintal, von dem das Oberreintal abzweigt — drei großartige Hochgebirgstäler, die zu den Schaustücken der Nördlichen Kalkalpen gehören. Im Wettersteingebirge besitzen wir (neben dem Berchtesgadener Blau-eis) einen weiteren richtigen Gletscher, den Höllentalgletscher, mit Rand- und Stirnmoränen, Gletscherbruch und großen Randklüften. Und da wir mit „echten“ Gletschern ja nicht allzusehr gesegnet sind, muß auch der Schneeferner als solcher herhalten. Übrigens bezeichnet ihn die Wissenschaft als richtigen Gletscher, wenn ihm auch die Merkmale eines Zentralalpengletschers fehlen; für den Bergsteiger aber ist er trotz seiner Ausdehnung nur ein harmloses Firnfeld. Seine in heißen Sommern zahlreichen Klüfte mögen aber immerhin dem Bedarf der Reintal-Zugspitzwanderer genügen.

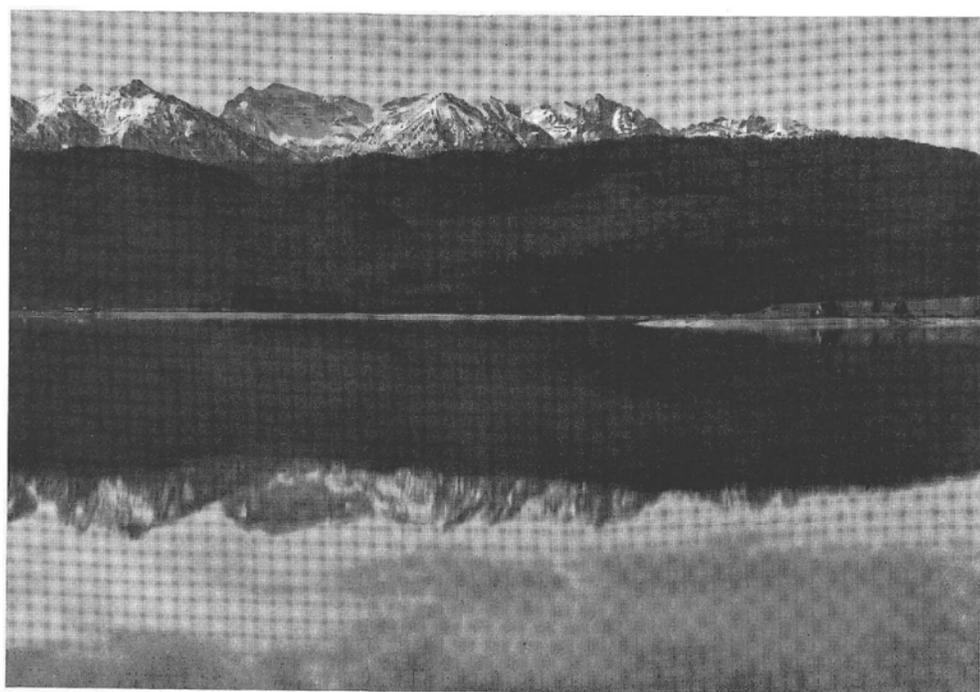
Die Zugspitze . . ., welch seltsamer Berg! Wo ist im weiten Alpenrund ein zweiter, der sich so interessant zu machen verstand, der so viel erstiegen und „erfahren“ wird und der so beliebt und unbeliebt zugleich ist? Daß er der höchste Gipfel des Deutschen Reiches ist, weiß jedes Kind. Aber der Berg gehört uns nicht allein. Mit gewaltigen, steilen Wandfluchten brechen im Westen Zugspitze und der anschließende Schneefernerkopf in das Talbecken von Ehrwald-Lermoos ab. Die Grenze verläuft vom Zugspitz-Westgipfel ab stets auf dem Wettersteinkamm: Schneefernerkopf—Hochwanner—Dreitortspitze—Wettersteinwand—Wettersteinspitzen. — Zu einer Zeit, da z. B. Mittlere Watzmannspitze, Großes Wiesbachhorn, Großglockner, Ortler, Triglav, Montblanc, Jungfrau, Finsteraarhorn längst ihre Bezwinger gefunden hatten, glaubte man (wohl das Werdenseller Volk) noch fest und steif an die Unersteiglichkeit der Zugspitze. Und als dann am 27. August 1820 der bayerische Leutnant Naus mit seinem Diener, der auf den seltenen Namen Maier hörte, und mit dem Partenkirchner Deuschl, nachdem sie in der Hirtenhütte auf dem Reintalanger die halbe Nacht geschlafen und die andere halbe Nacht „mit Ebdung der Flöhe“ zugebracht hatten, vom Platt aus nach „einigen Lebensgefahren und mit außerordentlichen Mühen“ die noch von keinem Menschen bestiegene Spitze erreichten, glaubte es ihnen niemand. Trotzdem sie einen kurzen Bergstock, an dem ein rotes Sacktuch befestigt war, auf dem (West-)Gipfel aufgezogen hatten. Ebenjowenig glaubte man der Tat des Partenkirchner Maurermeisters Resch, der mit dem Schastoni von Telfs drei Jahre darauf als erster den Ostgipfel betrat, wobei sie vom Schneeferner aus gerade über die Wände hinaufgestiegen sind. Heute ist die Besteigung der Zugspitze durch das großartige Reintal ein etwas „länglicher“ alpiner Spaziergang. Die „raffigeren“ Zugspitzwege wurden erstmals im Abstieg begangen. 1851 stieg der Jäger Bauer aus Farchant, der mit 29 Mann unter Führung des Forstwarts Riendl von Grased an der Kreuzaufstellung auf dem Westgipfel teilgenommen hatte, in das Österreichische Schneefar und von dort zum Eibsee hinab; 1872 wagte der Münchner Winhart, der später im Montblancgebiet verschollen ist, den (ohne die heutigen Sicherungen) gewiß nicht leichten und für damals abenteuerlichen Abstieg in das Höllental. Als erste Unterkunft stand den Zugspitzbesteigern die „Flohthütte“ im Reintal (wo heute die Ungerhütte steht) zur Verfügung; 1855 wurde „beim guten Wasser“ die Knorrhütte errichtet; 1884 folgte die Wiener-Neustädter-Hütte unter dem kleinen Österreichischen Schneefar und 1894 die Höllentalangerhütte. Auf dem Westgipfel entstand anfangs der achtziger Jahre ein bescheidenes Hüttchen, aus dem 1897 das Münchner Haus wurde; diesem wurde 1900 der Turm des meteorologischen Observatoriums angebaut. Nach dem Kriege wurde dann der königliche Berg in starke Fesseln gelegt: seit 1926 schwebt an den einst so gefürchteten Wänden das Drahtseil der Österreichischen Zugspitzbahn von Obermoos zum Zugspitzgrat empor, und seit 1930 fahren die eleganten Wagen der Bayerischen Zugspitzbahn von Garmisch-Partenkirchen über Eibsee, dann, teils durch den Leib des Berges, zum Hotel Schneefernerhaus, von wo aus noch eine Schwebebahn auf den Gipfel mit Aussichtsturm fährt.

Dem Reichsdeutschen stehen heute, abgesehen von den sehr schwierigen reinen Kletterstrecken, zwei Anstiege offen: der Weg durch das Reintal und der Aufstieg durch das Höllental, der trotz guter Steiganlagen Trittsicherheit und Ausdauer erfordert.

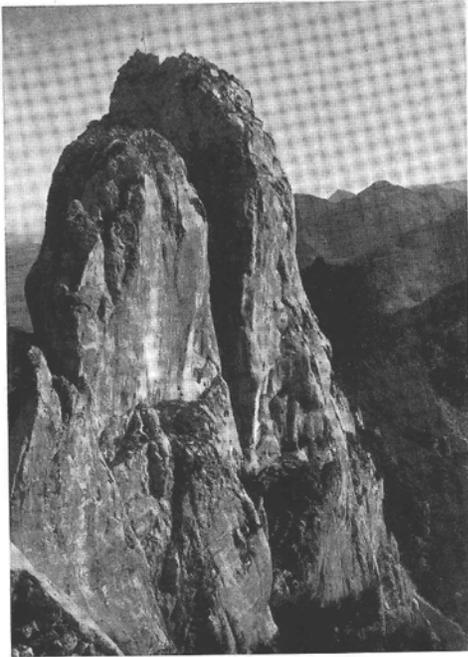
Ehe wir im übrigen Teil des Wettersteingebirges Umschau halten, ein paar Zugspitzkuriosa: Der gute alte Baedeker bezeichnete die Besteigung wegen mangelnder Aussicht als unlohnend! Es bedurfte erst der Berichtigung des bekannten Alpenpioniers Dr. von Ruthner im Jahre 1865, um diese merkwürdige Angabe Baedekers zu widerlegen. Tatsächlich ist die Aussicht von der Zugspitze eine der großartigsten in den ganzen Nördlichen Kalkalpen; sie reicht von den Donauhöhen bis zum Ortler und zur Bernina, und vom Salzkammergut bis gegen den Eddi. Das sei zur Ehrenrettung des Berges gesagt. Als erstes Todesopfer holte sich die Zugspitze ausgerechnet einen Bergführer, der auf dem



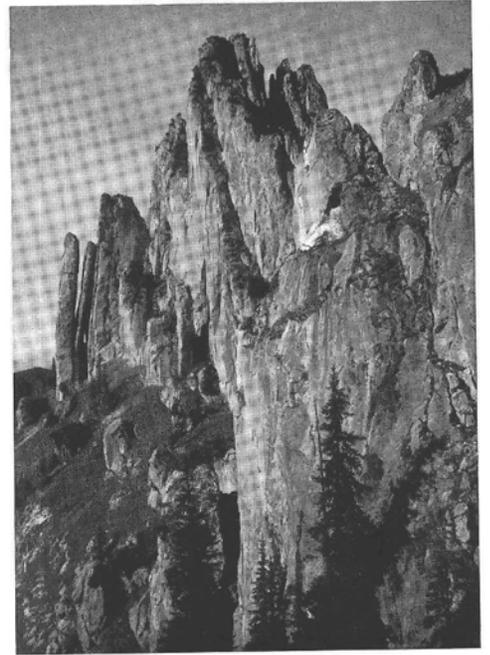
Chiemsee gegen Fraueninsel und Hochfelln—Hochgern



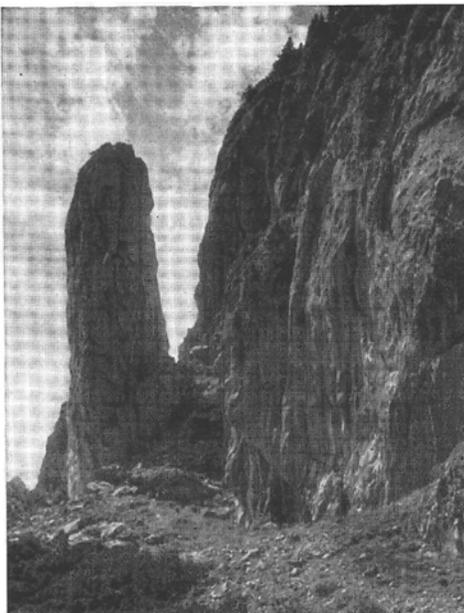
Walchensee mit Vorkarwendel



Kampenwand (Chiemgauer Berge)



Plankenstein (Tegernseer Berge)



Kofsteinnadel (Tegernseer Berge)



Benediktswand (Nordseite) mit Lußinger Hütte

Bayrische Voralpen





Wörner und Tiefkarspige (Karwendel)



Hochplatte und Geißelstein von Norden (Ammergauer Alpen)



Blick von unterhalb des Dreiforispiggatterls nach Westen. 1 = Hochwanner, 2 = Plattunrahmung, 3 = Zugspitze—Höllentalspitze, 4 = Hochblaffen,
5 = Alpspize
Wettersteingebirge



leichteren Abstieg vom Gipfel zum Platt verunglückte. Dann sei jenes Trägers des Münchner Hauses, F. Rieger, gedacht, der am 30. Juli 1914, nachts 1 Uhr, als ihm infolge Mobilmachung seine Einberufung telephonisch mitgeteilt wurde, in vaterländischer Pflichttreue antwortete: „I kimm glei“, sodann er seine Habe packte und noch in der Nacht zu Tal rannte. Rieger starb im folgenden Jahr in Frankreich den Heldentod. Auch verdient vermerkt zu werden, daß unter den Scharen, die nach Kriegsende dem „höchsten Ziele“ zustrebten, sich ein waderer Mann befand, der mit zwei künstlichen Füßen durch das lange Reintal auf den Gipfel stieg. Einige Merkwürdigkeiten des Berges — Leberle nannte ihn einmal das „riesige Reklameschild des Loisachtales“ — lassen sich beinahe nur in Superlativen ausdrücken: Die Zugspitze ist der höchste Berg des Deutschen Reiches; sie ist der Berg mit den „meisten“ Bergbahnen; sie ist sicher der am meisten besuchte Berg unter jenen, die fast die 3000-m-Grenze erreichen (wobei von den Besuchern, die ihre Gipfel betreten, die wenigsten Bergsteiger sind), sie hat Zugangstäler (Reintal und Höllental), die mit Recht zu den großen Wundern der Nördlichen Kalkalpen gezählt werden; sie ist einer der gewaltigsten Aussichtsberge, auf ihre Gipfel führen neben leichten auch schwierigste und gefährlichste Anstiege, und mit ihrem Schneeferner und Platt kommt ihr noch der Ruhm zu, Deutschlands höchstgelegenes Schiparadies zu sein. Ist es nötig, noch mehr zum Ruhme dieses Berges zu sagen?

Neben viel erstiegenen Bergen wie Alppitze und Dreitorpizze — stolze Gipfel mit leichteren bis schwierigsten Anstiegen — steht im Wetterstein noch mancher Berg, auf dem man sich einsam zu beschaulicher Rast niederlassen kann. Von den großen Wand- und Gratklettereien im Wettersteingebirge seien hier nur genannt: der lange und schwierige Gratübergang vom Zugspitzgatterl über Hochwanner—Hinterreintalschrofen—Teufelsgrat—Hundsfallkopf—Dreitorpizze—Dreitorpizgatterl mit der Meilerhütte; von hier kann die Gratwanderung fortgeführt werden über Musterstein—Wettersteinwand—Wettersteinspizen nach Mittenwald — wohl die großzügigste Gratbegehung in unseren Bergen; sehr schwierig ist auch der Übergang: Riffelscharte—Riffelwandspizen—Zugspitze, ebenso der Grat vom Kleinen über Großen Wagenstein zur Riffelscharte; verhältnismäßig leicht ist der Gratübergang von der Alppitze zur Zugspitze, der bis zur Inneren Höllentalspitze Drahtseilsicherungen hat (Zubildäumsweg), eine der schönsten Gratsfahrten im Wetterstein. Unter den großen Wänden haben vor allem Hochwanner-Nordwand, Scharnigspitze und Schlüsselarspizze (Südwände und Südostwände), Musterstein-Südwand, Nordwand des Mittelgipfels der Partenkirchner Dreitorpizze, Große Riffelwandspizze aus dem wildromantischen bayerischen Schneekar und über die Nordwand, sowie Riffelkopf-Ostwand und Ostante Berühmtheit erlangt; durch diese Wände wurden Anstiege gelegt, die heute zu den schwierigsten Felsfahrten zählen. Die „Schlüsselkar-Südost“ (auf österreichischer Seite) gilt wie die Große- und Westliche-Sinne-Nordwand und der Marmolata-Südpfeiler als alleräußerst schwierig.

Mit Ausnahme der Wiener-Neustädter-Hütte, 2216 m, am Nordwestabfall des Zugspitzstockes im österreichischen Schneekar liegen alle U.-V.-Hütten des Wettersteingebirges innerhalb der Reichsgrenze: Höllentalhütte, 1381 m; Kreuzedhaus (Wolff-Zöppritz-Haus), 1652 m, mit dem Bergbahnhof der Kreuzedbahn; Angerhütte im Reintal, 1366 m; Knorrhütte, 2051 m; Münchner Haus auf dem Westgipfel der Zugspitze, 2963 m, daneben Bahnhof der Bayerischen Zugspitzbahn; Meilerhütte am Dreitorpizgatterl, 2378 m; Oberreintalhütte, 1530 m, auf dem einsamen, großartigen Oberreintalboden.

Die eigentlichen Schigipfel des Wettersteins sind bald aufgezählt. Neben den wenig selbständigen Erhebungen des Osterfelderkopfes, 2050 m, des Mauerfchartenkopfes, 1920 m, der Stuibenspizze, 1921 m, und des Stuibenkopfes können nur Schneefernerkopf, 2875 m, und Wetterwand, 2699 m, — bis wenige Meter unter den Gipfel — mit Schiern bestiegen werden. Die Abfahrten von Schneefernerkopf-Wetterwand über das Zugspitzplatt zur Knorrhütte — berühmte Rennstrecken — sind etwas ganz Großarti-

ges. Die Abfahrt von der Knorrhütte bis zur Angerhütte mag für gute Läufer noch ein Genuß sein, dann aber folgt ein langer Fallschlauch durch das Reintal, der erst in Partenkirchen endet. Die schönste Abfahrt geht von der Knorrhütte über das Gatterl nach Ehrwald; sie ist aber derzeit gesperrt, und so bleibt für den Rückweg nur die Wahl zwischen dem langen und oft recht laminengefährlichen Reintal und der bequemen Bayerischen Zugspitzbahn. Im Gebiete des „olympischen“ Kreuzes haben wir, neben den oben erwähnten Schigipfeln, in der Hochalmmulde ein prachtvolles Schigelände, über dem hoch und hehr die Alppitze, 2628 m, thront — ein schönes Landschaftsbild. Sie ist der ideale große Schiberg in der weiten Runde; der Aufstieg erfordert zuletzt aber noch eine einstündige und — günstigenfalls — nicht leichte Gratwanderung, wobei die Schier abgeknallt werden müssen. Wer die Abfahrt vom Oberkar der Alppitze (bei sicheren Verhältnissen wird der Gipfel manchmal auch aus dem Grieskar-*scharte* erstiegen) zum Kreuz und von da über Rochelberg oder über die Standardstrecke in einem Zuge bis ins Tal durchhält, der dürfte für den Tag genug haben. Gute Schibergsteiger haben auch Hochblaffen, Hohen Gais, Hochwanner und Partenkirchner sowie Leutascher Dreitorspitze im Winter bzw. Frühjahr schon erstiegen. Übrigens ist im heurigen Winter auch die schwierigste Wand des Wettersteingebirges, die Schüsselfar Spitze-Südostwand, durchklettert worden¹⁾.

Dem Wettersteingebirge gegenüber steigt der mit dunklen Wäldern umgürtete *Kramer*, 1981 m, aus dem Loisachtal steil empor. Er ist der südöstliche Wächter der *Ammergauer Alpen*, und hinter ihm breiten sich noch große, wilde Bergeinsamkeiten. Diese Gebirgsgruppe von vollkommener Geschlossenheit, die es auf eine durchschnittliche Erhebung von fast 2000 m bringt, stellt im großen und ganzen den Typus eines Vorgebirges dar, wenn auch einzelne Bergeinheiten bereits die Eigenart des Hochgebirges zeigen. Der Reiz dieses Berglandes offenbart sich weniger durch Größe und Kühnheit seines Aufbaues, sondern mehr durch den rhythmischen Verlauf seiner Täler und Höhenzüge, sowie durch den beglückenden Wechsel von Wald, Weide und Felsenwelt. Die Gruppe der Ammergauer Alpen umfaßt den zwischen dem Loisachtal bei Eschenlohe—Oberau—Garmisch—Griesen und dem Lechtal bei Reutte—Füssen gelegenen Teil der nördlichen Kalkalpen, und liegt, mit Ausnahme der südwestlichen Erhebungen, auf reichsdeutschem Boden. Ihre Ausdehnung von Ost nach West beträgt etwa 30 km, ihre Nord—Süd-Ausdehnung etwa 20 km. Durch die vom Oberlauf der Ammer durchzogenen Täler: Ammerwaldtal, Graswangtal und Ammergauer Tal wird das Gebiet in mehrere Gruppen geteilt, von welchen die nördlichen und östlichen niedrige, sanfte Vorberge darstellen, während die südlichen und westlichen die bedeutenderen Erhebungen umfassen und einen Übergang zum Hochgebirge bilden. Im Norden beginnen die Ammergauer Berge mit dem Zuge des Trauchgebirges, das in der hohen Bleid eine Höhe von 1638 m erreicht; im Nordwesten und Osten bilden Hürnte- und Labergruppe mit fast 1700 m Vorposten; der nördliche Teil der Hauptgruppe, der vom Rosel bei Oberammergau westlich bis zum Fürstberg reicht, gipfelt in der 1925 m hohen Klammspitze; die umfangreicheren Südweststücke der Hauptgruppen erreichen in der Hochplatte und im Säuling schon die Höhe von 2000 m, und die bedeutende Südgruppe *Rot—Kramer—Geyerköpfe* findet in der Kreuzspitze, 2185 m, ihren höchsten Punkt. Etwas niedriger und sanfter ist die westlich anschließende *Plansee*gruppe, während der weit nach Südwesten vorgeschobene *Eggsfelder Blattberg—Upsberg* mit dem 2342 m hohen *Daniel* die höchste Erhebung der Ammergauer Alpen darstellt. Das ganze Gebirge zeigt, besonders von Süden, einen mäßig steilen Aufbau; in der Südgruppe finden wir bedeutende mauergleiche Nordabstürze, sowie mächtige Karbildungen und ausgeprägte Seitengrate.

Die Ammergauer Alpen sind auch heute noch nicht überlaufen. Ihr Name hat merk-

¹⁾ Siehe den Aufsatz: *Adolf Göttner*, Im Winter durch die Schüsselfar Spitze-Südostwand, im „*Bergsteiger*“, Heft 10, 1936.

würdigerweise nicht den Klang und die Anziehungskraft wie andere bayerische Alpengebiete. Und das ganz zu Unrecht — aber ganz zur Freude der Kenner dieses Gebietes. Als ehemaliges königliches Jagdgehöge, das mit großem Aufwand gepflegt wurde, waren die Ammergauer Berge der Touristik nur schwer zugänglich, und diese jagdlichen Maßnahmen haben für uns heute das Gute, daß in dieser Berggruppe ein Maß von Ursprünglichkeit und Unberührtheit erhalten blieb, wie dies in keinem anderen Teil unserer Voralpen mehr der Fall ist. Da auch in der Nachkriegszeit die Erschließung der Ammergauer in maßvollen Grenzen gehalten wurde, und diese vor einem Jahrzehnt auf Antrag der Sektionen Bergland-München und Garmisch-Partenkirchen zum Naturschutzgebiet erklärt wurden, wird wohl jeder Freund der Bergwelt mit Befriedigung von seinen Fahrten in den Ammergauer Alpen zurückkehren, sei es, daß er einen der wuchtigen, einsamen Gipfel erstieg, oder in herrlicher, ausichtsreicher Wanderung über Rämme und Grate zog, sei es, daß er von der märchenhaften Wanerflechwiese aus den kühnen Dolomitenturm des Geißelsteins erstieg, oder sei es, daß er durch die stille herbe Schönheit der winterlichen Ammergauer seine Doppelspur zog.

Dem Bergsteiger stehen in dieser Gebirgsgruppe sechs Alpenvereinshöhlen zur Verfügung, und diese liegen alle auf reichsdeutschem Boden: Starnberger Hütte auf dem Laberjoch, 1680 *m*; Hörnlehütte, 1390 *m*, unter der Kuppe des Hörnle; Pürschlingshäuser, 1564 *m*, ehemalige königliche Jagdhäuser auf dem Pürschling; Brunnenkopfhäuser, 1602 *m*, unter dem Gipfel des Brunnenkopfes, ehemalige Jagdhäuser; Kenzenhütte, 1255 *m*, bei den Kenzenjagdhäusern, nördlich der Hochplatte; Tegelberghäuser, 1707 *m*, auf dem Gipfel des Tegelberges, ebenfalls frühere Jagdhäuser.

Die Hochplatte (Hochplatt), 2082 *m*, ist der Schigipfel der Ammergauer Berge. Man trifft auf ihm nur echte und rechte Schibergsteiger — oder überhaupt niemand —, denn der Zugang von Linderhof oder Füssen ist lang, und das Gelände ist gerade keine Schiwiese. Der Gipfel lohnt mit reizvollen Ausblicken und mit herrlichen, abwechslungsreichen Abfahrten. Schönes und leichteres Schigelände ist in der Umgebung der Höhlen zu finden, nur die Tegelberghäuser liegen für Schifahrten ungünstig, und auch von den Brunnenkopfhäusern aus ist wegen Lawinengefahr nicht viel anzufangen. Aber es gibt in den Ammergauern abseits von den Höhlen noch eine Reihe von geradezu idealen Schigipfeln, wo man noch einsam seine Abfahrts Spuren gleich einer blauen Perlenkette in weite unberührte Hänge und durch zauberhafte Waldlandschaften ziehen kann.

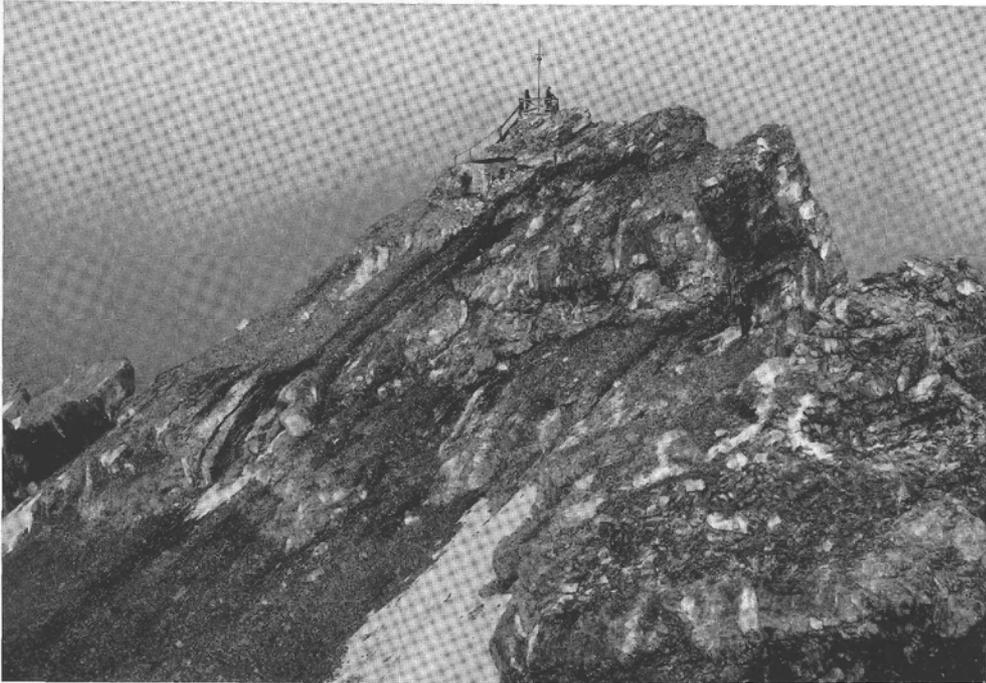
Dort, wo der Lech, der wilde unbändige Alpenfluß, als stäubender Wassersturz durch ein Felsentor nach Bayern eintritt, bauen sich in feierlichem Rhythmus die Schwangauer Berge, das westliche Ende der Ammergauer Alpen, auf. Mit kühnen Formen steigen sie aus dem Vorland auf, wo tief im Lannendunkel die Wasser des Alpsees und Schwannsees eingebettet sind, darinnen sich die steingewordenen Träume eines romantischen Königs, die Schlösser Neuschwanstein und Hohenschwangau, spiegeln. Der Hauptgipfel dieser kleinen Berggruppe ist der schön geformte ausichtsreiche Säuling, 2048 *m*, über den die Grenze läuft.

Mit Säuling und Pilgerstöfen enden die Ammergauer Alpen über dem rechten Lechufer. Was drüben, in schöner Steigerung entfaltet, gehört zu den Allgäuer Alpen, die mit den Ammergauern einen Teil der Lechtaler Alpen bilden. Von den verschiedenen, räumlich ziemlich scharf abgegrenzten Gebieten, in welche die Allgäuer Alpen eingeteilt werden, liegen innerhalb der Reichsgrenze die Vorberge um Nesselwang und Pfronten, sowie die zwischen Wertach und Iller, dann die Berge zwischen Iller und Osterach, die Berge des Ostertales und die Nagelfluhgruppe zwischen Immenstadt und Oberstaufen. Der gegen Norden steil abfallende Allgäuer Hauptkamm ist brüderlich geteilt zwischen Deutschland und Österreich, und auch an der als Bregenzer Wald bezeichneten Gruppe haben wir bis zu den Gottesackerwänden und dem Hohen Isen noch Anteil.

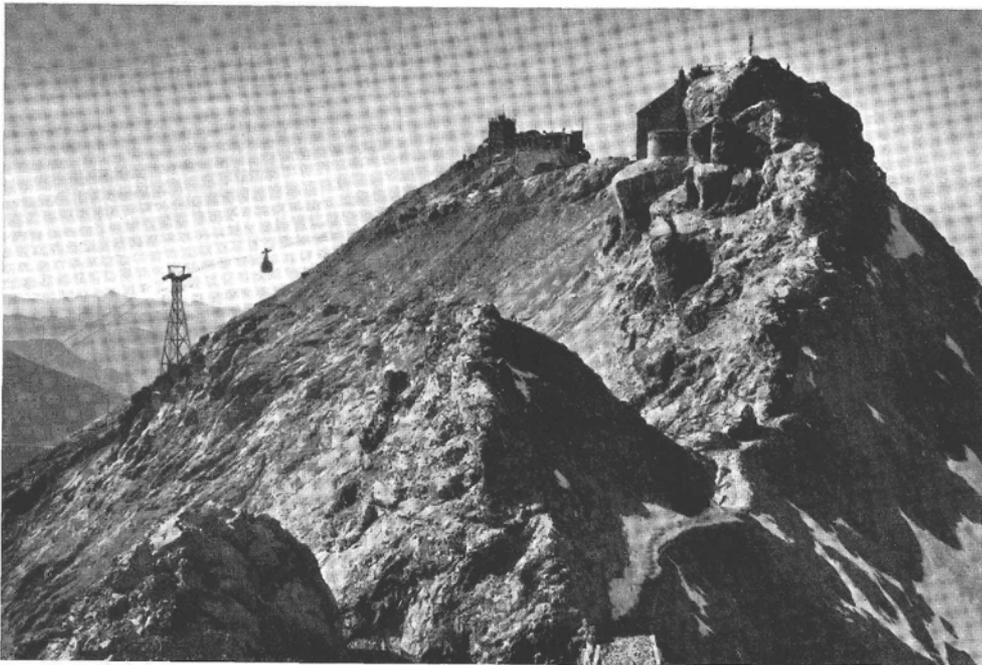
Das große Wunder der Allgäuer Berge und somit des westlichen Endes der Bayerischen Alpen ist der Bergkranz um Oberstdorf. Wandert man die Täler der Stillach oder Trettach hinan, so stößt man auf den steil ansteigenden Grenzwall, und es öffnen sich von der Spielmannsau wie von Einödsbach, der südlichst gelegenen Ansiedlung des Reiches, Hochgebirgsbilder von gewaltigem Eindrud.

Der uns zugängliche Teil des Allgäuer Hauptkammes bietet eine reiche Auswahl an würdigen Bergsteigerzielen, angefangen vom leicht ersteiglichen Aussichtsgipfel, wie z. B. das Nebelhorn (2224 m, Seilbahn von Oberstdorf zum Edmund-Probst-Haus, 1923 m) bis zu den sehr schwierigen und gefährlichen neueren Aufstiegen an Höfats, Hochvogel, Trettachspitze u. a. Neben Mädelegabel, 2646 m, mit ihrer zweigipfeligen etwas höheren Haupterhebung der Hochfrottspitze, 2649 m, Bockarkopf, 2609 m, Wiberkopf (2600 m, dem südlichsten Punkt des Deutschen Reiches), Hohes Licht (2652 m, zweithöchster Gipfel der Allgäuer Alpen), Linderkopf, 2455 m, Rotgundspitze, 2485 m, und Hochgundspitze, 2460 m, vermag vor allem die Trettachspitze, 2596 m, den Bergsteiger zu fesseln, „herausfordernd einen jeden, in dessen Adern etwas Gemsenblut rollt, von allen Seiten drohend, unangreifbar ihn zurückweisend“, urteilt Hermann v. Barth, und „wenn eine Spitze unersteigbar ist, so muß es diese sein!“ Nun, die Jungfräulichkeit der Trettachspitze ist längst dahin, sie ist entschwunden zu einer Zeit, wo das Bergsteigen in den Kalkalpen noch in den Kinderschuhen steckte. Der Berg hat seine Geschichte wie seine Sage. Das Historische ist nach Hermann v. Barth folgendes: „Die Brüder Jochum, deren Anwesen in der Birgsau liegt, und zum größten Teil in Bergwiesen besteht, deren Heu auf Steigeisen gemäht und auf den Schultern herabgetragen werden muß, waren die ersten, welche, im Jahre 1855, die Trettachspitze betraten. Einer derselben beobachtete eines Nachmittags ein Rudel Gemsen, das die schlanke Dolomitsäule hinaufsprang und bis auf den Gipfel derselben gelangte. Er begann sogleich auf der vorgezeichneten Spur nachzuflettern und kam bis etwa zur halben Höhe der Spitze; einfallender Nebel verhinderte ihn an der völligen Ausführung. Undern Tags unternahmen die drei Brüder gemeinsam die Ersteigung und erreichten auch glücklich den Gipfel. — Baptist Schraudolph von Einödsbach (später bekannter Allgäuer Bergführer [der Verfasser]), ein naher Verwandter der Jochum, bewerkstelligte wenige Tage später die zweite Ersteigung und pflanzte die hohe Kreuzstange auf dem Gipfel auf, die viele Jahre lang dort Wind und Wettermuth trotzen hat. Eine dritte Ersteigung erfolgte noch im Herbst des nämlichen Jahres, abermals von Baptist Schraudolph und einer Schwester der Jochum und wurde ebenfalls glücklich zu Ende geführt. — In der Folgezeit versuchten sich noch einige Sennen der benachbarten Alpen, als verwegene Steiger und Wildheuer bekannt, an der Trettachspitze; unter denen, die auf sie gelangten, nannte Schraudolph mir zwei Brüder Dannheimer. — Anfangs der sechziger Jahre rühmte sich ein aus der Schweiz gebürtiger, auf den Almen des Taufersbergs (am Fuße der Schafalpenköpfe im Rappental) verdingter Senne dem Schraudolph gegenüber, auch er sei auf der Trettachspitze gewesen. Dies veranlaßte den letzteren zu einer dritten Ersteigung, und der Befund bewahrheitete die Aussage des Schweizlers: es zeigten sich frische Einschnitte an der Kreuzstange. — Es mögen sohin bis zum Jahre 1869 etwa acht bis zehn Personen auf der Trettachspitze gewesen sein; ich kann in bezug auf dieselbe jenes Prädikat in Anspruch nehmen, welches als herzförderndes Mittel für die alpenruhmdürstende Menschheit in so genialer Weise von der Neuzeit erfunden worden: das einer „ersten touristischen Ersteigung“.

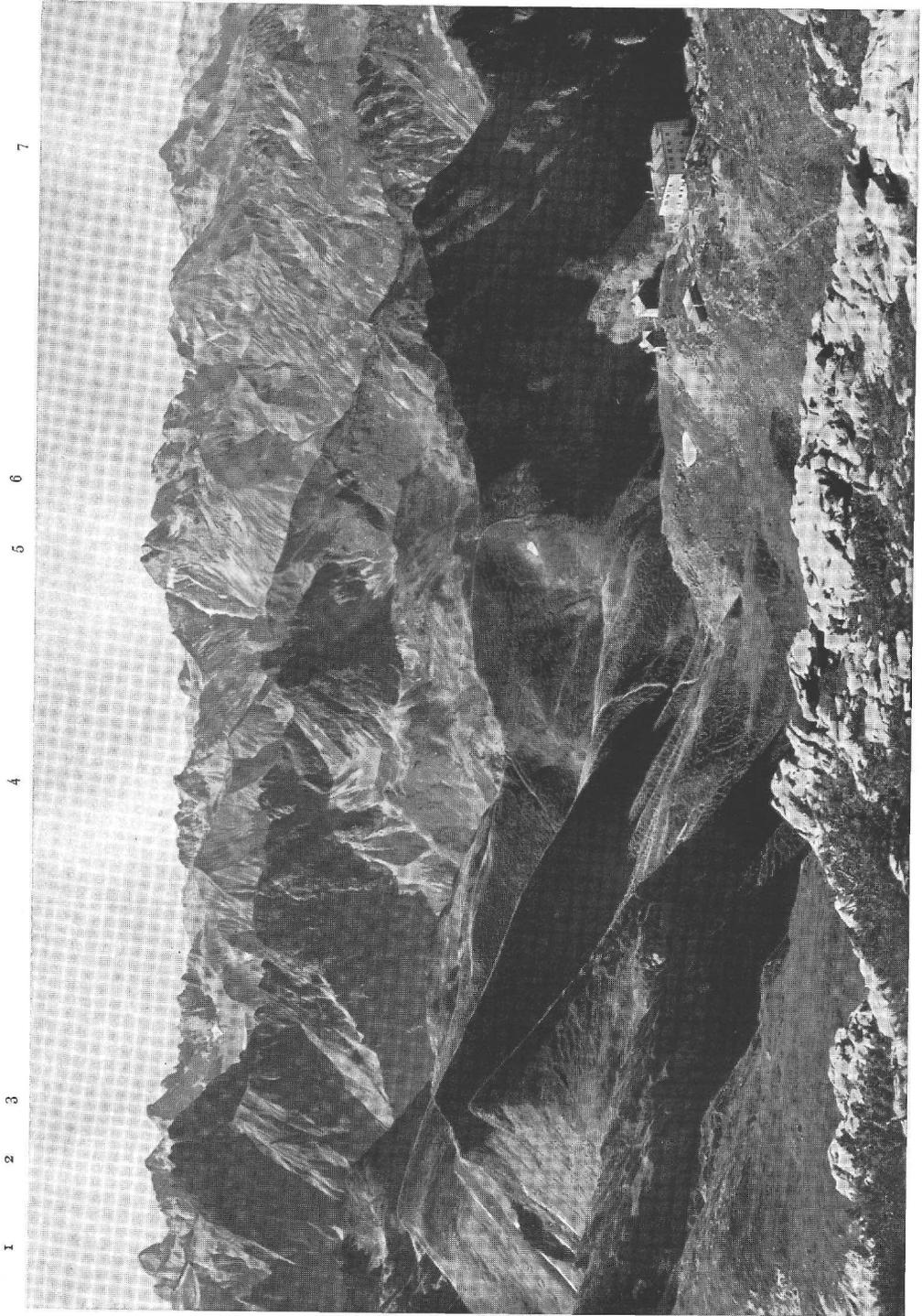
Dies ist das Geschichtliche über die Trettachspitze. Man erzählt wohl auch, die ersten Ersteiger hätten auf ihrem Gipfel Gerippe und verrostete Büchsen von Wilderern aufgefunden, die früher ihn erklimmen und, vom Unwetter überrascht, nicht mehr heruntergekonnt; diese Erzählung entbehrt jeder wahrheitsgemäßen Grundlage. Ebenso gehört die gewöhnliche Schilderung der ersten Ersteigung, daß die Schwester der Jochum an



Die Zugspitze — einst und jetzt



Oben: Der Zugspitz-Westgipfel. Aufnahme aus den achtziger Jahren
Unten: Münchner Haus. Seilbahn der Bayer. Zugspitzbahn, rechts Gipfelstation



I
2
3
4
5
6
7

8→



Blick vom Nebelhorn (unten rechts Edmund-Probst-Haus) auf den Allgäuer Hauptkamm. 1 = Großer Krottenkopf, 2 = Dfner Spitze, 3 = Krotten Spitze
4 = Kraßer, 5 = Mädelegabelgruppe, 6 = Hoher Licht, 7 = Silberkopf, 8 = Höfats

dieser teilgenommen, daß die Gesellschaft von den auf dem Gipfel weilenden Gemsen überrannt worden sei, dem Gebiet der Sage an; man wird unschwer die geschichtlich wahren Momente ersehen, aus welchen dieser sagenhafte Bericht sich zusammenkristallisierte.“

Aus dem Trettachtale streben weite Kare empor gegen die vielgestaltige Kette, die sich von der Mädelegabel nordostwärts hinzieht, und von dieser zweigt wieder ein Grat gegen Norden ab, aus dem gespenstlich und drohend das merkwürdige Gebilde der Höfats herauspringt. Die Gestalt dieses viergipfeligen Berges, 2258—2260 *m*, ist sogar im Allgäu, wo die Grashänge so steil sind, daß die Einheimischen nur Schuhe mit festen Griffseisen tragen, während die Hühner mit Steigseisen aus dem Ei kriechen sollen, eine ans Unwahrscheinliche grenzende. Der Berg besteht aus 60—70 Grad geneigten, dem Auge senkrecht erscheinenden grasdurchsetzten Felswänden. „Es sind aber nicht die angenehmen Graspolster, die dem eisenbewehrten Fuß guten Halt bieten, sondern langsträhmige Büschel, die über das Gestein herabhängen und eine Bahn für jedes Ausgleiten geben.“ Unter der großen Zahl der schöngestalteten Berggrößen der Allgäuer Alpen darf auch der Hochvogel, 2594 *m*, nicht unerwähnt bleiben. Purtscheller und Hess haben ihn als das idealste Gebilde eines Kalkgipfels bezeichnet. Die Besteigung vom Prinz-Luitpold-Haus aus ist „für Geübte“ einfach; sehr schwierige Kletterfahrten bietet die Nordwand, die heuer sogar im Winter durchstiegen wurde.

Im Hauptgebirgszug des Allgäus, beginnend mit dem Geishorn bei Hinterstein bis zum Hohen Licht und Biberkopf, mit den Seitenästen Nebelhorn- und Daumengruppe, sowie in der (österreichischen) Hornbachkette, wurden Höhenwege geschaffen, die an landschaftlicher Großartigkeit und hinsichtlich ihrer mustergültigen Anlage vielleicht nur in den Höhenwegen in den Lechtaler Alpen ein Gegenstück haben. Diese verhältnismäßig bequemen, teilweise mit Sicherungen versehenen und Höhenverluste möglichst vermeidenden Steiganlagen führen — von Hütte zu Hütte — über Fächer, Grate und über die interessantesten Gipfel der Allgäuer Alpen. Am berühmtesten wurde der 3 *km* lange „Heilbronner Weg“, das ist das prächtige Stück Waltenberger Haus—Bodkarfcharte—Bodkarfopf—Hohes Licht—Rappenseehütte; vielfach wird die ganze Strecke Edmund-Probst-Haus (Nebelhornhaus)—Prinz-Luitpold-Haus—Himmelleid—Märzle—Kemptner Hütte—Mädelegabel—Bodkarfopf—Hohes Licht—Rappenseehütte als Heilbronner Weg bezeichnet. Dieser überaus eindrucksvolle hochalpine Spaziergang ist, wenn schneefrei, auch Mindergeübten bedenkenlos zu empfehlen.

Von den Alpenvereinshöhlen in den Allgäuer Bergen liegen auf reichsdeutschem Boden: Edmund-Probst-Haus (Nebelhornhaus, Endpunkt der von Oberstdorf ausgehenden Seilbahn), 1923 *m*; Grüntenhäus, 1536 *m*, Alpenvereinszimmer, südwestlich des Grüntengipfels; Kemptner Hütte, 1846 *m*, nördlich des Mädelejochs; Mindelheimer Hütte, 1930 *m*, im Rappental; Prinz-Luitpold-Haus, 1846 *m*, nördlich des Hochvogels; Rappenseehütte, 2092 *m*, im Rappental; Waltenberger Haus, 2080 *m*, im Bodkar westlich der Trettachspitze; Willersalpe (1456 *m*, Alpenvereinszimmer) bei Hinterstein; Kemptner Schihütte, 1370 *m*, ganzjährig bewirtschaftet, südöstlich vom Weiskopf; Staufner Haus, 1600 *m*, nordwestlich des Hochgrates; Talherberge in Oberstdorf; zugänglich sind für uns ferner die Unterkünste im Kleinen Walsertal: Norishütte in Saad; Schwarzwasserhütte, 1628 *m*, im obersten Schwarzwassertal; Talherberge in Riezlern; Altes Wädele, 1380 *m*.

Das Allgäu ist Schiland. Es steht in dem Ruf, eines der schönsten Schigebiete der nördlichen Kalkalpen zu sein. Das Riedberger Horn gilt als der schönste reichsdeutsche Schigipfel. Zahllos sind die Schihütten und Schiberge in diesem Alpengebiet. Die einzelnen Gruppen bieten fast durchwegs leichte, hervorragend schöne Fahrten, nur der Allgäuer Hauptkamm mit seinen meist lawinengefährlichen Anstiegen ist dem erfahrenen Schibergsteiger vorbehalten.

Vom Hochgrat, 1834 *m*, dem letzten bedeutenden Gipfel im westlichen Teil des All-

gäus, der bequem von Immenstadt oder von Oberstaufen erwandert werden kann, und der eine großartige Übersicht über die Allgäuer Alpen und den Bregenzer Wald, dazu noch einen Blick östlich bis zur Zugspitze und westlich bis zu den Eisdomen des Berner Oberlandes gewährt, gehen die Bayerischen Alpen rasch in ein sanftes, im Frühjahr blüten-schwellendes, im Herbst fruchtbeladenes Mittelgebirge über, das zur silberblinkenden Weite des Bodensees hinabsinkt.

*

Viele Berggruppen fließen in der mächtigen Kette der Ralkalpen zwischen Königssee und Bodensee ineinander. Und jede ist reich an hohen landschaftlichen Schönheiten. Dort steigt aus den Fluten des königlichen Sees eine schneegebänderte Wand zu schwindelnder Höhe auf, hier wuchten mächtige Mauern, voll Schwermut und düsterem Ernst, dann wieder krönen silbergraue Felsgrate die Lieblichkeit entzückender Alpweiden; dahinter plötzlich milde Bergzüge, die bleiche Schuttströme unbarmherzig auf das Grün der Täler herabwälzen, Gruppen mit Steilwänden, an denen das Auge vergeblich nach einem Ruhepunkt sucht, wo der Berg, der Fels zur Tafel, zum ewig gültigen Gesetz wird. Ist es nicht, als würden die Alpen noch einmal all ihre Schönheiten entfalten, ehe sie in die schwäbisch-bayerische Hochebene ausmünden?

*

Es ist eine böse Zeit. Schwer lastet die Grenzsperrung auf uns. Niemand empfindet sie härter als wir Bergsteiger. Es bleibt uns nichts übrig, als aus der Not eine Tugend zu machen und im eigenen Alpengebiet zu wandern und zu steigen. Aber ist es nicht ein köstlicher Gewinn, wenn wir dadurch einmal unser heimatliches Bergland gründlich kennenlernen? Wer könnte sich rühmen, das ganze große Gebiet von den Berchtesgadener bis zu den Allgäuer Alpen, von den Vorbergen bis zu den Grenzkämmen bis in seine einsamsten Täler und letzten Winkel durchwandert und all seine Höhen, Wände und Gipfel schon erstiegen zu haben? Und es mag jemand noch so viel gewandert und gestiegen sein — auch die bayerischen Berge werden ihn mit ihren hundertfältigen Wundern an Lieblichem und Groteskem, an Erhabenem oder Ernstem zu innerst ergreifen.

Der Streifzug durch den Alpenanteil des Deutschen Reiches ist zu Ende. Es war nur ein flüchtiges Umschauen, eine Plauderei, die bei weitem nicht alles aufzeigen konnte. Vieles mußte im engen Rahmen dieses Aufsatzes ungesagt bleiben.

Freude und Schmerz waren der Feder Gefährten. Die Freude jauchzte: sieh her, deine Heimat, hier bist du daheim; sieh, so groß, so unbegreiflich schön sind die Berge der Heimat. Der Schmerz wies mit hohler Hand in Täler, auf Hügel und Grate, auf die hohen Spitzen: hier trennen Grenzen den Bruder vom Bruder. . . Und dann steigen sie auf die Erinnerungen an liebe Bergfreunde, an Kampf und Gipfelwonne, an Hüttenabende, da voll überschäumender Freude die Tat des Tages gefeiert wurde. Unsere Hütten „drüben“ waren uns genau so Heimat und Heim, wie die „herüber“. Wenn wir einander auch nicht kannten, die wir uns im Tal, auf den Gipfeln, an den Hüttenischen begegneten, ein Band: die gleiche Sprache, die gleichen Gesetze des Blutes, die gleiche Liebe zur Heimat und zu ihren Bergen, umschlang uns und ließ uns im Frohsinn wie in der Gefahr zusammenrücken und zusammenstehen.

Ein strenges unerbittliches Walten hat die Tore zwischen Brüdern geschlossen. Ein gültiges Gesetz wird sie wieder öffnen. Bis dahin wollen wir uns Tag um Tag über alle Grenzen und Gipfel hinweg mit Hermann von Gilm zurufen:

Wie sich das Schicksal eines jeden wende,
Soll doch der Freundschaft Band uns fest umschlingen,
Sein Rosenduft uns in die Seele dringen
Und halten soll es bis zum Lebensende!

Geschichtskunde des Karwendelgebietes

Von Prof. Otto Stolz, Innsbruck

Inhaltsübersicht des zweiten Teiles
(Fortsetzung des ersten Teiles im Bande 1935 dieser Zeitschrift):

Geschichte des Forstwesens im Karwendel S. 15. — Geschichte der Jagd im Karwendel S. 24. — Gewässer und Fischerei, Bach- und Talnamen im Karwendel S. 35. — Geschichte der Bergwerke im Karwendel S. 40. — Geschichte des Verkehrs im Karwendel S. 43.

Der dritte und letzte Teil über die Geschichte der Almten im Karwendel und seine bergsteigerische Erschließung wird im nächsten Bande dieser Zeitschrift erscheinen.

Geschichte des Forstwesens im Karwendel

Gleich manchen andern Gruppen der Nördlichen Kalkalpen fällt das Karwendel auch heute durch den großen Umfang seiner Waldbestände auf. Es beträgt dort das Waldland bei 60, das Grasland mit den Almweiden bei 10, das Felsland bei 30 v. H. der Gesamtfläche, in den Nordtiroler Uralpen das Waldland aber meist nur bei 30, das Grasland — wegen der Ausdehnung der dortigen Almen — bei 40 v. H. Nur im Sonnwendgebirge — in den Tälern von Brandenberg und Thiersee — ist der Anteil des Waldlandes wegen der geringen Erhebung dieses Gebietes noch größer, nämlich bei 70 v. H. Dieser Reichtum des Karwendels an Wäldern erklärt sich letzten Endes daraus, daß seine Boden- und Klimaverhältnisse zur Anlage von Feldern und Dauersiedlungen wenig Anreiz geboten und sich solche nur an den Rändern ausgebreitet haben, wie wir des nähern im vorigen Bande dieser Zeitschrift, S. 39 f., darlegen konnten.

Auch in der Geschichte des Karwendelgebietes tritt vom Anfange an der Wald und die politische Verfügung über denselben hervor. Den westlichen Teil des Karwendels und den östlichen des Wettersteins faßte man im früheren Mittelalter unter dem Namen *Scharnitzer Wald* oder auch *Reichswald* (*silva und saltus regalis*) zusammen, weil dort eben der Wald in besonderer Geschlossenheit über das ganze Gebiet sich ausgedehnt hat im Vergleich zu den stärker besiedelten Gebieten auf der oberbayrischen Ebene und im Inntal.

Die Träger der Reichsgewalt, die alten bajuwarischen Herzoge und dann die deutschen Könige und Kaiser, haben über diesen Wald noch im 12. Jahrhundert manche Verfügungen getroffen, indem sie einzelnen Klöstern Rodungsrechte in demselben verliehen, so an die Klöster Scharnitz, Benediktbeuern und Piburg (siehe diese Zeitschrift, Bd. 1935, S. 42 u. 44). Seit dem 13. Jahrhundert erhielten aber die Verfügung über diesen ehemaligen Reichswald diejenigen, die in den angrenzenden Räumen aus der Grafschaft die landesfürstliche Gewalt für sich herausgebildet haben, das waren die Grafen von Andechs und deren Rechtsnachfolger im Inntal, die Grafen von Tirol, im ganzen südlichen, und die Herzoge von Bayern im nördlichen Teile dieses Waldes, die Bischöfe von Freising, als die Herren der Grafschaft Werdenfels, im nordwestlichen (s. Bd. 1935, S. 65 f.). In allen Beschreibungen der Marken dieser Fürstentümer, die seit dem Ende des 13. Jahrhunderts vorliegen, werden die Forste als ein wesentlicher Bestandteil jener angegeben.

Die erste genauere Bemerkung des Gebietes bezeichnet sich lediglich als „Wildban n der Herren von Österreich“, sie wurde um 1420 für die ganze Strecke vom Wetterstein bei Ehrwald bis vor Mittenwald und von da über das Karwendel bis ins Achenal angefertigt¹⁾. Auch der Markenbeschrieb des Gerichtes Rottenburg, das sich über das östliche Karwendel erstreckte, betont in seiner in das 14. Jahrhundert zurückgehenden Fassung, daß das Gericht sich den Gemärken des Besaids, Federspielfangs, der Fischwaid, der Alben, Gebürgen und Wälden (Wälder) anschließe²⁾. Jener Ausdruck „Wildbann“ begreift ebenso wie der Forstbann einerseits die Holznutzung und andererseits die Jagd, nicht etwa letztere allein, in sich. Später, seit dem 16. Jahrhundert, sagte man dafür auch, daß der Landesfürst in seinem ganzen Lande die hohe forstliche Obrigkeit, die *F o r s t h o h e i t* oder das Forstregal, besitze, die Gewalt, über die gesamten Wälder Verfügungen zu treffen. Auch die beiden Stifter St. Georgenberg im Inntal und Tegernsee in Oberbayern, die im Achenal, Tegernsee nördlich vom Klamm bach und Tollmannsbach, ausgedehnte Waldungen besaßen und hierüber im Jahre 1348 und nach einer Angabe schon 1170 Verträge abschlossen, mußten sich der Forsthoheit des Tiroler Landesfürsten fügen und nach seinen Weisungen Holz für die Berg- und Schmelzwerke zuteilen³⁾.

Die Tiroler Landesfürsten haben nun die Nutzung des Holzes in den Wäldern ihres Landes nach zwei Richtungen hauptsächlich ausgeübt und zugelassen. Den bäuerlichen *G e m e i n d e n* wurden in den Wäldern, die den Siedlungen zunächst lagen, den sogenannten Heimwäldern, die Entnahme von Holz zum eigenen Bedarf wie früher auch weiterhin gestattet. Der Verkauf von Holz seitens der Bauern mußte aber stets von der Forstbehörde bewilligt werden. So durften die Schwaighöfe in der Pertisau nach einer um 1330 aufgezeichneten Kundschaft in der Umgebung wohl das Dachholz zu ihren eigenen Häusern und Höfen nehmen, aber nichts davon verkaufen⁴⁾. Es war aber nicht allein der Bedarf nach Bau- und Brennholz, womit die Bauern im Laufe der Zeit dem Bestande der Wälder immer mehr zusetzten, sondern in noch größerem Grade ihr Verlangen nach neuen Rodungen im Waldland, um ihren Besitz an Wiesen und damit ihre Viehhaltung zu vergrößern. Das Roden oder „Schwenden und Brennen“, wie man damals sagte, war auch grundsätzlich an die Bewilligung des Landesfürsten und seiner Forstbehörden gebunden, dennoch haben die Bauern dies ziemlich oft getan, ohne vorher um eine Bewilligung anzufuchen. Die Almen in den inneren Karwendeltälern, besonders auch im Riß-, Bächen- und Achenal sind meist auch durch Rodung im Wald und im Sunderngebiet entstanden, hierüber wird näher bei der Geschichte des Almwesens zu sprechen sein.

Das Forstmeisteramt hat damals auch die Gemeinden veranlaßt, für die Waldnutzung schriftliche Ordnungen aufzustellen. Des nähern ist uns eine solche für die Stadt Innsbruck und Gemeinde Hötting, die zusammen die Wälder auf der Innsbrucker Nordkette besaßen, aus dem 15. Jahrhundert bekannt⁵⁾. Demnach dürfen die einzelnen Angehörigen beider Gemeinden diesen Wäldern nur Holz für den eigenen Bedarf entnehmen und nicht zum Verkauf, nur Bäume, die mehr als einen Schuh Durchmesser haben, fällen, das Astwerk haben sie gut aufzuarbeiten. Von stehenden Bäumen dürfen Lagen (grüne Zweige) nur für die Archen abgehaut werden, nicht aber für andere Zwecke. Auf den ganz steilen Hängen war der Wald als Schutz gegen Muren und Lähnen gebannt, hier durfte überhaupt kein Holz geschlagen werden. Auch die allgemeinen Waldordnun-

¹⁾ Ein Schriftbild und eine wörtliche Übertragung dieses auf ein Pergamentblatt geschriebenen Wildbannes habe ich in der Zeitschrift 1928, S. 19 und 52, mitgeteilt.

²⁾ Stolz, Landesbeschreibung von Nordtirol im Arch. öst. Gesch., Bd. 102, S. 198.

³⁾ A. a. O. S. 206.

⁴⁾ Staatsarchiv Innsbruck, Rod. 3825, Fol. 8.

⁵⁾ Stolz, Die alte Waldordnung von Mühlau und Hötting in Tir. Heimatblätter 1934, S. 140 ff.

gen, die für das Inntal seit 1500 erlassen wurden, enthalten ähnliche Grundsätze, die den Raubbau am Walde, die Verwüstung und Ausödung des Waldes, wie man damals sagte, verhindern sollten. Daher schärften sie ein, daß grünes Holz nur dann geschlagen werden darf, wenn alle Windbrüche und Dürrlinge aufgearbeitet sind, und auch sonst stets nur das älteste Holz gefällt, das junge aber geschont werden solle. Die Aufbereitung des Abfallholzes sollte den Waldboden für den neuen Nachwuchs möglichst bald freigeben. Von Aufforstung ist in diesen Waldordnungen des 16. Jahrhunderts aber noch nicht die Rede, das wurde für unser Gebiet wohl erst seit dem 19. Jahrhundert verfügt¹⁾.

Im Grenzgebiete verquickten sich mit der Waldnutzung im rein wirtschaftlichen Sinne Folgerungen für die Landeszugehörigkeit des Gebietes, in der jene ausgeübt wurde. Bevor die Landesgrenze in der Scharniz zwischen Tirol und Freising eindeutig festgelegt war, d. i. vor dem Vertrage um 1500, gab es fortgesetzte Anstände zwischen dem tirolischen Forstmeister und den Leuten der Gemeinde Mittenwald, die in der Umgebung der tirolischen Ortschaft Scharniz, im Hinterau- und Gleirschtal und sogar bis gegen Seefeld, sowie in der Hinterriß im Ron- und Tortal zeitweise Holz in größeren und kleineren Mengen sich aneigneten. Sie haben dieses wohl auch nach auswärts verkauft — Floßhaden und Ahorn, wie es einmal heißt — denn von Mittenwald ab wurde die Floßfahrt auf der Isar betrieben. Trotz häufiger Zusammenstöße mit seinen Forstbeamten hat der Herzog Sigmund von Tirol im Jahre 1482 der Gemeinde Mittenwald dennoch bewilligt, tausend grüne Stämme in der Hintern Au zum Wiederaufbau ihrer abgebrannten Pfarrkirche sich zu holen, ein andermal „Lerchein Holz zu Schindelndach“. Die Holznutzung im Karwendeltal ist dem Hochstifte Freising und der Gemeinde Mittenwald auch nach dem Vertrage um 1500 gewahrt geblieben. Ebenso hören wir von Anständen zwischen dem Tiroler Forstmeister und den Leuten aus dem Isarwinkel, d. i. von Lenggries und Sölz, wegen Holzschlages in der Hinterriß im 15. Jahrhundert, und mit jenen von Tegernsee im nördlichen Ahenatal²⁾.

Einen besonders starken Bedarf nach Holz hatten die Bergwerke, einerseits zur Feuerung in den Schmelz- und Sudwerken und andererseits zur Herrichtung der Gruben. Der Landesfürst hat es als seine besondere Aufgabe betrachtet, auf Grund seiner Forsthoheit diesen Bedarf zu befriedigen, weil die Bergwerke ihm, entweder im Eigenbetrieb oder im Wege von Abgaben, einen hohen Ertrag abwarfen. Gerade mit Rücksicht auf die Bergwerke hat der Tiroler Landesfürst seit dem 14. Jahrhundert seine Forsthoheit besonders straff angezogen und den Grundsatz formuliert: Alle Wälder und Bäche sind der Landesherrschaft, die Bäche in diesem Zusammenhang zum Triften des Holzes. Bereits aus der Zeit um 1300 haben wir die erste Aufzeichnung, daß zum Hal, d. i. dem Salzbergwerk, das Holz im Halltal und im Kurzeis, d. i. im Lafatsch, gehöre. Es wurde also schon damals aus dem letzteren Tale das Holz über das Lafatscher Joch zum Haller Salzbergwerk geliefert. Wenn im Jahre 1363 das Salzmeieramt Ausgaben für den Bau eines Weges „in Gleyrs“ verrechnet, so weist dies darauf hin, daß damals schon aus dem Gleirschtal über das Stempeljoch Holz zum Salzberg im Halltal geliefert worden ist, wie auch später noch bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Dieses Joch hat seinen Namen von dem Stempel, den kurzen Baumstämmen, welche auf dem ziemlich mäßig ansteigenden Wege vom Gleirschtal mit Ochsenfuhrwerk auf jenes Joch gebracht und im Frühjahr auf der andern Seite über die harte Schneehalde ins Halltal hinabgelassen wurde.

Doch hat schon damals um das Jahr 1300 das Holz aus den Karwendeltälern dem

¹⁾ Vgl. Wopfner, Das Almendregal d. Tir. Landesfürsten 1906, S. 90 ff.

²⁾ Berichte und Rundschaffen über diese Waldstreitigkeiten siehe näher bei Stolz, Landesbeschreibung, S. 203 f., 236 und 423—431. Im besonderen über Ahorn S. 427, Lerchenholz S. 428, grüne Stämme für die Kirche S. 429.

Betriebe der Saline keineswegs genügt, sondern es mußte aus den Uralpen von ganz Nordtirol auf dem Wasserwege des Inn und seiner Seitenbäche Holz herbeigetripet werden¹⁾. Seit dieser Zeit waren dem Betrieb der Saline für die Holzlieferung und den Forstwirtschaftsdienst eigene Beamte, die Holzmeister und Waldmeister, angegliedert. Um den Holzbezug der Saline und der Erzbergwerke und deren Schmelzhütten, deren es damals auch im Karwendel an verschiedenen Stellen gab, zu sichern, haben der tirolische Forstmeister und die Waldmeister der Saline seit der Mitte des 15. Jahrhunderts eigene Waldordnungen für das ganze Inntal entworfen und außerdem verhältnismäßig genaue Beschreibungen des tatsächlichen Holzbestandes in den einzelnen Waldgebieten, sogenannte *Waldbereitungen*, aufgezeichnet. Die älteste derselben ist vom Jahre 1459 für das Oberinntal, eine weitere von 1555 für das Sillgebiet erhalten. Auch für das westliche Karwendel — das Gebiet von Scharniz, Seefeld, Leutasch und Zirl, das Hinterau- und Gleirschtal — liegt eine Waldbereitung aus der Zeit um 1550 vor. In dieser werden „die Schmelzer“, die Inhaber der Erzschmelzhütten, als die hauptsächlichsten Nutznießer der dort gelegenen Wälder angeführt. Für das Riß-, Achen- und Bächental enthält eine Waldbereitung das Urbar des Landgerichtes Rottenburg von 1609. Auch die Waldbereitungen für die Salinenamtswälder von 1615, 1694 und besonders ausführlich jene von 1774 erstrecken sich über das ganze tirolische Karwendelgebiet²⁾. In diesen Schriften werden die einzelnen Waldteile nach ihrer Lage und ihren Holzarten, dem Alter und der Beschaffenheit des Holzes und auch seinem schätzungsweisen Rauminhalt angegeben. Sie enthalten auch sehr viele Eigennamen von Bergen, Hochtälern, Bächen und anderen Geländeteilen, sind also eine Hauptquelle für die Ortsnamenkunde unbefiedelter Gebiete, können hier aber aus Raumangel nicht näher angeführt werden.

Den Holzarten nach werden in diesen Waldbereitungen des Karwendels vom 16. bis 18. Jahrhundert hauptsächlich *Tannen* und *Fichten*, d. i. Fichten, seltener *Förchen*, d. i. Föhren, und *Lerchen*, *Buche* und sonst Laubholz genannt. Diese Bäume werden zu Plochen, das sind kleinere Stämme, Läden, Stengen oder Stangen, Lauffen (Fahdauben), Reifholz und Gschürholz hergerichtet und weggeführt. Eine Holzsäge — *Sag* — in der Scharniz wird um 1500 genannt und eine um 1600 im Gleirschtal unter dem Namen *Christensag*, jedenfalls an der Stelle der heute bei den Bergwanderern wohlbekannten *Amtsäge*, um 1700 eine in der „hinteren oder tirolischen Riß“. Sehr viel Holz wurde zu Kohle gebrannt, besonders im Achenal, und an die Eisenwerke im Inntal vertrieft³⁾. Von einer Art der Fichte, der sogenannten *Hajelfichte*, wird berichtet, daß ihr Holz der um 1650 in Abfarn lebende „Vater der deutschen Geige“, Jakob Stainer, zu seinen Instrumenten verwendet und aus den Wäldern des Gleirschtals, wo jenes besonders vorkommt, herbeigeht hat⁴⁾. Daß auch der seit jener Zeit blühende Geigenbau in Mittental durch Holzsorten, die in seiner Umgebung gedeihen, besonders gefördert worden ist, wäre demnach wohl auch anzunehmen.

Von selteneren Holzarten werden damals im Karwendel besonders *Whorn*, *Ume* und *Eibe* erwähnt, weniger die *Zirbel*. Immerhin wird beim Schwenden der *Almen* im 17. Jahrhundert geboten, die *Sirm* zu schonen. Im oberen Lafatsch gibt es laut der neuen Karte ein „*Sirmtal*“, westlich ober der *Sirler Christenalm* „*Sirmböden*“. Uralte *Sirm*bäume, bei welchen der Stamm schon ganz verdorrt ist, aber dennoch einige grüne Äste trägt, finden sich dort, und wurden schon öfters abgebildet, so im Heft Oktober 1935 des Bergsteigers und im Jahresbericht 1935 des Klubs Karwendler in Innsbruck.

¹⁾ Siehe Stolz, *Geschichtskunde der Gewässer Tirols* (1936), S. 338 f.

²⁾ Staatsarchiv Innsbruck, Rod. 3684, Fol. 171 f., Rod. 3685—3693. Urbar 86/4, Fol. 41.

³⁾ Stolz, *Landesbeschreibung*, S. 461; Staatsarchiv Innsbruck, *Landdirektionsakten* 34/17; Rod. 3684, Fol. 171.

⁴⁾ Ruf, *Jakob Stainer* (1872), S. 32.

Besonders geschätzt wegen seiner Eignung zur Anfertigung von Armbrüsten war das **Eibenholz** und die Gewinnung und der Handel mit demselben im 16. Jahrhundert sogar Gegenstand landesfürstlicher Privilegien¹⁾. Im Jahre 1517/18 war ein Anstand zwischen Veit Länzl, tirolischem Pfleger von Rottenburg, und dem bayrischen Pfleger und mehreren Leuten von Tölz in Bayern, weil diese in der Riß auf tirolischem Gebiete „Eybein“, d. i. Eiben, geschlagen und „ein Floß voll dieser Bogen“ von Tölz abgesendet hätten. Die beschuldigten Tölzer „Andre, Hainzl, Cong und Hans die Hölzl Geyrueder samdt unser alten Muetter“ beriefen sich auf den alten Gebrauch, daß „ein jeder ein Viertel Meil Wegs von der Granitzen (Grenzen) hinein und so viel heraus (in bzw. aus dem benachbarten andern Land) einen freien sichern Aus- und Eingang haben soll, auch was ein jeder auf seinem Ruden an edlem oder andern Holz, von Bergwerk und dergleichen, ausgenommen Wilberei, tragen mag, ein jeder von einem Land in das ander, damit gefreit sei.“ Das ist sicherlich ein alter Grundsatz gemäß einer Zeit, in der die Landesmarken noch nicht durch eine strenge Linie, sondern einen Saum angedeutet wurden. Die Herzoge von Bayern nahmen sich in diesem Falle ihrer Untertanen an, verwahrten sich besonders dagegen, daß Länzl „Selbstgeschoh“ auf den Weg lege und er selbst „viel tausend Eybin Holz“ geschlagen habe. Im übrigen suchten sie die Angelegenheit mit dem Kaiser als Landesfürsten von Tirol und dessen Räten gütlich zu begleichen. Sie erklärten sich bereit, „bei den Kirchmengen und Versammlungen des Volks zu Lenggries, Töllnz und andern Orten vor dem Geyrig“ kund zu tun, daß die Leute nicht über die Grenze hineingehen, um dort Eibenholz und andere Sachen zu suchen²⁾. Im Jahre 1560 hat das Waldmeisteramt den Gemeinden Hall, Absam und auf dem Wald wohl gestattet hinterm Walder-Joch und im Vomperbach, d. i. Vomperloch, Tannen und Feichten zu schlagen, die Puechen und Eyben sich selbst vorbehalten.

Ahorn und **Alme**n wurden namentlich zu Wagner- und Drechlerarbeiten gesucht. Im Jahre 1498 gestand der Tiroler Landesfürst dem Kloster Tegernsee zu, daß dessen Leute aus den Wäldern im Achental „das Aherney- und Olmenholz als zu Dräschuffeln, Tellern, Maltern, Frogen und dergleichen Handwerksachen“ nehmen dürfen, so viel ein jeder mit ein, zwei oder drei Rossen über Rud (als Saumlast) weg-schaffen kann³⁾. „Die Wederspieler und Drähsel“ (Fallenjäger und Drechler) werden auch in der Markbeschreibung des Landesgerichtes Rottenburg um 1320 als diejenigen bezeichnet, welche „das Gebirg allzeit bauten (besuchten) und es besser kannten als andere Leute“⁴⁾. Die Ahorne sind auch heute noch eine besondere Zierde der Karwendeltäler, aber während sie heute eigentlich nur vereinzelt stehen, bildeten sie einstmals ganze Bestände, wie die Namen Großer und Kleiner Ahornboden und Ahornach im Karwendeltal und bei der Zirler Christenalm zeigen.

Am sonnigen Fuße der südlichen Karwendelkette im Inntale war früher auch die **Eiche** viel mehr verbreitet, als ihre heutigen spärlichen Überreste vermuten lassen. So war ein ganzes „Aichholz“ von den Allerheiligenhöfen westlich Hötting bis an das Zirler Gemärf, um 1540 gebot der Landesfürst dasselbe wie bisher „zu unserer sonderen Lust von wegen des Wildprets zu hayen“, d. h. zu hegen⁵⁾. Heute herrscht in dieser Gegend, soweit sie noch Wald ist, fast allein die Föhre. Die Gegend zwischen Absam und Mils am trockenen Schuttkegel heißt das Aichat, heute ebenfalls Felder und Föhren-

¹⁾ Vgl. F. Walter, Die österr. Eibenholzmonopole des 16. Jahrhunderts in der Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 27 (1934) und früher, Siff, ebenda, Bd. 18.

²⁾ Staatsarchiv Innsbruck, Grenzakten 13/1.

³⁾ Staatsarchiv Innsbruck, Grenzakten 13b/7.

⁴⁾ Zeitschrift des D. u. S. Alpenvereins 1928, S. 34.

⁵⁾ Staatsarchiv Innsbruck, Buch Tirol 1542, Fol. 319, 1553, Fol. 349; Stadtarchiv Vlt 2437 zum J. 1529.

wald, auch bei Terfens wird um 1300 ein Hof „Grozeichach“, und bei Thauer unter der Aichen und zur Linden erwähnt¹⁾.

Die Legföhre, mundartlich hier Juntern oder Latschen genannt, bildet im Karwendel wie sonst in den Kalkalpen einen breiten Gürtel oberhalb des Baumwaldes in einer Höhe von etwa 1200—2000 m. Überall, wo die Nadelbäume wegen Steilheit oder Felsigkeit des Bodens sowie wegen der nach oben abnehmenden Temperatur nicht mehr fortkommen, breitet sich die Legföhre aus und umkleidet die Schutt- und Felsbänken mit ihrem zähen, tiefgrünen Geflecht und schützt damit den eigenen und weiter abwärts gelegenen Boden vor allzustarker Auswitterung und Abbröckelung. Um die Weide zu vergrößern, hat man die Juntern vielfach ausgehadt, aber das darf nicht auf zu steilem Boden geschehen, weil sich dann auf diesem keine kräftige Grasnarbe bildet, sondern vielmehr mit der Zeit der Schutt oder Felsen ganz nackt wird und verkarstet. Das Recht, für die Alm die Legföhren und Laubstauden zu schwenden oder zu roden, wird häufig durch eigene Urkunden vom 16. bis 18. Jahrhundert verliehen, jene werden hierbei „Latschen und Luttern“ genannt, mitunter auch „Juntern“. (Näheres wird darüber in der Geschichte der Almen zu sagen sein.) Wo die Bringung der Legföhren zu den Siedlungen nicht allzuviel Mühe macht und insbesondere durch leichte Schwebebahnen aus Drahtseil bewerkstelligt werden kann, werden jene auch als ergiebiges Brennholz sowie zur Destillation des sogenannten Latschenbless, das als Wohlgeruch und Luftreinigungsmittel in den Handel kommt, verwendet. Wo heute Legföhren zu solchen Zwecken ausgehadt werden, geschieht dies nur in schmalen Streifen entlang der Berghänge, weil auf großen Kahlflächen der Nachwuchs gefährdet ist und eine vollständige Verkarstung jener droht. In diesem Sinne haben auch Zufallsbrände dem Legföhrenwald, besonders auf der Südseite der Solsteinfette, bis in die letzten Jahre stark zugesetzt²⁾. Auf den tieferen Talböden entwickeln sich die Legföhren baumartig zu einem aufrechten Stamm bis zu 10 m Höhe und volleren Zweigen, man nennt diese Art „Spirken“, so Gremblich in seiner Abhandlung über den Legföhrenwald 1884. Das Wort scheint aber zum Unterschied zu den vorerwähnten Ausdrücken in Schmellers Bayer. Wörterbuch nicht auf und dürfte daher kaum bodenständig sein.

Zur Erift des Holzes aus dem Karwendel ins Inntal kam nur der Pomper Bach und der Stallenbach in Betracht, ein Rechen beim Kloster Georgenberg wird schon um 1400 erwähnt³⁾. Aus dem Achenal wurden Holz und Holzkohlen auf Schiffen über den See geführt, wie um 1550 ausdrücklich vermerkt wird, die übrige Strecke mit Fuhrwerk. Auch von der Scharnitz konnte die Landstraße nach Zirl und Innsbruck benützt werden. Die Lieferung von Holz aus dem Riß- und Bächental mit Fuhrwerk ins Inntal rentierte sich aber nicht. Daher haben wohl schon früher, nachweisbar im Jahre 1610 und später öfters bis 1775, die Landesfürsten von Tirol und Bayern sogenannte Waldwechsel vereinbart, mit denen sie sich gegenseitig die Abstockung der Wälder in jenen Talgründen bewilligten, von welchen die Erift in den Inn bzw. in die Isar erfolgen kann. So gab der Tiroler Landesfürst jenem von Bayern den Holzschlag in den zu Tirol gehörigen Wäldern an der Dürnach oder im Bächental und in der Riß, die zur Isar abfließen, und erhielt dafür dasselbe Recht in den bayerischen Wäldern an den Quellbächen der Brandenberger Ache hinter der Kaiserklause, von der das Holz nach Britlegg, zum Bedarf der dortigen Schmelzwerke, getriftet werden konnte. Außer im Karwendel wurden solche „Waldwechsel“ zwischen Tirol und Bayern auch für die Gegend von Köffen und Reith im Winkel einerseits und für Waidring und Reichenhall andererseits vereinbart³⁾.

¹⁾ Archivberichte aus Tirol I, Nr. 479; Staatsarchiv Innsbruck, Kob. 107, Fol. 10.

²⁾ Vgl. Grabherr in den Mitteilungen des D. u. S. Alpenvereins 1936, S. 119 ff.

³⁾ Staatsarchiv Innsbruck, Kob. 3684, Fol. 144. Stolz, Geschichtsl. d. Gewässer Tirols, S. 343 f.

Seit dem 16. Jahrhundert waren zur geordneten Verwaltung und Beaufsichtigung des Forstwesens im Karwendel sechs eigene „Forste“ gebildet, Forstämter also, deren Verwalter den damals für niedere Beamte auch sonst üblichen Titel „Knechte“, in diesem Falle also „Forstknechte“ führten. Näheres über die Einteilung und Ausdehnung dieser örtlichen Forstämter oder Forste siehe unten S. 28. Alle die Wälder, die damals im 16. bis 18. Jahrhundert für die Zwecke der landesfürstlichen Saline und der Schmelzhütten benützt und in den Waldbereitungen als Amtswälder bezeichnet wurden, galten auch später, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, als „Reichs- oder Staatsforste“. Sie blieben dies auch nach dem Erscheinen des tirolischen Forstgesetzes von 1847, mit dem der Staat zugunsten der Gemeinden auf sein Obereigentum an jenen Wäldern verzichtet hat, die der Nutzung der Gemeinden damals und schon seit früher überlassen waren. Im Karwendelgebiet war dies nur zum geringen Teile der Fall gewesen — schon wegen der großen Entfernungen der bäuerlichen Siedlungen. Und so ist auch heute noch der größte Teil des Waldbandes im Karwendel Eigentum des Staates, nur sind seit dem Jahre 1923 die gesamten Staatsforste Österreichs zu einem eigenen Wirtschaftskörper „Österreichische Bundesforste“ umgewandelt worden. Laut einer Übersichtskarte derselben vom Jahre 1923 gehören zu diesen Bundesforsten die Umgebung des Achensees, der nördliche Teil des Achentales mit seinen Seitentälern, die Nebentäler der Pertisau, fast das gesamte Bächental und Rißtal mit seinen Verzweigungen — nur unterbrochen durch die ohnedies meist gerodeten Umpfläze —, das Bomperloch, das Hall- und Lafatschtal, das Gleirsch- und Christental und das Karwendeltal und der Kranebitter Forst westlich von Hötting im Inntal. Bäuerlicher und gutherrlicher Besitz sind die Wälder in der nähern Umgebung von Achentkirch und der Pertisau und die gesamten Abhänge des Inntales von Jenbach bis Sirl, die Umgebung von Reith, Seefeld, Scharnitz und das untere Hinterautal.

Um einen näheren Überblick über die heutigen Forstverhältnisse im Karwendel zu erhalten, habe ich von der Inspektion der Bundesforste in Innsbruck und den Forstverwaltungen Angaben erbeten, die ich am besten in tabellarischer Form hier vorführe. Demnach erstrecken sich über das österrische Gebiet des Karwendels sechs Forstverwaltungen mit folgenden Bundesforsten:

- A. Forstverwaltung Achental mit den Bundesforsten Achensee, Achental und Bächental.
- B. Forstverwaltung Hinterriß-Pertisau mit den Bundesforsten Pertisau, Rontal, Johannestal, Hafental.
- C. Forstverwaltung Scharnitz-Seefeld mit den Bundesforsten Stehenbach, Gleirschtal und Karwendeltal.
- D. Forstverwaltung Innsbruck, mit den Bundesforsten Kranebitten, Hechenberg, Solstein, Höttinger Hofwald (unter dem Achseikopf), Mittelberg (oberhalb Sirl gegen die Freiungsspitzen).
- E. Forstverwaltung Hall mit den Bundesforsten Halltal, Lafatsch und Reith.
- F. Forstverwaltung Schwaz mit dem Bundesforst Bomperthal.

Im ganzen beträgt der Waldbestand dieser Bundesforste im Karwendel bei 15 000 ha. Sonst in Nordtirol sind Bundesforste in dieser Ausdehnung und Geschlossenheit nur noch im ostwärts vom Achental anschließenden Sonnwendgebirge, nämlich die Bundesforste Steinberg, Brandenberg und Thiersee. Die Ausdehnung jener Bundesforste im Karwendel, ihr Stand an Angestellten und dauernden Arbeitern, sowie an eigenen Häusern und Hütten, die gerade in den siedlungssarmen Gebieten des Karwendels eine besondere Beachtung erheischen, sind in der Tabelle auf der nächsten Seite angegeben.

Diese Holzarbeiter, landläufig noch immer Holzknechte genannt, sind in der Holzarbeit, dem Fällen, Aufarbeiten und Bringen des Holzes, ständig und hauptberuflich beschäftigt, sie bilden so, weil hierzu eine besondere Einübung und Erfahrung nötig ist, einen eigenen Berufsstand und sind in den der Forstverwaltung zunächst liegenden Ortschaften wie Achentkirch, Pertisau, Hinterriß, Scharnitz und Seefeld ansässig, die älteren von ihnen besitzen dort meist ein kleines Gütl und

sind verheiratet, die jüngeren, häufig Söhne der ersteren, sind ledig. Zu Seiten größerer Arbeiten im Walde werden auch Hilfsarbeiter herangezogen, so in der Forstverwaltung Hinterriß-Perthsau bei 20 männliche und für die Aufforstungsarbeiten bei 80 weibliche. Für diesen Forstbezirk werden die Arbeitskräfte nicht allein aus den nächstgelegenen Ortschaften Perthsau und Achental, sondern, weil hier bei größerem Bedarf zu wenig zur Verfügung stehen, auch aus dem Zillertal, Inntal und der Scharniz herangezogen.

Forstverwaltungen	A	B	C	D	E	F
Waldbestand in ha	4200	7000	2100	630	500	1000
Beamte des höheren technischen Dienstes (Forstmeister)	1	1	1	1	1	1
Beamte des Forstbetriebs- und Schutzdienstes (Förster)	3	4	2	2	1	1
Hauptberufliche Aufsichtsjäger	5	8	6	1	2	2
Holzarbeiter (im Hauptberufe)	60	60	20	5	—	8
Forsthäuser	3	4	3	—	2	1
Jagdhäuser	2	1	2	1	1	1
Forstschutz- und Jagdhütten	11	15	3	1	1	4

Den Holzarten nach herrscht heute in den Karwendelforsten die Fichte bis zu 80 v. H. vor (siehe z. B. das Bild des Waldes unter der Hochalm im vorigen Bande, Tafel 18), doch sind überall Tannen und Buchen und an den sonnigen Lagen Lärchen beigemischt. Die Buche ist für die Erhaltung der Waldkrume auf dem trockenen Kalkboden besonders wichtig, sie ist auch, ebenso wie die Edel-tanne, in den Wäldern im Karwendel gegenüber jenen in den Uralpen weit häufiger und für sie besonders kennzeichnend (siehe z. B. das Bild des Buchenwaldes auf der steilen Lehne beim Schloß Traubenberg im vorigen Band dieser Zeitschrift, S. 40). Die Weißbuche ist nur in den sonnigen tieferen Lagen stärker vertreten. Das Holz aller dieser Baumarten wird am Kalkboden knorriger und härter als im weichen Urgestein. Die Zirbel ist im Karwendel selten, und das ist ein besonderer Unterschied seiner Wälder zu jenen der Uralpen, wo die Zirbel in herrlicher Entfaltung den obersten Waldgürtel bildet. Einzelne alte und auffallende Zirbeln, mundartlich Zirm, sind aber auch im Karwendel zu sehen, so z. B. im Lafatsch, unter den Falken im Johannestal, in der Tristenau, im Weingert-, Hippen- und Angertal, Seitentäler des Gleirschtales. Die Eibe trifft sich heute noch in schattigen Stellen in mehrhundertjährigen Bäumen im Halltal (hier verzeichnet die Karte ein „Eibental“), Bomperloch, im Tortal und am Plumsfer Joch, ihr Holz hat aber keine wirtschaftliche Bedeutung mehr. Der Ahorn erscheint in schönen Stämmen in den ebenen Talböden der Eng — auf dem sogenannten Großen Ahornboden (siehe das Bild im vorigen Band bei S. 81) —, des Johannestales — Kleiner Ahornboden —, des Tor- und Falzturmtales. Um die jungen Ahornpflanzen vor dem Verbiß des Weidviehes zu schützen und ihr Aufkommen zu sichern, werden über sie Drahtkörbe gestellt¹⁾.

Als Bauholz kommen vor allem die Fichte und dann die Lärche und Tanne in Betracht, Buche und Ahorn als Werkholz, alle Arten auch als Brennholz. Sägewerke be-

¹⁾ Eine streng wissenschaftliche Untersuchung über die Gehölztypen des obersten Hartales, d. i. des Hinteraltales, die wohl auch für das übrige Karwendel bezeichnend ist, brachte Waresch in den Berichten des naturwiss. med. Vereines Innsbruck, Bd. 42 (1931). Demnach ist die Verbreitung der Zirbel im Karwendel besonders an die schattseitigen Lagen mit mergeligem Boden gebunden.

finden sich im Achental, in der Hinterriß, in der Scharnig und an den Orten des Inntals. Aus dem Achental und besonders aus dem Bächen- und Rißtal wird ein großer Teil des Holzes auf dem kürzesten Wege nach Bayern ausgeführt, zum Teil auch heute noch mittels Trift und Flößerei auf der Isar und ihren Seitenbächen.

Infolge der Stodung im Absatz des Holzes sind die im Gebirge gelegenen österreihischen Bundesforste gegenwärtig im allgemeinen passiv, der Erlös des verkauften Holzes deckt nicht die Kosten der Verwaltung, der Gewinnung des Holzes und der Wiederaufforstung. Die Karwendelforste dürften von dieser bedauerlichen Erscheinung kaum ausgenommen sein¹⁾.

Im bayerischen Anteil des Karwendels — d. i. im Gebiete von der Reichsgrenze nordwärts bis zum Lauf der Isar und der Walchach — sind ebenso wie im tirolischen Anteil die Wälder meist Eigentum des Staates, hier also des Staates, bzw. seit 1934 des Landes Bayern²⁾. Mit ihrer Verwaltung sind zwei Forstämter, und zwar mit dem Sitze zu Mittenwald und in Fall betraut. Das Forstamt Fall und seine Waldungen haben seit jeher den Herzogen von Bayern gehört, jenes von Mittenwald bis 1803 dem Bischofe von Freising als Landesherrn von Werdenfels und erst seither dem Staate Bayern (siehe auch unten S. 34). Nach dem heutigen Stande hat jedes dieser beiden Forstämter etwa zehn Beamte, Förster und Forstwärter. Die Wälder des Forstamtes Mittenwald im Karwendel umfassen bei 4100 ha Holzboden und 4500 ha Nichtholzboden, darunter die Laifchenbestände, jene des Forstamtes Fall bei 6000 ha Holz- und 2200 ha Nichtholzboden. Die Anteile der einzelnen Baumarten sind — zuerst im Forstamte Mittenwald und dann im Forstamte Fall — im Hundertsatz wie folgt: Fichte 83 und 77; Tanne 9 u. 8; Buche 8 u. 15; nur vereinzelt kommen Lärche, Föhre, Zirbel, Eibe, Ahorn, Ulme, Eiche, Erle, Vogelbeere vor. Das jährlich zum Einschlag kommende Holz wird meist an die örtlichen Sägewerke verkauft. Zur Lieferung des Holzes wird wie früher auch heute die Isar auf Flößen, ihre Seitenbäche zur Trift benützt. Vor etwa zehn Jahren wurde von Fall entlang der Dürrenach einwärts bis zur Staatsgrenze und auch ein kleines Stück noch weiter in das tirolische Bächental hinein eine kleinspurige Forsteisenbahn mit Benzinantrieb gebaut. Im Forstamte Mittenwald bestehen noch für die bäuerlichen Grundbesitzer Holzbezugsrechte in den Staatswaldungen, im Forstamte Fall sind diese durch den Purifikationsvertrag von 1799 abgelöst worden. Die Almen in diesem Gebiete sind größtenteils gleich den Wäldern Eigentum des Staates bzw. Landes. Größere Privatwälder sind nur im Gebiete des Forstamtes Fall, und zwar im Eigentum des Großherzogs von Luxemburg und des Grafen Törring.

Das Karwendelgebiet von der Landesgrenze südwärts bis zum Ramm der südlichsten Kette ober dem Inntal, wurde im Jahre 1928 durch ein Gesetz des Landes Tirol zum Naturschutzgebiet erklärt, das in seinem ursprünglichen Zustande erhalten bleiben solle. Der Forstbetrieb solle in der bisherigen Weise geführt, dabei aber insbesondere die Eiben, Birken und Stechpalmen geschont werden. Die Tierwelt und darunter auch das Raubwild solle in unschädlichem Maße vor Ausrottung bewahrt werden, Alpenpflanzen dürfen nicht gepflückt werden. Neue Bergwirthshäuser und Unterkunfthütten dürfen nur unter der Bedingung gebaut werden, daß der Natur und dem Almbetrieb daraus kein Schaden erwächst, und auch für den Bau von Straßen und Wasserkraftanlagen solle dieser Gesichtspunkt gelten. Den bayerischen Anteil des Karwendels hat bereits im Jahre 1924 die dortige Staatsregierung in ähnlicher Weise unter Naturschutz gestellt.

¹⁾ Vgl. Die Lage d. österr. Bundesforste, ein Bericht d. wissenschaftl. Pressedienstes in den Innsbruder Nachrichten vom 29. Januar 1936.

²⁾ Das Folgende nach Mitteilung des Regierungsforstamtes für Oberbayern in München vom Jahre 1936.

Geschichte der Jagd im Karwendel

Die Tiroler Landesfürsten haben den „Wildbann“, wie ich oben S. 16 andeutete, um das Jahr 1420 als die seit alters bestehende Grundlage ihrer Landeshoheit über das Karwendel- und Wettersteingebiet bezeichnet und seine vornehmste Ausübung, die Jagd, haben gewiß schon lange vorher die alten Andechser und Tiroler Grafen und deren Dienstmannen in jene Gebirge geführt. So hatten laut Angaben aus dem 14. Jahrhundert die Herren von Rottenburg in ihrem Landgerichte, das vom Inntal über das Ahtental bis zur Hinterrif sich erstreckte, auch „Gejaid, Bederspielfant und Wilschmaid“, ebenso ihre westlichen Nachbarn die Herren von Freundsberg. Laut eines Verzeichnisses von 1420 gehören zum Schlosse Rottenburg die *Gejaid* in der Rif, zu Paumgarten (ein Allmgebiet östlich davon) und in der Lugaun (ein heute nicht mehr üblicher Name für die Gegend nördlich vom Plumserjoch); dem Stifte Georgenberg bei Schwarz die Gejaid ob der Perdisau an der Dristen (Triftenkopf), am Falczer Joch (Falczturm), am Guettenperg, am Perenlaner (Bärnlahner), Seeberg und alle Gejaid zu Uhen (Ahtental), ferner zu Stallen, am Stunf, Kaserjoch und in der Marzellen, alles im Stallental¹⁾. Die Rämmerer von Thaur haben laut Urkunde von 1410 schon seit langem als landesfürstliches Lehen das „Gemsgejaid vom Pomperpach bis zum Luftpach“ besessen, das waren die Marken des Gerichtes Thaur im Inntal, und der Anteil desselben im südlichen Karwendelgebiet war selbstverständlich damit eingerechnet. Ebenso besaßen die Herren von Vellenberg um das Jahr 1400 das Gemsgejaid in dem Landgerichte im Inntal, zu dem vom Karwendel das Gebiet der Gemeinde Hötting gehört hat²⁾.

Herzog Friedrich erließ im Jahre 1411 die älteste bekannte *Jagdordnung* für Tirol, diese setzte ein unbedingtes Jagdregal des Landesfürsten fest und erkannte daneben nur noch örtlich begrenzte Jagdrechte des Adels und der Stifter an, unterjagte den bäuerlichen Untertanen den Wildfang gänzlich. Die Versuche des Tiroler Bauernstandes im Jahre 1525, das Jagdrecht wieder zurückzugewinnen, schlugen fehl, vielmehr bestimmte die Landesordnung von 1532 und 1573, daß das *Schwarzwild* — worunter man in Tirol die Hirsche und Rehe und die Gemsen verstand — sowie auch das *Reisgejaid*, die niedere Jagd, dem Landesfürsten und den Adelligen, denen dieser ein solches Recht verliehen habe, allein vorbehalten sei. Auch der Gemeinde Mittenwald hat damals der Bischof von Freising als Herr von Werdenfels ihr früheres Recht auf das Schwarzwild und Reisgejaid entzogen. Nur im oberen Inntal, von Imst aufwärts, vermochten die Gemeinden das Jagdrecht auf Gemsen, Feder- und Raubwild zu behaupten, ähnlich auch die Gemeinde Brandenburg im Unterinntal, man nannte jene deshalb „die Freigerichte“³⁾. Für das Karwendelgebiet kamen aber solche bäuerliche Jagdrechte nicht in Betracht, es wurde und blieb eine ausschließliche Jagddomäne des Landesfürsten, der auch die älteren Jagdrechte der Adelligen und Stifter sich unterordnen mußten. Das Karwendel lag ja der seit 1420 neu gewählten Residenz der Tiroler Landesfürsten zu Innsbruck besonders nahe und kam daher für deren persönliche Jagdlust in erster Linie in Betracht.

Waren schon Herzog Friedrich und Herzog Sigmund eifrige Jäger, so übertraf sie hierin ihr Nachfolger als Landesfürst von Tirol, Kaiser Maximilian (1490 bis 1519), der schon von seinen Zeitgenossen „der groß Waidmann“ genannt wurde. Er hat

¹⁾ Stolz, Landesbeschreibung, S. 118, 198, 200, 235 und 798.

²⁾ Staatsarchiv Innsbruck, Rob. 599, Fol. 65. Schwäb. Urbare in Tir. Geschichtsquellen, Bd. 3, S. 316.

³⁾ Wopfner, Das Allmendregal der Tir. Landesfürsten (1906), S. 48, 76 und 114 ff.; Stolz, Landesbeschreibung, S. 522; Wader, Chronik von Mittenwald, S. 41 f. Nähere Angaben über das Reisgejaid f. Wopfner a. a. O., S. 57, und über das Schwarzwild f. M. Mayr, Jagdbuch des R. Erz, Einleitung S. 26. Darnach verstand man in Tirol unter Schwarzwild ausdrücklich Gemsen, während sonst damit Wildschweine gemeint sind.



Birbe und Lärche im Lafatschtal gegen die Nordwände der Gleirschtafette



Jagdhaus Plesboden im Bächental



Aufsteigende Gemsen in der Soierngruppe (Vorkarwendel), im Hintergrund Wetterstein



Die Soiernseen im Vorkarwendel



wie viele anderen Jagdgebiete des nördlichen Tirols auch das Karwendel häufig besucht, auf dem südlichsten Berg desselben, der Martinswand, spielt ja sein bekanntestes Jagdabenteuer, bei dem er sich in eine Felswand verflieg und nur durch einen besonders gewandten Jäger wieder herausgeführt werden konnte, den man dann bald als einen Himmelsboten betrachtet hat. In dem allegorischen Lebensroman des Kaisers Max, dem Theuerdank, zu dem jener selbst den Stoff angegeben hat, wird übrigens seine Rettung auf ganz natürliche Weise geschildert, erst in einigen Jahrzehnten erscheinen dann in der Literatur die weiteren Zutaten der Sage¹⁾. Kaiser Max hat durch seinen Forstmeister um das Jahr 1500 auch eine Beschreibung aller Hirsch- und Gemsgajaide, d. h. Jagdreviere im nördlichen Tirol anfertigen lassen, das sogenannte *Jagdbuch der Grafschaft Tirol*²⁾. Dieses beschreibt die örtliche Lage der einzelnen Gejaide, angeordnet nach den Landgerichten, ihre allgemeine Eigenschaft, ob es „ein lustig Gejaid, ein liches Pirg“, d. h. mehr offen liegendes Gelände ist oder ob es „nit sonder lustig, ein rauhes, reißiges, hulzigs und unsichtiges Pirg ist“, d. h. ein steiniges, stark verwachsenes Gelände ist, ferner die Anlage der Jagd, wie die Treiber, Windwarten und Nehe, sowie die Jäger aufzustellen sind, ob der Fürst an den Anstand nahe heranreiten und die Heze des Wildes zu Pferde begleiten kann, endlich wo die Unterkunft für die Jagd zu nehmen ist. Bei den Revieren bei Hötting und Zirl wird die Möglichkeit, daß auch das Frauenzimmer, die Damen des Hofes, an der Jagd teilnehmen können, besonders vermerkt.

Die einzigartige Bedeutung des Jagdbuches für heute liegt darin, daß es eine große Zahl von Namen von Bergen, Gipfeln, Karen, Ulmen, Hochtälern und Bächen erstmals verzeichnet und uns überliefert hat, und so neben den Beschreibungen der Landes- und Gerichtsmarken die älteste Quelle zur Topographie der Gebirge von Nordtirol bildet. Im ganzen verzeichnet es 152 Hirschgejaide, davon 36 im Karwendelgebiete und 187 Gemsgajaide, davon 40 im Karwendel. Dasselbe enthielt also rund ein Fünftel aller Reviere in Nordtirol. Bei den Hirschgejaiden wird der Wildstand nur allgemein angegeben, bei den Gemsgajaiden aber für jedes einzelne durch Zahlen. Rechnet man diese nach den Talgebieten des Karwendels zusammen, so werden im Uchtental, Westseite und in der Pertisau 8 Reviere mit 148 Gemsen, in der Riß 9 mit 140, im Stallentale 3 mit 60, im Lafatsch- und Hinterautal 6 mit 230, im Gleirsch 5 mit 190, auf der Inntaler Seite der Bettelwurf- und Solsteinkette 9 Reviere mit einem Stande von 110 Gemsen. Den höchsten Stand mit 150 Gemsen hatte im Karwendel das Hinterkar in Lafatsch, wohl das Koploch, je 60 Gemsen hatten das Sdkar im Hinterautal, das Kiegekar im Gleirsch und das Halltal, alle anderen Gejaide hatten einen niederen Stand mit 40, 30, 20 oder 10 Gemsen. Ein Vergleich des Wildstandes der Gemsgreviere im Karwendel zu jenem in den südlichen Seitentälern des Inntales, in den Uralpen also, läßt sich nach dem Jagdbuch des Kaiser Max schwer ziehen, weil die Ausdehnung der einzelnen Reviere sehr ungleich ist. So nennt das Jagdbuch als größtes Gejaid den Widersberg im Flaurlinger Tal (Hochedergruppe) mit 200 Gemsen, und das benachbarte Hundstal mit 150 Gemsen, aber diese beiden Hochtäler sind mit ihren Ausbuchtungen sehr umfangreich. Im allgemeinen sind damals die Reviere der Gemsgajaide im Karwendel kleiner, das Gebiet mehr aufgeteilt, der Wildstand im ganzen aber damals im Karwendel nicht größer gewesen als in den Uralpen. Hierin ist seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts ein großer Wandel eingetreten, im Karwendel sind große Herrschaftsjagden mit sorgfältiger Wildhege seitdem entstanden, während dies in den Uralpen, mit Ausnahme einzelner Gründe des Zillertales, nicht eingetreten ist, daher

¹⁾ Siehe Michael Mayr, Die Sage v. K. Max in Forsch. und Mitteil. z. Gesch. Tirols, Bd. 1 (1904), S. 66 f. Ebenda Bd. 2, S. 165 eine Wiedergabe eines naturgetreuen Bildes der Martinswand von Seb. Scheel um 1550.

²⁾ Die Handschrift wurde von M. Mayr, Innsbruck, 1901, in sehr schöner Ausstattung mit Wiedergabe der Bilder herausgegeben.

in den dortigen Gemeindejagden der seit dem 16. und 17. Jahrhundert stark geminderte Wildstand meist sich nicht nennenswert wieder vermehrt hat. Daß im Karwendel solche Herrschaftsjagden gebildet werden konnten, hing davon ab, daß hier infolge der Siedlungsleere ausgedehnte Staatsforste und Almten mit Eigenjagden, daher weniger Gemeindejagden sind, während in den Urgebirgstälern der Grundbesitz mehr zersplittert, und daher die Gemeindejagden vorherrschend sind, die sich zur Entwicklung von Herrschaftsjagden weniger eignen. Nur auf diesem Umwege über die Siedlung und Anbauverhältnisse kann heute daher eine Beziehung des Wildstandes zur Gesteinsbeschaffenheit behauptet werden, an sich würde, wie uns das Jagdbuch Kaiser Maximilians zeigt, das Urgebirge dem Gemswild nicht weniger zusagen als das Kalkgebirge.

Steinböcke standen schon zur Zeit des Jagdbuches des Kaisers Max, das ist um das Jahr 1500, im Karwendel keine mehr, sonst wären sie wohl in jenem erwähnt worden, wie das Steinwild im Jamer Loch und im Rauner Tal. Kaiser Ferdinand I. ließ beim Schlosse Martinsberg bei Zirl einen Tiergarten mit Gemsen und Steinböcken anlegen, und mußte die letzteren von weiter her aus dem Zillertal, Graubünden, Veltlin und Wallis beziehen. Diesen Tiergarten meint wohl auch Hans Sachs, wenn er in einem seiner Gedichte von den Gemsen und Steinböcken auf dem Zirler Berg spricht. Ruf behauptet wohl in seiner Chronik des Ahenstales, daß um 1670 dort wie im Stein- und Brandenberg Steinwild gewesen sei, er gibt aber dafür keinen sicheren Beleg an¹⁾.

Außer dem Rot- und Schwarzwild, Hirschen und Gemsen, beherbergte das Karwendel auch viel Raubwild, besonders Bären und Luge. Heute erinnern daran allerdings nur mehr die Namen von Ortschaften im Gebirge wie Bärenkopf, Bärenrinn, Bärenlahner (diese am Ahensee hinter der Pertisau), Bärenkopf und Bärenflamm ober Bomp, Bärenwand, Bärenalpl, Bärfall (im Karwendeltal), Bärengrub und -bad, Bärfall (oberhalb Hötting); das Wort wird früher übrigens stets „Per“ geschrieben. Ferner Lugeß, Lugegraben, Lugebühdele (bei Hinterrif), Lugekopf bei Seefeld. Die Mittenwalder behaupteten um 1460, daß sie Bären gehezt hätten über Seefeld bis an den Inn. Aber auch noch viel später wurden Bären im Karwendel erlegt, um das Jahr 1770 beklagte sich die Freisingische Regierung über die großen Schäden, welche die Bären dem Weidevieh der Mittenwalder zufügen, und zahlte für deren Erlegung und ebenso für jene der Luge gute Prämien²⁾. Bei einer Kommission, die im Jahre 1756 wegen der Gerichtsgrenze im Gleirschtale stattfand, zeigte der Scharnizer Forstnecht am Helfersgraben die Stelle, wo er einen Bären geschossen habe, und das letzte derartige Weidmannsheil im Karwendel wiederfuhr im Jahre 1898 dem Grafen R. Thun im Bomperloch, nachdem wohl derselbe Meister Pex das Jahr vorher die Schafherden auf den Pertisauer Almten verheert hatte³⁾.

Die Waffen und Geräte des Gemsenjägers waren zur Zeit des R. Max — vor der Erfindung der Handfeuerwaffen — die Armbrust und der Jagdschaft, ein über 2 m langer, mit einem stählernen Silmesser versehener Schaft, mit dem die Gemsen „ausgefällt“ wurden, d. h. an einer Felsenstelle, in die sie hineingetrieben und von der sie nicht mehr weiter konnten, erstochen wurden. Daß diese Art von Jagd eine große Gewandtheit im Felssteigen auf Seite des Jägers erforderte, wird jeder ermessen, der einmal Gemsen auf der Flucht durch die Wände gesehen hat. Den Jagdschaft benützte man zugleich auch als Bergstock, außerdem waren Steigeisen, Schneereifen und Rucksack schon damals ein unentbehrliches Gerät des Bergjägers. Art und Handhabung dieser Waffen und Geräte zeigen uns verschiedene Abbildungen im Jagd- und Fischereibuch, sowie

¹⁾ Vgl. Stolz, Das Steinwild in Tirol in Ver. Ferd., S. 2 (1923), S. 13—15.

²⁾ Stolz, Landesbeschreibung, S. 429; Staatsarchiv Innsbruck, alte Forstakten Fasc. 3. Baader, Chronik von Mittenwald, S. 91 f. und 385 f.

³⁾ Mitteil. des Alpenvereines 1898, S. 258.

in den Lebensromanen des Kaisers Max, im Theuerdank und Weiskünig¹⁾. Er hat auch einmal im Jahre 1496 seinen Sohn Philipp, den Kronprinzen von Spanien, auf eine Gamsjagd im Halltal führen lassen, aber der Prinz hat ungleich seinem Vater sich nicht selbst an dem gefährlichen „Gejaid der Gamsen“ beteiligt, sondern mit dem Zusehen sich begnügt. Nach dem Berichte des Jägermeisters Karl v. Spaur wunderte er sich hierbei besonders über die Gewandtheit der Jäger, die „im Geschrüß (Geschröf) einen großen Doß in der hohen Wiant ausgeworfen (erlegt) haben, wobei ein fast gueter Gams Hund herabgefallen ist“. Bei der Betrachtung des erlegten Wildes zeigte sich der Prinz sehr fröhlich, und machte dann einen Besuch im Frauentloster im Halltal zu St. Magdalena²⁾.

Außer mit Waffen wurde dem Wilde auch mit F a l l e n nachgestellt, besonders von den Bauern, und dann wohl meist unbefugter Weise, außer beim Raubwild. Die erste derartige Nachricht aus dem Karwendelgebiete ist von 1430 in einem Verzeichnis, das damals der Forstmeister über unberechtigte Rodungen der Bauern vorgelegt hat. Hier heißt es: „Drei (Bauern) ze Alben (Alchental) habent Drauch (Fallen) gelegt in Euer (des Landesfürsten) Sulz (Salzlede der Hirsche) und haben ainen Hirs gevangen, der in der Sulz blieben ist und ain Hirs ist mit ainem Drauch herabgangen in die Waltschach (Walchen) und ist ausgerunnen gen dem Schötlen (im Fall an der Star) und sie habend ain Alben gemacht hunz (bis) an die Sulz und habent das Wildprat da gar vertrieben.“ In den Rechnungsbüchern der Tiroler Kammer werden übrigens schon um das Jahr 1300 „Sulz ad capiendis feras“, d. i. zum Fangen wilder Tiere, und eine „esca que dicitur Glect“, also auch Salzlede für das Wild erwähnt³⁾.

Das Fangen der W ö g e l mit Fallen, Leimruten und Netzen, sowie mit dazu abgerichteten Falken war wie überall auch in Tirol bis ins 18. Jahrhundert üblich, ja es galt zeitweise als ein besonderes Recht für Fürsten, Adelige und reiche Bürger. Seit dem 16. Jahrhundert mußte das Recht hiezu vom Oberstjägermeisteramte verliehen werden. Bei den Fangstätten wurden zur Unterkunft kleine Hütten aufgestellt, die sogenannten Vogelhütten. Auf den waldigen Anhöhen des Innsbrucker Mittelgebirges waren eine ganze Reihe solcher Vogelstätten und Hütten. Gefangen wurden alle Arten von Hühner- und Singvögel, und zwar als Lederbissen für die Tafel. Ende des 18. Jahrhunderts beginnt die Landesgesetzgebung den Fang der Singvögel, die man als Vertilger der Insekten schätzte, einzuschränken, und dann ganz zu verbieten. Noch lange wurde aber die Vogelstellerei unter den Kleinbauern und Arbeitern von Hötting, allerdings meist zur Gewinnung von lebenden Singvögeln betrieben, noch länger wird davon das Höttinger „Vogelstachelied“ künden.

In einem so siedlungsarmen Gebiet, wie das Karwendel, war für die Unterkunft des fürstlichen Jagdherrn besondere Vorkehrung zu treffen. Bereits für das 14. und 15. Jahrhundert wird erwähnt, daß die Herren von Frundsberg „eine Jaghitten in der Riß“ besaßen, und ebenso die Landesfürsten⁴⁾. Die Karte von Paul Day um 1550 zeigt bereits ein „Jagdhauß“ in der Riß und eine „Jagdhütten“ im Johannistal. Laut des Jagdbuches des Kaisers Max nahm dieser bei seinen Jagden in der Riß (Hinterriß) im dortigen „Jagdhauß“ Unterkunft, im Gleirsch und Lafatsch „muß er dort zu Herberg sein“, ob es eine bessere Jagdhütte war oder nur eine Almhütte, ist fraglich. Für die Jagden im Alchental diente das Fischerhaus in der Pertisau und ein Haus bei Alchenkirch. Nur für die Jagden an der Südseite der Bettelwurf- und Solsteinkette konnte der Landesfürst von den Schlößern zu Thaur, Innsbruck und Fragenstein bei Zirl unmittelbar ausziehen.

¹⁾ Näheres darüber in meiner Abhandlung in der Zeitschrift d. D. u. O. Alpenvereins, Bd. 47, 1928, S. 47 f. über die Ausrüstung des Bergsteigers in alter Zeit.

²⁾ Der Bericht im Staatsarchiv Innsbruck, Urk. I, 7826.

³⁾ Staatsarchiv Innsbruck, Rod. 2639; Rod. 279, Fol. 12. München, Tir. Rod. 11, Fol. 75.

⁴⁾ Stolz, Landesbeschreibung, S. 200 und 235.

Die Verwaltung des landesfürstlichen Forst- und Jagdwesens in Tirol hat unter Kaiser Max den von seinen Vorgängern bereits angebahnten Ausbau erhalten. Unter dem Obersifforst- oder Jägermeister stand eine Reihe von Forstüberreitern und Forstknechten, denen etwa die Befugnisse von heutigen Forstverwaltern und Forstwarten zugekommen sind. Sie hatten in gewissen örtlichen Bereichen die landesfürstlichen Forst- und Jagdrechte zu verwalten und zu hegen. Diese Forstknechtssprengel, für welche wir aus den Jahren 1613 und 1746 vollständige Grenzbeschreibungen haben, waren in einem gewissen Anschlusse an die Landgerichte gebildet¹⁾. Für das Karwendelgebiet gab es sechs solche landesfürstliche „F o r s t e“ mit je einem F o r s t k n e c h t e zur Verwaltung: der Forst in der Riß, der von zwei Forstknechten betreut wurde, umfaßte das Gebiet dieses Tales von der Landesgrenze bis zur Hochalm und dem Lamjenspiß, sowie das westliche Bächental bis zum Scharfreiter; der Forst in der Scharnis erstreckte sich über das Hinterautal bis zum Kasten und die Leutasch, der Forst auf dem Seefeld über die dortige Hochfläche hinab bis zum Inn und Eppzirkl, der Forst von St. Martin über den Hechenberg und Solstein bis zur Christensäge im Gleirschtal und bis zum Schloßbach bei Zirl; der Forst im Landgericht Sonnenburg umfaßte nördlich des Inn das Gebiet von Hötting und hinter dem Frauhittenspiß auch wieder bis zur Säge im Gleirschtal, der Forst im Gericht Thaur die Südhänge des Gebirges von der Mühlauser Reiffen bis zum Pomper Bach, sowie jenseits das Gleirschtal, Lafatsch und das Pomperloch. Der Forst zu Schwarz das Stallental und das Pomperloch links vom Bache.

Der Forstknecht hatte einerseits darüber zu wachen, daß die Holznutzung gemäß den allgemeinen Waldordnungen und den besonderen Anweisungen des Waldmeisteramtes der Saline vor sich gehe, andererseits hatte er den Wildstand gegen die Zugriffe Unberechtigter, der in den Akten so oft genannten „Wildpratschützen“ zu wahren und das Wild zu beobachten, für den richtigen Abschuh zu sorgen oder bei der Veranstaltung von Hofsjagden mit seiner Ortskenntnis behilflich zu sein. Man sorgte auch für die Herrichtung von Sulzen oder Gleden, Salzledstullen für das Wild, für Fütterung im Winter sind aber wenigstens keine schriftlichen Anweisungen erhalten.

Auch die Landesfürsten aus der jüngeren österreichischen Linie seit 1565, Erzherzog Ferdinand II. und seine Nachfolger, befaßten sich gerne mit der Jagd, freilich weniger in der einfachen, streng weidmännischen Art des Kaisers Max, sondern in Form lauter, höfischer Lustbarkeit. Besonders bevorzugt war für diese H o f j a g d e n das Achenal, wo Erzherzog Ferdinand in der Pertisau ein besseres Jagdhaus, das sogenannte Fürstenhaus und für den Verkehr am See ein eigenes Leibschiß erbauen ließ. In einer Beschreibung der landesfürstlichen Besitzungen von beiläufig 1620 wird das Achenal besonders hervorgehoben, weil „allda die fürnehmsten Wörst (Forste) seien, sonderlich mit Hirschen und Gemsen besetzt, doch sei dort kein Schloß noch Haus, darin ihre Durchlaucht zum Jagen und Fischen behaupt sein möchten“, also scheint man damals jenes Fürstenhaus in der Pertisau als nicht recht zureichend betrachtet zu haben. Auch für das „eingefalzen Ruchenwildpret“ solle an die Hofhaltung „aus den Hauptvorsten, als aus der Riß und Pächen (Hinterriß und Bächental), die kostlich guet, groß Hirschen inne haben“, und aus andern Gegenden geliefert werden²⁾. In der Kranebitter Klamm bei Innsbruck wurde ein Tiergarten für Gemswild angelegt. Wie weit die Spielerei auf den Hofsjagden aber getrieben wurde, zeigt die Erlegung von Gemsen durch Schüsse aus Feldschlangen, die gegenüber der Martinswand beim Schlosse Martinsberg aufgestellt worden sind³⁾.

¹⁾ M. Mayer, Jagdbuch des R. Max, Einleitung, S. 17; Wopfn er, Almendregal, S. 75 ff. Staatsarchiv, Rod. 538 und Ältere Forstakten, Fasc. Nr. 17. — Für einige dieser Forste sind die näheren Grenzen in meiner Landesbeschreibung, S. 255, 411, 461, mitgeteilt.

²⁾ Hirn, Erzherzog Ferdinand II., Bd. 2, S. 493. Staatsarchiv Innsbruck, Rod. 1496.

³⁾ Roggler, Burgstall Martinsberg, im Tir. Fremdenblatt 1886, Nr. 38.

Auch nach dem Erlöschen der selbständigen tirolischen Dynastie im Jahre 1665 haben die kaiserlichen Statthalter die Hofsjagden, oder wenigstens deren Wildertrag, für ihre Tafel in Anspruch genommen, das Oberstjägermeisteramt, das Herren aus den ersten Adelsfamilien bekleideten, hat als wirkliche Behörde bis in die Zeit des Kaisers Josef II. bestanden. So blieben auch die Jagden im Karwendel in unmittelbarer Verwaltung dieses Amtes, nur der Forst und die hohe und niedere Jagd im Landgericht Thaur, der vom Inntal aus auch das Lafatsch- und Gleirschtal umfaßte, haben im Jahre 1706 die Inhaber der dortigen Gerichtsherrschaft, die Freiherrn von Sternbach als landesfürstliche Lehen erhalten, und damit in alleinige Nutzung bekommen. Diesen Forst bezeichnete ein amtlicher Bericht von 1720 als „den Principalforst, den Hofzaun und die Gamsmuetter der anstoßenden Försten, aus welchem die Hofstafel am meisten Hirsch-, Gams- und Federmildpret bezogen und die früheren Landesfürsten die bequemste Weidlust genossen haben. Bei der Nisser Alm (heute Kastental) nimmt das Wild den besten Wechsel aus Bayern, wo die Jäger des Baron Sternbach es gar bequem abräumen können und von wo aus die andern Forste mit Wild besetzt werden sollen“. Dem Kloster Fiecht oder Georgenberg hat Kaiser Leopold das Gamsen- und Reißgejaid im Achen- und Stallental im Jahre 1669 neu bestätigt¹⁾.

Seit 1786, der Erlassung eines neuen Jagdgesetzes für Tirol, hat das Forstärar seine Jagdrechte, die eben nur eine Fortsetzung der ehemaligen landesfürstlichen Jagdrechte waren, meist in Bestand oder Pacht gegeben an vermögende Beamte, Offiziere und Bürger. Die Ausdehnung und Benennung dieser nunmehr verpachteten Reviere waren meist den alten Forstknechtsprenkeln angepaßt. So war im Zeitraum von 1800—1840 die Jagd im Martinsberger Forst verpachtet an Michael Niederkircher und Josef Domaniß, Wirte zu Innsbruck und Zirl, im Scharnitzer Forst an Matthias Niederkircher, im Karwendeltaler Forst, der erst 1803 vom Hochstift Freising an das tirolische Forstärar übergegangen ist, an Josef Kapferer. Die Jagd im Nisser Forst war an den Landrat von Anreiter, im Schwazer Forst an Alois von Erlach verpachtet. Die landesfürstliche Jagd im Achen- und Pächental erhielt 1808 der Freiherr von Tannenberg in lebenslänglichen Bestand, lediglich dafür, daß er als Inhaber der Gerichtsherrschaft Rottenburg auf das Wilddeputat, das er bisher vom landesfürstlichen Forstknecht in jenem Sprengel bezog, nämlich jährlich 2 Hirschen und 6 Gamsen verzichtete²⁾.

Wo ein so reicher Wildstand war wie im Karwendel, da fehlten zu keiner Zeit auch die Wilderer oder, wie man früher sagte, „Wildpratschliken“. Da, wie ich bereits andeutete, den Bauern das Jagdrecht zugunsten des Landesfürsten und des Adels verwehrt war, sie selbst aber die tiefere Rechtmäßigkeit dieses Zustandes nicht anerkannten, so haben immer wieder einzelne von ihnen Abenteuerlust und trotziger Sinn zum Wildern getrieben. Seitweise haben auch in Tirol landesfürstliche Mandate gegen die Wilderer sehr harte Strafen aufgestellt, so 1584 die Lähmung eines Schenkels oder Galeerenstrafe, ja Erzherzog Ferdinand II., wollte sogar die Blendung durch Ausstechen der Augen, doch erklärte die Regierung eine solche Strafe für allzu „tirannisch“ und gegen den Gebrauch des Landes verstoßend³⁾. Daß aber in der Praxis früher und wohl auch später wieder die Strafen gegen die Wilderer viel milder waren, zeigen die vielen „Urfehden“ von Wilderern aus dem Inntal, die sich seit 1556 im Archiv des Oberstjägermeisteramtes erhalten haben⁴⁾. Laut derselben erklärt der wegen Wildpratschießen eingezogene Mann, daß er gegen Entlassung aus dem Gefängnis eine Geldstrafe und die anderen Kosten seiner Verhaftung auf sich nehme, sein Leben lang keine Armbrust,

¹⁾ Stoiz, Landesbeschreibung, S. 240 u. 254 f. Staatsarchiv Innsbruck, Ältere Forstakten, Fasz. 3.

²⁾ Staatsarchiv Innsbruck, Rod. 550; Komeralararchiv Nr. 2663.

³⁾ Mayr, Jagdbuch d. R. Rag, Einleitung, S. 24 ff.

⁴⁾ Staatsarchiv Innsbruck, Urk. II, 6034—6150. Forst.-Gesch. Tirols, Bd. 14, S. 153 ff.

Stahlbüchse oder anderes Geschoh mehr führen und keine Weidmannschaft mehr treiben, auch den anderen Wildberern keinen Unterschleif geben und wegen dieser Strafe und Verpflichtung weder gegen den Landesfürsten noch seine Forstbeamten und Jäger und andere Untertanen keine Rache, Feindschaft, Haß oder Neid hegen und üben werde. Man würdigte also damals auch den gemeinen Wilderer eines sehr ritterlichen Verjahrens. Es herrschte bei den Bauern auch die Meinung, daß das Wild vom Tode eines Landesfürsten bis zur Erbhuldigung an seinen Nachfolger im ganzen Lande völlig frei gegeben sei. Auch bei staatlichen Erschütterungen im letzten Jahrhundert, wie 1848, 1866 und 1918 hat sich die Jagdlust der Bauern über alle Schranken hinweggesetzt, 1848 wurde sogar Militär zum Schutze der Jagd in die Hinterriß beordert¹⁾. Das Wildern galt und gilt eben bei der bäuerlichen Bevölkerung weder rechtlich noch sittlich als etwas Verwerfliches, weil das Wild eine freie Gottesgabe sei, die sich jeder nehmen könne, der das Zeug dazu habe²⁾.

Im Karwendel war das Wildern noch besonders erleichtert durch seine Abgelegenheit von kändigen Siedlungen und seine Lage an der Landesgrenze. Der Hirte und Holzknecht, der hier in Mitte der weiten Wälder untertags seiner Arbeit nachging, konnte des Abends leicht seinen sonst versteckten Stutzen ergreifen und sich auf die Birsch begeben. Besonders gerne gingen die Tiroler in das angrenzende freisingische oder herzoglich bayerische Gebiet wildern, weil sie im Falle eines Zusammenstoßes mit den dortigen Jägern sich wieder über die Landesgrenze zurückziehen und ihrer Verfolgung entgehen konnten, von der tirolischen Behörde das Wildern im anderen Lande nicht geahndet wurde. Nicht selten taten sich die Tiroler Wilderer auf ihren Beutezügen ins Bayerische zu ganzen Gesellschaften zusammen und führten mit den dortigen Jägern im Falle ihrer Entdeckung geradezu kleine Gefechte auf, um ihren Rückzug zu decken³⁾.

Über eine recht bezeichnende Wilderer Geschichte, die sich im Gleirschtal im Jahre 1736 abgespielt hat, liegt ein genauer amtlicher Bericht vor (Staatsarchiv Innsbruck, Ältere Forstakten, Fasc. 3, Thaur). Auf Anzeige des Jägers der Herrschaft Thaur hat das Oberschjägermeisteramt zwei Meißerjäger, einen Revierjäger, den Sonnenburgischen Forstüberreiter, einen Jägerjung und Plachenknecht mit jenem Thaurer Jäger ins Gleirschtal entsendet, um die Wilderer, die dort bemerkt wurden, einzufangen. Die Jäger überraschten zwei der Wilderer — diese werden im Berichte stets als „Schützen“ bezeichnet — beim Morgengrauen in der Arzler Christenalm. Es entspann sich ein hartes Handgemenge, wobei schließlich die Wilderer eine Hade, die Jäger ihre Waidner oder Hirschfänger zogen. Obwohl der eine Wilderer kreuzweise Hiebe ins Gesicht erhielt, ließ er vom Kampfe nicht ab, so daß ihn die Jäger für „gefroren“, d. h. durch Zaubermittel gefest hielten; erst als er einen Stich in den Hals erhielt, gab er den Widerstand auf. Den nur leicht verwundeten einen Wilderer führten die Jäger noch an demselben Tage nach Innsbruck, den schwerer verletzten in das Jägerhaus bei der Christenalm, dort ist er ihnen beim Suppenkochen aber entwischt. Wie das des näheren zugegangen ist, sagt der Bericht nicht, jedenfalls war es ein sehr zäher und verwegener Bursche, der mit einer Stichwunde im Halse noch eine Flucht versucht und auch zustande gebracht hat.

Der geschichtlich bekannteste Wilderer im Karwendel war in seinen jungen Jahren Josef Spedbacher, der Anführer der Tiroler Landeschützen im Jahre 1809, der von seinem väterlichen Bauernhof im Gnadenwald aus auf seinen Streifzügen bis zur bayerischen und freisingischen Grenze gekommen ist und auch jenseits derselben, wie so viele andere Tiroler Wildschützen, gerne seine Beute gesucht hat. Einmal wurde er hiebei auch von zwei Jägern gefangen, befreite sich aber wieder durch seine mit List gepaarte unbändige Kraft. Johann Mair hat diese und andere Geschichten aus der mündlichen Überlieferung in seinem Buche über Spedbacher (1904) mitgeteilt. — Die Lebensgeschichte eines Karwendelwilderer bietet auch die Selbstbeschreibung des Anton

¹⁾ Vgl. Ruf, Chronik des Achentales, S. 89; Mayr, Jagdbuch d. R. Mag, S. XXVI und unten S. 31, zweiter Absatz.

²⁾ Vgl. L. Hermann, Tiroler Volkstypen (1877), S. 1 ff., „Die Wilderer“.

³⁾ Baaber, Chronik von Mittenwald, S. 390 f.

Steger von Eben, geboren 1818. In der Gesellschaft von Scharnitzer Holzknechten in der Riß und im Wächental auf der Arbeit, war er in seiner Jugend zu einem gewohnheitsmäßigen Wilderer geworden. Seine Erfolge waren so groß, daß ihm der Fürst von Leiningen die Stellung eines Jägers bei ihm anbot, er lehnte aber ab, weil er als solcher glaubte, einer Liebshaft entsagen zu müssen. Wie er dann im tiefsten Achantaler Forst sich in einer Hütte mit seiner Braut verbirgt, diese dort einen Knaben zur Welt bringt, grenzt schon an das Romanhafte. Steger versichert, er habe die Jäger wohl oft genarrt, aber nie die Waffe gegen sie erhoben und deshalb geriet er schließlich auch in Gefangenschaft. Im Zuchthause in Innsbruck entdeckt er seine Begabung zum Schnitzen, nach Verbüßung der Strafe wendet er sich diesem Gewerbe zu, kommt sogar in die Werkstatt von Schwantaler in München, lehrte aber nach Tirol zurück, und hat dann im Auftrag des Grafen Enzenberg mehrere Jagdgruppen im Schloß Trauberg geschaffen und für den Friedhof zu Schwarz ein großes ausdrucksvolles Kreuzfig, wozu er durch sein Mitleid mit einem dort mehr verscharrten als bestatteten Selbstmörder angeregt worden war. Wie Steger im ersten Teile seiner Lebensgeschichte, die Conrad Höfer unter dem Titel „Der Schnitzertoni vom Achensee“ als Privatdruck 1935 herausgegeben hat, die bäuerlichen Anschauungen über das Wildern darlegt, ist ein Zeugnis für sich.

Peter Kießer, dessen Lebensbild N. Pfrehschner in einem Bande der Grünen Bücher 1925 gezeichnet hat, war um 1830 in Brilegg geboren und schon in früher Jugend als Hüterbube auf der Luboialm und dann als Diensthote bei einem Bauern in Lenggries zum Wildern verleitet und bald einer der kesssten Wildschützen im Jarwinkel und Achantal geworden. Ein Förster, der das sonst tüchtige Wesen Kießers erkannt hatte, führte ihn auf den rechten Weg, er wurde zum staatlichen Forstgehilfen und dann Forstwärter bestellt und im Jahre 1860 vom Herzog von Koburg als Oberjäger und dann als Wildmeister in der Hinterriß in Dienst genommen. In dieser fast dreißigjährigen Tätigkeit hat Kießer sich um die Einrichtung und Hegung der Koburgischen Jagdreviere, die damals das ganze Karwendel umfaßten, das größte Verdienst erworben. Mit allen Schlichen der Wilderer aus eigener Übung vertraut, hat er ihnen das Handwerk gründlich gelegt. Besonders arg trieben sie es im J. 1866 und zwar im Zusammenhang mit den politischen Ereignissen. Der Herzog von Koburg stand im damaligen Kriege auf Seite von Preußen und so hielten sich Tiroler wie Bayern berechtigt, in seinen Revieren in der Riß und im Wächental in ganzen Gesellschaften auf Beute zu ziehen. Aber auch damit wurde Kießer fertig. So ist sein Lebensbild aus der Feder Pfrehschners zugleich eine Geschichte der Jagdverhältnisse im Karwendel zu jener Zeit, zugleich ausgestattet mit padenden Schilderungen von Landschaften und Menschentypen aus diesem Gebiete.

Eine große Änderung führte in den Jagdrechtsverhältnissen von Tirol das neue österreichische Jagdgesetz von 1849 herbei. Es hob die Jagdrechte, die bisher nur für sich bestanden hatten, auf und erkannte nur ein solches in Verbindung mit Grundeigentum an. Aber nur der Eigentümer von Flächen, die geschlossen mehr als 115 ha oder 200 Joch umfaßten, erhielten das Recht der Eigenjagd, in den übrigen besitzrechtlich mehr zersplitterten Gebieten erhielt das Jagdrecht die Gemeinde, die es aber verpachten mußte. Da aber im Karwendel der meiste Wald Besitz des Forstärars ist, auch die Almen vielfach nur Weidenungen im ärarischen Forstgebiete darstellen, das Rahlgebirge oder Odland in Tirol gemäß eines Landesgesetzes vom Jahre 1839 überhaupt als Staatseigentum gelten, so blieb hier das Arar wie früher meistens Eigentümer der Jagden. Nur in der Nähe der größeren Ortsgemeinden, vor allem im Inntal, kam die Gemeindejagd auch hier zur Geltung. Die Freiherren von Sternbach verloren jetzt 1849 das Jagdrecht, das sie bisher als Lehen im ganzen Landgerichte Thaur besessen hatten, zugunsten des Forst- und Salinenärars, das Stift Georgenberg hat 1849 seine Eigenwaldungen im Achantal, und damit auch die Jagd in denselben, an das Forstärar verkauft, weil es sich mit den Bauern über die Bildung der Gemeindejagd nicht verständigen konnte¹⁾.

In den Wirkungen auf die tatsächlichen Jagdverhältnisse viel bedeutamer als diese rechtlichen Änderungen wurde im Karwendelgebirge die bald hernach einsetzende Un-

¹⁾ Staatsarchiv Lehenallobdialfierung S, Nr. 3. Ruf, Chronik des Achantals, S. 90.

häufung der Pachtungen der ärarischen Jagden und der Eigenjagden auf den Almten in den Händen einiger weniger großer Jagdherrschafte¹⁾, die auf längere Dauer sich eingerichtet hatten²⁾. Im Jahre 1839 pachtete nämlich der Fürst Karl von Leiningen die Jagden in den gesamten Staatsforsten der Hinterrith und Pertisau, des Bächen- und Achantales, und baute in der Hinterrith ein stattliches Jagdschloß. 1856 übernahm der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg das Schloß und jene Jagden, wobei die Pachtfrist auf seine Lebenszeit und später auf weitere 40 Jahre nach seinem Ableben, der jährliche Pachtzins auf 262 Gulden festgesetzt wurde³⁾. Damals wurde der Wildbestand im Forstbezirk Pertisau-Hinterrith auf 350 Hirsche, 650 Gemsen und 300 Rehe geschätzt, jener im Forstbezirk Achantal auf 150 Hirsche, 100 Gemsen und 230 Rehe, im Forstbezirk Scharnis auf 140 Gemsen und ebenso viele Rehe. Das waren auch damals die weitaus stärksten Wildstände in allen Forstbezirken Tirols⁴⁾. Weiters pachtete der Herzog von Koburg um 1860 auch noch die Jagden in den Staatsforsten im Karwendel, Gleirschtal, Hinterautal und Bomperloch, so daß damals fast das ganze Karwendel eine einheitliche Jagdherrschaft gebildet hat⁵⁾. Die letzteren drei Täler hat aber seit 1880 der Herzog von Koburg an andere Pächter wieder abgegeben. Außerdem kaufte er zahlreiche Almten in dem ganzen Gebiet, einerseits um deren Eigenjagdrecht zu erwerben, und andererseits den Auftrieb von Schafen und Rindern zugunsten des Wildes einzuschränken. Um das Jahr 1900 machte das ganze geschlossene Jagdgebiet des Herzogs von Koburg — Hinterrith, Pertisau, Bächental und Karwendel — 32 000 ha aus. Während zu Beginn jener Verpachtungen der Wildstand auch im Karwendel mäßig gewesen war, hat er sich, dank der andauernden Hegung, seither alsbald sehr stark vermehrt. Die Jagdherrschaft stellte eine größere Zahl von Aufsichtsjägern an, um den Wilddiebstahl zu unterbinden, und errichtete Futterstellen für das Wild im Winter, an denen es Heu, Koffkastanien und Mais erhielt. So mancher, der bisher ein gefürchteter Raubschütze war, wurde in den Dienst der Jagdherren aufgenommen und ein eifriger Heger des Wildes. Nicht nur der vom Herzog im Jahre 1863 ernannte Wildmeister von Hinterrith, der die koburgische Jagd erstmals zu besonderem Wildreichtum gebracht hat, Peter Kießer hatte eine solche Vergangenheit, sondern auch die meisten auf seine Empfehlung bestellten Jäger, meist geborene Scharniser⁶⁾. Um das Jahr 1900 zählte man in dem koburgischen Jagdgebiet etwa 1200 Hirsche und das dreifache an Gemsen, Rehe waren wegen der Rauheit der Gebirgsgegend ziemlich selten, Auerhähne um so häufiger⁷⁾.

Außer dem Jagdschloß in der Hinterrith hat die koburgische Verwaltung an verschiedenen Stellen des Gebirges Jagdhäuser und kleinere Pirschhütten erbaut. Jenes Jagdschloß ist in der Ansicht der Hinterrith, die im vorigen Bande der Zeitschrift bei Seite 49 steht, rechts hinten zu sehen, ein kleineres Jagdhaus am Plumserjoch ebenda bei S. 88. In diesem Bande bei S. 24 bringen wir eine Ansicht der beiden Jagdhäuser am Plehboden im Bächental, die vom Herzog von Koburg erbaut wurden und jetzt der Verwaltung der Bundesforste gehören, das obere ist bestimmt zur Wohnung der drei Aufsichtsjäger, die dort ihren ständigen Sitz haben, das untere für die Jagdherrschaft und ihre Gäste, wenn sie gerade anwesend sind. Im Hintergrund der Baum-

¹⁾ Vgl. B. Hülg, Die Hinterrith, im Jahrbuch d. österr. Alpenvereins 1869, S. 176 f. und besonders E. Richter, Schloß Hinterrith und seine Jagdgründe in den Innsbrucker Nachrichten 1905, Nr. 243 u. 244 (Richter war selbst Jagdverwalter in Hinterrith), ferner A. Heitner, Fröhlich Gejaid (1900), S. 129—137.

²⁾ Tir. Schützenzeitung 1869, S. 23.

³⁾ Vgl. auch P. P. P. P. P. Kießer, der Wildmeister von Hinterrith, S. 327 u. 390 f., schildert auch näher die Einrichtung der Jagd durch Kießer im Bomperloch für den Herzog von Koburg.

⁴⁾ Siehe das Buch von P. P. P. P. Kießer über Peter Kießer (1925) im ganzen und besonders S. 360 ff. — Auch Adolf Pichler, Aus den Tiroler Bergen, gef. Werke, Bd. 8, S. 123, schildert eine solche Gestalt, einen Aufsichtsjäger, der früher Wilderer gewesen war, aus der Zeit um 1860.

⁵⁾ E. Richter wie Anm. 1 auf dieser Seite.

gartenspitze mit den Übergängen in die Hinterrift. Im Winter sind diese Jäger und die Förster in dem etwa eine Stunde entfernten Forsthaus die einzigen Bewohner des ausgedehnten Bächentales, das sonst nur Almen in großer Zahl beherbergt.

Der Umstand, daß dieses schon an sich sehr große Jagdgebiet ringsum von anderen gut gehegten Herrschaftsjagden umgeben war, war natürlich für die Entwicklung des Wildstandes im ganzen Karwendelgebirge besonders förderlich. Als Stützpunkte für Hege und Jagd wurden im ganzen Gebiete etwa 20 größere und kleinere Jagdhütten erstellt und ein ganzes Netz von Pürschsteigen angelegt. Die Erhaltung einer derartigen Jagdherrschaft, die nicht mit Forstwirtschaft verbunden ist, verursacht alljährlich bedeutende Kosten, die nicht durch den eigenen Betrieb, sondern nur durch Einkünfte aus anderen Quellen gedeckt werden können, sie ist eine Liebhaberei, aber gewiß eine vornehme und edle auch von allgemeineren Gesichtspunkten, weil sie eine besondere Zierde der Alpen, ihre prächtigen Wildtiere, erhält. Gegenüber den Kosten der Hege der Jagd fiel der Pachtzins nur wenig ins Gewicht.

(Im Jahre 1919 und gewiß im Zusammenhange mit den damaligen staatlichen Umwälzungen hat der Staat die Jagdpachten, die auf mehr als zehn Jahre lauteten, aufgehoben und neu ausgeschrieben. Der damalige Vertreter des Hauses Koburg übernahm in die neue Pacht nur einen Teil der Reviere seines Vorgängers, nämlich das Rißtal westlich des Baches mit den Nebentälern dieser Seite, dem Laiders-, Johannes- und Tortal, nicht aber das Rontal, zu einem viel höheren Pachtzins als früher für das ganze Gebiet und auf eine Frist von zehn Jahren, weiters blieben ihm das Karwendeltal und die Baumgarten- und die Delpsalzm im untern Bächental als Eigenjagd.)

Das ganze derart zusammengefaßte Jagdgebiet des Herzogs von Koburg macht heute bei 9500 ha einen Wildbestand von 800 Stück Rotwild, 2500 Gams, 200 Rehen und dem übrigen Kleinwild aus¹⁾. Im ständigen Dienste stehen ein Revierverwalter und je zwei Oberjäger und Jäger. Die Jagd im Rißtal östlich des Baches, die sogenannte Sonnenseite, und im Bächental ist derzeit nicht verpachtet, weil sich kein geeigneter Abnehmer fand, und wird von der Bundesforstverwaltung in eigener Regie betrieben, wozu auch wieder mehrere Jäger und Förster tätig sind. Das Rontal ist derzeit an den Fürsten Felix von Luxemburg verpachtet.

Die Jagd im H i n t e r a u t a l und Lafatsch besaß seit etwa 1870 der Fürst von H o h e n l o h e - Langenburg, seit 1919 ging sie an den Fabrikanten Robert B o s c h in Stuttgart, 1926 an Robert A l l m e r s in Bremen und Artur Schmolz in Düsseldorf über. Die Jagd im V o m p e r l o c h kam seit 1890 an den Herzog von A l e n c o n, der damals im Schlosse Mentelberg bei Innsbruck seinen ständigen Wohnsitz genommen hat. Mit der Auflassung desselben ist auch seit 1918 die Jagdpacht im Vomperloch anderweitig vergeben. Die Jagden im G l e i r s c h t a l und E p p z i r l haben seit etwa 1890 die Großindustriellen Baron R i n g h o f e r in Prag vom Forstfärar und den Gemeinden Scharniz, Seefeld, Zirl, Arzl und Thaur in Pacht, 1929 übernahm sie Leo S c h ö l l e r in Döten. Auf der Innsbrucker Nordfette hat seit 1890 der Gutsherr Robert N i s l in Innsbruck durch Pachtung der Gemeinde- und forstärarischen Jagden von Hötting und Zirl und Ankauf der Höttinger Alm auch ein ziemlich großes Jagdgebiet zusammengebracht, 1919 ging dasselbe an J. Schwemmerberger von Innsbruck über, der es nach einem Jahrzehnt auch wieder aufgegeben hat.

Die Jagd in der P e r t i s a u und in deren Hintertälern Falztorn und Gern war seit 1850 in das Pachtgebiet des Herzogs von Koburg einbezogen, dessen Oberjäger Karl das bekannte Karlwirtschaftshaus in der Pertisau gegründet hat, wie ja auch das Haus der Försterfamilie Neuner in der Hinterrift fremden Gästen Einkehr geboten hat und nach

¹⁾ Laut Mitteilung der Koburgischen Jagdverwaltung in der Hinterrift. Vgl. auch den Aufsatz „Jagdbliches aus dem Karwendel“ in den Mitteilungen des D. u. S. Alpenvereins 1935, S. 277 f.

seinem Übergange in den Besitz des Herzogs von Koburg zum Gasthaus „Alpenhof“ geworden ist¹⁾. Nach 1918 gab der Koburger die Jagd in der Pertisau auf und diese ist jetzt anderweitig verpachtet, nämlich an den Bürgermeister Franz Fischer und den Industriellen E. Foradori in Innsbruck. Die Jagd im eigentlichen Achental war seitens des Arars um das Jahr 1860 an den Fürsten von Thurn-Taxis, dann an den Fürsten Lobkowitz verpachtet²⁾, seit 1920 neuerdings an ein Konsortium von Ausländern.

(In jenen Teilen des Karwendelgebirges, die zum Herzogtum Bayern, Landgericht Föllz, und zur Grafschaft Werdenfels gehörten, hat die Forst- und Jagdhoheit den Herzogen von Bayern und den Bischöfen von Freising als den betreffenden Landesfürsten zugestanden. Bei der Erwerbung der Grafschaft Werdenfels durch Freising im Jahre 1294 werden „Gesaibe und Wischwaide“ als deren Zubehör ausdrücklich genannt. Die Herzoge von Bayern sind jederzeit eifrige Jäger gewesen und wie in ihren anderen Revieren, so haben sie auch im obersten Isartal die Jagd meist persönlich ausgeübt. In Fall und in Vorderriß waren nachweisbar seit dem 15. Jahrhundert herzogliche Jagdhäuser und die Sitze von Forstämtern, deren Verwalter, gleich wie in Tirol „Forstknächte“ benannt, zugleich das Forst- und Jagdwesen betreuten; durch mehrere Jahrhunderte war hier dieses Amt in ein und derselben Sippe, namens Schöttl. Auch der freisingische Oberjäger in Mittenwald, der dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern bei seinem Angriff auf die österreichische Festung Scharnis im Jahre 1703 wichtige Dienste geleistet, und damals auch ein Kreuz auf dem Karwendelspiz aufgestellt hat, hieß Adam Schöttl³⁾).

Infolge der Vereinigung von Freising mit Bayern im Jahre 1803 kam auch das bisher freisingische Forstamt in Mittenwald unter die nunmehr kgl. bayerische Verwaltung. Wie früher, so war auch weiterhin das Karwendel nördlich der Staatsgrenze hinsichtlich der Forste zum größten Teil Eigentum des bayerischen Staates, und hinsichtlich der Jagd Leibgehege des Königs bzw. des Prinzregenten. Auch heute sind diese Forste Eigentum der Landesforstverwaltung Bayern und werden in deren Auftrage von den Forstämtern zu Fall und Mittenwald verwaltet. Nur der Forst zwischen dem Fischbach, der Aiß und dem Fernersbach bis zum Baiersarpsitz und jener am Hühnerberg bei Fall, sind Eigentum des Großherzogs von Luxemburg. Wie dieser ausländische Fürst jenen Forstbesitz mit Eigenjagd hier erworben hat, ist mir nicht bekannt. Auch die Jagd im angrenzenden Gebiet der Vereinalm war früher an den Großherzog von Luxemburg verpachtet. Heute übt die Jagd im Bereiche des Forstamtes Fall die Landesforstverwaltung in eigener Regie aus, der Großherzog von Luxemburg in seinem vorerwähnten Forstgebiete. Im Bereiche des Forstamtes Mittenwald, besonders im Gebiete von Soiern und Verein, ist die Jagd seitens des Staates verpachtet, und zwar derzeit an die Herren Präsident Weber von München, Bankier Merk und Minister a. D. Schmidt. Da in diesem ganzen Bereiche sowie in dem angrenzenden von Tirol schon seit langem sorgfältig gehegt wird, ist der Wildbestand hier ein sehr guter. Er wird derzeit im Bereiche der beiden Forstämter Mittenwald und Fall auf beiläufig 1800 Stück Rotwild (Hirsche) und 2000 Gams geschätzt, außerdem ist hier ein verhältnismäßig guter Stand an Rehen, sehr viel Auerwild, etwas Birk- und Haselwild, Schneehühner und Schneehasen vorhanden, im Scharfreiter-Gebiet auch etwas Murmeltiere. Die Jagdverwaltungen haben ihren Sitz in Mittenwald, Vorderriß und Fall. Größere Jagdhäuser sind am Verein, in Fischbach und in der Vorderriß, außerdem etwa dreißig

¹⁾ Vgl. Pfrecksner, Peter Rieher, S. 242 und 394 ff.

²⁾ Ruf, Achental, S. 91, Schützenzeitung 1871, S. 660.

³⁾ Siehe Hüßler, Ein Grenzstreit im Karwendel, Zeitschrift des Alpenvereines 1888, S. 90; Rieher, Geschichte Bayerns, Bd. 6, S. 98. Über die Organisation des landesfürstl. Forst- und Jagdwesens in Bayern im Allgemeinen s. Rosenthal, Gesch. d. Gerichtswesens und der Verwaltung Bayerns, Bd. 1, S. 356 ff. (1839). Baader, Chronik von Mittenwald, S. 75—79.

Jagd- und Diensthütten verteilt im ganzen Gebiete. Neben den Forstbeamten sind noch neun Aufsichtsjäger dort tätig¹⁾.

Gewässer und Fischerei, Bach- und Talnamen im Karwendel²⁾

Um Ostrand des Karwendels, und von ihm landschaftlich beherrscht, liegt der *Achensee*, mit einer Fläche von 719 ha und einer Tiefe von 135 m der größte und tiefste See von Nordtirol, aber talartig mehr in die Länge gestreckt als breit (9 zu 1 bis 2 km). Der dem Karwendel ziemlich nahe vorgelagerte *Walchensee* ist mit seinen 1600 ha mehr als doppelt so groß. Den *Achensee* hat das Stift *Georgenberg* bei *Schwarz* schon um das Jahr 1100 von dem Edelgeschlechte der Herren von *Schlitters*, das im *Unterinnatal* damals besonders mächtig und begütert war, erhalten (s. voriger Band, S. 49 f.). Um 1460 nötigte aber der Landesfürst von *Tirol* das Stift ihm den See als Lehen zu geben, und jenem blieb nur ein zusätzlicher Anteil an dem Ertrag der Fischerei. Diese lieferte hauptsächlich *Forellen*, früher stets *Forchen* genannt, und *Reinankn* oder *Renken*, eine den nordalpinen Seen besonders eigentümliche Fischart von hohem Speisewert. Die Landesfürsten und ihr Hof haben seither den *Achensee* zur Ausübung der Jagd und Fischerei und zu allerlei anderer Kurzweil und Lustbarkeit oft aufgesucht, ließen hierzu hier in der *Pertisau* das Fürstenhaus erbauen und eigene Schiffe auf den See setzen. Als um 1770 der Staat die landesfürstlichen Fischwässer in *Tirol* veräußerte, erwarb das Stift *Fiecht*, der Nachfolger von *Georgenberg*, den *Achensee* zu seinem alleinigen Eigentum. Beim Erwachen des Natursinnes ward der *Achensee* mit seinem tiefblauen klaren Wasser in der Mitte der grünen Wälder und Matten und überragt von starren Felsen als eines der berühmtesten Landschaftsbilder von Nordtirol geschätzt, „das *Kronjuwel Tirols*“, wie ihn der Dichter *Hermann von Gilm* pries. Durch Erbauung der *Zahnradbahn* von *Jenbach* zu dem Süden des Sees und die Einstellung von zwei *Dampfboten*, im Jahre 1887, wurde dessen Besuch immer mehr gesteigert. 1919 verkaufte das Stift *Fiecht* den See samt der Fischerei, der *Dampfschiffahrt* und die beiden *Großgasthöfe Fürstenhaus* und *Seehof* um 3 700 000 *Kronen*, die dann wohl bald der *Geldentwertung* zum Opfer fielen, an die *Stadt Innsbruck*, und diese gab ihn dann an eine hierzu gebildete *Uktiengesellschaft*, *Tiroler-Wasserkraft-A.G.* oder *Timag*, zur Anlage eines *Großkraftwerkes*, für das der See als *Staubeden* dient. Infolge der unterirdischen *Wasserentnahme* werden in niederschlagsarmen Jahren auch den Sommer über die flachen *Uferteile* des Sees *trockengelegt*, was landschaftlich unschön wirkt, doch wird dadurch eine *Erhöhung der Temperatur des Oberflächenwassers* bis zu 18 Grad erreicht, was die *Eignung des Sees für Badezwecke* steigert.

Am Westrande des Karwendels, auf dem *Seefeld*er Sattel, liegt ein 6 ha großer *Moorsee*, der *Seefeld*er *Wildsee*, der sich gut zum *Baden* eignet, früher war hier noch ein künstlich angelegter, ebenso großer *Fischteich*, der aber seit 1800 *trockengelegt* ist. Der Name „*Sevelt*“ ist schon seit dem 12. Jahrhundert überliefert (siehe voriger Band, S. 42). Der *erste* See war seit dem 15. Jahrhundert *Besitz* des *Landesfürsten*, der *zweite* des *Klosters* in *Seefeld* selbst. Der *benachbarte* See in *Wildmoos* wird durch *Schmelzwasser*, die sich in *Hohlräumen* sammeln, *gespeist* und *erscheint* nur alle drei bis vier Jahre im *Frühjahr* bis *Sommer*, erreicht dabei eine Fläche von fast 5 ha.

Das *Innere* des *Karwendels* ist *arm an Wasserflächen*, im auffallenden *Gegensatz* zu den *Lechtaler Bergen*. Bereits im *Vorkarwendel* liegt östlich der *Hinterrif* der 2 ha

¹⁾ Dies nach Mitteilung des *Kreisjägersmeisters* für den *Jagdkreis Isarwinkel* in *Fall* vom Jahre 1936.

²⁾ Alles nähere zu diesem Abschnitt ist aus meinem kürzlich erschienenen Buche „*Geschichtskunde der Gewässer Tirols*“ zu entnehmen.

messende *De l p s e e* bei 1600 *m* Höhe und knapp an der Landesgrenze, aber noch auf tirolischem Gebiete. Gerade wegen dieser Lage wird er seit dem 16. Jahrhundert erwähnt, *Appian* zieht ihn übrigens zu Bayern. Über den *S o i e r n*- und *B e r e i n s e e* siehe gleich unten. Am Nordfuße der *S e e k a r s p i g e* zeichnet in dem danach benannten *Kar Unichs* Karte von Tirol vom Jahre 1770 noch zwei kleine Hochseen ein, die heutige Spezialkarte aber nicht mehr. Auch bei der *L a d e n k a r s p i g e* deutet nur mehr der Name auf das Vorhandensein einer Lade oder kleinen See. Eine ebenso benannte Schmelzwasseransammlung am Nordfuße des Hochglück sehen wir auf einem Bilde im vorigen Bande dieser Zeitschrift bei S. 87. Auch der kleine See im Hippental am untern Ende des *Frauhittlfares* bildet sich nur im Frühjahr und ist in der neuen *Karwendelkarte* nicht eingetragen, wohl aber ein *S e e l e* beim *Kastenhochleger* und ein anderes beim *Überschall*, der *Rotwaldsee* im *Hinterautal*, eine seichte Lade auf dem äußern *Talboden* des *Eppzirl* und auf dem *Martinsberger Sattel* und „der *Lumpfen*“ im *Ungertal*. Das im *Jagdbuch* des *Kaisers Max* genannte *Seele* im *Engtal* und ein anderes am *Isfanger* im *Halltal* erscheint in spätern Karten nicht mehr.

Von den *B ä c h e n* des *Karwendels* werden im *Fischereibuch* des *Kaisers Max* und in verschiedenen *Urbar*en seit 1500 der *Uchenbach*, die *Riß*, der *Staner-* und *Vomperbach*, der *Lafatschbach* und die *Isar* bis gegen *Scharnitz* als *F i s c h w ä s s e r* mit *Forellen* angeführt. Das *Fischereirecht* gehörte teils unmittelbar dem *Landesfürsten* und seiner *Hofhaltung*, teils den *Gerichtsherren* von *Rottenburg*, *Freundsberg*, *Thaur* und *Hörtenberg*, sowie dem *Kloster Fiecht*. Wenn die *Herren* in jenen entlegenen Gebieten der *Jagd* oblagen, haben sie auch mit *Vorliebe* die *Fischerei* selbst ausgeübt oder wenigstens die *Beute* zur *Bereicherung* ihrer *Tafel* verwendet. Seit der *Mitte* des 19. *Jahrhunderts* sind diese auf *landesfürstlicher* *Hoheit* oder *Lehensrecht* beruhenden *Wasser-* und *Fischereirechte* teils in das *Eigentum* von *Privaten*, teils des *Forstärars* übergegangen, wo nämlich dessen *Forste*, wie in der *Riß* und im *Gleirschtal*, über ganze *Talgründe* sich ausdehnten.

Auch über die *Fischwässer* in der *Umgebung* von *Mittenwald* ist eine genaue *Beschreibung* vom Jahre 1536 überliefert¹⁾: Auffallenderweise gehörten damals diese ziemlich *fischreichen* *Seen*, der *Barm-*, *Lauter-* und *Ferchensee* *tirolischen* *Adeligen*, wie den *Tänzl* und *Ilkung*, die dafür teils dem *Bischof* von *Freising*, teils dem *Markt Mittenwald* *zinspflichtig* waren. Von den wenigen *Hochseen* des *westlichen* *Karwendels* berichtet jene *Beschreibung*, daß der *Suiren-* oder heute *S o i e r n s e e* im *Winter* *zugefroren*, und daher die dort *eingesetzten* *Fische* immer wieder *ersticken*. Auch das *S e e l e a u f B e r r a i n*, der *kleine* *See* auf der *Bereinalm*, sei *unfruchtbar*. Der *Seinsbach* und der *Fischbach*, die unterhalb *Mittenwald* in die *Isar* fließen, sowie die *Isar* selbst führen nach jener *Beschreibung* *Forellen*, ebenso der *Berlesbach*, heute *Fermannsbach* geschrieben, der in die *Riß* geht, und sie alle werden von den *Leuten* aus *Mittenwald* *gefischt*, die *Isar* sogar bis *Borderriß* und *Fall*, wogegen aber die *Herzoge* von *Bayern* und ihre *Beamten* *Einprache* erhoben. Der *Karwendelbach*, der bis 1803 auch zu *Mittenwald* gehört hat, sei zu *wild* und zu *kalt*, als daß *Fische* in ihm *bestehen* könnten.

Das *Karwendelgebirge* ist in seinen *höheren* *Lagen*, etwa über 1500 *m*, arm an *Quellen*, weil der *reine* *Kalkboden* das *Regenwasser* nicht *auffpeichert*. Die *Karböden* haben fast nie *Quellen*, jene im *Grubenkar* bei 2200 *m* ist ebenso eine *Ausnahme* wie die *Quelle* unter dem *Gipfelfamm* des *Hafelekar*. Auch die durch ihre *Kälte* bekannte *Quelle* auf der *Pfeisalm* bei 2000 *m* wird von *Burglechner* als eine *besondere* *Seltenheit* erwähnt, „ein schön griener *Platz*, darauf *entspringt* ein *frisches* *Wasser*“²⁾. Hingegen sind

¹⁾ Mitgeteilt bei *V a a d e r*, *Chronik* von *Mittenwald*, S. 37 ff. — Eine ähnliche *Aufzeichnung* auch im *Hauptstaatsarchiv* *München*, *Hochstift* *Freising*, *Literalien* Nr. 472.

²⁾ *Zeitschr.* d. *D. u. S.* *Alpenvereins* 1928, S. 62.

Die tieferen mergeligen Lagen im Karwendel reich an Quellen. Auffallend durch ihre Stärke sind die Quellen des Wurmbaches in der Mühlauser Klamm, bereits im 14. Jahrhundert kurzweg der „Ursprung“ genannt, sie wurden 1890 von der Stadt Innsbruck in einer Hochdruckleitung gefaßt und versorgen diese mit einem vortrefflichen Trinkwasser. Vom Zwerchbach im Pomperloch wird gesagt, daß er mit einer solchen Wucht aus dem Felsen springt, daß hineingeworfene Steine zurückgeschleudert werden. Wo diese und viele andere Quellen zutage treten, stellt sich ein reicher Pflanzenwuchs ein, der zu den darüberliegenden Fels- und Laßchenhängen einen reizvollen Gegensatz bildet.

Der eigentliche Fluß des Karwendels, der in seinem Gebiete entspringt und dieses zum größten Teile entwässert, ist die Isar. Man hat daher früher (um 1880) das Karwendel auch „Isarquellengebirge“ genannt. Schon in einer Urkunde von 1177 wird der „ortus Isarae“, der Ursprung der Isar, der hinter der Scharnitz, also im Hinterautale liege, erwähnt. Seit dem 15. Jahrhundert treten aber über die nähere Bestimmung dieses Ursprunges zwei verschiedene Auffassungen hervor. Nach der einen sind nämlich der Ursprung der Isar, früher stets „Isar“ oder „Isar“ gesprochen und geschrieben, jene starken Wasserquellen, die am Fuße des Birklar im Boden des Hinterautales vor der Rastentalm entspringen und „die Flüß“ genannt werden. Diese Auffassung bekundet Matthias Burglechner in seiner Landesbeschreibung von Tirol um 1600 und die Karte von Tirol von Ulich um 1770, sie herrscht auch bei den in der Scharnitz anfässigen Leuten, und nicht minder in der wissenschaftlichen Hydrographie der Gegenwart, so in dem Buche von Christian Gruber über die Isar vom Jahre 1889. Die andere Meinung verfolgt aber die Isar vom Rastental weiter entlang des Lafatschbaches bis zur Quelle des letzteren am Haller Unger und bezeichnet eben diese als die Quelle der Isar; sie wird ausdrücklich angegeben in einer Rundschau vom Jahre 1452, in dem Urbar der Herrschaft Thaur von 1550 und in den Werken von Staffler über Tirol und von Schaubach über die Deutschen Alpen im 1840. Sie entspricht ja auch der allgemeinen Übung, den Namen eines Flusses, soweit als möglich entlang des Wasserlaufes in der Talsfurche, aus der er austritt, zu verfolgen, bis man eben auf die am weitesten zurückgelegene Quelle trifft. In dem vorliegenden Falle wird allerdings beim Rastental die bisher ebene Talsfurche der Hinterau gegen das Lafatschtal durch einen Steilabsturz abgeschlossen, so daß dieses tektonisch gegenüber dem Hinterautal als ein Sondergebiet erscheint, wenn es sich auch dorthin entwässert. Überdies verlegt in wasserarmen Jahren, besonders zur Herbstzeit, mitunter der Lafatschbach, bevor er den Talboden der Rastentalm verläßt, während jene vorgenannte Quellstelle „die Flüß“ etwas außerhalb der Rastentalm das ganze Jahr über eine ziemliche Stärke behält, und gerade deswegen geeignet und geradezu würdig erscheint, als Ursprung eines im weiteren Laufe so bekannten Flusses wie der Isar zu gelten. Ist dies auch die Meinung der in dem Gebiete als Bauern, Holzer und Jäger tätigen und beheimateten Bevölkerung und andererseits der hydrographischen Fachwissenschaft, so hört man andererseits bei den auswärtigen, weniger unterrichteten Bergwanderern, und übrigens auch in den Kreisen der Alpenvereinssektion Schwaben, die dort ein Schuhhaus hat, die Ansicht von der Quelle der Isar am Haller Unger. Dem trägt auch die neue Karwendelkarte Rechnung, indem sie dem Namen „Lafatschbach“ in Klammern den Namen „Isar“ beifügt.

Nach ihrem Austritte aus dem Hinterautal nimmt die Isar den Gleirschtalbach und den Karwendelbach bei der Einmündung der betreffenden Täler auf. Merkwürdigerweise heißt ein kleinerer Seitengraben des Gleirschtales auf dessen linker Seite außerhalb des Weingerttales im 16. Jahrhundert „Isertal“, auch auf der neuen Alpenvereinskarte ist jener als Isartal bezeichnet. Niemals hat man aber „die Hintere Au“ oder, wie man seit dem 19. Jahrhundert schrieb, das Hinterautal und das eigentliche Tal der Scharnitz als „Isartal“ bezeichnet, und tut dies auch heute nicht. Wohl aber nennt man heute das Tal von Mittenwald bis Tölz und seine weitere Fortsetzung nach Norden

„I s a r t a l“. Seit wann diese Bezeichnung schriftlich auftaucht, kann ich nicht feststellen, sicherlich erscheint dafür in älterer Zeit — wie nebenher auch heute noch — der Name „I s a r w i n k e l“, den ich bereits in einem Berichte von 1455 finde⁴⁾.

Bei der Ortschaft Scharnitz macht nun die Isar einen sehr auffallenden Zug von ihrer bisherigen West- in die Nordrichtung gegen Mittenwald zu. Die Hauptfurche im Bau der Alpen zwischen dem Karwendel und dem Wetterstein, wie für den Durchgangsverkehr, geht von Mittenwald und Scharnitz weiter nach Süden über den Seefeldler Sattel ins Inntal. Einige der älteren Geographen, nämlich Wolfgang Lazius aus Wien, in seiner Karte von 1560 und Marg Sittich von Wolfenstein in seiner Landesbeschreibung von 1600, haben gerade mit Rücksicht auf diese Verkehrsrichtung die Fortsetzung der Isar von Norden her nicht in dem Hinterautal gesucht, sondern gegen Seefeld, und behaupten, daß der dortige See und der von ihm nach Norden ausfließende See- oder Trabach, die Quelle der Isar sei. Freilich versiegt dieser Bach im Talboden nördlich von Scharnitz, bevor er den Gießenbach erreicht, der als bedeutend kleinerer Nebenbach in der Ortschaft Scharnitz in die Isar einmündet. Daher ist auch jene Meinung von Lazius und Wolfenstein nicht durchgedrungen. In anderen Fällen hat aber in den Alpen diese tektonische und verkehrsgeographische Auffassung für die Bestimmung des Flußnetzes und des Ursprunges eines Hauptflusses über die rein hydrographische — die Stärke der Wasserführung — obliegt, so etwa bei der Bestimmung des Ursprunges der Eiß und des Eisack am Brenner, der Etsch am Reschensee und der Loisach am Fernpaß.

„Die G e r b i n t l a“, von der im Markenbeschrieb der Grafschaft Werdenfels von 1300 gesagt wird, daß sie an Validers anstoße und deshalb der Isar (Isar) innerhalb der Scharnitz liege, bedeutet sowohl den Bach wie auch die Gegend des Karwendeltales im engeren Sinne von heute. Ausdrücklich wird der Gerwendelbach oder K a r w e n d e l p a c h seit etwa 1400 ebenfalls im heutigen Sinne des hinter der Ortschaft Scharnitz in die Isar mündenden Baches, der Gerwendelspitz um 1500 erwähnt⁵⁾. Das Jagdbuch des Kaisers Max spricht nun von einem „Garwendlpirg“, das dem Bischof von Freising gehöre, das kann nach allen anderen Angaben nur das auch heute sogenannte Karwendeltaal außerhalb der Angeralm mit seinen Bergflanken sein, und einen „Garwendlperg“, der ostwärts davon über die Hochalm bis Ladiz sich erstreckt. Weiters sagt aber dieses Jagdbuch auch, daß das Tortal morgenshalben, d. i. ostwärts, an den Garwendlpach stoße, damit kann nur der Bach des Johannestales, der in die Riß rinnt, gemeint sein. Auch die Karte von Dag von 1550 nennt diesen Bach oder wenigstens seinen oberen Lauf „Garwendlpach“, und die heutigen Karten verzeichnen ebenfalls einen „Karwendelgraben“ im oberen Teil des Johannestales, und an dessen Mündung in die Riß eine „Karwendelau“. Auch diese letzteren Namen dürften älteren Ursprunges sein. So ist also nachgewiesen, daß der Name Karwendel, bereits seit dem 15. Jahrhundert über beide Abdachungen des Flußnetzes der oberen Isar, jene zur Scharnitz und jene zur Riß ge-griffen hat.

Darin liegt eine gewisse alte Berechtigung dafür, daß die wissenschaftliche Alpenkunde seit etwa 1870 den Namen K a r w e n d e l a u j die g a n z e G e b i r g s g r u p p e von der Scharnitzer bis zur Achentaler Furche ausgedehnt und zu ihrer Bezeichnung eingeführt hat. A. Schaubach betrachtet in seinem 1845 erschienenen Werke „Deutsche Alpen“ (1. Bd., S. 120, 127 u. 261) innerhalb der Nordalpen das Gebiet zwischen Isar, Achensee und Inn als eine eigene Gruppe, bezeichnete im ganzen aber als die „G r u p p e d e s S o l f e i n s“ und als „Karwändelgruppe“ die heute noch so genannte nördliche Karwendelkette. In der zweiten Auflage dieses Werkes vom Jahre 1871, in der Sonklar die Orographie bearbeitet hat, ist das Verhältnis aber umgekehrt, er be-

⁴⁾ Stolz, Landesbeschreibung, S. 203.

⁵⁾ Belege Stolz, Landesbeschreibung, S. 415 f., 426 f., 432.

zeichnete als „Karwendelgebirge“ bereits das ganze Gebiet von der Scharnitz bis zum Achensee und billigt nur nebenher der „Solsteinfette“, die unmittelbar über dem Inntal aufragt, eine gewisse Selbständigkeit zu. H. v. Barth gibt erstmals allen vier Ketten, von der Scharnitz bis zum Achensee, den einheitlichen Namen „Karwendelgruppe“, wie er sagt, in Anlehnung an die Münchner Alpenpanoramen, die von Norden her nach der ersten Kette auch die darüber herausblidenden Gipfel der hinteren Ketten unter dem Namen Karwendel zusammenfassen. Doch trennt auch er in der weiteren Schilderung wieder das „Nordinntaler-Gebirge“ von dem „Isarquellen-Gebiet“. Diese Bezeichnungen sind später wohl abgekommen, geblieben ist aber die einheitliche Auffassung des Karwendelgebirges und seine Gliederung in einzelne Ketten und Stöcke, die zum Teil nach den Tälern, zum Teil nach einzelnen Hauptgipfeln benannt sind.

Etymologisch, d. h. seiner Sprachwurzel nach hat Alois Walde 1896 den Namen Karwendel mit jenem der Karawanken und damit mit einem illyrischen Worte kar, d. i. Felsen, in Verbindung gebracht. Walde, ein anerkannter Fachmann auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung, kannte eben nicht die älteren Überlieferungsformen dieses Namens, nämlich den Personennamen Kerwentil, unter anderen germanischen Zeugnissen in einer Urkunde schon vom Jahr 778 für die Gegend von Wolfratzhausen, den Ortsnamen Kerwenteleshusa für die Ortschaft Gerblingshausen ebendort in einer Urkunde vom Jahre 1000, ferner „Perhtoldus Germendelaur“ als Zeuge in einer Urkunde von Benediktbeuren für dessen Besitz bei Seefeld von 1260 und Gerbintla in dem Markenbeschriebe der Grafschaft Werdenfels von 1300 für das Karwendeltal im heutigen Sinne¹⁾. Jener Personennamen bedeutet einen Mann, der im Wenden oder Werfen der Bere oder Speere tüchtig ist, und nach ihm wurde das Tal benannt, in welchem er Jagd- oder Weiderecht hatte²⁾. Die Endsilbe a bei Gerbintla kann auch Aue oder Ache bedeuten, und der zweiterwähnte Personennamen Germendelaur ist dann in weiterer Folge davon wieder gebildet. Zwischen g und k im Anlaut ist in der deutschen Schreibweise wie früher bis ins 18. Jahrhundert keine sichere Scheidung, und noch in einem Staatsvertrag von 1766 wird „Garmwendl Tal“ geschrieben, auf der Karte Anichs zur selben Zeit „Karwendl Thal“. Hierbei dachte die Bevölkerung wohl an die Worte „Kar“ und „Wand“, die ja beide für die Landschaftsform des Gebirges sehr bezeichnend sind. Doch hat das Wort Kar mit Ger ursprünglich keine Gemeinschaft, es bedeutet ein Gefäß besonders zur Erzeugung des Käses („Kaskar“) und nach dem Grundbegriff Höhlung die großen Mulden im Felsgebirge. Ersteres Wort ist in Schriften seit dem 13. Jahrhundert, letzteres mindestens seit dem 15. Jahrhundert, gerade für unser Gebiet überliefert³⁾.

Die wichtigsten Nebenflüsse der Isar aus dem Karwendelgebirge sind die Riß, die Dürrach und die Ache oder Walchen. Die Riß entspringt, wie die Karte von Dag um 1550 und ein Bericht von 1778 ausdrücklich angibt, beim „Blawen Wasser“, heute Blauwasser im Talboden nördlich der Eng, nachdem in diesem knapp vorher die von weiter rückwärts kommenden Bergbäche versiegen. Die Bezeichnung „die Riß“ bedeutet in den ältern Schriften, wie auch heute noch in der Mundart, den Bach so gut wie das Tal, „Rißtal“ ist eine Bildung der Schriftsprache, „die heraußere und herinnere Riß“, später Vorder- und Hinterriß, bedeuten ja die betreffenden Talabschnitte und die dort entstandenen Jagd- und Forstfiedlungen (siehe voriger Band, S. 48 ff.). Hingegen werden die Nebentäler der Riß, das Lortal, Rontal und Sand Johannstal, schon in einem

¹⁾ Bitterauf, Traditionen von Freising, Bd. 1, S. 110, und 2, S. 207; Baumann, Traditionsbuch von Benediktbeuren, Archival. Zeitschrift, N. F., Bd. 20, S. 59. Jahn in Fontes rer. Austr., Bd. 36, S. 590.

²⁾ Vgl. Buchner im Oberbayer. Archiv, Bd. 61, S. 276 (1918), und R. Finsterwalder in Mitteilungen des D. u. O. Alpenvereins 1934, S. 31 und 54.

³⁾ So im Jagdbuch des Kaisers Max, I. oben S. 25.

Forstberichte von 1430 und im Jagdbuche des Kaisers Max genau in dieser Verbindung des Eigennamens mit dem Begriffnamen Tal genannt. Der letztere Name, heute Johannestal, dürfte daher kommen, daß die dortige Alm einer Kirche mit diesem Heiligen als Patron gehört hat, wie dies von der Ladizalm für die Pfarre Ahsam bekannt ist. Das Tal der *Dürsch* heißt früher die Telfspäch oder wie auch heute noch kurzweg „die Bach“, jetzt auch Bächental, es verzweigt sich nämlich in zahlreiche kleinere Bäche oder Gräben, welche beide Worte früher gleichsinnig gebraucht wurden. Die *Ache* kommt aus dem Achensee, „zu Ahen“ heißt seit dem 14. Jahrhundert das ganze Tal mit dem See, Ahtental erstmals im Fischereibuch des Kaisers Max, der aus dem See zur Isar abfließende Bach „die Achen, auch die Walach, Walchen und Walchenbach“.

Obwohl die Isar im Vergleich zu den Urgebirgsflüssen nicht sehr wasserreich ist, treibt sie heute doch die *größten Kraftwerke* von Bayern und Tirol, mußte dies aber mit sehr bedeutenden Veränderungen ihrer Wasserführung und Wasserverteilung bezahlen. Für das Walchenseewerk wird bei Walgau ein großer Kanal von der Isar zum Walchensee abgezweigt, und das dadurch von ihr weggeführte Wasser erst durch die Loisach der Isar wieder zurückgegeben. Für das Kraftwerk bei Jenbach im Inntal dient der Achensee als Staubecken. Dieser hat sich früher durch die Walach zur Isar entwässert, infolge der Erbauung jenes Werkes wurde dieser Ausfluß für die größte Zeit des Jahres abgeperrt und das Wasser des Achensees durch den neuen Werkkanal dem Inn zugeführt, ja sogar der Ampelsbach, der früher unabhängig vom Achensee in die Walach und damit in die Isar abfloß, in den Achensee und damit eben auch in den Inn geleitet. Da aber ein großer Teil des im Achenseewerk erzeugten Stromes an das Walchenseewerk abgegeben wird, tritt doch wieder eine Vereinigung der von der Isar hervorgebrachten Energien ein.

Geschichte der Bergwerke im Karwendel

Die längste Geschichte von diesen hat das *Salzbergwerk*, das im Halltal bei 1600 m liegt, mehr als 1000 m über der Saline in der Stadt Hall am Inn. In den Urkunden bayerischer Klöster vom 9. bis 12. Jahrhundert wird die Verleihung von Salzgälden aus einem „Hal“ öfters erwähnt, doch dürfte sich dieses nicht auf Hall in Tirol, sondern auf Reichenhall beziehen. Hingegen wird in Urkunden von 1230 bis 1263 öfters von einer „salina in Toure“, das ist Thaur, eine halbe Stunde westlich von Hall im Inntal, in dem Sinne gesprochen, daß sie dem Grafen von Tirol gehöre. Seit 1270 ist aber nur mehr von einem „Hal ze Halle“ die Rede, und ein etwa hundert Jahre später niedergeschriebener Bericht besagt, daß damals Graf Meinhard von Tirol den Nikolaus von Rohrbach, einen auch sonst bekannten Salzfachmann aus Hallstatt, berufen und dieser das Pfannhaus am Inn und dorthin eine Solenleitung vom Salzberg im Halltal gebaut habe. Dies und die Verkehrslage am Inn hat dann die Entstehung der Stadt Hall veranlaßt. Für die Zeit von 1290—1360 sind genaue Abrechnungen über den Betrieb des Bergwerkes und des Pfannhauses, sowie Urkunden über die Verpachtung und Verpfändung desselben seitens der landesfürstlichen Kammer überliefert. Wir entnehmen daraus Einzelheiten, besonders technische Fachausdrücke über und für die Arbeit am Salzberg und im Sudhause, die durch die Röhrenleitung für die künstlich hergestellte Sole miteinander verbunden waren und sind, wie auch über die Organisation und den Ertrag dieser Betriebe. Die jährliche Erzeugung derselben betrug um das Jahr 1300 rund 10 000 Meterzentner Salz, und steigerte sich in den folgenden Zeiten stetig, um das Jahr 1500 bis zu 80 000, um das Jahr 1920 bis zu 160 000 Zentner¹⁾. Bis gegen

¹⁾ Näheres darüber bei Stolz, Die Anfänge des Bergbaues in Tirol in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte, german. Abt., 48. Band (1928), S. 217—228.

Anfang des 19. Jahrhunderts ist das Haller Salz auch in die österreichischen Vorlande in Schwaben und in die Schweiz gegangen, einen weiteren Eintrag des Absatzes erlitt es durch die Abtrennung von Südtirol im Jahre 1919. Das Wesen der Salzgewinnung ist heute noch dasselbe wie im 13. Jahrhundert, das im Bergwerke gebrochene Salzgestein wird in ein dort befindliches unterirdisches Wasserbecken (See) geworfen und die derart erzielte Sole in Röhren durch das Halltal in das Sudhaus am Inn geleitet und hier wieder zum Verdampfen gebracht, doch wurde selbstverständlich das Verfahren dem jeweiligen Stande der Technik angepasst. Die drei heute vorhandenen Hauptbaue des Salzbergwerkes, der Kaiser-, Ritter- und Wasserberg erscheinen mit diesen Namen seit dem 16. Jahrhundert. Eine Erztafel, die im Museum zu Innsbruck sich befindet, stellt dar, wie „Kaiser Ferdinand diesen Berg selbst aufgeschlagen und Kaisersperg genennt anno 1563“. Die Gebäude für die Bergverwaltung heißen die Herrenhäuser, bis dorthin und noch etwas höher hinauf, geht die zuletzt um das Jahr 1830 verbesserte Fahrstraße, die mit ihrem Endpunkte bei 1700 m die zu höchst gehende im ganzen Karwendelgebirge ist und heute auch mit Poffkraftwagen befahren wird. Derzeit baut man auch an einem Stollen, der knapp oberhalb Thaur in den Berg geht und das Salzlager von der Tiefe her anfahren soll, und daher eine Länge von etwa 4 km erhalten muß.

Im Halltale werden salzhaltige Quellen früher öfters erwähnt, auch im Bomperloch. Doch waren sie zu schwach, um daraus Salz zu gewinnen, boten aber dem Wild und den Weideteren natürlich Lecke¹⁾.

Erzbergbaue — vorwiegend auf Silber, Galmei und Blei — werden seit dem 15. und dann besonders im 16. Jahrhundert im Karwendelgebiet an folgenden Orten schriftlich — durch Verleihung von einzelnen Gruben und andere Entscheidungen der zuständigen Berggerichte zu Hall und Imst, letzteres für Zirl — erwähnt²⁾: Im Zirler Christental, hier die Älteste Verleihung eines Silberbaues im Karwendel vom Jahre 1431; bei Hötting im Kerschbuchtal und am Höttinger Bach oder Höttinger Graben, wo heute noch nahe dem Gramartboden die Mündungen der sogenannten Knappenlöcher zu sehen sind, ferner am Achselkopf und am Solstein; bei Mühlau am Neuen Weg, d. i. ober der späteren Kettenbrücke. Zur Verarbeitung der dort gewonnenen Erze bestanden eigene Schmelzhütten zu Innsbruck und Mühlau, bei Kerschbuch wurde auch Vitriol und Schwefel gewonnen. Weitere Erzbergbaue waren bei Thaur, wo am Eingang in die Klamm ebenfalls noch die Stollen erkenntlich sind; im Bomperbach oder Bomperloch; im Lafatsch, auch Nurfeis und Lafeis genannt. Am Überschall, der höchsten Mulde des Lafatschtales finden sich noch die Reste alter Bergwerkshäuser und am Südhange des Reys ein ganzes System von Stollen, die durchwegs mit der Hand ausgeschlagen sind und von denen einer etwa 100 m unter dem Ramm diesen bis zur Nordseite ober dem Kofloch durchzieht, der tiefste, der sogenannte Silberne Hansl, aber von Wasser erfüllt ist. Um 1926 hat eine reichsdeutsche Bergbaugesellschaft diese Baue auf Zink neuerdings bearbeiten lassen, wegen geringen Ertrages dann aber dies wieder aufgegeben. Jene Erzbergwerke sind alle im 17. Jahrhundert eingegangen, im Vergleich mit dem Silber- und Kupferbergwerk, das südlich vom Inn bei Schwarz, also bereits außerhalb des Karwendels, bestanden, hatten die vorerwähnten Baue nur eine beschränkte Bedeutung, wenn sie auch für ihre Blütezeit einen gewissen Ertrag abgeworfen haben. Vom Übermut der

¹⁾ Vgl. Stolz, Gesch. d. Gewässer Tirols, S. 487. Peßny, Thaur in Tir. Heimat 7 (1935), S. 98.

²⁾ Näheres bei Wolfftrig, Die Tiroler Erzbergbaue bis 1665; Srbik, Überblick des Bergbaues von Tirol (1928), Geschichte und damalige Gegenwart des Bergbaues. Stolz, Anfänge des Bergbaues in Tirol, S. 262, für die Verleihung des Silberbaues im Christental. Ferner verleiht der Landesfürst im Jahre 1478 dem Erhart Rugler und seinen Mitgewerken Geyrs, Lafeis und Zumperpach mit zweijähriger Freiheit von jeder Abgabe. (Staatsarchiv Innsbruck, Cod. 112, Fol. 176.) Über das alte Bergwerk in Lafatsch s. F. Wöls in den Tiroler Heimatblättern 1936, S. 168—174.

Höttlinger Bergknappen erzählt die Sage allerlei. Alle diese Bergbaue liegen in den südlichen Ketten des Karwendels, im nördlichen Teile desselben war nur in der Hinterriß im 17. Jahrhundert ein bescheidenes Eisenbergwerk¹⁾. Bei Mittenwald „unter dem Karwendel“ wurde von 1530—1715 nach Galmei und Blei gegraben, die Verleihung war hier durch den Bischof von Freising als Landesherrn von Werdenfels erfolgt²⁾.

Eine erhebliche wirtschaftliche Bedeutung hat die Gewinnung des *Steinöls* oder *Türschens*, heute Schthyl, aus den ölhaltigen (bituminösen) Schiefen an den Hängen der Reiter Spitze bei Seefeld. Die öfters wiederholte Behauptung, daß bereits eine Urkunde von 1350 von der Verleihung eines solchen Brennrechtes spreche, hängt einigermaßen in der Luft, da die Urkunde in keiner Form aufzufinden oder nachzuweisen ist. Doch wird der Name „Türschbach“ in dieser Gegend bereits um 1300 genannt, und nach dem Riesen Tyrfus hat das Öl früher den Namen gehabt, man meinte, bei dem gewaltsamen Tode desselben sei sein Blut in das Gestein gefiedert und habe dieses ölhaltig gemacht. In dem Tiroler Landreim von Rößl von 1560 heißt es: „Auf Zirler Perg pricht das Türschpluet, Bitumen auf latein, gar guet“. Auf einem Hause zu Leithen, unterhalb Seefeld, ist an der Außenwand von einem Maler des 16. Jahrhunderts der Kampf zwischen dem geharnischten Riesen Haimon und dem nur mit einem Baumstamme bewaffneten Tyrfus dargestellt, und das Ende des letzteren und der Wert seines Blutes mit den Worten angedeutet: „Sprich hin, du unschuldig Bluet, sei für Tier und Menschen guet.“ Demnach war damals das Erzeugnis schon lange bekannt. Im Jahre 1576 erhielt ein Abraham Schnitzer vom Landesfürsten das Privileg, in der Grafschaft Tirol „aus besondern Steinen ein gutes rechtes Öl zu machen, nachdem er diese Kunst erfunden habe“. Die letztere Angabe ist gewiß sehr übertrieben. In den folgenden Zeiten wurde das Steinölbrennen in einfacher Weise von kleinen Leuten durchgeführt, und das Erzeugnis, das als Heilmittel mehr für Tiere als für Menschen und auch als Wagenschmiere diente, von Hausierern in und außerhalb des Landes abgesetzt. Im Jahre 1839 errichtete man dafür einen Fabriksbetrieb, der nach einem damaligen Erzherzog „Maghütte“ benannt wurde, oberhalb Reith, und im Jahre 1858 ein ähnliches Werk bei Scharnitz an der Mündung des Gießenbaches. Man verwendete damals das Öl zur Beleuchtung und zur Erzeugung von Asphalt, doch konnten sich diese Produkte gegen Petroleum und ausländischen Asphalt nicht durchsetzen. Auch bei der Epzirler Alm war ein heute verfallenes größeres Brennwerk. Im Jahre 1884 kaufte die Maghütte die Gesellschaft Cordes-Hermann in Hamburg und führte ein feineres Verfahren zur Gewinnung von Schthyl für Heilzwecke ein. Das Unternehmen gedieh und beschäftigte im Jahre 1927 bei 40 Personen, und erzeugte jährlich bei 4000 q Ölstein, der im Untertagebau gefördert wurde³⁾. Auch bei Pertisau schürfte man auf Ölshiefer.

Als *Baustein* ist seit alters die Höttlinger Breccie, in der Mundart *Maglstei* genannt, verwendet worden. Wenn die Bürger der Stadt Innsbruck im Jahre 1357 vom Landesfürsten das Recht erhielten, „zu fthauen, brechen und nehmen zu dürfen soviel sie zu ihrer Stadt benötigen“, so bezieht sich das gewiß auf jenen Naglstein und nicht auf Kalktuff im heutigen Sinne. Auf Puren, einem Hofe oberhalb Arzl, brach man laut des Landreimes von 1560 schwarzen *Marmel*, im Gleirs gute *Reiden*, zur selben Zeit bei Mittenwald roten *Marmor* für die herzoglichen Bauten in München, laut Baaders Chronik, S. 43.

¹⁾ Vgl. Rapp, Beschreibung des Bistums Brigen, 2 S., 812.

²⁾ J. Baader, Chronik von Mittenwald, S. 37, 51, 87.

³⁾ Siehe Ladurner, Die Anfänge des Steinölbrennens, Arch. Gesch. Tirols, Bd. 2, S. 375; Jfjer, Der Seefelder Asphalt in berg- und hüttmänn. Jahrbuch 1886. L. Sedlacek, Tyrsenblut, in den Blättern f. Gesch. d. Technik in Osterreich 1932, S. 73—80. Ferner die Aufsätze von Dalla Torre und Pöhl in Str. Heimatblätter 4 (1926), S. 162, und 9 (1931), S. 15 ff. mit Schilderung der alten Art des Steinölbrennens, und Erhard, ebenda 11 (1935), S. 347, mit einer Wiedergabe des Bildes in Leithen.

Geschichte des Verkehrs im Karwendel

Auch hinsichtlich des Verkehrs besteht zwischen dem Innern und den Rändern des Karwendelgebietes ein gewaltiger Unterschied. Im Innern des Gebirges hat zu keiner Zeit ein Durchgangsverkehr bestanden, sondern immer nur an den Rändern, und dieser war besonders bedeutsam am West- und Südrande, weniger am Nord- und Ostrand.

Schon zur Röm^erzeit ging eine Reichsstraße von Verona über Bozen (damals Pons Drusi) und von Aquileia (in der Nähe von Görz) über Trient (damals Aguntum) zum Brenner, dessen damaliger Name uns nicht überliefert ist, nach Wilten (Veldidena) bei Innsbruck, von hier über Zirl nach Scharnitz—Mittenwald (Scarbica) und über Partenkirchen (Partanum) nach Augsburg (Augusta). Beschriftete Meilensteine, die bei Wilten, Zirl, Reith, Seefeld und Mittenwald gefunden wurden, und Postverzeichnisse deuten uns für das 3. bis 5. Jahrhundert n. Chr. den Lauf dieser Straße an. Sie ist gewiß auch nach der Besitznahme des Landes durch die alten Baiern im 6. Jahrhundert in Benützung geblieben, sie bildete auch damals die wichtigste Verbindung vom Hauptgebiete des Stammes über den Brenner nach Bozen, seinem am weitesten nach Süden vorgeschobenen Herrschafts- und Siedlungsbereich. Die Gründung eines Klosters gerade im Scharnitzwald bereits um 760 weist ja auch auf diese Verkehrslage hin (siehe Zeitschrift 1935, Seite 41 f.).

Die deutschen Kaiser vom 10. bis 13. Jahrhundert haben für ihre Heer- und Krönungszüge von Deutschland nach Italien meist auch den Weg von Augsburg über das „Tal von Brigen und Trient“ benützt, und die dazwischenliegende Strecke kann nur über den Fern oder durch die Scharnitz und dann über den Brenner gegangen sein, wenn auch die Berichte darüber nichts Näheres angeben. Der Handelsverkehr, der besonders seit dem 13. Jahrhundert zwischen Deutschland und Italien in Schwung gekommen ist, folgte derselben Linie. Die Brücke über den Inn bei Innsbruck, deren erste Erbauung an Stelle der bisherigen Fährre um das Jahr 1150 anzusehen ist, diente diesem Straßenzuge vom Brenner nach Zirl und weiter in die Scharnitz, die „via publica“ oder „strata“, d. h. Landstraße zwischen diesen Orten, wird um 1260 urkundlich erwähnt und auch ein später immer so genannter Meilstein und Meilbrunnen an der Straße zwischen Kranzbitten und Martinsbühl. Da Meilensteine wohl immer auf die römische Zeit zurückgehen, ist anzunehmen, daß damals schon die Hauptstraße am linken Innufer gegangen ist.

Ebenso erscheinen seit 1280 Zollstätten zu Innsbruck und Zirl, welche den Kaufmannsverkehr auf dieser Strecke für den Tiroler Landesfürsten besteuerten. Dieser sorgte aber auch für die Sicherheit der landfremden Kaufleute und ihrer Güter und für die Einhaltung der Brücken und Wege. Wo hierzu die Beitragspflicht der anrainenden Gemeinden nicht genügte, wird gerade zu Beginn des 14. Jahrhunderts die Verbesserung und der Neubau von Verkehrswegen an einzelne Unternehmer samt dem Rechte der Einhebung einer besonderen Maut vom Landesfürsten verliehen, so in der Eisackschlucht bei Bozen, wo der nach dem Erbauer benannte Runtersweg damals geschaffen wurde, an der Finstermünz, am Jaufen und am Arlberg. Und so hat im Jahre 1332 der Landesfürst auch an die Stadtgemeinde Innsbruck „den Weg in der Scharnitz“ (Scharnitz) in ihre Gewähre (Besitz) übergeben, auf daß sie ihn mache und bessere, damit allen denen gütlich geschehe, die ihn bauen (benützen) und fahren“. Die Stadt soll davon nicht mehr Weglohn (Maut) nehmen, als an die Besserung des Weges gelegt werde, und den Weg stets in guter Aussicht behalten. Die Stadt Innsbruck hatte ja an dem Zustand der Straße durch die Scharnitz ein besonderes Anliegen, weil diese eben die kürzeste Verbindung für den deutsch-italienischen Durchgangsverkehr von Venedig oder Verona nach Augsburg bildete, und dadurch den Aufschwung Innsbrucks als Verkehrs-ort in erster Linie bedingte. Wie eine Aufzeichnung des Weglohnes aus dem 15. Jahrhundert angibt, hat die Stadt hauptsächlich das Wegstück von dem Bruggl bei Reith bis

zur Dieffer ober Gießenbachbrücke vor Scharniz betreut¹⁾. Das Geleitsrecht auf dieser Straße, d. i. die Sorge für die Sicherheit der sie benützenden Reisenden und Frachten, hatten noch im 15. Jahrhundert die Herzoge von Bayern von Norden her bis zur Feste Schloßberg, knapp an der Ortschaft Seefeld, beansprucht, erst im Jahre 1609 in einem Vertrage dem Landesfürsten von Tirol bis zur Isarbrücke in der Scharniz zugestanden, wo damals auch die Landesgrenze zwischen Tirol und Werdenfels festgesetzt war²⁾.

Für die Lieferung der Kaufmannswaren bildeten seit dem 14. Jahrhundert die Besitzer der Fuhrwerke entlang der Straßen eigene Verbände von sogenannten Rodleuten, der Wechsel der Gespanne durfte nur an bestimmten Orten, den R o d s t ä t t e n oder N i e d e r l a g e n, erfolgen. Von Innsbruck bis Mittenwald war eine solche Rodstrecke, die Frächter von Innsbruck durften bis Mittenwald fahren und umgekehrt und jene von Mittenwald ebenso. Auch die Leute von Zirl waren an dieser Rod beteiligt³⁾. Doch durften die Kaufleute auch mit eigenen Wagen die ganze Straße von Venedig bis Augsburg fahren, nahmen aber die Gespanne doch von den Rodleuten. Im Jahre 1488 verordnete die Regierung des Herzogs Sigmund von Österreich, daß die Kaufmannschaft von Venedig und anderen welschen Landen heraus nach Deutschland nur über Telfs und den Fern gehen dürfe, nur in das „Paierlant“ über den Zirlberg und Schloßberg⁴⁾. Man wollte wohl den Hauptverkehr nach Augsburg ganz über den Fern leiten, vermutlich weil dieser Weg länger über tirolisches Gebiet führt als jener über die Scharniz. Doch ist später diese Verflügung nicht mehr eingehalten worden, da sie wahrscheinlich mit dem damaligen Krieg zwischen Tirol und Venedig zusammenhing. Daß aber wegen dieses Krieges die Bozner Märkte dauernd nach Mittenwald verlegt worden seien, wie Baader in seiner Chronik, S. 182 f., behauptet, findet sich sonst nicht bestätigt⁵⁾.

Sicherlich war aber damals Mittenwald infolge des Durchgangsverkehrs ein sehr belebter Ort. Im 13. bis 15. Jahrhundert ging der wichtigste Verkehrsweg von Mittenwald nach Partenkirchen und von da nach Augsburg. Außerdem benützte man aber auch die Flossfahrt auf der Isar, von Mittenwald abwärts bis zur Donau, für die Kaufmannsgüter, 1407 wurde dafür eine eigene Ordnung aufgestellt. Die Nürnberger bevorzugten diesen Weg, weil er für sie näher und durch das Gebiet der Herzoge von Bayern sicherer war als jener durch Schwaben und Franken, wo viele kleine Adels herrschaften die Kaufleute bedrückten. Am Sulferstein, der schon ganz bei Fall an der Isar liegt, hat die Gemeinde Mittenwald im Jahre 1468 einen Bau, entweder für den dortigen Talweg oder am Bett der Isar für die Flossfahrt durchgeführt. Um 1490 ließen hier dann die Herzoge von Bayern die Straße verbessern und eine genaue Beschreibung des ganzen Weges von Tölz nach Mittenwald anlegen⁶⁾. Zur gleichen Zeit erbauten sie aber auch eine neue Straße über den Kesselberg zwischen dem Walchsee und Kochelsee, und schufen dadurch in dieser Richtung, die um 1290 als der Seesteig bezeichnet wird, den kürzesten Zugang von München in die Scharniz. Auf dem österreichischen Teil der Straße ist das Stück über den Zirlberg zuletzt im Jahre 1835 wesentlich verbessert worden, wobei auch ein römischer Meilenstein zum Vorschein kam⁷⁾. Aber auch heute

¹⁾ Stolz, Zollwesen Tirols, Arch. öst. Gesch. 97, S. 621, 624, 645; Stolz, Verkehrsgeichte des Inntales, Ver. Ferd. 12, S. 74 f. Fischner, Zeitschr. Ferd. 47, S. 167.

²⁾ Stolz, Landesbeschreibung, S. 430 und 433.

³⁾ Das ergibt sich aus der Rodordnung von Innsbruck im dortigen Bürgerbuch von 1500, für Zirl s. meine Angaben in der Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 22, S. 154, für Mittenwald bei Baaders Chronik, S. 166 f.

⁴⁾ Staatsarchiv Innsbruck, Kopialbuch K, Fol. 16.

⁵⁾ Zuletzt hierüber Huter im Bozner Jahrbuch 1927, S. 18.

⁶⁾ Baader, Chronik von Mittenwald, S. 27 und 166 ff. Kiezler, Geschichte Baierns 3, S. 775. Jener noch nicht veröffentlichte Straßenbericht liegt im Hauptstaatsarchiv München, Bericht Tölz, Lit. Nr. 1.

⁷⁾ Zeitschrift d. Ferdinandenums 1839.

noch ist dieses Straßenstück, das den Höhenunterschied von 700 m zwischen Zirl und Seefeld auf nur 9 km Länge mit meist 10—16 Prozent Steigung überwindet, im Ruf einer der steilsten Strecken unter den gesamten österreichischen Bundesstraßen.

Von der Landstraße, die am Südrande des Karwendels durch das Inntal führt, haben wir die Strecke Innsbruck—Zirl bereits besprochen; sie war eben ein Teilstück der Hauptstraße Bozen—Brenner—Scharnitz—Zugsburg. Von Martinsbühel bis Kranebitten ging sie wohl schon seit der Römerzeit knapp am linken Steilufer des Inns, der hier den nackten Kalkfelsen des Hauptgebirges anschneidet; von Kranebitten bis Hötting ging sie früher über die Schotterstufen von Allerheiligen, erst seit 1650 schnurgerade durch die Au in der Talsohle. Innsbruck selbst liegt am rechten Ufer, mit jener Straße eben durch die Innbrücke verbunden, die nachweisbar vor 1180 erbaut worden ist und der Stadt den Namen gegeben hat. Von Innsbruck durch das Unterinntal ging die Landstraße in alter Zeit, d. i. nachweisbar seit dem 13. Jahrhundert, am linken Ufer, zuerst von Hötting nach Mühlau über die Weiherburg, und um 1460 wurde dann ein Fahrweg knapp am Inn in die dortigen Felsen eingesprengt, der sogenannte Hohe Weg, und dann weiter über die Dörfer Arzl, Rum, Thaur nach Hall, die gerade Straße durch die Haller Au ist auch hier erst um 1580 gebaut worden. Gleich östlich Hall überquerte dann die Landstraße mit der Voldererbrücke den Inn, und ging dann immer auf dessen rechter Seite abwärts bis Rattenberg, mied also die Hangstufen am Fuß der südlichen Karwendelkette, die dort liegenden Dörfer sind nur durch Nachbarschaftswege miteinander verbunden¹⁾. So ist es auch heute noch, nur wurde in den letzten Jahren die Bundesstraße ganz neu gebaut, zum Teil auch streckenweise verlegt, um Windungen auszugleichen. Mehr noch als die Landstraße war schon seit dem früheren Mittelalter die Wasserstraße des Inns von Innsbruck, und besonders von Hall abwärts bis Passau, für den Warenverkehr, der vom Brenner und damit von Italien an die obere Donau und die nördlich davon gelegenen Gebiete leitet, benützt.

Am Ost r a n d e des Karwendels durch das Achenental ist seit alter Zeit wohl eine gewisse Verbindung vom Inntal nach Oberbayern gewesen. Allein wir hören bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts nichts von Zollstätten, Wegbau und Frachtwesen auf dieser Strecke, wie etwa auf der Straße Zirl—Mittenwald schon seit dem 13. Jahrhundert²⁾. Erstmals zum Jahre 1495 liegt ein landesfürstlicher Erlaß vor, daß der Weg von Jenbach über den „Achnerberg“ zum Achensee verbessert und zu diesem Zweck dort eine Maut eingehoben werden solle. Eine solche konnte nur dann einen Ertrag abwerfen, wenn der Weg nicht nur von den anliegenden Ortschaften, sondern auch für den Durchgangsverkehr benützt wurde. Als im Jahre 1498 erstmals eine ständige Seelsorge in Achenkirchen errichtet wurde, wies die betreffende Urkunde weniger auf das Bedürfnis der dort schon seit langem ange siedelten Bauern, meist Schwaighofer hin, als auf jenes der Kohler, Holzer und der „gemeinen Landstraße gegen Tegernsee“. Freilich eine Weltverkehrslinie, wie durch den Scharnitzpaß, ist durch das Achenental damals und auch später nie gegangen. Im Jahre 1570 lehnte die Regierung eine weitere Verbesserung des Weges geradezu ab, weil dadurch nur die Straße durch das Unterinntal, die ja viel länger über tirolisches Gebiet sich hinzieht, geschädigt werde. Entlang des Sees war damals nur ein sehr schlechter Weg, die Frachten, besonders Getreide von Bayern herein, und Kohle aus den Achenentaler Wäldern zu den Unterinntaler Hüttenwerken, wurde auf eigenen Ladsschiffen auf dem See geführt, im Winter mit Schlitten auf dem Eis³⁾. Erst

¹⁾ Vgl. Stolz, Verkehrsgeschichte des Inntales, in Veröffentlich. d. Ferd., Bd. 12 (1932), S. 74 ff. Ferner Stolz, Geschichtskunde der Gewässer Tirols, S. 404 ff.

²⁾ R. Höfler berichtet in der Zeitschrift des Alpenvereins 1882 über einen „Römerweg“ am Westhange des Demmeljoches, es dürfte sich aber da wohl nur um einen Weg, der zu Forst- oder Bergwerkwzwecken vor einigen Jahrhunderten angelegt worden ist, handeln.

³⁾ Ruf, Chronik des Achenales, S. 18 u. 38. Archivberichte aus Tirol, Bd. 3, S. 199. Stolz, Geschichtskunde der Gewässer Tirols, S. 190 u. 337.

im Jahre 1847 hat man entlang des Sees an dessen Ostufer einen besseren Fahrweg auf Kosten des Landes Tirol und des Forstärars gebaut, eine eigentliche Reichsstraße ist aber die Achenntaler Straße bis heute nicht geworden, die Steigung entlang des Rastbaches von Jenbach bis zum See ist wohl nicht viel geringer als jene über den Zirler Berg, nur etwas kürzer. Daher plant man heute eine ganz neue Führung der Straße, nämlich von Jenbach, in langen Windungen ostwärts über die Abhänge von Fuschl und Eben; damit könnte eine geringere Steigung erzielt werden, die den Bedürfnissen des Kraftwagenverkehrs besser entspräche.

Die *Jochübergänge im Innern* des Karwendels, wie Schleims-, Plums-, Lamjen-, Hochalm- und Lafatschjoch, Arzler Scharte und Erlsattel dienten ja immer schon zur Erreichung der Almten, Forst- und Jagdreviere und der Bergwerke vom Inntal aus, wie ich bereits in den betreffenden Abschnitten andeutete. Über diese Jochs führen aber durchwegs nur Saum-, keine Fahrwege, und über ihre Anlage sind keine Nachrichten überliefert, auf der Karte von Anich aus der Zeit um 1760 sind sie alle eingezeichnet. Heute erfolgt die Versorgung des tirolischen Riß- und Bächentales und der dortigen Gast-, Jagd- und Forsthäuser sowie der Almten mit Lebensmitteln und Gebrauchsfachen meist von Innsbruck über die Scharnitz und von Schwaz über das Achenntal und über das bayrische Isartal und Vorderriß, direkt von Bayern wird nur einiges zur Zeit der großen Jagden in die Hinterriß eingeführt¹⁾. Die Straße Walgau—Vorderriß ist nur für Pferdefuhrwerk freigegeben, hingegen sind seit 1925 Kraftwagenlinien von Tegernsee nach Achensee und von Tölz über Vorderriß nach Hinterriß eingerichtet worden, derzeit infolge der Ausreiseperrre aber außer Betrieb gesetzt. Man sprach auch in den letzten Jahren von der Herstellung einer Fahrstraße von Scharnitz über die Hochalm in die Hinterriß, die dann auch dem Autoverkehr eingeräumt werden sollte, doch dürfte die Erklärung des Karwendels zum Naturschutzgebiete einer solchen Absicht entgegenstehen. Immerhin besteht bereits heute eine Kraftwagenlinie von Hall durch das Halltal zum Salzberg, 1700 m, mithin der höchste derart erreichbare Punkt im Karwendelgebirge.

Der Bau der *Eisenbahn* durch das Unterinntal (1858 vollendet) mit den Anschlüssen über den Brenner (1867) und den Arlberg (1884) haben den Durchgangsverkehr für Frachten und Fernreisende von der Scharnitzer und von der Achenntaler Straße so gut wie ganz abgezogen. Nur die Wanderer und Reisenden, die jene Alpentäler um ihrer eigenen Landschaft willen aufsuchen, verwendeten zu Fuß und zu Wagen weiterhin auch jene Straßen, ja ihre Zahl steigerte sich wenigstens für die Sommermonate immer mehr. Und bald eroberte sich die Eisenbahn auch wieder den Ost- und Westrand des Karwendels. 1887 wurde eine Zahnradbahn von Jenbach zum Achensee gebaut, und auf diesen dann Dampfschiffe gesetzt, die mit ihren Rauchsäulen allerdings für den Stimmungsgehalt der Landschaft nach unserer heutigen Auffassung störend wirken. Damals in der Gründerzeit des Fremdenverkehrs hat man das allerdings nicht empfunden. Die Westfurche des Karwendels erhielt 1910—1912 eine Voll- und Durchgangsbahn, die die erste mit elektrischem Antrieb in den Ostalpen war, und mit gutem Recht den Namen „Karwendelbahn“ erhielt. Auch Mittenwalder Bahn wurde anfangs dafür gesagt, vgl. die 1912 erschienenen Werbeblätter „Die Karwendelbahn“ von Langhans und „Die Mittenwaldbahn“ von Fider. Um die Steigung zu gewinnen, fährt sie gleich von Innsbruck in die Bergflanke, durchschneidet die Martinswand auf kühnen aussichtsreichen Rampen und mit einem 1800 m langen Tunnel, überquert dann den Schloßbachgraben mit einer 60 m hohen und 56 m langen Brücke, gewinnt so von der Seite her die Höhe von Reith, und alsbald auch jene von Seefeld, fällt von hier auch wieder an der Bergflanke entlang allmählich gegen die Scharnitz, und erreicht durch die Talebene Mittenwald, und von hier wieder über einen Sattel Warmisch-Partenkirchen. Diese Bahn schuf neue direkte

¹⁾ Laut Mitteilung der Zollämter Achenntal und Hinterriß von 1935.

Verbindungen zwischen Innsbruck einerseits, und München und Augsburg andererseits, doch wird sie weniger für den Fernverkehr, als zur Erschließung des dazwischenliegenden Gebietes verwendet, das für Tal- und Bergwanderungen, für Sommerfrische und Wintersport eine hervorragende Eignung und Anziehungskraft besitzt. Garmisch, Mittenwald und Seefeld sind dafür die Hauptpunkte (siehe Zeitschrift 1935, S. 44 ff.). Außerdem schließt sich an die Karwendelbahn von Garmisch ab die Bahn über Ehrwald nach Reutte, die einzige Schienenverbindung zwischen dem tirolischen Außerfern und dem Inntal, die allerdings in letzter Zeit infolge des Kraftwagenverkehrs über die von Innsbruck aus nähere Fernpaßstraße einigermaßen an Besuch eingebüßt hat.

Seit 1926 besitzt das Karwendel auch eine *S e i l s c h w e b e - G i p f e l b a h n*, nämlich von Innsbruck auf das Hafelekar. Sie ermöglichte vielen, die auf diese Höhe zu Fuße nicht gehen würden, den einzigartigen Doppelblick nordwärts auf die wilden Felsenketten des Karwendels und südwärts auf die über grünen Vorbergen aufragenden Firnreihen der Uralpen. Aber auch viele Bergwanderer benützen gerne die Möglichkeit, auf jener Höhe morgens mit frischen Kräften zu Rammwanderungen antreten zu können. Die Seegrube, wo eine Zwischenstation dieser Bahn sich befindet, bietet ein stets besonntes Schigelände von allerdings beschränktem Umfang.



Kaiser Max auf der Martinswand (aus dem Theuerdank, vgl. oben S. 25)

Im Karwendelfels

Von Dr.-Ing. Gustav Haber, München

Vor vielen Jahren, im Sommer 1921, war es, als ich das erstmal ins Karwendel gekommen bin. Otto Herzog, einer der fähigsten und erfolgreichsten Bergsteiger der Vor- und Nachkriegszeit, hatte mich, den damals 19jährigen, noch ziemlich unerfahrenen, aber um so bergfroheren jungen Menschen, mitgenommen. Nachdem wir die Westwand des Riffer Falken als erste über eine wunderschöne Plattenkante erstiegen hatten, wechselten wir in die ernste Wildnis des Laliderer Tales hinüber, aus dem wir am nächsten Tage die herrliche Aussichtswarte des Gamsjoch-Westgipfels über seine bis dahin ebenfalls noch unbegangene, von düsteren Schluchten durchrissene Nordwand erreichten.

Das Auge hat auf diesem Gipfel überviel zu tun, es wird trunken ob all der Herrlichkeit, die sich ihm hier enthüllt. Gerade gegenüber, im Süden, der Höhepunkt dieser gewaltigen Schau, die Wände von Laliders, die ich zum ersten Male in meinem Leben bewundern durfte.

Weit übertraf die Wirklichkeit das Traumbild meines alpinen Sehens. Unvergleichlich Kühn wuchtete da hinten am Ende des Tales eine fast 1000 m hohe, über 2 km breite Mauer, senkrecht abstürzend zu den grauen Schuttströmen an ihrem Fuße. Aber schon wenige Meter tiefer paart sich das Schreckliche mit dem Lieblichen, kämpfen bunte Alpenblumen mit dem Schutt, dem Zeugen des Sterbens selbst dieser Berge, der sie überrollen und töten will und den sie doch immer wieder siegreich durchbrechen. Und drunten schaut das trunkene Auge in Gruppen eng aneinander geschmiegte Hüttchen, die Almen des Niederlegers von Laliders, und freut sich der schmucken geschedten Kühe, deren Glöden in seltsam ergreifender Harmonie widertönen aus den Wänden hoch dort oben.

„Nichts kann unersteiglicher sein, wie die Laliderer Wände, eine Steilmauer, wie ich in den Alpen keine mehr kenne — ein Bild, dessen Wirkung direkt furchterregend ist“, schrieb noch vor 3½ Jahrzehnten ein so berufener Kenner, wie Heinz v. Fider, und ein Erich König äußerte sich noch im Jahre 1906 in ähnlichem Sinne¹⁾.

Kein Wunder, daß das geschriebene Wort die Ritter von Seil und Pidel höchster Klasse reizte, diesen Wänden das Jungfernkranz zu rauben. Doch keiner kam höher als über die Wänder²⁾ im untersten Wandteil hinauf, und bald erkannte man, daß hier eines der größten alpinen Probleme überhaupt der Lösung harre.

Der erste, der bessere Erfolge erzielte, war der Münchner Otto Herzog, mit seinem Klubnamen auch „Rambo“ genannt, derselbe, mit dem ich eben ins Karwendel hatte kommen dürfen. 1911 hatte er mit seinen Geschwistern Paula und Christian die 800 m hohe Nordfante der Laliderer Spitze als Erster erklettert und auch die Nordwestwand

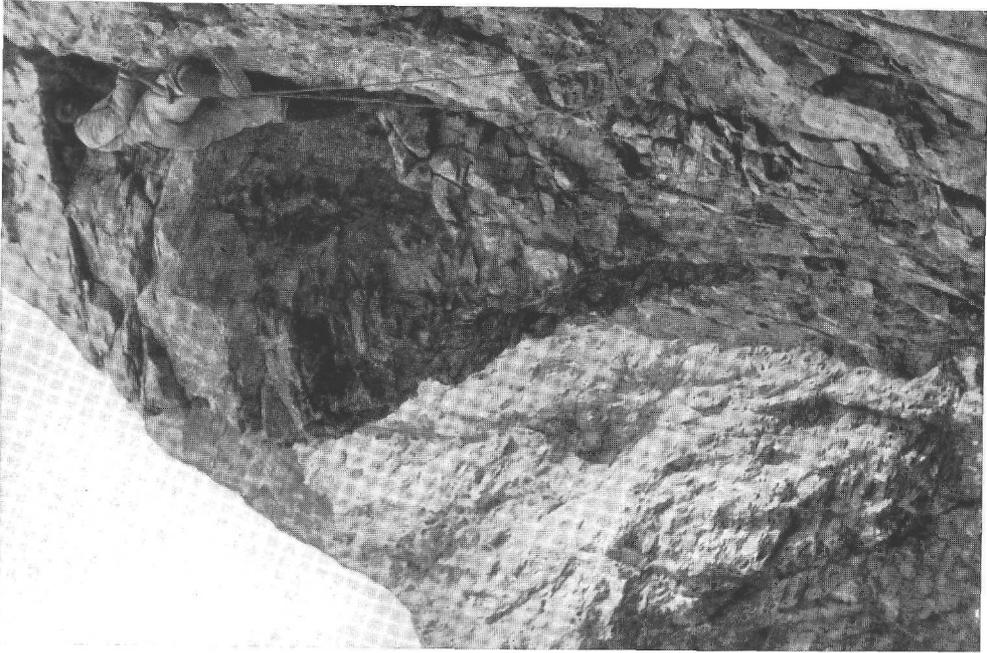
¹⁾ Otto Melzer, H. v. Fider, D. Ampferer, Aus Innsbrucks Bergwelt. Innsbrud 1902, S. 66. Erich König, Empor, Georg Winklers Tagebuch. Leipzig 1906, S. 8.

²⁾ Diese Wänder, die fast an der ganzen Nordseite der Hinterautal-Comperkette zu beobachten sind und sich meist durch etwas dunklere Felsfarbe und fräftigere Bewachung schon von weitem deutlich abheben, gehören den ausgezeichnet geschichteten oberen Lagen des alpinen Muschelfalkes an. Im Gegensatz dazu zeigen die darüber folgenden Gesteine des Wettersteinfalkes gar keine oder nur undeutliche Schichtung, sie sind daher auch im allgemeinen wesentlich schlechter gestuft und erkletterbar als die Muschelfalke.

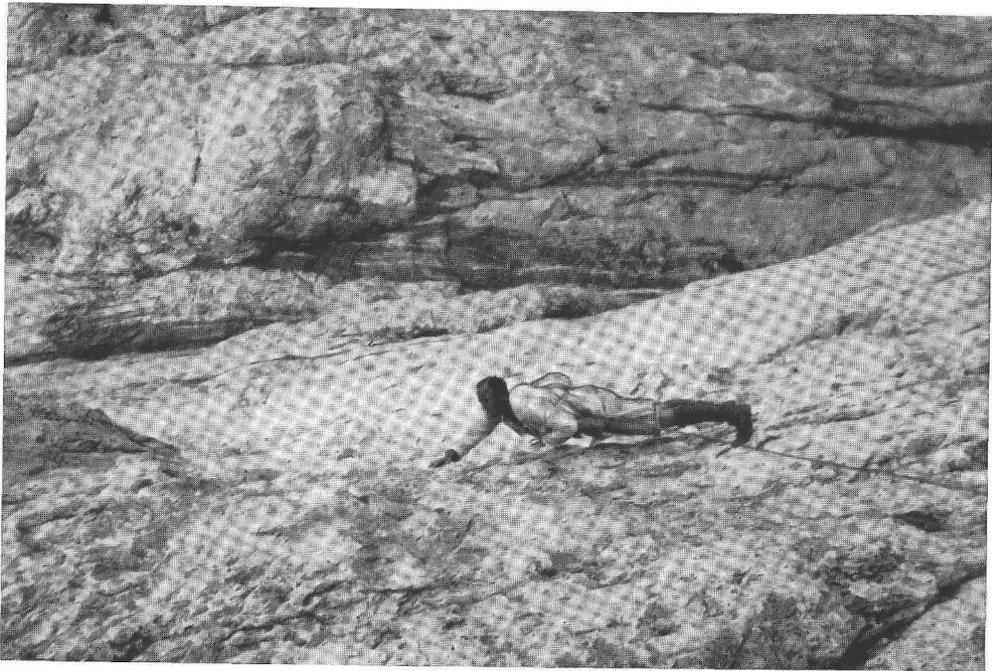


Kallderer Wände von Norden

Von links nach rechts: Plattenpizze, Stubbenkarpizze mit dem vom Hohlloch auftretenden Nordpfeiler, Dreigintkenpizze, Kallderer-Wand-Gipfel, Kallderer Epizze. In der Tiefe hinterer Boden des Kallderer Tales mit Niederleger. Auf den Kallderer Keißen Verbindungsweg Hohlloch-Epizze. Neigung um Höhe der Dreigintkenwand unvertüzt



In der Dreizinkenwand
Verföhrnung im Gipfelaufbau. Links Grubenlar-Nordpfeiler



In der Dreizinkenwand
Reißlicher Weg. An der Steitcampe im unteren Wandteil



dieses Gipfels durch ihren heute „Rambokamin“ genannten Einriß in äußerst schwerer Kletterei ganz allein im ersten Auf- und Abstieg begangen. Unmittelbar darauf setzte er sein überragendes bergsteigerisches Können an der Laliderer Wand selbst an. Schon beim ersten Ansturm überwand er zusammen mit einem Münchner Gefährten einen guten Teil der unteren Wandhälfte, dabei auch das schwerste Stück dieses Weges, das jetzt mit vollem Recht den Namen „Ramboplatte“ trägt. Dann kehrte er um, damit er anderen Tags an dieser Stelle mit frischen Kräften neu ansetzen und sich den Sieg erkämpfen könne. Aber sein Begleiter, auf den wohl die für die damalige Felstechnik ganz ungewohnten Schwierigkeiten und der Stein Schlag in der Wand¹⁾ zu abschreckend gewirkt hatten, verließ ihn noch vor dem endgültigen Erfolg.

So kam es, daß Herzog, der damals des Königs Rock trug und dessen Urlaub kurz hernach zu Ende war, von zwei Wiener Bergsteigern, den Gebrüdern Guido und Max Mayer, um den wohlverdienten Sieg gebracht wurde. Diese hatten unbeschränkt Zeit, Geld wie Heu und zwei hervorragende Führer aus den Dolomiten, Angelo Dibona und Luigi Rizzi, zur Verfügung. Nach mehreren Vorversuchen durchkletterten sie in zwei Tagen die Laliderer Wände²⁾.

Im folgenden Jahre schon, 1912, führte Otto Herzog zusammen mit Georg Sirt die zweite Begehung dieses Weges in der überraschend kurzen Zeit von nicht ganz 8 Stunden durch, schloß am gleichen Tage noch einen Abstieg durch den Rambokamin an, damit seine außerordentlich hohe Klasse beweisend. Erst 1920 erfolgte die dritte Durchsteigung durch Innsbruder Bergsteiger.

So hatte mir Otto Herzog ein Jahr nach dieser letzten Unternehmung von der Erststeigungsgeschichte der Laliderer Wände erzählt. „Noch ist der Weg der Wiener der einzige, der durch diese Mauern gelegt ist“, führte er weiterhin aus, doch er hat einen Nachteil: er führt zu keinem Gipfel. Als hervorstechend schwierige Leistungen wären zwar die geraden Durchstiege zur Spitze und zum Wandgipfel zu bezeichnen, sie vermochten zu jener Zeit aber noch nicht sonderlich zu reizen, weil sie nahe des alten Anstieges gelegen sind. Als großzügigstes Problem aber schien der noch ganz und gar unberührte Ostteil der Wände, der zugleich auch ihr formenschönster ist.

Im herrlicher Linienführung brechen seine feinen Rippen und Kanten mit ungegliederten senkrechten Felspfeilern in dämmernde Tiefen hernieder. Gleich einem gleichenden Geschmeide zieht ein langer, silbrig blinkender Eissaden durch die grauen Felsplatten seiner Brust. Der wunderbare Bau ist gekrönt von drei zierlichen Felsnadeln, die ihm den Namen gaben: „Dreizinkenspitze“. Und kein Beringerer als Hermann von Barth war's, der sie vor vielen Jahren aus der Taufe hob.

Noch ahnte ich nicht, daß ich 14 Tage später schon in jener Mauer stehen sollte — wußte nichts von unserem jahrelangen Sehnen und Ringen um diese Wand — hätte es wohl nimmer geglaubt, daß es uns dereinst sogar vergönnt sein würde, durch ihre unheimlichen Platten mehrere selbständige Wege legen zu dürfen, die auch heute noch zu den schwersten bergsteigerischen Unternehmungen zu zählen sind — dachte nicht, daß sie mir den besten alpinen Lehrmeister und als höchsten Gewinn eine wahre, treue Bergkameradschaft bescheren sollte.

Einige Zeit später wanderten wir zwei, Herzog und ich, das Laliderer Tal einwärts, den Wänden entgegen, die sich immer wuchtiger aufbauten und in denen wir heute noch unseren ersten Versuch anzusehen hofften. Doch es sollte leider anders kommen. Ich mußte meine liegen gelassenen Steigeisen suchen, und dann war es zu spät zum Versuch. Zur Strafe wurde ich auf eine andere Erkundung geschickt. Wir wußten, Konkurrenz,

¹⁾ Auch 1921 waren in den Laliderer Wänden täglich Steinschläge zu hören, doch ist nach den Angaben Herzogs der Stein Schlag vor dem Krieg merkbar stärker gewesen. In den folgenden Jahren ist die Wand noch ruhiger als 1921 geworden.

²⁾ Mittteil. d. D. u. O. A.-B. 1912, S. 6.

die besten Kletterer des alpinen Klubs „Hoch Empor“: Diem, Schneider Heini, Schlie und Theato, waren schon seit 8 Tagen im Karwendel. Aber wo steckten sie? Da keiner von ihnen mich kannte, sollte ich auf den Almen herausbringen, ob sie uns zugekommen. Ich hatte unglaubliches Glück. Am Spielsjoch stiegen eben von jenseits schwer bepaktete, wettergebräunte Gestalten herauf, und aus ihren Reden entnahm ich, daß es die Besuchten seien. Sie kamen gerade von der Pragmarerkar-Nordwand, der sie einen neuen Weg abgerungen hatten. Von ihren zukünftigen Plänen sprachen sie allerdings leider nicht. Sie zogen schließlich weiter zum Hochleger. Ich aber schlich mich zu unserem Standquartier, dem Niederleger, wo ich Herzog, der sich in der Zwischenzeit im Heu versteckt gehalten hatte, Bericht erstattete.

Um ja schon möglichst hoch zu sein, wenn die „Konkurrenz“ anrücken würde, standen wir bereits beim Morgengrauen am Fuß der Wand. Der erste Eindruck, den wir von ihr empfinden, war grausam. Unmöglich? Hier schien dies Wort wirklich seine Berechtigung zu haben! Wir staunten ob der ungeheuren Glätte der Felsen, denen wir uns nahen wollten. Zwei große Verschneidungen schufen in diesen fürchterlichen Platten eine Gliederung in senkrechter Richtung. Sie allein, so glaubten wir wenigstens, konnten vielleicht das Durchkommen ermöglichen. Die westliche zieht, 800 m hoch, in herrlich geschwungenem Bogen durch die ganze Wand bis zum Gipfel. Die östliche mündet nach etwa 300 m in eine sehr steile, mit Eis erfüllte Schlucht, die zur Scharte zwischen Grubenfar-Nordpfeller und Dreizinkenspitze hochzieht.

Selbst der verwegenste Ansturm versprach kein sicheres Gelingen. Nur ein jeder Versuch konnte entscheiden. Wir setzten an der westlichen Verschneidung an. Sie bricht unten überhängend ab. Wir erreichten ihren Beginn von links her durch einige enge Risse, vorbei an einem mit klarstem Wasser gefüllten Felsbecken. Der Auftakt schien verheißungsvoll. Die Schwierigkeiten waren nicht größer als an der alten Laliderer Wand. Wir beide, in höchster Form, hatten sie rasch hinter uns gebracht. Aber die Verschneidung erwies sich zu unserer großen Überraschung bis auf wenige Meter ungangbar. Die sie überdachenden, senkrechten und überhängenden, wasserüberrollenen Felsen verboten von vornherein jeden Annäherungsversuch. Wir wurden in die im Durchschnitt auch noch fast 85° geneigte, riesenhafte Plattenrampe links der Verschneidung gedrängt.

Meter für Meter, Seillänge auf Seillänge wurde immer noch schwerer. Nach stundenlangem hartem Ringen waren wir etwa 150 m hochgekommen, dann sperrte ein überaus abweisend aussehender, allenthalben überhängender Wandgürtel den Weiterweg. Ein Haken zur Rechten zeugt von den Versuchen Herzogs. Er hätte sicherlich auch den Weiterweg an dieser Stelle gemeißelt. Allein wir besaßen nur ein altersschwaches, geflochtenes 25-m-Seil und eine ebensolche Rebschnur, die einen Sturz vielleicht nicht ausgehalten hätten. Schließlich versuchten wir es an einer ganz unmöglich aussehenden, brüchigen Verschneidung zur Linken. Und hier ging es! Der nächste Gürtel schien noch abweisender. Ein Quergang, ähnlich denen in der Fleischbank-Ostwand, brachte uns zu einer zweiten Verschneidung. Weit bauchte sie sich aus, übertraf auch die vorherige an Schwierigkeit und erforderte unser vollstes Können. Sie brachte uns auf eine kleine Felstanzel.

Dann aber schien jedes Weiterkommen endgültig ausgeschlossen. Rechts, links, über uns — vollkommen glatter Fels. Wahnsinn schon der Gedanke, da hinauf noch einen Weiterweg finden zu wollen. Mit Trauer im Herzen, durchbebt von der bisherigen Anstrengung, glauben wir uns schon geschlagen. Vielleicht findet sich doch jenseits einer nur wenige Meter entfernten Kante eine Durchstiegsmöglichkeit? Etwas absteigend quert Herzog um die Kante, dann kündigt ein Jubelruf, daß sich dahinter wenigstens ein Riß befindet. Doch manche Viertelstunde verrinnt. Jedenfalls müssen die Schwierigkeiten „fastig“ sein, denn nur ganz langsam bewegt sich das Seil vorwärts. — So herrlich liegt im Sonnenglanz das Tal. Und sind nicht Herzen drunten, die für uns bangen?

Aber jetzt ist keine Zeit, der Sehnsucht Raum zu geben. Noch umgibt mich die starre Wirklichkeit des Grauens, und endlich ertönt der befreiende Ruf: „Nachkommen“. Keuchend vor Anstrengung stand ich schließlich wieder bei Herzog auf einem kleinen Absatz in 250 m Wandhöhe. Und weiter strebt die Wand in der gleichen Glätte und Neigung wie bisher vor uns auf, noch ist kein Ende der Schwierigkeiten abzusehen.

Nun haben wir beide für heute genug; um so mehr, als wir morgen, Herzog im Geschäft, ich von den Eltern, erwartet werden. Es ist bereits 4 Uhr nachmittags. Es heißt also eilen, wollen wir heute noch aus der Wand kommen. Doch wir wagten es nicht, unser morsches Seil übermäßig zu belasten. Aus dem Abklettern wurde mehr ein freies Abklettern. So geschah es, daß wir bei Einbruch der Nacht noch mitten in den Platten hingen. Ein winziges Felsköpferl, das gerade Raum zum Stehen bot, mußte zum Bewachtplatz dienen. Durch 4 Mauerhaken wurde ein Seilgeländer gespannt, in dem wir uns mit den Karabinern vor einem unfreiwilligen Absturz in der Nacht sicherten.

Mein erstes Freilager im Fels, feierlichstes Ereignis des Bergsteigerlebens. Diese Nacht schweißte uns, den älteren bergererfahrenen Mann und den kletterbegeisterten Jüngling zum Du aneinander, legte den Grundstock zu unzertrennlicher, treuer Bergkameradschaft, wurde der Auftakt zu anderen Freilagern und kühnen Neufahrten.

Glutrot ging die Sonne im Westen zur Ruhe. Die tiefvioioletten Schatten im Tale von Validers krochen an den erst rosa leuchtenden, dann bleich in den Himmel ragenden Felsburgen der Falken empor, verschlangen alle Einzelheiten, so daß bald nur mehr schwarze Umrisse in den immer dunkler werdenden Himmel ragten. Lange standen wir schweigend und lauschten hinaus in die nächtliche Stille, in der nur hie und da einmal ein verlorenes Rauschen der Wasser im Talgrund heraufdrang.

Plötzlich hören wir, daß unten auf den Reihern am Steig jemand entlanggeht. Uns fällt die Mär vom Validerer-Wand-Geist ein, der hier in einer großen Höhle hausen und Mensch wie Tier mit Steinschlägen schreden soll. Ich habe bengalische Bündhölzer in der Tasche. Erst ein rotes, dann ein grünes Licht fliegt in weitem Bogen über die Wand hinab. Nun kommt Herzog an die Reihe. In hohlem Tone ruft er: „Mensch — Mensch, deine Seele!“ Drunten ist es eine Weile mäuschenstill. Dann hören wir eilig flüchtende Schritte. Wen mögen wir damals erschreckt haben?

Das Zwischenspiel hat uns aus dem Halbschlaf geweckt. Wir glaubten, mindestens die halbe Nacht müsse schon um sein. Doch der Zeiger der Uhr wies erst auf 10. Wir sangen, dann versanken wir wieder in Schweigen und genossen den Zauber der Nacht. Schwarz dehnte sich das unendliche Firmament, sternendebüt, über uns. Schwärzer tiefen um uns die Felswände, an deren Fuß sahle Flächen Firn- und Schutthalden verrieten; noch schwärzer stachen ober uns senkrechte Mauern in die Höhe, die unseren Gesichtskreis jäh gegen die besternte Unendlichkeit abschlossen. Von diesen Mauern fiel ganz zart ein kühler Luftstrom hernieder, der uns in seiner Stetigkeit allmählich erschauern ließ.

Lichte Flecken, unterbrochen von tieffinsten Schatten an den Gipfelkronen hoch über uns kündeten, daß der Mond aufgegangen sei. Wieder sahen wir auf die Uhr. Erst Mitternacht — Geisterstunde! Langsam wurden die hellen Flecke größer und größer, wanderten tiefer und tiefer, aber uns erreichten sie nicht. Nun begann in der Wand ein unheimliches Leben. Immer öfter hörten wir das Gepolter fallender Steine. Der wahre Validerer Geist, der nächtliche Frost, trieb sein Anwesen.

Allgemach ward der leichte, von oben fallende Luftzug stärker, windartig, begann seine Richtung zu wechseln, ließ die Kälte immer fühlbarer werden. Das waren die Vorboten des nahenden Tages. Der Wind wurde fast zum Sturm. Die sahlen, vom Monde beschienenen Felsgestalten der Falken wurden heller und heller. Die Schatten zogen sich immer tiefer ins Tal von Validers zurück. Das Dunkel des Himmels und die letzten Sterne verblaßten. Dann, wie mit einem Schlage, entzündeten sich, gleich lohenden Flammen, die Spitzen der Falken in den ersten Sonnenstrahlen. Im Tal-

grund wurden die Almen allmählich erkennbar und das Geläute der weidenden Herden vernehmbar.

Noch standen wir gebannt vom Eindruck des ewig neuen, stets wieder ergreifenden Werdens des jungen Tages. Drüben auf den Reihern strebten zwei winzige Menschenlein der alten Laiderer Wand zu. Das waren wohl die Konkurrenten, die also diesen Weg begehen wollten! Nun war es auch für uns wieder Zeit zum Handeln. Noch dauerte es eine Weile, bis wir endlich die Starrheit der Nachtfälte in den Gliedern überwunden hatten. Bald schlürften wir begierig vom köstlichen Raß des beim Aufstieg erwähnten Wasserbedens und kurz danach standen wir am Ausstieg.

Mauerhaken, Karabiner und Hammer wurden beim Niederleger versteckt. Nahe der großen Felsblöcke unterm Spielisjoch legten wir uns abseits in die Latschen, um den Kletterern zuzuschauen, die gerade an der Ramboplatte hingen. Sie kehrten dort just um. Was bedeutete das?

„Na! Ihr Hoch-Hinauf! Ihr Schuß- und Hurrafahrer! Ihr staubigen Brüder! Ihr wollt wohl wieder heim zu Mutters Kochtopf. Euch hat ja die Sonne das Gehirn ausgebrannt, daß ihr wieder herunterschwebt“ rief Herzog in norddeutsch klingendem „Dialekt“ hinauf.

„Halt's Maul!“ tönte es ihm entgegen, und dann folgte noch eine gut bayrische Einladung zur Kirchweih.

Aber der Schmärer unten blieb nicht still und „derbleckte“ lustig weiter. Doch er hatte die Rechnung ohne den Dritten gemacht, denn plötzlich sehe ich, ganz unerwarteterweise, hinter den nächsten Latschen einen puterroten Kopf und zwei Fäuste in Bogkampfstellung austauschen, um den Übeltäter für sein freches Maul gründlich zu strafen. Es war der bekannte Schiläufer und Bergsteiger Hans Eheato. Aber die Wut wandelte sich in Freude, als er in dem vermeintlichen Spötter seinen guten Freund Rambo erkannte. — Seine Kameraden hatten am Tage vorher ein Seil zur geplanten Wiederholung des Dibona-Mayer-Rizzi-Weges eingehängt und holten es gerade wieder heraus, weil sie ebenfalls heim mußten.

Kurz darauf waren wir neuerdings im Anmarsch zu unserer Wand begriffen. Wir hatten einen Dritten gewonnen, der zwar nicht besonders klettern konnte, der aber einen Haufen gute neue Seile besaß. Wir erwarteten ihn im Zug. Da kam mit zitternden Knien auf dem Bahnsteig eine unter der Last eines riesigen Rucksackes schier erdrückte Gestalt daher, die zur Ausgleicheung des Gleichgewichts in der weit vorgestreckten Hand einen riesigen Eispidel trug. Es war unser Dritter, den wir Boshafsten „Schlotterknie“ nannten.

Diesmal wollten wir erst die östliche Verschneidung versuchen. Auf Winteraufnahmen hatten wir nämlich gesehen, daß sich in ihr viel Schnee hielt. Wir nahmen daher an, daß sich hier ein verhältnismäßig leichter Durchstieg und auch Abstieg von unserem Gipfel finden lasse. Diese Annahme erwies sich später als gründliche Täuschung. Wo im Winter der Schnee liegt, sind die Felsen im Sommer ungangbar. Der Winterschnee liegt nämlich auf dem aus der Firnrinne fließenden, zu Eis erstarrten Wasser auf, das im Sommer über spiegelblank ausgewaschene Platten träufelt.

Aus den Anfangsbuchstaben unserer Namen stellten wir für den geplanten Weg die klangvolle Bezeichnung „Ho-Ha-He-Verschneidung“ zusammen. In Hinterriß teilten wir das Gepäc in drei gleiche Teile, und dann schleppten wir uns langsam das Rißtal einwärts. Schlotterknie, der eine solche Schinderei nicht gewohnt war, wäre am liebsten schon nach der ersten halben Stunde bei der Garberlalm wieder umgekehrt. Mit vielen Kasten und einer Übernachtung auf der Queralm ging's zum Hochleger hinauf. Schlotterknie wurde ganz klein und zitterte noch mehr, als er jetzt unser Problem sah. Er war herzlich froh, als am nächsten Tage schlechtes Wetter war. Er ließ uns ganz gerne die „technische Ausrüstung“ allein zum Einstieg hinaufschleppen. Sie be-

stand diesmal aus den ausgeklügeltesten Mauerhaken und Karabinern, Sitzsichen Abseilsicherungen und Sturzfedern¹⁾.

Schlotterknie war mittlerweile unter der Angabe, daß er zu Hause auf einmal ein freudiges Ereignis erwarte, unter Zurücklassung seiner Seile verduftet. Einige Tage saßen wir auf dem Hochlager, starrten stundenlang ins offene Almfeuer, rechneten zur Abwechslung dem Schweizer seine Milchsummen zusammen und bekamen jeder dafür eine ganze Pfanne schmalztriefenden „Schwingmus“. Das war für uns Brot- und Fettmarken-beschwerte Städter ein so ungewohnter Genuß, daß uns beiden schlecht davon wurde. Bisweilen, wenn der Nebel etwas aufriß, bewunderten wir in der Grubenlar-Nordostwand einen Wasserfall, der viele hundert Meter frei herabstürzte, unten zu seinem Staub zerprühend, mit seinem Rauschen die Lüfte füllend. Es regnete, als wir wieder heim mußten, noch immer.

Natürlich war nach der Heimkehr wieder gutes Wetter. Da beschlossen wir, unsere Wand längere Zeit zu belagern. Aber Herzog hatte keinen Urlaub mehr zu erwarten. Also mußten wir seine Großmutter, die schon längst der kühle Rasen deckte, krank werden und nochmals sterben lassen.

Doch neuerdings war uns das Wetter nicht hold, es regnete tagelang. Trotz des schlechten Wetters begannen wir mit den Versuchen. Und der Regen fiel gar nicht arg ins Gewicht. So stark war unser Weg durch Überhänge überdacht, daß die Anstiegsseile selbst zum großen Teil trocken blieben.

Schon der Einstieg ist fesselnd. Eine mächtige Randluft öffnet sich zwischen einem Firnsfeld und dem Fels. Die Spitze des Firnriegels ist gut 10 m vom Fels entfernt. In das hier gähnende, tiefe Loch stürzt ein kleiner Wasserfall hinab, Fels und Firn unten überhängend aushöhlend. Da ist kein Zugang zu finden! Doch weiter rechts treten Stein und Schnee nahe zusammen. Hier steigen wir in die Randluft hinunter. Dann queren wir, den einen steigeisenbewehrten Fuß links an die senkrechte Firnwand, den anderen mit dem Kletterschuh versehenen rechts an den Fels stemmend, bis Fels und Firn zum Spreizen zu weit abstehen. Dort lassen wir uns in den Beginn der Verschneidung hinüberfallen.

Wie aber sieht diese aus? Einladend gerade nicht! Schon nach wenigen Metern begannen sich, noch dazu in stellenweise sehr morschem Gestein, höchste Schwierigkeiten zu zeigen, wie wir sie sonst bei unseren neuzeitlichsten Felswegen nur auf kurze Strecken angetroffen hatten, und diese Schwierigkeiten wollten nimmer aufhören. Am Abend des ersten Versuchstages hatten wir erst etwa 100 m gewonnen. Wir hängten unseren Seilvorrat ein, um den endgültigen Aufstieg erleichternd zu kürzen und kehrten um.

Ein weiterer Versuch hatte uns, wieder in schwerstem Fels, ein gutes Stück höher gebracht. Die auch jetzt eingehängte Seilreihe sollte uns rasch zum Umkehrpunkt dieses zweiten Versuches leiten²⁾. Nach einem neuen Rasttag setzten wir bei immer noch

¹⁾ Bekanntlich wird bei Stürzen wegen der Starrheit des Karabiners an diesem häufig das Sicherungsseil durchschlagen. Kürzlich wurde allen Ernstes der eigenartige Vorschlag gemacht, Gummistrecken ins Seil einzuschalten, welche die Wucht eines Sturzes mildern und dadurch ein Reißen des Seiles am Karabiner verhindern sollen. Abgesehen von den technischen Schwierigkeiten einer einwandfreien praktischen Durchführung dieses Vorschlages ist sein Grundgedanke (Einschaltung eines dehnbaren Bestandteiles in die Sturzstrecke) durch unsere Federicherungen längst gelöst. Sie bestehen aus zwei durch Stahlfedern verbundenen Karabinern. Einer wird in den Sicherungshaken gehängt, durch den anderen das Seil gezogen. Bei einem Sturz wird durch die Federn eine Milderung des plötzlichen Ruckes am Karabiner bewirkt und dadurch meist ein Reißen des Seiles verhindert. Wir verwenden diese Sicherung besonders dort, wo auf längere Strecken an äußerst schweren Stellen keine Haken anzubringen sind und Wahrscheinlichkeit eines Sturzes besteht.

²⁾ Wir haben also bereits 1921 im Grundzug dasselbe gemacht, wie 1933 die Italiener bei der ersten Durchkletterung der Nordwand der Großen Zinne. Auch wir haben zwei Vorversuche an-

schlechtem Wetter zum endgültigen Sturm an. Kurz nach Mitternacht brachen wir auf. Heute war die Randkluft bereits so weit ausgeschmolzen, daß es nicht mehr möglich war, sie in Spreizstellung zu überwinden. Beide Füße am Firn, die Hände am Fels, in waagrechter Körperhaltung über der gährenden Randkluft schwebend, mußten wir uns zum Beginn der Seilreihe hinüberarbeiten. Hurtig turnten wir daran empor und mit Tagesanbruch waren wir dort, wo unsere Vorversuche geendigt hatten.

Der Fels bäumt sich noch mächtig vor uns auf. Hoch oben hängt drohend, gleich einem Balkon, das Dach einer riesigen Grotte heraus. Wenn wir nur schon dort oben wären! — Viele Stunden sind wir nun schon von der Umkehrstelle weg tätig, aber erst wenige Seillängen sind wir vorwärts gekommen. Nun stehen wir in einer Art Vorgrotte. Hier lehnt eine lose Platte an 80° steiler Wand. Wir wagen es kaum, sie fest anzuschauen. Doch wir müssen drüber hinweg. Mit peinlichster Vorsicht wird sie belastet und sie hält. Nun eine 15 m lange Schleife, um einen nur 2 m hohen Übergang zu umgehen. Dann eine Seillänge im zu winzigen Trümmern zersplitterten Gestein, einem Fels von heimtückischer Gefahrlichkeit.

Nun endlich sind wir in der Grotte selbst angelangt. Wir hatten es längst gewußt, sie war das Haupthindernis! Die Innenwand der hausgroßen Grotte war aalglatt, fast senkrecht, mit schlüpfrigen nassen Algen und Moos überzogen. Die Außenwand fast waagrecht hinausstrebend. Wo sollte es da weitergehen?

Lange halten wir das Raften nicht aus, denn es treibt uns weiter. Wir klettern einen schrägen, mit gelbem, schmutzigem Lehm bedeckten Hang im Grunde der Grotte aufwärts bis in ihren hintersten Winkel. Ein schwarzer Spalt zieht ins Berginnere weiter, vielleicht eine Verbindung mit einem der riesigen Kartrichter im Roshloch? Hier oben ist es fast ganz dunkel. Fiebernd schauen wir nach dem Ausweg aus der Falle. Vor uns liegt der merkwürdigste Weg, den wir je gegangen, die eigenartigste Kletterstelle der alpinen Geschichte. Ein waagrecht Kamin am Dach der Grotte ist er, fast 50 m lang, nach unten geöffnet. In Stemmstellung arbeiten wir uns hinaus, den Rücken an die Außenwand der Grotte gepreßt, die sich fast unmittelbar unterm Gefäß nach außen wendet.

Schrecklich ist der Schluß des Kamins ganz draußen am Ende des Grottendaches, wo sich die Kaminwände ungangbar voneinander zu entfernen beginnen. Wir scheinen so kurz vor der Eiskrinne endgültig geschlagen zu sein. All die Anstrengungen der letzten Tage wieder umsonst gemacht! Heiß schlagen unsere Pulse, durchzittert von der Aufregung. Wir müssen durch! Also los! Ein Mauerhaken wird in die einzige Ritze getrieben. Doch er will nicht halten. Ich klemme ihn mit allen Kräften mit der Hand fest, dann schiebt sich der Körper Rambo's langsam hinaus in den senkrechten Fels. 5 m weiter drüben ist eine winzige Plattform. Die müssen wir erreichen. — Und was eben noch unausführbar geschienen, es gelingt! Mir ist es unmöglich, am lockeren Haken diesen Weg nachzukommen. Zurück also in das Dunkel der Grotte; dann hinunter, bis ich in der Falllinie des Freundes stehe. Am Seil hangle ich mich zu ihm die überhängende, in freiem Klettern ungangbare Wand hinauf.

20 m trennen uns noch von der Eiskrinne. Schräg oberhalb sehen wir einen kleinen Faden. Er soll uns Sicherung für die folgende, offensichtlich nochmals äußerst schwere Verschnidung bieten, weil sich in ihr keine Sicherungshaken anbringen lassen. Nicht umsonst haben wir uns auch darin im Klettergarten geübt; bald ist das Bäckchen eingefangen. Die Sicherung ist zwar nur moralisch, denn das Felsköpferl liegt abseits der Falllinie des Kletterers. Mit Aufbietung unserer letzten Kraft stehen wir endlich am Beginn der Eiskrinne.

Das Problem eines zweiten Kaliberer-Wand-Weges war also gelöst, die Ha-He-

geseht und in den dabei überwundenen Strecken (wohl zum erstenmal in einem solchen Umfang) Seile zur Erleichterung des endgültigen Aufstiegens eingehängt.

(Haber-Herzog-) Verschneldung geboren. Es ist schon spät Nachmittag. Noch immer regnet es. Da plötzlich: ein Heulen, ein Krachen hoch über uns, und in unberechenbaren Bahnen, von einer Begrenzungswand zur anderen springend, kam eine mächtige Steinsalbe die Schlucht herunter. Das gab den Ausschlag. Heute ist es hier nicht geheuer. Der Regen wäscht zuviel der losen Steine herab. Also wieder zurück, hinunter ins Grauen der Abgründe, hinunter den Weg, den wir eben zuvor endgültig erkämpft hatten. Es wurde dunkel und noch standen wir hoch oben in den Felsen. Nein, heute wollen wir nicht bivaktieren! Zu schwer waren die letzten Stunden gewesen, und Sehnsucht ergreift uns nach Geborgenheit. Mitternacht ist vorbei, die Kerze unserer Laterne fast ausgebrannt, da stehen wir endlich vor der letzten Abseilstelle gerade in die Randkluft hinab. Dann stürmen wir zur Hütte, fallen ins Heu und sind im nächsten Augenblick entschlummert.

Vormittag war es, die Sonne hatte endlich siegreich das Gewölk durchbrochen und die Kühe sprangen übermütig ob des Wetterumschlages auf der Weide umher. Auch in unseren Herzen herrschte höchste Freude, war nun doch der erste Durchstieg durch den Ostteil der Mauern dort oben und der erste Abstieg über sie geglückt. Nochmals mußten wir zur Wand hinauf, die an der letzten Abseilstelle hängen gebliebenen Seile zu holen. Dann aber ging es endlich heim.

Fein waren im Winter die zur Rekognoszierung der Dreizinkenwand unternommenen Schifahrten zum Mahnkopf und hinauf ins Kofloch. Im Frühjahr folgte dann eine Kletterfahrt auf die von uns benannten Ladvztürme im Kofloch¹⁾. Diese Fahrten ließen die Sehnsucht nach Fortsetzung unserer Dreizinkenwege immer heller aufglodern. Nach einem Auf- und Abstieg durch die Eisschlucht und einer neuerlichen Begehung der Ha-He-Verschneldung, diesmal mit der anschließenden Eissrinne, standen wir im August 1922 nach stundenlangem hartem Ringen wieder dort, wo unser allererster Versuch auf die Dreizinkenwand an der westlichen Steiltrampe abgebrochen worden war. Der Riß, der uns zu dieser Stelle geführt hatte, verlor sich oben ungangbar in mächtigen Überhängen. Eine 4 m breite, beinahe lotrechte, spiegelblank polierte Platte, auf der selbst das suchende Auge kaum eine Unebenheit entdeckte, trennte uns von einem gangbar scheinenden Parallelriß. So hoch, wie irgend möglich, schlugen wir einen Mauerhaken ein, in den wir das Seil einhängten, das uns nun die fehlenden Haltepunkte ersetzen sollte. Fast wäre all unser Streben dennoch umsonst gewesen. Nur mit ausgeklügelter Ausnutzung der Reibung gelang es uns endlich doch, über die Platte in den Riß hinüberzuqueren. Das war mit eine der schwersten Stellen des westlichen Weges. Der Riß führte uns auf kleingriffige Platten. Waren sie zwar meist noch immer von der gleichen Schwierigkeit wie die untere Hälfte am alten Ladvlerer-Wand-Weg, so schienen sie uns doch leicht nach dem vorher Überwundenen, und bald erreichten wir die große, weniger steile Einbuchtung des zweiten Wanddrittels. Über riesige Felsbänke abseilend, gelangten wir in die Eisschlucht und durch sie, die oft so steil war, daß wir mit den Anien am Firn anstießen, zur Dreizinkenspitze, damit den dritten Ladvlerer-Wand-Weg, den zweiten durch die Dreizinkenwand, eröffnend.

Viele Jahre vergehen in Hoffen und Bangen; Jahre, in denen mir das Karwendel zur lieben Bergheimat wurde. Im Sommer meist mit Otto Herzog, im Winter mit meinen Münchner Berggefährten, Frä. Grete Fritsch, Paul Nuber und Fritz Schell, führte ich in diesem Gebiet rund 50 sommerliche und winterliche Erstbegehungen aus. Viele dieser Fahrten haben als tieferen Grund die Erforschung des Gipfelaufbaues der Dreizinkenwand gehabt.

¹⁾ Bünsh gibt in den Mittell. d. D. u. S. A.-B. 1933, S. 242, an, daß die von Herm. v. Barth erwähnten Türme auf dem Langen Sattel gelegentlich der ersten Begehung ihrer Nordwand als „Ladvztürme“ aus ihrer Vergessenheit gerissen worden seien. In Wirklichkeit wurden die Türme bereits 1922 von uns so getauft (siehe Jahresber., S. Bergland, 1924—1928, S. 50).

1928 war herangekommen. Ich hatte mich in der letzten Zeit den Bergen etwas entfremdet. Aus diesem Zustand riß mich Freund Lettenbauer, der mich zum alten Laliderer-Wand-Weg einlud. Hab Dank, lieber „Lette“, hab Dank, Laliderer Wände, die ihr mich durch diese Fahrt meinen Bergen zurückgewonnen habt!

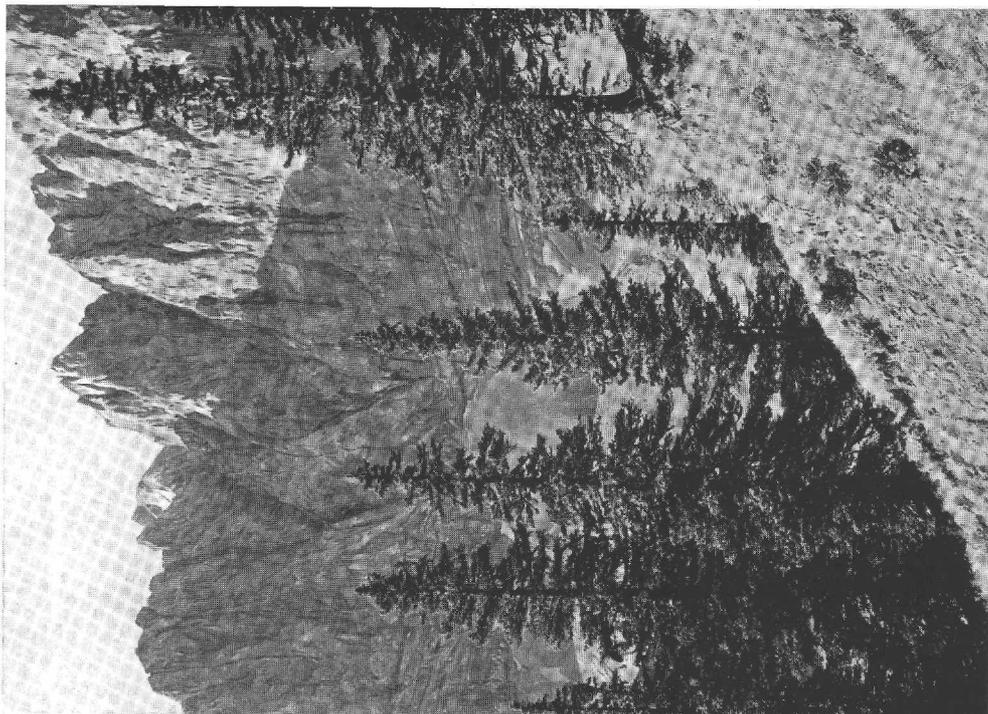
Winter war's wieder und eifrig schmiedeten wir Pläne. Unser vordringlichstes Ziel sollte für 1929 der gerade Durchstieg zum Gipfel der Dreizinkenwand bilden, die Lösung eines ersten Gipfelweges durch die Laliderer Wände sein. Kühn war die Vorbereitung. Wir vollführten erst eine Anzahl schwerer Neufahrten. Die oft vergeblich versuchte, plattengepanzerte, 600 m hohe Nordwand des Laliderer Falken mußte dran glauben. Die Ostwand des Rißer Falken durchstiegen wir auf geradem Weg zum Hauptgipfel, und die Westwand des Toten Falken fiel uns (Auf- und Abstieg in gerader Gipfelinie) zu. In harter Felsarbeit erkämpften wir uns die 1000 m hoch aus dem Zwerchloch aufstrebende, finstere Nordostwand der Huderbankspitze.

Nun fühlten wir uns genug vorbereitet, und neuerdings sollte es ernstlich an unser Problem gehen. Wieder kletterten wir die große westliche Steilrampe an. Abseilhaken kündeten von inzwischen unternommenen vergeblichen Wiederholungsversuchen. Sie reichten bis zu dem Köpferl, an dem auch uns einst der Weiterweg unmöglich geschienen war, eine Seillänge also weniger, wie unser allererster Ansturm 1921 gegangen war. Nachmittag war es geworden, als wir auf der Terrasse am Beginn des zweiten Wanddrittels ausstiegen. Hier überraschte uns ein Wettersturz, der die Wand in kurzer Zeit tief mit Hagel und Neuschnee eindeckte. Es blieb nichts anderes übrig, als die Gipfelfalllinie wieder nach links zur Eisrinne hinüber zu verlassen. Diesmal glückte es uns aber, das unangenehme Abseilen über die heute glitschnassen Felsbänke in die Eisrinne zu vermeiden und einen kletterbaren Weg in sie zu erschleichen.

Kurz danach standen wir nochmals an der Dreizinkenwand. Diesmal zu dritt. Der jüngste Bruder Herzogs, Willi, in der Münchner Klettergilde auch unter dem Namen „Mungo“ bekannt, war unser Begleiter. „Das ist ja noch pfundiger wie die Fleischbank-Südosswand“, verglich er die Schwierigkeiten des westlichen Weges, über den wir nun mit ihm hinaufstiegen, mit dieser berühmten Kaiserkletterei, die er kurz zuvor durchgeführt hatte. Nachmittags war es erst, als wir am Beginn des zweiten Wanddrittels ausstiegen. Trotzdem blieben wir hier, wußten wir doch ein bequemes Plätzchen zur Beiwacht, das reichlich Platz für uns drei bot.

Der neue Tag brach an. Feine Zirruswolken schwebten überm Tal, und auch die übermäßige Wärme der Luft verriet die Unsicherheit des Wetters. Sollten wir heute nochmals Pech haben? Ein gratartiger Pfeiler zieht zwischen westlicher Verschneidung und Eisrinne steil zur Höhe. Rasch wurde er ohne nennenswerte Schwierigkeiten erklettert. Ein Regenschauer klatscht hernieder und zwingt uns, für 2 Stunden Unterschlupf zu suchen. Ich hatte mich zu lange umgeschaut, und inzwischen hatten sich Rambo und Mungo in einer Nische, die für einen dritten keinen Platz mehr bot, ein gutes Plätzchen erwählt. Ich suchte nach einer anderen trockenen Stelle und stand dabei unversehens auf breiten, leichten Bändern, die hinüber zur Eisrinne leiten und die eine zweite und bis zum Gipfel letzte Möglichkeit zum Ausweichen aus dem westlichen Weg bei Wettersturz bieten.

Nach dem Regen vereinten wir uns wieder auf dem Kopf des Pfeilers. Böß sieht es neuerdings vor uns aus. Glatt, wie mit einem Beil abgehakt, streben senkrechte Wände auf, rot und gelb gefärbt, nicht minder steil und hoch in die Eisrinne abbrechend. Wenn irgendwo, dann kann es hier nur auf einer kurzen, 80° geneigten Steilrampe weitergehen, die links ober unserem Standpunkt senkrecht abbricht. Wir sitzen auf dem letzten Gratkopf des Pfeilers und beobachten, wie Rambo jetzt den Versuch unternimmt, die Rampe zu erreichen. Ein kurzer, feiner, sich oben gabelnder Spalt durchreißt die Steilplatten. Rambo ist mit einem weiten Schritt in diesen Riß



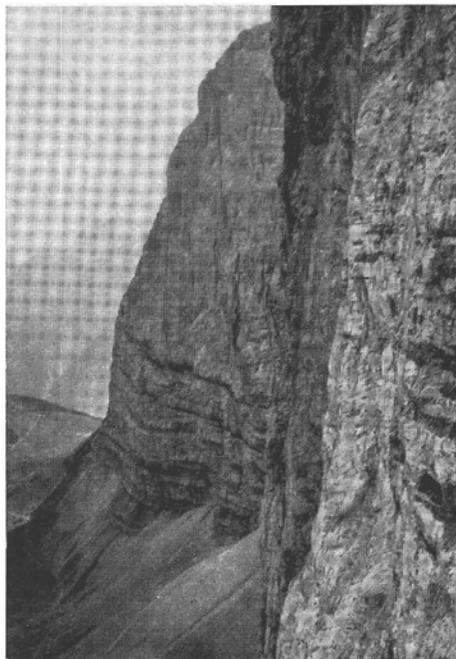
Dreizinkenwand von Nordwest
Neigung und Höhe der Wand stark verkürzt! Im unteren Wandteil links Ha-Ge-Ver-
schneidung mit ihrer Niefengrotte, rechts Eitelrampe des westlichen Weges



Dreizinkenwand von Norden
Wandhöhe und -neigung stark verkürzt! Im unteren Wandteil links Ha-Ge-Ver-
schneidung mit Umkehrpunkten der Verjüde 1921 (X) und Große (O); rechts Eitel-
rampe des westlichen Weges mit Umkehrstelle unseres ersten Berulupes auf die Drei-
zinkenwand 1921 u. Beinbachplätzen 1921 (X), 1929 (O). Im mittl. Wandteil links Eis-
schlucht; rechts westlicher Durchstieg (grataartiger Pfeiler); dazwischen Verbindungs-
wege. Im oberen Wandteil links Eisschlucht; rechts Eisschlucht; rechts Eisschlucht. Umkehrerhöhenlinie = schwerster Dreizinkenwanddurchstieg



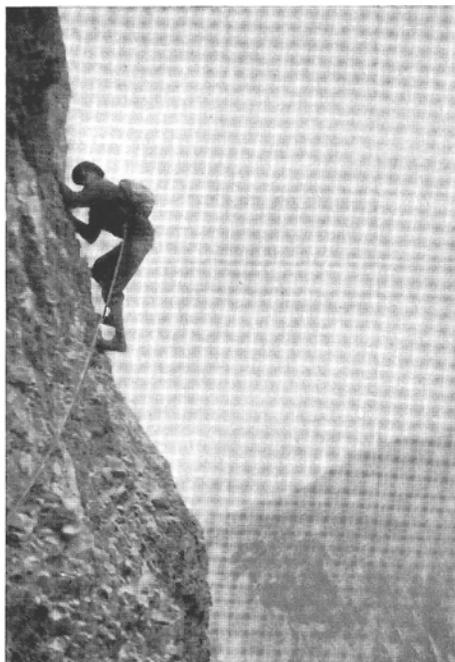
Blick aus der Dreizinkenwand nach Westen
Etwa in der Bildmitte Felszahn im geraden Durchstieg
zum Laldiderer-Wand-Gipfel;
rechts Nordkante der Laldiderer Spitze



Blick vom alten Laldiderer-Wand-Weg gegen Osten
Neigungsverhältnisse der unteren Wandhälfte (etwa 400 m
Höhe) des Ostteiles der Laldiderer Wände. Links Hohlloch
und Grubentar-Nordpfeiler



In der Dreizinkenwand
Einstieg in den oberen Wandteil (Gipfelaufbau)



In der Dreizinkenwand
Kante im Gipfelaufbau



eingestiegen. Dessen Eigenart erfordert die merkwürdigsten Körperstellungen. Nach langem Mühen hat Rambo endlich einen Sicherungshaken eingetrieben. Nun heißt es, den Beginn der Steitrampe zu erreichen. Ein abgesprungenes Säckchen an der trennenden, überhängenden, fast grifflosen Platte wadelt bedenklich. Mehrmals setzt Rambo an, mehrmals kehrt er zum sicheren Platz am Haken zurück. Doch es gibt keine andere Trittmöglichkeit. Nur Bruchteile einer Sekunde ruht das Körpergewicht Rambos darauf. O Schreck! Wir sehen, wie der Tritt unter den Füßen weicht. Doch zu vorsichtig ist unser Kamerad, als daß er diese Möglichkeit nicht aufs gründlichste überdacht hätte, und — als wäre gar nichts geschehen — gerade noch zur rechten Seit hat er nach links zum festen Fels der Rampe gespreizt. Den Atem anhaltend, lauschen wir. Nach Sekunden erst pollert der Bloß in der Eisrinne.

Die Rampe ist sehr plattig und bietet nur winzige Griffe und Tritte. An ihrem oberen Ende hängt der Fels heraus. Ich stehe sichernd auf winzigem Platz unterm Felsbauch und weise Rambo die Tritte, die er von oben unter dem Überhang nicht mehr zu erspüren vermag. Ein Jubelruf kündigt, daß es oberhalb ein Weilchen etwas leichter gehe. Der Fels ist zwar immer noch überaus steil, aber er weist jetzt etwas mehr Gliederung auf. Bänder (eines von $\frac{1}{4}$ m Breite dünkte uns für die Verhältnisse so geräumig, daß wir es „Magimiliansstraße“ taufte), prachtvolle Plattenquergänge, Risse führen uns stets wieder zu neuer Möglichkeit des Empordringens. Der Fels wird stellenweise sogar waagrecht geschichtet, wie in den Dolomiten und helle Kletterbegeisterung packt uns.

Nochmals zwingt ein längerer Regen zur Untätigkeit. Wieder stellen sich uns allenthalben überhängende Wandwülste in den Weg. Nichts zeigt sich, was uns sicheres Weiterkommen versprochen hätte. Ober uns dräut eine unmögliche Verschneidung, rechts ist glatte Wand, etwas links von uns eine spiegelblanke Kante. Rambo quert um sie und ist gleich danach unseren Blicken entschwunden. Erst bewegt sich das Seil rasch durch unsere sichernden Hände. Dann aber stockt es. Wir warten in unerträglicher Spannung. Nichts rührt sich. Endlich erklingt das Singen eines Hafens. Weitere 10 Minuten, eine Viertelstunde verrinnt, und das Seil bewegt sich kaum. Dann läuft es auf einmal rasch ab. Schon freuen wir uns, daß es endlich weitergehe, da taucht zu unserer Überraschung Rambo schräg ober uns auf und quert mit Hilfe des Seiles zu uns herüber. Wir fragen nicht; sein ernstes Gesicht verrät, daß ihm unüberwindliche Felsen das Weiterkommen versperrt haben.

Aber durch müssen wir! Hier umkehren, unten über die schiefe Rampe zum Pfeiler zurücksteilen — uns graut schon vor dem Gedanken allein. Unter einer gelben Nische nach rechts querend, geraten wir mitten in die Überhänge. Hier ist es leichter, als wir gedacht haben, und hin und her schleichend auf schmalen Simsen haben wir sie rasch überlistet. Kurz danach erblicken wir zum ersten Male, scheinbar zum Greifen nahe, die Zacken des Gipfelgrates, auf denen gerade ein durch die Wolken gebrochener Sonnenstrahl glitzert. Sehnsucht packt uns nach der Sonne. Vereint stürmen wir über nun auf einmal nicht mehr sonderlich schwere Felsstufen hinauf.

Doch Enttäuschung ergreift uns. Wir stehen erst am Ostgrat und der Gipfel liegt eine kleine Steinwurfweite westlicher. Nein, das darf doch nicht sein! Das viele Jahre lange heiße Sehnen soll nun auch ganz erfüllt, das Problem reiflos gelöst werden. Wir steigen etwa 80 m wieder hinunter, bis es uns möglich ist, aus einer mit gelbrottem Lehm erfüllten Steilschlucht nach rechts um eine Kante in den obersten Teil der westlichen Wandverschneidung zu queren. Einzigartig ist der Tiefblick, der sich hier öffnet. Schau hinunter vom Türmerstübchen der Münchner Frauenkirche über die halbkulige, 100 m hohe Turmwand! Es wird dich gewaltig ergreifen. Hier aber schießt die Mauer achtmal so hoch in wahnwitziger Steilheit in die Tiefe, wo gleich einem weißen Faden der Steig über die Lalliberer Reifsen herausleuchtet. Wie im unteren Wandteil, erweist

sich auch jetzt die Verschneidung zumeist ungangbar und drängt uns nach rechts in jähe Platten. Nochmals wehrt sich die Wand aufs verzweifeltste und stellt uns größte Schwierigkeiten in den Weg. Gib's auf, unserem begeisterten Ansturm vermagst du doch nicht mehr zu widerstehen. — Und sie sieht's ein und ergibt sich.

Wortlos, wunschlos vor Glück, drücken sich drei kleine Menschein am Gipfelsteinmann die Hände. Endlich befreit vom viel Jahre langen, dämonischen Bann dieser Wand; endlich besiegt, gelöst ihr größtes Rätsel, der Durchstieg bis zum Gipfel, der erste gerade Gipfelweg in den Lalliderer Wänden überhaupt¹⁾.

Das Abendgold säumte die Berge des Koflaches. Frieden lag über der Natur, Frieden auch in unseren Herzen, als wir zur Mulde südlich der Spitze abstiegen und dort unser Lager aufbauten. Was tat es, daß es hundekalt war, schuf doch die große seelische Freude einen Ausgleich.

* * *

Es gehört für den neuzeitlichen Felsmann zum „guten Ton“, die Lalliderer Wände gemacht zu haben. So hat der alte Weg heute auch bereits über ein halb Hundert Erstkletterungen aufzuweisen. Unter seinen Begehern findet sich sogar schon eine Dame. Der Durchstieg zum Lalliderer Wandgipfel wurde mehrmals wiederholt und die Nordostwand der Lalliderer Spitze hat ebenfalls ihre Bezwinger gefunden. Ofters erreicht uns Kunde, daß wieder einmal einer unserer Besten auch an der Ha-He-Verschneidung gestanden. Keinem aber ist, obwohl nun 15 Jahre ins Land gezogen sind, seit wir diesen Weg gewiesen — keinem ist bisher nochmals der große Wurf geglückt, keinen wieder hat ihre Himmelsleiter zum stolzen Gipfel geführt. Das ist wohl der beste Beweis für unsere Einschätzung ihrer Schwierigkeiten²⁾. Nur der leichtere westliche Dreizinkenweg hat durch den Innsbruder Aufenthaler eine einzige erneute Begehung gefunden³⁾.

¹⁾ Kurze Zeit darauf wurde auch der gerade Durchstieg zum Lalliderer Wandgipfel durch G. Krebs und E. Schmid erstmalig ausgeführt. Wir haben also gerade noch rechtzeitig den ersten geraden Gipfelweg in den Lalliderer Wänden eingeheimst.

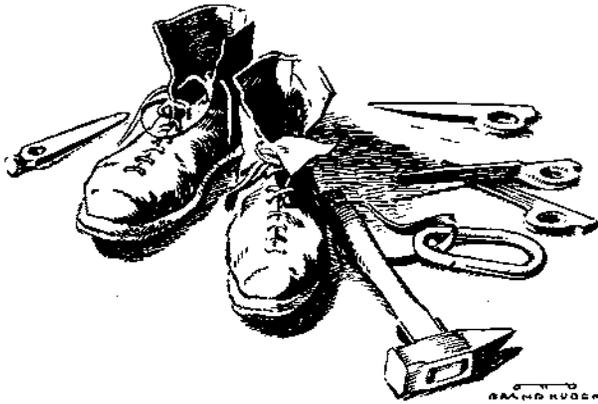
²⁾ Schon vor dem Krieg hat Otto Herzog mit der ersten Erstbesteigung der Schüsselfar-Südwand einen wahren Markstein in der alpinen Geschichte gesetzt. Hatte diese Wand doch unmittelbar zuvor noch dem mehrfachen Ansturm eines Paul Preuß, eines Diaz, ja selbst eines Düllers in der Vollkraft seines Könnens erfolgreich getrotzt und sich dann doch der überlegenen Kletterkunst Herzogs beugen müssen. Ebenso ist auch mit der ersten Begehung der Ha-He-Verschneidung 1921 eine der Zeit weit vorausseilende Leistung geschaffen worden. Es stellte sich nämlich bald heraus, daß wir damit, ohne es zu beabsichtigen, die weitaus schwerste Felsart der damaligen Zeit eröffnet hatten. Unsere Dreizinkenwege, insbesondere die Ha-He-Verschneidung, übertreffen selbst die schwersten Kaiserturen. Das geht nicht nur aus dem erwähnten Urteil Willi Herzogs hervor, sondern auch ich muß es schließen aus einem Vergleich mit den Angaben meines Berggefährten Gustav Lettenbauer. Im Jahre 1924 habe ich mit ihm die Südkante des Fahnenköpfls in den Leoganger Steinbergen als Erster erstiegen. Nach dem Urteil Lettenbauers überragen die Schwierigkeiten dieser Kante die der schwersten Kaiserturen, so Fleischbrot-Südwand, Fiechtl-Weinberger-Weg und Westverschneidung am Predigtstuhl. Aber auch diese Kante wird ihrerseits nochmals von unseren Dreizinkenwegen übertroffen, insbesondere was die Dauer der größten Schwierigkeiten betrifft. Beim schwersten Dreizinkendurchstieg (Verbindung Ha-He-Verschneidung und Gipfelaufbau) betragen sie eine Gesamthöhe von 400 m. Dazu kommt die gleiche Höhe teilweise nicht viel leichterem Felsen. Erst in jüngster Zeit scheint dieser Weg auch durch andere Felsunternehmungen erreicht zu werden. Wohl mag es einer in Höchstform befindlichen Zweierpartie gelingen, den leichteren westlichen Weg in einem Tage zu meistern. Dagegen stehen einer Normalzeit von schätzungsweise 25—30 Stunden für den schwersten Dreizinkenweg bei annähernd gleicher Wandhöhe solche von rund 20—25 Stunden für Große-Zinne-Nordwand, Lalliderer-Spitze-Nordostwand, Schüsselfar-Südwand gegenüber. Für die Nordwand der Westlichen Zinne muß die Normalzeit erst ermittelt werden, da offensichtlich bei solch schwersten Felsfahrten die Zeiten der Erstbegeher hierfür meist nicht maßgebend sind. Noch ein Vergleich: Die Große-Zinne-Nordwand ist in drei Jahren über 30 mal wiederholt worden, die Ha-He-Verschneidung trotz der hierzu unternommenen Versuche nach 15 Jahren noch nicht.

³⁾ Aufenthaler soll, was auch wir schon längst auf Grund der Normalzeit von 7—8 Stunden für den Krebs-Schmid-Weg angenommen hatten, im Stüttenbuch der Falkenhütte den westlichen

Ruhig sprechen wir es daher aus: wir halten die Dreizinkenwand, die wir selbst nunmehr sechsmal durchstiegen haben, namentlich in der Verbindung Ha-He-Berkschneidung und Gipfelaufbau, auch heute noch für eine der schwersten Felsunternehmungen der Alpen¹⁾.

Dreizinkenweg als wesentlich schwieriger wie den erwähnten geraden Durchstieg zum Lallderer Wandgipfel bezeichnet haben.

¹⁾ Dazu kommt noch: Herzog hat diese Fahrten mit schweren Kriegsverletzungen ausgeführt, als deren Folgen ihm u. a. an der einen Hand drei Finger fast unbrauchbar geworden sind. Schließlich sei hier erstmalig noch darauf hingewiesen, daß Otto Herzog auch der eigentliche Vater der neuzeitlichen Felsstechnik ist. Er war es, der als erster den Gedanken faßte und in die Tat umsetzte, den Karabiner zu verwenden, ohne den eine Durchführung der jetzigen schweren Felsfahrten undenkbar wäre.



Die Auslotung des Achensees im Jahre 1935

Von Heinrich Schatz, Innsbruck

Die Herstellung des dritten Blattes der Karwendelkarte ließ es wünschenswert erscheinen, den Achensee neu auszuloten. Bisher hat die Tiefenkarte von Geißbed (vergleiche Nummer 5 des Schriftenverzeichnisses), die aus den achtziger Jahren stammt und aus verhältnismäßig wenig Lotungen entstanden ist, bei den meisten Arbeiten über den See als Grundlage gedient. In diesem Bericht werden die Lotungen beschrieben, die wir im Jahre 1935 im Auftrag und aus Mitteln des Alpenvereins ausgeführt haben und aus denen eine Schichtenkarte im Maßstab 1 : 10 000 und der Seeanteil in der Alpenvereinskarte im Maßstab 1 : 25 000 hergestellt worden sind¹⁾.

Über den Achensee gibt es ein verhältnismäßig reiches Schrifttum. In der folgenden Aufstellung beschränkte ich mich auf Berichte über Auslotungen und Tiefenangaben und gehe auf Abhandlungen über Geologie, Biologie, Wasserwirtschaft, Fischerei, Jagd usw. nicht ein. Die Zahlenangaben aus diesen Berichten werden am Schluß dieses Aufsatzes zusammengestellt.

1. 1878 Vöte für Tirol und Vorarlberg, Seite 215. „Tiefe der Seen“ (bringt eine Angabe unter Berufung auf den Bayerischen Kurier, wonach der Achensee 2300 Fuß tief ist. Diese Angabe findet sich vielfach in den älteren Reise- und Badeführern).
2. 1878 Mitteilungen des D. u. S. A.-V., Band IV, Seite 190 f. Dr. F. Simon y: „Untersuchungen im Achensee.“ (Bericht über eine Auslotung des Sees im September 1878.)
3. 1879 Zeitschrift des D. u. S. A.-V., Band X, Seite 166 ff. Dr. F. Pfaff: „Einige Bemerkungen über die Tiefenbestimmungen von Seen.“ (Beschreibung einer einfachen Lotvorrichtung.)
4. 1880 Mitteilungen des D. u. S. A.-V., Band VI, Seite 205 f. Dr. F. Pfaff: „Notizen über Tiefe und Temperatur des Achensees.“ (Bericht über eine Auslotung.)
5. 1885 Dr. A. Geißbed: „Die Seen der Deutschen Alpen, eine geographische Monographie“ (Leipzig). (Enthält eine Karte des Achensees im Maßstab 1 : 25 000, ferner im gleichen Maßstab 7 Querprofile und ein Längsprofil.)
6. 1885 Zeitschrift des D. u. S. A.-V., Band XVI, Seite 334 ff. Dr. A. Geißbed: „Die südbairischen und nordtirolischen Seen.“ (Rückblick auf älteres Schrifttum, Angabe über die zwei Beden und die 9 m hohe Schwelle zwischen ihnen.)
7. 1922 Ergänzungsheft 185 zu Petermanns Mitteilungen (Gotha). Dr. W. Halbfax: „Die Seen der Erde.“ (Zahlenangaben über den Achensee unter Berufung auf Geißbed; der Verfasser bezeichnet die Neuauslotung des Sees als wünschenswert.)

Im Winter 1934—35 bereiteten wir alles für die Lotungen vor. In diese Zeit fällt der Bau des Lotwerkes, die Festsetzung des Arbeitsganges sowie die Ergänzung der Instrumente und anderen Hilfsmittel, wie der Fluchtslangen, Flaggen, Vordrucke usw. Für die Lotungen verwendeten wir zwei Wochen im April, eine im September und einzelne Tage im Oktober, November und Dezember. Wir waren im ganzen 36 Tage am See und haben 152 Arbeitstage aufgewendet. Oft hat uns schlechtes Wetter behindert, sonst hätten wir die Arbeit in drei Wochen machen können. An den Arbeiten beteiligten sich außer dem Berichterstatter die Herren Alois G e p p e r t, Georg H e i n s h e i m e r, Friß M o l l, Alfred R i e d e l, Walter S a n d e r, Hermann S e n g, Her-

¹⁾ Von der Schichtenkarte im Maßstab 1 : 10 000 mit einem Schichtenabstand von 10 m wurde eine Pause gezeichnet. Auf Wunsch kann ich davon Lichtpausen anfertigen lassen, die sich mit dem Versand auf ungefähr 2 Schilling stellen. Anschrift: Innsbruck, Neue Universität.

bert Sohm und Josef Erdla sowie Fräulein Eleonore Schmidegg. Das Lotwerk wurde von U. Geppert gebaut, die zeichnerische Auswertung hat W. Sander übernommen. Der Hauptausschuß des Alpenvereins stellte die Geldmittel zur Verfügung, die Tiroler Wasserkraftwerke Aktiengesellschaft in Innsbruck (TiwaG), als Eigentümerin des Sees, stellte uns die Uferkarte bei und ermöglichte die Messungen durch die Überlassung eines Flachbootes mit einem Lukenbordmotor und durch Zurweilung eines Arbeitsraumes im Baubüro in Pertisau sowie durch verschiedene Hilfen im Bauhof und bei Schleppfahrten. Allen diesen sei auch hier gedankt. Besonderer Dank gebührt auch Herrn Ingenieur Paul Gaspari von der TiwaG sowie den Herren im Baubüro in Pertisau und bei der Achenseeschifffahrt. Bei unseren Arbeiten waren wir beim Kapitän Lehner im Burenhaus in Pertisau gut und gemütlich untergebracht.

Als Grundlage für die Lotungen standen uns zwei Lichtpausen einer Uferkarte im Maßstab 1 : 2880 zur Verfügung, welche durch die Photogrammetrie GmbH. in München im Auftrag der TiwaG hergestellt worden war. In dieser Karte sind die Uferzeichen (Kilometrierungsmarken) eingetragen. Diese Zeichen stehen in Abständen von ungefähr 100 m längs der Ufer, sie bestehen aus Nummernschildern, die meist auf starken Lärchenpfosten, manchmal auch auf den Uferfelsen befestigt sind. Die Nummern beginnen beim Einlaufwerk nächst Seespitz mit 0,0, sie gehen im Sinne des Uhrzeigers um den See und erreichen mit 20,85 die Ausgangsstelle wieder. Wo diese Zeichen zerstört waren, brachten wir für unsere Messungen Erfahrszeichen an und legten sie in der Karte durch Vorwärtseinschneiden fest. Einige kurze Uferstücke, die bei der photogrammetrischen Aufnahme nicht eingesehen werden konnten und die in der Karte fehlten, ergänzten wir durch tachymetrische Aufnahmen. Die Verwendung dieser Karte ersparte uns fast alle geodätischen Vorarbeiten und ihr Maßstab ermöglichte es uns, die Lage der Lotungsstellen durch Einzeichnen der gemessenen Winkel in die Karte zu bestimmen. Die TiwaG stellte uns ferner einen Schichtenplan zur Verfügung, welchen die Herren Walter Haeder und Otto Nedbal im Jahre 1926 im Maßstab 1 : 1000 aus 2200 Lotungen aufgenommen hatten und der den südlichsten Teil des Sees zwischen der Verbindungstrecke vom Einlaufwerk zum Prälatenhaus und dem Seespitz umfaßt. Der Gleichmäßigkeit halber bezogen wir auch diesen Teil in unsere Lotungen ein und fanden

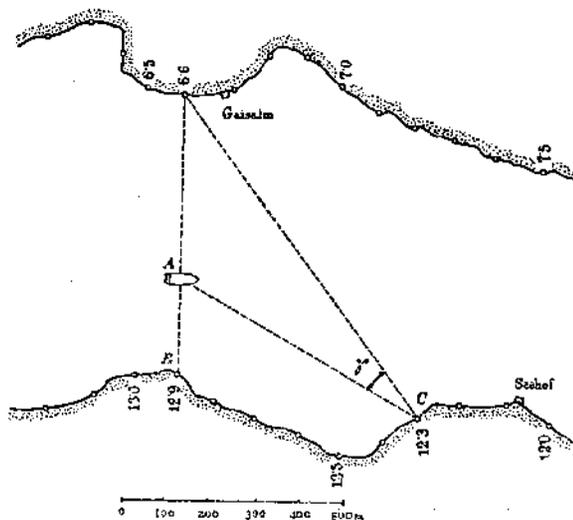


Abb. 1. Anlage der Lotungen

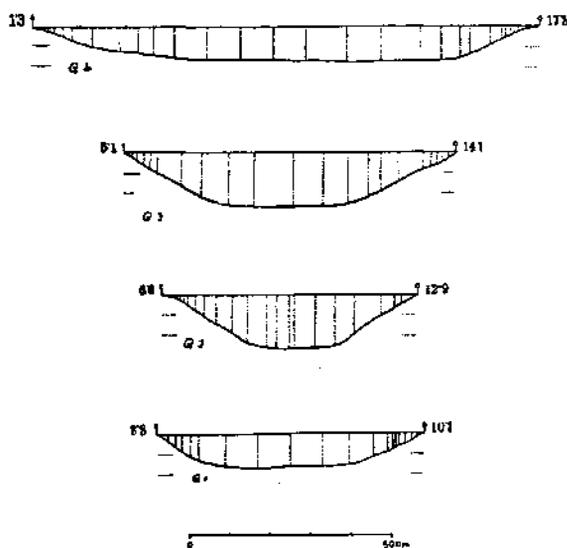


Abb. 2. Beispiele von Querprofilen

eine mit Rücksicht auf die verschiedenen Maßstäbe der beiden Aufnahmen hinreichende Übereinstimmung.

Die Form des Sees und das Vorhandensein der Uferzeichen ließ es uns als zweckmäßig erscheinen, die Lotungen auf Querprofile zu verteilen, die in Abständen von je 200 *m* je zwei Uferzeichen verbinden. Damit die Profile ungefähr senkrecht zum Ufer bleiben, wurde bei der Biegung des Sees nächst Pertisau bei einer entsprechenden Anzahl von Profilen auf dem Ostufer immer um 100, auf dem Westufer um 200 *m* weitergegangen, bis die Profile wieder senkrecht zum Ufer lagen. Wo es in Buchten oder bei starker Abweichung des Uferverlaufes von der Senkrechten zu den Profilen als wünschenswert erschien, legten wir in der Ufernähe Kleinprofile in den gewünschten Richtungen an.

Beim Loten gingen wir in folgender Weise vor. Das Lotwerk stand auf einem Boot A und ein kleiner Mastbaum zeigte die Stelle über dem abgelaufenen Lot an. Am Ufer wies am Ende des Profils ein Beobachter B den Ruderer in A durch Winken mit einer Flagge in das Profil ein, bis der Mastbaum in A im Fadenzentrum seines Theodoliten stand. Auf einem seitlich gelegenen Uferpunkt maß ein zweiter Beobachter C mit einem Theodoliten den Winkel γ zwischen B und dem Boot A (vergleiche Abbildung 1¹⁾). Aus diesem Winkel und aus der Lage des Profils wurde dann in der Karte die Stelle der Lotung eingezeichnet. Sobald A die von B angegebene Stelle erreicht und der Ruderer in A das Boot zum Stillstand gebracht hatte, winkte B ab, der Beobachter am Lotwerk in A verständigte C durch ein Wink- und Pfeiszeichen und ließ das Lot ablaufen. Sowie das Lotgewicht den Grund erreicht hatte, wiederholte er das Zeichen. Während des Ablaufens des Lotes verbesserte der Ruderer in A seine Lage im Profil nach der Angabe von B. Der Beobachter in C stellte zu Beginn der Lotung (beim ersten Zeichen) den Mastbaum in A in sein Fadenzentrum und schätzte nach dem Ablassen des Lotes (beim zweiten Zeichen) die Abtrift, die das Boot während des Ablassens des Lotes erfahren hatte. Bei zu starker Abtrift wurde die Messung ausgeschieden. Dann las er den

¹⁾ Manchmal auch den Winkel zwischen dem Boot und dem Uferpunkt, der im Profil B gegenüber lag.

Horizontalwinkel seines Instrumentes ab, der zur Stellung des Bootes zu Beginn der Lotung gehörte. Die Übereinstimmung der Aufzeichnungen in A und C wurde durch Dazuschreiben der Zeit gesichert. Die gelotete Tiefe erhielten wir aus dem Unterschied der Ableisungen auf dem Zählwerk vor und nach dem Aufwinden des Lotes mit Hilfe der Eichtafeln für das Zählwerk und mit Berücksichtigung des Pegelstandes nach der Ableisung in Pertisau um 8 Uhr morgens. Eine Verbesserung der Untertagswerte des Pegels nahmen wir nicht vor, weil sich der Pegelstand während unserer Arbeiten in 24 Stunden durchschnittlich nur um 5,8 cm, im Höchstsfall um 16 cm geändert hatte. Bei Tieflotungen (über 100 m) dauerte das Ablassen des Lotes ungefähr eine halbe Minute; während dieser Zeit ließ sich das Boot bei einigermaßen ruhigem See ganz gut in seiner Lage halten. Für eine vollständige Tieflotung, also für das Einfahren, Verbessern der Lage, Ablassen, Aufwinden und Weiterfahren brauchten wir ungefähr fünf Minuten. Für die dichteren Lotungen in der Ufernähe (Kleinprofile) wurde der Abstand des Bootes vom Ufer mit einer Schnur gemessen, die alle Meter eisförmige Schwimmer mit Nummern trug und von einem Haspel vom Ufer ausgegeben wurde. Da auf diese Weise nur Abstände bis zu 100 m gemessen wurden, genügte zum Einwinken vom Ufer aus die Blickrichtung zum gegenüberliegenden Ufer mit dem freien Auge. So konnte der Uferbeobachter zugleich den Haspel bedienen und eintwinken. Die Meßschnur wurde mehrmals im durchnähten Zustand nachgemessen und danach geeicht.

Vor der Ausfahrt am Morgen erhielt jeder Mitarbeiter ein Verzeichnis der vorgesehenen Arbeiten und konnte somit nach Fertigstellung eines Profils sofort seinen neuen Standplatz auffuchen. Vor Beginn der Arbeiten wurde am gegenüberliegenden Ufer jedes für die Arbeit des Tages wichtige Uferzeichen durch eine Fluchtstange und durch eine Flagge in bestimmter Farbe bezeichnet. Mit Hilfe eines Flaggenschlüssels konnte jeder Beobachter die Uferzeichen aus der Farbe der Flagge auch dann erkennen, wenn die Nummerntafel wegen der Entfernung nicht mehr lesbar war. Für die Aufzeichnungen verwendeten wir eigene Vordrucke. An jedem Abend wurden die Ergebnisse gesichtet und abgeschrieben.

Nachdem sich beim Lotwerk unsere ursprüngliche Absicht, einen Grundtaster mit elektrischer Auslösung zu verwenden, nicht ausführen ließ, weil wir kein geeignetes Kabel erhalten konnten, das bei geringem Durchmesser als Trageil und als Stromführung für den Taster verwendbar war, brachten wir am Lotwerk einen beweglichen Arm an, der durch den Zug des Lotgewichtes gesenkt und beim Auftreffen des Gewichtes am Grund entlastet und durch eine Feder gehoben wird. Der Rahmen des Lotwertes besteht aus Winkelleisen und die einzelnen Teile sind auf ihm so angebracht, daß alle Handgriffe und Ableisungen von einer Seite aus möglich sind. Auf einer Trommel von 42 cm Durchmesser und 32 cm Länge sind in einer Lage 170 m Seil aufgewickelt. Als Seil verwendeten wir ein Drahtseil von 2 mm Stärke, es besteht aus 42 Drähten, sein Gewicht beträgt gegen 2 kg, seine Bruchfestigkeit ungefähr 80 kg. Zur Seilführung dienen zwei Paare von Rädern. Ein Paar ist fest mit dem Rahmen verbunden und übernimmt das Seil über ein Führungsrad vom beweglichen Arm, das zweite Paar ist auf einem Schlitten befestigt, den eine Schraubenspindele weiterführt und der das Seil Windung neben Windung auf die Trommel ausgibt. Das Seil wird mit einer Handkurbel aufgewickelt, diese wirkt mit einer Zahnradüberziehung im Verhältnis 5 : 8 auf die Trommel, so daß bei einer Umdrehung der Kurbel ungefähr 1 m Seil aufgewickelt wird. Die Trommel kann durch eine Backenbremse gebremst werden; die Wirkung der Bremse läßt sich durch Verschiebung eines Hebels ändern, der an einer Zahnleiste auch festgestellt werden kann. Der bewegliche Arm besteht aus einem am Rahmen drehbaren Rohrstück, einem daran angeschweißten Bügel und aus einem Stützhorn. Durch ein starres Federnpaar wird der Stützhorn vom Rahmen weggehalten und dadurch der Bügel gehoben. Wenn der Bügel belastet wird, senkt er sich. Am äußeren Ende

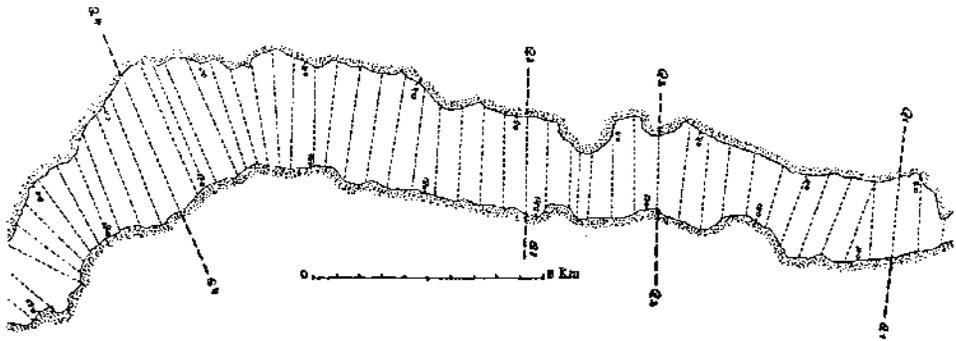


Abb. 3. Lage der Querprofile

des Bügels läuft das Seil über das Meßrad, dessen Umdrehungen durch eine Kette auf eine Achse am inneren Ende des Bügels und von dort mit einer biegsamen Welle auf das Zählwerk übertragen werden. Einer Nummer des Zählwerkes entsprechen ungefähr 28 cm, somit lassen sich noch ungefähr 10 cm ablesen. Als Lotgewicht verwendeten wir einen birnenförmigen Gußeisenkörper von 7 kg Gewicht. Es wurde rot und weiß angestrichen, damit es im Wasser besser sichtbar bleibt. Das Lotwerk wiegt ohne Lotgewicht ungefähr 43 kg.

Als Meßboot stellte uns die Tiwaag ein neues Flachboot von 6,5 m Länge und 1,10 m Breite zur Verfügung. Es ließ sich noch ganz gut mit einem Ruderpaar fortbewegen und war doch so schwer, daß es auch bei stürmischem See hinreichende Sicherheit bot. Für den zweiten Teil der Messungen erhielten wir einen Außenbordmotor, der uns für größere Zufahrten gute Dienste tat. Bei den Messungen ließ sich das Einfahren besser durch Rudern machen. Das Lotwerk stand auf einem Tisch, der am rückwärtigen Ende des Bootes mit Ringschrauben festgemacht war. Nach Beendigung der Lotungen drehten wir das Lotwerk auf dem Tisch herein und vermieden so Beschädigungen des Werkes beim Landen und beim Einfahren ins Bootshaus.

Für die Uferbeobachter B und C verwendeten wir je einen Ertl- und einen Millertheodoliten, einmal auch für B ein Millersches Niveauinstrument. Für die Uferzeichen hatten wir uns 20 Fluchstangen vorbereitet, zur Unterscheidung brachten wir an ihnen verschiedenfarbige Flaggen an. Für die Winkelzeichen eigneten sich die Farben Rot und Weiß am besten, weil sie auch bei ungünstigem Licht am längsten sichtbar blieben. Es ist ein Beweis für die Richtigkeit und Vollständigkeit der Vorarbeiten, daß an der Anlage der Arbeiten während der ganzen Seeaufnahme nichts geändert werden mußte. Hingegen ging das Loten mit zunehmender Übung der Mitarbeiter immer schneller. Besonders wichtig war dabei die gute Zusammenarbeit zwischen dem Ruderer in A und dem Beobachter in B. Dem Ruderer gab eine Flagge am Schiff die Windrichtung an. Das Rudern konnte bei windigem Wetter sehr anstrengend werden und auch das Aufwinden des Lotes (es wurden im ganzen über 89 km Seil aufgewickelt) machte viel Mühe.

Zur Eichung des Zählwerkes trugen wir mit einem Stahlmaßband auf dem Boden der Veranda des Fürstenhauses in Pertisau dreimal die Strecke von 10 m ab und spannten das Seil über diese Maßstrecke. Dann brachten wir auf dem Seil mit rotem Lack alle 10 m ein Zeichen an und ließen das Lot mehrmals in den See ablaufen. Aus den Nummern des Zählwerkes beim Eintauchen der Zehnmeterzeichen ins Wasser berechneten wir die Eichtafel, die zu jeder Nummer des Zählwerkes die zugehörige Seillänge angibt. Es wurden nur ganze und halbe Nummern des Zählwerkes abgelesen.

Damit konnte die Tiefe bis auf ungefähr 10 *cm* bestimmt werden. Der Augenblick des Eintauchens des Gewichtes ins Wasser läßt sich sehr genau bestimmen, es muß lediglich darauf geachtet werden, daß das Boot dabei eben steht. Das Auftreffen auf dem Seeboden läßt sich ebenfalls recht gut feststellen. Wie man an seichten Stellen, wo man das Gewicht sah, beobachten konnte, sank es im weichen Boden ungefähr 10 *cm* tief ein. Man erkannte die Beschaffenheit des Bodens auch aus dem Zug am Seil beim Beginn des Aufwindens. Als erste Aufschreibung benutzten wir immer die Stellung des Zählwerkes beim Beginn des Zuges am Seil. Schwieriger waren die Messungen bei den Felsenufem. Dort stürzte das Gewicht nach dem ersten Auftreffen oft noch mehrere Meter tief ab. Hier wurde der Augenblick der ersten Bodenberührung abgelesen. Bis auf einen Fall, wo das Lotgewicht unter eine versunkene Brettertafel geriet, aber durch geschicktes Rudern noch freigemacht werden konnte, wurden wir durch versunkene Baumstämme und dergleichen nicht behindert. Hingegen erforderten die Landungen und die Fahrten über Untiefen wegen des großen Tiefganges der Schraube des Motors einige Vorsicht. Auch die Aufstellung der Instrumente oder des Haspels für die Kleinprofile war an manchen felsigen Uferstellen schwierig und manchmal nur bei Niedrigwasser möglich. Mehrere Uferzeichen konnten nur vom See aus erreicht werden. Mehrmals gerieten wir in fast plötzlich auftretende Stürme, die am Achensee häufig sein sollen. Unser Boot war aber so groß, daß damit keine Gefahr verbunden war. Für die Arbeiten eigneten sich die Morgenstunden oder der späte Nachmittag am besten. Mittags war es meist windig. Im Frühjahr waren die Arbeiten durch schlechtes Wetter oft erschwert, einmal mußten wir wegen Vereisung des Lotwerks, mehrmals wegen Schneesturmes mit dem Messen aufhören. Die Bedienung des Haspels und die Arbeiten am Ufer waren bei großer Kälte sehr unangenehm, trotzdem wir mit warmen Kleidern gut versehen waren. Am Abend nach der Rückkehr sichten wir im Baubüro die Aufzeichnungen, schreiben sie zusammen und legen an Hand der Karten die Arbeit für den nächsten Tag fest. Jeder Beobachter war für seine Instrumente verantwortlich und mußte dafür sorgen, daß sie vor der Ausfahrt ins Boot kamen.

Zur Auswertung der Lotungen wurden zunächst die geloteten Stellen in die Karte im Maßstab 1 : 2880 aus den Verbindungslinien der zu den Profilen gehörigen Uferzeichen und aus den in C gemessenen Winkeln eingezeichnet. Dann wurden im gleichen Maßstab ohne Überhöhung auf Kataster-Profilpapier die Querschnitte durch den See gezeichnet. Wo es dabei notwendig erschien, nahmen wir auf Angabe des Zeichners zur Ergänzung noch Lotungen vor. Die Querschnitte wurden nicht als Vielecke gezeichnet, sondern gerundet. Die Uferkarte wurde auf den Maßstab 1 : 10 000 übertragen und dabei die Uferzeichen und die Festpunkte durch Koordinatenübertragung, der Uferverlauf durch photographische Verkleinerung ermittelt. Dann erfolgte mit einem Reduktionsmaßstab die Eintragung der Stellen, wo die Querschnitte die Schichtenlinien durchsetzen. Damit hatten wir in der Karte Stellen erhalten, durch welche die Schichtenlinien durchgingen. Als Schichtenabstand nahmen wir dabei 10 *m*. Von dieser Karte wurde eine Pause hergestellt, die zur Anfertigung von Lichtpausen verwendet werden kann. Die Zeichenarbeiten, die alle Herr Walter S a n d e r ausgeführt hat, erforderten einen Zeitaufwand von ungefähr 180 Stunden.

Die Querschnitte haben alle einen verhältnismäßig steilen Abfall in der Ufernähe und verlaufen unten sehr flach. Der Seegrund ist somit fast eben und steigt auch gegen Norden und Süden nur langsam an. Eine Störung tritt nördlich von der Gaisalm ein, wo eine Schwelle von 11 *m* Höhe den See in zwei gleich tiefe Becken trennt. Unsere Tiefe (133 *m*) findet sich neben vielen abweichenden Werten mehrfach im älteren Schrifttum. Die beiden Becken sind auch aus der G e i s t b e d s c h e n Karte zu entnehmen, dort sind aber die Querprofile unten zu wenig flach gezeichnet. Die Oberfläche des Sees wird verschieden angegeben. Ich habe mit einem Amslerschen Polarplanimeter die Ober-

fläche und die Fläche der einzelnen Schichtenlinien aus der Kartenpause ermittelt. Die Flächeninhalte betragen in Quadratkilometern:

Tiefe:	0	10	20	30	40	50	60
Fläche:	7,204	6,224	5,873	5,484	5,055	4,674	4,267
Tiefe:	70	80	90	100	110	120	130
Fläche:	3,841	3,075	2,262	1,941	1,483	1,042	0,214

Daraus ergibt sich mit der Simpsonschen Formel angenähert der Rauminhalt des Sees mit 481 Millionen Kubikmetern. Die mittlere Tiefe beträgt 66,8 m, so tief müßte der See sein, wenn er bei ebenem Grund und senkrechtem Uferabfall dieselbe Wassermenge enthalten sollte.

Wir haben im ganzen 1750 Lotungen, also auf den Quadratkilometer 259 Lotungen ausgeführt. Davon erreichen 273 eine Tiefe von über 100 m, 489 ergeben Tiefen zwischen 50 und 100 m und 988 sind unter 50 m tief. Die Lotungen sind auf 89 Profilaufstellungen (das sind Messungen nach dem Verfahren der Abbildung 1) und auf 70 Kleinprofile (das sind Lotungen, bei denen der Abstand des Bootes vom Ufer mit der Schnur bestimmt wurde) verteilt. Dabei waren für ein Querprofil oft mehrere Aufstellungen notwendig. Für die Zeichnung verwendeten wir 54 Querschnitte, welche von einem Uferzeichen zu einem anderen gehen, sowie für die Ufernähen mehrere Kleinprofile, deren Richtungen von den großen Querschnitten abweichen. Die durchschnittliche Lotungstiefe beträgt 51 m, die Dichte der Lotungen beträgt für das Gebiet zwischen 0 und 50 m Tiefe 387 auf den Quadratkilometer, für das Gebiet zwischen 50 und 100 m Tiefe 180 auf den Quadratkilometer und für die Tiefen über 100 m 140 auf den Quadratkilometer. Im ganzen haben wir 89100 m Lot aufgewunden.

Der Nullpegel (Ablefung in Pertisau) liegt 928,85 m über dem Meeresspiegel. Bei der Ausnutzung des Sees für das Kraftwerk der Tiwag ist eine Auffüllung auf + 60 cm und eine Absenkung auf ungefähr - 5 m möglich. Die nutzbare Wassermenge beträgt gegen 36 Millionen Kubikmeter. Bis zum Bau des Kraftwerkes floß der See nach Norden in die Seeache ab. Heute erfolgt der Abfluß nach Süden nach Jenbach. Lediglich das Überwasser wird in die Seeache abgeleitet. Neben den natürlichen Zuflüssen erhält der See heute auch zwei künstliche: durch einen Hangkanal wird bei Scholastika der Ampelsbach in den See geleitet und ein Pumpwerk in Achentirch führt Quell- und Sickerwasser in den See ein¹⁾.

Zum Schluß möge noch eine Zusammenstellung der Ergebnisse und ein Vergleich mit den früheren Auslotungen gegeben werden. Die Zahlen in der letzten Spalte weisen auf das Verzeichnis des Schrifttums am Anfang dieses Berichtes hin.

Jahr	Lotungen von	Profile	Zahl der Lotungen	Größte Tiefe	Mittlere Tiefe	Inhalt	Schrifttum
1878	Simony	16	180	131,1	—	—	2
1880	Pfaff	3	?	140	—	—	3
1878, 80, 82	Geißbed	—	69	133	70,6	518 Mill. m ³	7
1935	Schatz	54	1750	133	66,8	481 Mill. m ³	—

Von den Abbildungen zeigt Nummer 1 eine Skizze der Anlage der Lotungen, Nummer 2 Beispiele von Querprofilen. Die Lage dieser Querprofile ist aus der Abbildung 3 ersichtlich; sie zeigt außerdem die Verteilung der Lotungen.

¹⁾ Näheres über die Ausnutzung des Achensees etwa in der Schrift der Tiwag: Die Kraftwerke und Leitungsanlagen der Tiroler Wasserkraftwerke Aktiengesellschaft, Innsbruck, 1935.

Der Hochschwab, 2277 m, in der Steiermark

Das Arbeitsgebiet der Sektion „Voisthaler“, Wien

Von Gustav Schmidt, Wien

So ist nun auch der liebe alte Hochschwab, im Volksmund kurz der „Schwab“ genannt, „unter die Haube gekommen“. Über nicht unter jene Haube, die er so oft über die Ohren zu ziehen beliebt, wenn ihm etwas gegen den Strich geht oder wenn er den Menschenlein, die ihn über eine steile Wand, einen schwierigen Grat oder manchmal auch nur auf einem Wege über seine Hochfläche zu „besiegen“ beabsichtigen, seine Kraft und Macht fühlen lassen will. Nein: die Haube, die er diesmal wählte, ist jene, die einen Bund fürs Leben bedeutet, und zu diesem möchte ich an dieser Stelle auch dem schönen, reizvollen Berge, seinen treuen Hütern und Pflegern, den bewährten „Voisthalern“ und dem D. und S. Alpenverein meine herzlichsten Glückwünsche aussprechen.

Unter den mächtigen kastellartigen Kalkhochflächenbergen, die sich vom äußersten Oststrand der Alpen in einem großen Bogen von der Hohen Wand bei Wien in ununterbrochener Reihenfolge über Schneeberg, Ragalpe, Schneecalpe, Veitsch gegen Südwesten erstrecken, ist der Hochschwab der letzte dieser Art und zugleich wohl deren schönster, denn hier beginnt sich an ihm als letztem der Kette eine Struktur- und Formenänderung zu zeigen, die ihn reizvoller gestaltet als alle früher genannten, und zwar durch die Zerrissenheit der Gruppe, die Formen geschaffen hat, die man bei den anderen Bergen dieser Reihe nur seltener und vereinzelt vorfindet, während sie hier dem ganzen Gebiet ihren Stempel aufdrücken. Die Berge von der Hohen Wand bis zur Veitsch weisen nämlich durchaus große Geschlossenheit und einfachere Formen auf, und nur wenige Täler, Gräben oder größere Dolinentrichter durchfurchen ihre Massiv. Auch beschränkt sich bei ihnen die Gipfelbildung meist nur auf die Kuppenform, die allerdings mancherorts durch Wandabstürze zu eindrucksvoller Wirkung erhoben wird. Beim Hochschwab ist das anders. Wenn man seinen etwa 30 km langen Zug auf der Karte betrachtet, sieht man, daß das Rückgrat des Berges mit seiner Hochfläche gar nicht besonders breit ist — ungefähr 2—6 km — dieses aber nach allen Richtungen Seitenäste aussendet und von Bastionen gestützt ist, die dem Massiv des Berges seine alpine Wirkung, seine große materische Mannigfaltigkeit verleihen. Geologisch war hier in prähistorischer Zeit nämlich ziemlich viel los, und die damals erfolgten Katastrophen, Einstürze, Hebungen, Zerreißungen schufen Formen, Landschaften und Bilder, die man immer wieder bewundern muß, wenn man diese reizvolle Gruppe der Ostalpen durchwandert.

Das Gebiet des Hochschwabs hat folgende Grenzen: Hieslau—Eisenerz—Prebichl—Vorderberg—Leoben—Brud a. d. Mur—Kapsenberg—Thörl—Seegraben, Seeburg—Wegscheid—Salza- und Ennstal bis Hieslau.

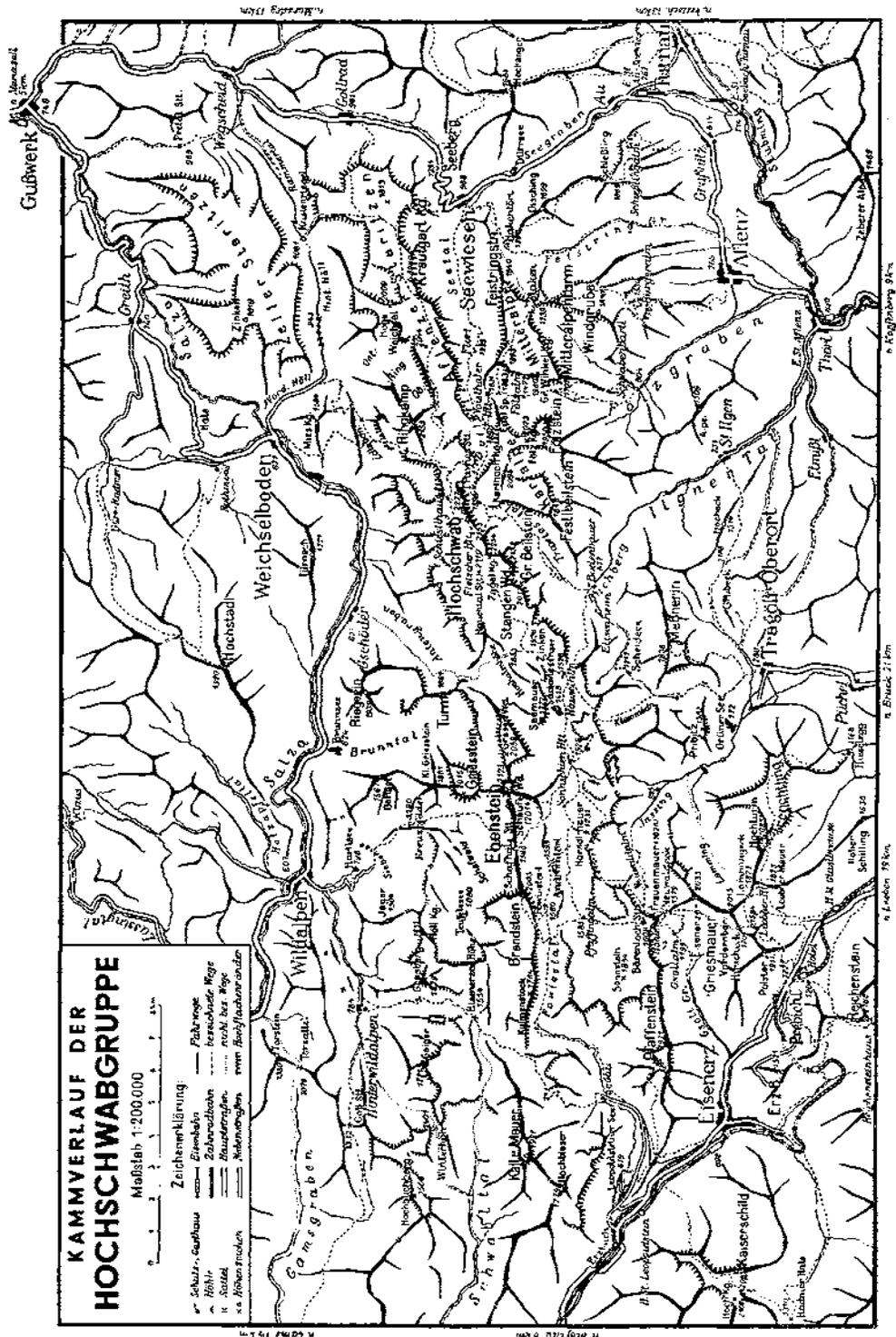
Der Hochschwab, der geologisch der Triasform angehört, besteht aus Wetterstein- und Dachsteinkalk. Auch Dolomit kommt in größeren Lagen vor. Werfener Schiefer trennt die Stöcke der Griesmauer, des Trenchtling und der Mefnerin von dem Hauptzug des Gebirges. Die Hochfläche des Berges liegt in Höhen von etwa 1600—2000 m und überragen diese die einzelnen Hauptgipfel noch um 500—600 m, so daß sie auch von dort durchaus selbständig wichtig und eindrucksvoll als Eigenscheinungen wirken.

Wer sich einen richtigen Begriff von diesem herrlichen Gebiet machen will, tut gut daran, vorerst eine der vorhandenen guten Karten zur Hand zu nehmen und zu studieren. Es kommen dafür die G. Freytagsche Touristen-Wanderkarte, IV. Blatt, Hochschwab,

1 : 100 000 in Betracht; ferner aus demselben Verlag die kleinen Ausflugskarten im gleichen Maßstab mit farbigen Wegmarkierungen. Diese letzteren tragen auf den Rückseiten aufgedruckt die Beschreibungen für einfache Wanderungen und die üblichen Gipfelbesteigungen und sind für diese Zwecke ganz genügend; deren Blätter 13 (Hochschwab) und 14 (Erzbergbahn) behandeln dieses Gebiet. Außerdem kommen dafür aber auch noch die Blätter 4953, 4954 der Spezialkarte 1 : 75 000 des Kartographischen Instituts, Wien, in Betracht, die zuverlässig, sehr übersichtlich und ebenfalls mit den farbigen Wegmarkierungen versehen sind. Um aber das ganze Gebirge und die in diesem zu machenden Wanderungen und Hochturen gründlich zu überblicken und kennenzulernen, ist für jeden Besucher die Anschaffung des ganz ausgezeichneten „Hochschwabführers“ von Ing. Eduard Mayer und Dr. Ludwig Obersteiner (Verlag Artaria, Wien) unbedingt notwendig, der alle bisher begangenen Anstiegsrichtungen genau beschreibt und auch mit Wegzeichnungen der sportlichen Klettersteige und mit Bildern versehen ist. Auch für die Wintertouristik und für den Schisport bringt dieser vortreffliche Führer alles Wissenswerte unbedingt zuverlässig, denn beide Autoren sind gründliche Kenner des Berges und Alpinisten von Rang. Andere gute Führer durch die Hochschwabgruppe, die natürlich nicht so absolut erschöpfend sein können, wie der Spezialführer von Mayer-Obersteiner, sind Meyers Reisebücher, Band IV, Heß-Purtscheller, Hochturist in den Ostalpen, Band III und Försters Touristenführer, Band III, von denen der letztere übrigens auch gleich die zugehörigen Karten mit farbigen Wegmarkierungen enthält und einfacheren Ansprüchen vollkommen und gut entspricht.

Daß der Hochschwab früher nicht den Besuch und die Beliebtheit gefunden hat, wie die eingangs genannten den Großstädten Wien und Graz näher und günstiger gelegenen Berge, war wegen seiner schwereren Erreichbarkeit begreiflich. Der Hochschwab war für die Bergsteiger der obengenannten beiden Großstädte früher immer eine Zweitagetour, kam also für Sonntagsturisten nur ganz selten in Frage. Nur die Doppelseiertage brachten ihm stets Massenbesuch, und die Ferien dann seine treuen Anhänger und alle jene, die ihn kennenlernen wollten. Eine Hauptursache, daß unser Berg dem großen Publikum so verhältnismäßig unbekannt und dadurch vom Massenbesuch eigentlich ausgeschlossen blieb, war wohl mit auch die, daß er nach außen hin eigentlich wenig in packende Erscheinung tritt. Wer ihn sehen wollte, mußte meist erst lange, zeitraubende Wanderungen in die Täler machen, die zu seinem Fuße führen. Aber auch dort, wo man unmittelbar an seinen Abstürzen fährt, so im Tale der Salza, bekommt man wenig Eindruck von seiner Gestalt und Ausdehnung, da er dorthin nur mit steilem, schroffem, bewaldetem Gelände zu den Flußläufen absteht. Aber an einigen Punkten dieser nördlichen Begrenzung unseres Berges, wie bei Weichselboden mit Blicken in die Höll und in die Felswildnisse der Ringe, bei Gschöder in den Antengraben und dann ins Brunntal, und schließlich bei Wildalpen bieten sich Einblicke in die wilden Flanken des Berges, die durch ihre Großartigkeit und Romantik verblüffen und ahnen lassen, was er bietet.

Mit dem früher verhältnismäßig unbedeutenden schwachen Besuch des Hochschwabs ist es aber jetzt schon vorbei. Die Jugend besonders, die sich des Rades oder Motorrades bedient, kennt in ihrem trautstrosenden Lebensüberschwang ja keine Hindernisse mehr, und unter Zuziehung von 1—2 Nächten, Zeltlager usw. nimmt deren Aktionsradius derart zu, daß ihr der Hochschwab auch nicht mehr für kürzere Zeit zu weit, zu ausgedehnt und zu kostspielig ist, auch nicht für schwere und lange Touren. Dem behäbigeren und bequemeren Bergsteiger aber und dem einfachen Bergwanderer haben die fast in alle Täler verkehrenden Postkraftwagen die Möglichkeit geschaffen, die langen Zugänge beträchtlich zu kürzen, und zwar zu billigen Preisen, die übrigens auch in den drei Schuhhäusern des Hochschwabs, die vortreffliche Stützpunkte für kürzeren oder längeren Aufenthalt sind, erfreulicherweise festzustellen sind.



n. Ost 17.5 km

n. West 13 km

n. Foglberg 9 km

n. Bruck 21 km

n. Leoben 19 km

n. Ost 17.5 km

n. West 13 km

Der Hochschwab ist wohl ein „Berg für alle“, d. h. für jeden rüstigen Bergsteiger, womit aber durchaus nicht gesagt sein soll, daß sich dort jedermann auch alles zutrauen darf. Die Erreichung und Begehung der Hochfläche und seiner Hauptgipfel ist meist leicht auf den gewöhnlichen Zugängen und bei gutem, sicherem Wetter. Die Durchstiege durch seine Flanken und Wände und die Erkletterung seiner sportlichen Gipfel und Türme erfordern aber durchaus Klettertüchtigkeit und alpine Erfahrung. Selbst die Begehung der Hochfläche bei unsicherem oder gar schlechtem Wetter — besonders im Winter — kann trotz der vorzüglichen Markierungen und Weganlagen Anforderungen an den Bergsteiger stellen, denen nicht jedermann gewachsen ist. Beweis dessen, daß selbst ausgezeichnete Alpinisten und vorzügliche Kenner des Berges dessen Tücken zum Opfer fielen: so der damalige Vorstand der „Voisthaler“, Ferd. Fleischer, einer der besten Schwabentener und ein kerniger Alpinist, der mit den Brüdern Teufelsbauer im Schneesturm beim Ausstieg des „Shacken“ am Hochflächenrand in Kameradentreue erfror; die berühmten Alpinisten Prof. Viktor Wolf von Glanvell, Dr. Petritsch und G. W. Stopper aus Graz, die vom Föhlstein abstürzten. Sind die Wege, Steiganlagen und hauptsächlichsten Anstiegsrichtungen auf dem Hochschwab von den „Voisthalern“ auch sorgfältig bezeichnet und stets instand gehalten, so ist die Begehung der Hochschwabhochfläche bei schlechtem Wetter mit Nebel, Sturm, Regen oder Schneetreiben dennoch deshalb ziemlich gefährlich, weil deren Ausdehnung eine sehr beträchtliche ist und Streckenweise infolge ihrer Gleichförmigkeit bei unsichtigem Wetter leicht zum Abirren verleitet, was dann vielfach an unpassierbaren Abstürzen enden kann.

Bei der sich stets steigenden Leistungsfähigkeit und den immer höher gesteckten Zielen der Alpinisten kehrten wohl so manche Bergsteiger — besonders solche allerschärfster Richtung — dem Hochschwab den Rücken und wandten sich den benachbarten schrofferen Ennstaler Bergen zu. Diese, gewaltiger in ihren Formen und in ihrer Schroffheit, sind meist nur Kletterberge und lassen fast durchaus das vermissen, was dem Hochschwab seinen großen Reiz und Zauber verleiht: die schönen grünen Almen und Matten auf der großen Hochfläche des Berges, die so eindringlich zum Wandern, und nach gelungener schwerer Tour zum Rasten, Zummeln und Erholen einladen und so beruhigend und erquickend wirken. Der Hochschwab bietet aber auch Bergsteigern schärferer Richtung erstrebenswerte und lohnende hochalpine Ziele. Fast alle hervorragenden Grazer und Wiener Bergsteiger haben hier ihre Kräfte erprobt und nahezu alle schweren Anstiege erschlossen. Besonders die Mitglieder des Vereins „Turner-Bergsteiger-Graz“ haben hier lange Zeit ganze Arbeit geleistet. Daß sich auch Bergsteiger von Rang, wie H. Biendl, Th. Majschberger, Dr. Victor Wolf von Glanvell, Günther Freiherr von Saar, Dr. Richard Weizenböck, Fritz von Neben und viele andere mehr, deren Namen in dem „Hochschwabführer“ bei den einzelnen Tourenbeschreibungen alle vermerkt sind, hier oft und oft betätigten, möge als Beweis dienen, daß hier erstrebenswerte hochalpine Ziele liegen, an denen sich auch die kommende Jugend wird begeistern und ihre Kräfte erproben können. Dabei haben diese Kletterturen fast sämtlich den Vorzug, daß sie nicht allzulang, daher auch nicht zu erschöpfend sind und die wahre Freude am Klettern durchaus ungetrübt bis zum Schluß aufrecht erhalten.

Was dem Hochschwab aber auch noch zugute kommt, ist seine große Vielfältigkeit, gepaart mit durchaus eindrucksvollen Formen hochalpinen Charakters und großen Teilen milderer Art, die wiederum den Bergfreunden gemäßigteren Strebens erwünschter sind. Was die Landschaften auf und um den Hochschwab so anziehend macht, sind auch die Seen und Seelein, ein Reiz, den nur wenige Kalkgebirge in dieser Reichhaltigkeit aufweisen können, so deren größter der Leopoldsteiner See bei Eisenerz mit dem malerischen Pfaffenstein und der Seemauer im Hintergrund, der berühmte Grüne See bei Tragöß, der liebliche 1500 m hoch gelegene Sachwiesensee am Fuß der Seemauer nächst der Sonnshienalmfläche, der kleine Brunnsee und noch so mancher kleine Bergweiher.

Außerdem aber weist die Hochschwabgegend noch eine Anzahl reizvoller und starker, munterer Flüsse und Bäche auf, die ihr zu hoher Zier gereichen: die prächtigen grünen Bergwässer der Salza und Enns, die Kläfferbrunnen — die Quellen der Siebenseen —, die hintere Wildalpenquelle (Schreierquelle) und der Abfluß des Brunntalsees. Diese vier Quellen speisen die zweite Wiener Hochquellenleitung.

Die Pflanzenwelt des Hochschwabs ist die der Nördlichen Kalkalpen. An besonders geschätzten Alpenpflanzen sind Speik und Rohlröserl, *Primula auricula* (Petergstamm), Alpenrose und verschiedene Orchideen- und Enzianarten vorhanden, so an manchen Stellen, besonders im ziemlich entlegenen Brunntal, der schon seltenere Frauenjuch, während das Edelweiß, die Königin der Alpenflora, seltener vorkommt.

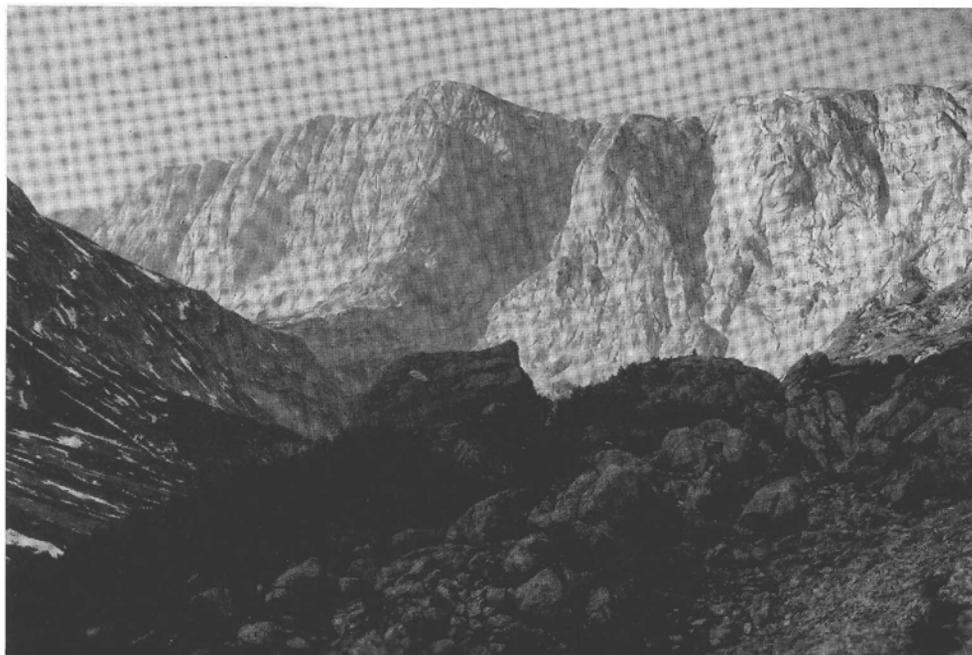
Ein Preislied aber müßte man der Tierwelt des Hochschwabs singen, die dieses herrliche und ihm so zugängliche Gebiet so wunderbar belebt, denn einen derartigen Bestand an Gemsen, Hirschen und Rehen wird man schwerlich wo anders finden. Nur die ehemals kaiserlichen Gebiete in der Radmer, auf dem Kaiserjüch und früher auf der Schneealpe bei Mürtzsteg konnten sich damit messen. Auch mehrere Adlerpaare hausen immer noch im Gebiet und im Geröll und auf den steinigen Halden macht das schon sehr verbreitete Murmeltier „Männchen“ und verschwindet nach schneidendem Pfiff blitzschnell. So manches dieser auziehenden Tiere wird der Wanderer entdecken und vielfach auch länger beobachten können, wenn er ruhig und leichten Trittes geräuschlos seinen Weg geht. Sonst ist auch noch Raubzeug, wie: Füchse, Marder usw. reichlich vorhanden. Aus der Reptilienwelt ist es neben den gewöhnlichen ungiftigen Schlangen die Kreuzotter, die sich besonders auf sonnigen steinigen Hängen und Halden mit schütterer Vegetation gern aufhält. Vor Niedersetzen in Heidelbeer- oder Himbeergesträuch, das sie bevorzugt, ohne den Boden mit dem Stock vorher abzuklopfen, sei gewarnt!

Die Tierwelt dieses herrlichen und noch so wenig gestörten Gebietes gleicht wahrlich derjenigen eines Naturschutzparks, was der Hochschwab eigentlich immer gewesen ist. Wirkliche Grandseigneurs und Freunde der Natur wachten mit Argusaugen darüber, daß an den Naturbeständen und an dem Bild der von ihnen gepflegten Gebiete nichts zum Nachteil geändert wurde und Vegetation und Wildstand immer auf stolzer Höhe und in ihrer naturgemäßen Beschaffenheit blieben. Wenn wir hier den andernorts oft fast ganz vernichteten Wildstand unverfehrt finden, müssen wir dafür den Jagdherren dieses Gebietes wärmstens danken, die sich durch die Überlassung von Baugründen und Erlaubnis zu Markierungen und Wegbauten und sonstige oftmalige große Entgegenkommen als wahre Freunde, Gönner und Förderer der Touristik erwiesen. Mögen alle Besucher des Hochschwabs dessen stets eingedenk bleiben und durch ruhiges Verhalten in diesem Natur- und Bergsteigerparadies ihren Dank dafür abstaten. Auch auf die strikte Berücksichtigung der im Herbst eines jeden Jahres zeitweiligen Besuchssperre einzelner Gebiete aus Jagdgründen muß an dieser Stelle zur Wahrung des guten Einvernehmens zwischen den naturschützenden Jagdherren und der Touristik eindringlichst hingewiesen werden.

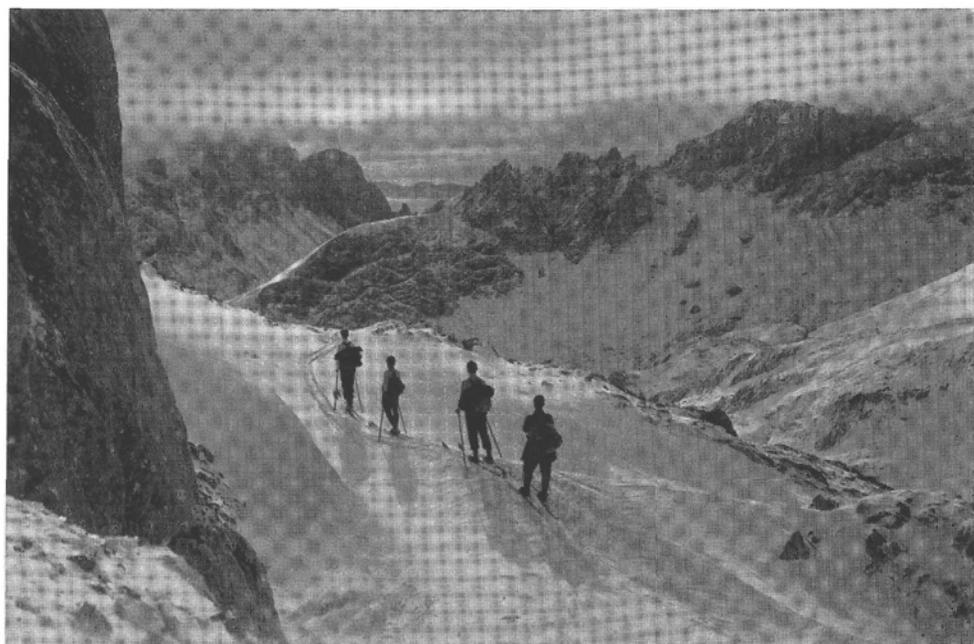
Wer unseren Berg, den lieben Hochschwab, näher kennenlernen will, tut dies wohl am besten so, daß er ihn einmal oder in mehreren Richtungen überschreitet und dann, wenn er Gefallen an ihm gefunden hat und wenn er kletterkundiger und kletterfreudiger Bergsteiger ist, sich für einen oder mehrere Gipfel, Wände oder Türme, die ihm besonders zusagen und sportlich reizvoll erscheinen, entschließt und sich über deren Erststeigung aus dem Mayer-Obersteinerschen „Hochschwabführer“ unterrichtet. Es gibt allerdings aber auch Bergsteiger, die sich vorher nicht beeinflussen lassen und sich den Reiz des Suchens und der Überraschung wahren wollen und deshalb vorher nichts darüber lesen. Für diese genügt es natürlich, sich auf der Karte über die Lage der vorhandenen Gipfel zu orientieren und darüber erst nachzulesen, wenn sie bewältigt worden sind. Die Mehrzahl der Bergsteiger zieht es wohl vor, sich über ein zu besuchendes Ge-

biet vorerst zu unterrichten, und dazu sind unbedingt die schon eingangs empfohlenen Karten und der „Hochschwabführer“ nötig. Um den ganzen Berg und sein Gebiet von seinen verschiedenen Seiten und an seinen malerischen und fesselnden Punkten bildmäßig kennenzulernen und um einen richtigen Gesamteindruck von der ganzen Gegend zu bekommen, ist es doch wohl empfehlenswert, auch gute Bilder davon zu sehen, die dem beschreibenden Text erst den richtigen Hintergrund geben. Einige derartige Abbildungen sind wohl diesem Aufsatz beigelegt, andere weitere sind in dem trefflichen Aufsatz von Dr. Fritz Benesch „Altes und Neues über den Hochschwab“ enthalten („Zeitschrift des D. u. S. A.-V.“, Band 46, Jahrgang 1915), der auch viel Anregendes über unseren Berg und seine Entstehungsgeschichte enthält. Die beste bildliche Veranschaulichung dieser Gebirgsgruppe, sowohl des Tales als auch der Höhen, bringt aber das schöne aus 40 größeren Bildern in Phototypie bestehende Album „Aus dem Reiche des Hochschwab“, das die „Voisthaler“ aus Anlaß ihres 50jährigen Bestandes herausgaben und das jeden Hochschwabbesucher besser als jede gedruckte Schilderung und Empfehlung darüber belehren wird, wie es dort aussieht und was er zu erwarten hat. Außerdem aber wird dieses billige Hochschwab-Album, das wie die übrige Hochschwabliteratur und Karten von der Buchhandlung der „Allgemeinen Bergsteiger-Zeitung“, Wien VII, Richter-gasse 4, zu sehr billigem Preise bezogen werden kann, eine liebe Erinnerung an die dort erlebten schönen Stunden und Ereignisse bleiben und ein dauernder Werber für den prächtigen Berg und sein Gebiet sein. Wer sich aber noch eingehender für die Literatur über den Hochschwab interessiert, dem sei außer dem „Hochschwabführer“ von Mayer-Obersteiner, der übrigens noch ein erschöpfendes Verzeichnis über die Hochschwabliteratur enthält, und den schon früher genannten Reiseführern, noch das ganz prächtige Werk von Kraus „Die eiserne Mart“ (2 Bände) empfohlen, in dem viel Topographisches, Geschichte, Sage, Volkstümliches und Volkswirtschaftliches enthalten ist, das dieser kenntnisreiche Autor mit Bienenfleiß gesammelt und in sehr ansprechender Form verarbeitet hat und das jedem Leser unsere Gegend gewiß ganz wunderbar beleben wird. Leider ist das schöne Werk schon seit geraumer Zeit vollständig vergriffen und nur mehr in größeren allgemeinen Bibliotheken oder in solchen der größeren alpinen Vereine zu finden (Alpenvereinsbibliothek in München). Der älteste „Führer durch die Hochschwabgruppe“ von Dr. August von Böhm ist wissenschaftlich wohl allerersten Ranges, turistisch aber natürlich vollständig überholt und außerdem seit langer Zeit ebenfalls schon vergriffen. Das für unser Gebiet in Betracht kommende Material daraus wurde aber in dem „Hochschwabführer“ von Mayer-Obersteiner mit Genehmigung des Verfassers verwertet. Ein in der „Erschließung der Ostalpen“ enthaltener und den Hochschwab behandelnder Abschnitt von August von Böhm behandelt nur die Gipfel Griesmayer, Festlbeilstein und Turm. Ein Panorama des Hochschwabs von Prof. R. v. Siegl erschien ebenfalls und wird Freunden unseres Berges während ihren Turen wohl ein wertvoller Behelf und eine liebe Erinnerung an die auf dem schönen Berge verlebten glücklichen Stunden reinen Höhenglücks sein können.

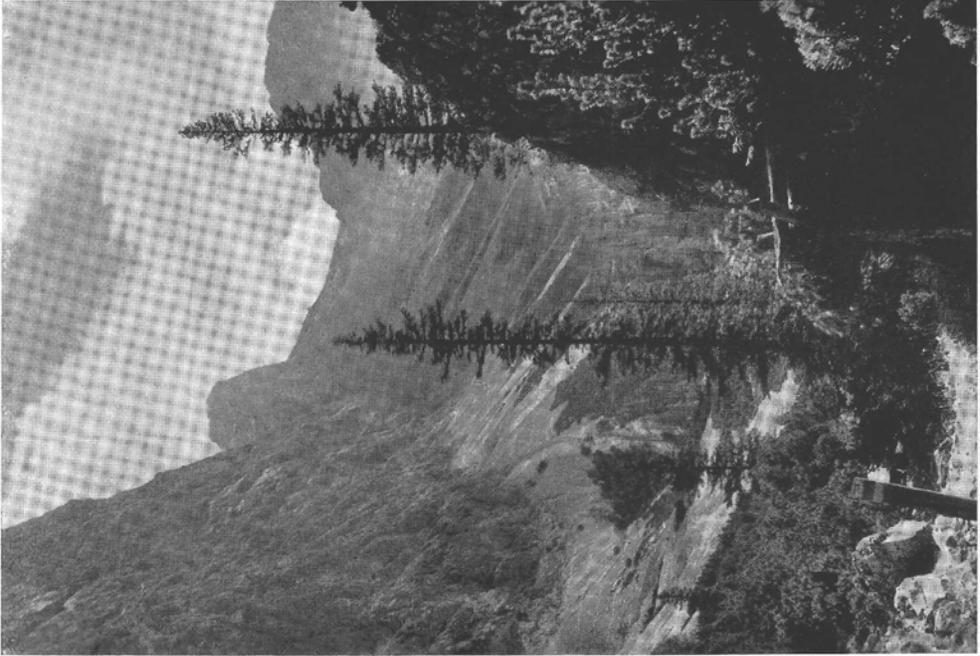
Wer den Hochschwab als Wanderer besuchen oder sich als Kletterer dort betätigen will und sich über dessen Gegenständlichkeit nach den vorausgegangenen Anregungen und Hinweisen genügend unterrichtet hat, wird je nach seinen Wünschen und Fähigkeiten damit auch gleich einige Gipfelbesteigungen vollbringen können, wozu auf dem Berge reiche Gelegenheit ist. Die ehemalige alpine Gesellschaft „Voisthaler“, jetzt Sektion des D. und S. Alpenvereins, hat in mustergültiger Weise in 53jähriger Jäher und opferwilliger Arbeit bewirkt, daß der Berg durch tadellose Wegmarkierungen (243 km), Steiganlagen, Orientierungs- und Wegtafeln und durch die Errichtung von zwei mustergültigen, ganzjährig bewirtschafteten Schutzhäusern, der „Voisthaler Hütte“ in der Oberen Dullwies, der „Sonnshienhütte“ auf der Hochfläche der ideal schönen Sonnshienalpe und einer gemauerten Wetterstuh-Unterstandshütte auf der Gipfel-



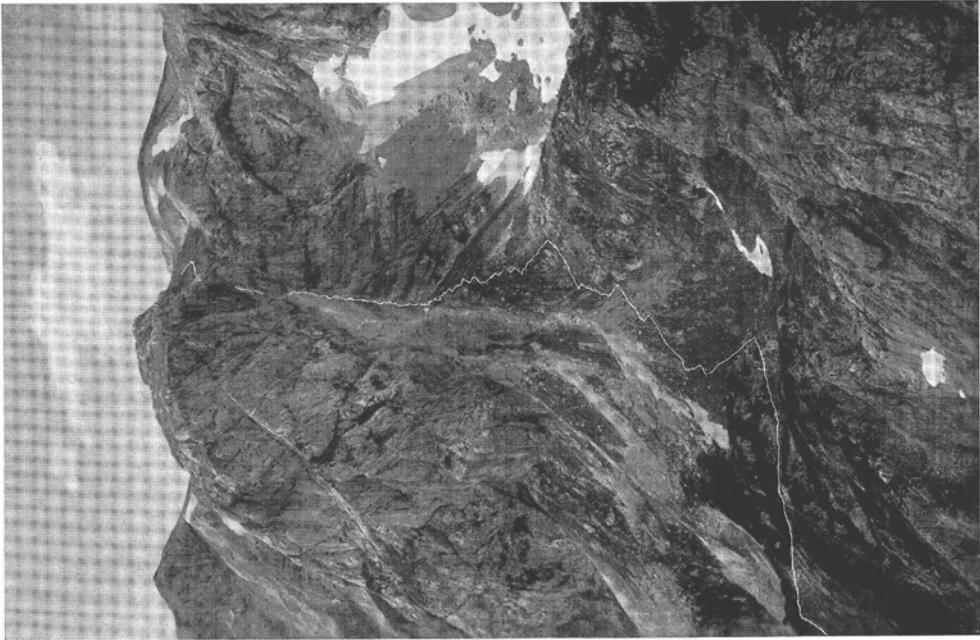
Hochschwab-Südwand



In der oberen Dullwitz

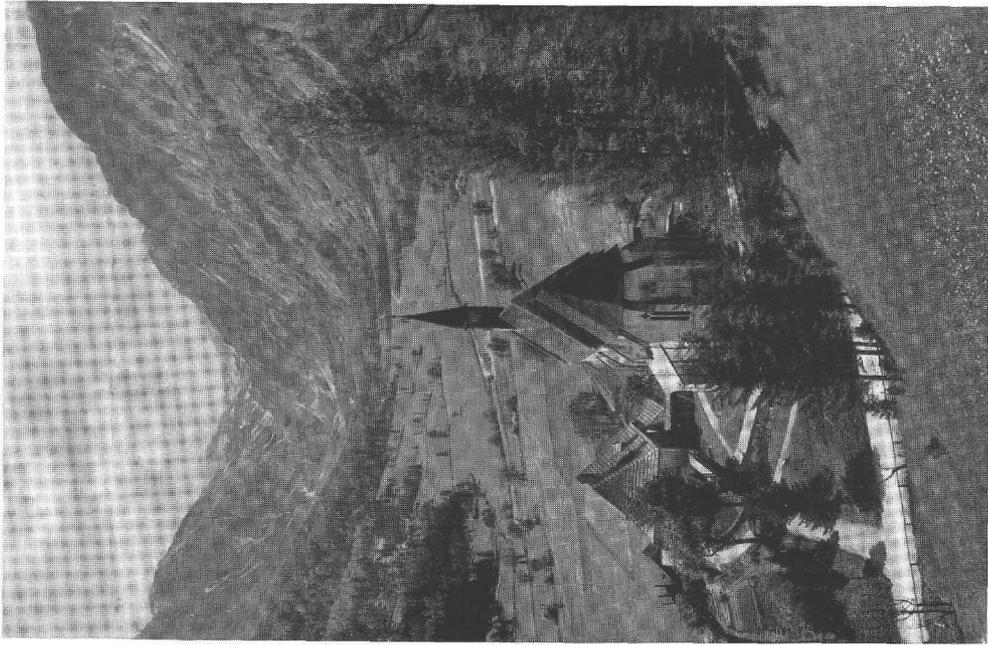


Wamskar gegen Schafstalsattel

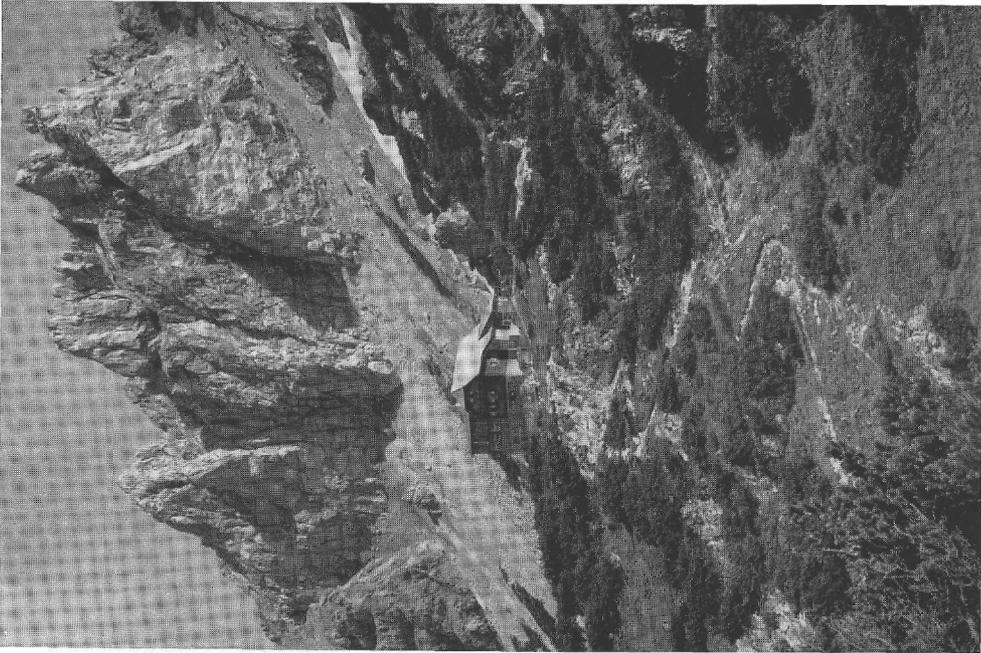


Das G'hackte





Seerwiesen und das Seetal



Forstlerhütte mit den Edelspitzen



Sonnshühütte mit Ebenstein und Graferwand



hochfläche, der „Ferd.-Fleischer-Hütte“, für jeden Bergsteiger leicht, genutzreich und bei nötiger Achtsamkeit auch völlig gefahrlos zu besuchen ist. Das unter dem Gipfel höchstgelegene und älteste Schutzhäus, das „Schießhaus“, gehört unserer Sektion Österreichischer Touristenklub, und wird von dieser verwaltet, während der ganze übrige Berg und sein Gebiet mit allen seinen Erfordernissen die alleinige Domäne der „Voisthaler“ geworden ist, denen man diese Obliegenheiten vertrauensvoll überließ, da man nach langjährigen Erfahrungen wußte, daß es keine besseren Verwalter und Pfleger dafür gäbe. Auch während des Krieges und nach dem Umsturz machten sich keine Bestrebungen von anderer Seite geltend, in dieses schöne und ausgedehnte Gebiet einzudringen, wie es anderwärts vielfach der Fall war. Man anerkannte, daß es mustergültig verwaltet sei, dort also nichts zu holen wäre, und legte damit Zeugnis ab für die beispielgebende Tätigkeit der Gesellschaft, die deshalb auch unangefochten blieb.

Als Stützpunkte für Gipfelfahrten und Wanderungen sind die genannten drei Schutzhäuser von allergrößtem Wert und Nutzen und ermöglichen auch längeren, genutzreichen Aufenthalt auf dem Berge, da sie äußerst günstig gelegen, ausgezeichnet eingerichtet und geführt und dabei billig sind.

Es ist weder Zweck dieses Aufzuges, einen „Führer“ durch die Hochschwabgruppe zu bieten, noch eine erschöpfende Angabe aller Gipfel, Wände, Steige und Anstiege zu geben, aber immerhin mögen die folgenden Hinweise dazu dienen, wie man den Berg und seine Gruppe bereisen und vorteilhaft genießen kann.

Die meistbenutzten Einfallspforten zum Hochschwab sind im Süden Kapfenberg und Bruck a. d. Mur. Von ersterem Ort führt eine Lokalbahn — jetzt aber auch Autobus — über Thörl und Affenz nach Au-Seewiesen (Endstation der Bahn). Von dort nach Seewiesen — dem „steirischen Heiligenblut“ — kurze Fußwanderung oder Autofahrt. — Seewiesen ist herrlich gelegen und der Blick von dort oder noch besser etwas außerhalb des Ortes von der über den Seeburg ziehenden Straße in die sich hoch in das Bergmassiv hinaufziehende talartige Schlucht der Dullwitz ist außerordentlich eindrucksvoll und ernst, denn man erkennt hier schon die Mächtigkeit des Hochgebirges, die besonders wirkungsvoll durch die rechts befindliche „Böse Mauer“ der Affenzer Störzen und durch die ihr gegenüberliegende „Große Gschirrmauer“ — hohe lange Wandfluchten mit Schutthängen zu beiden Seiten und schöne Vegetation in der Talsohle — zur Geltung kommt. In dieser schluchtartigen Talfurche zieht sich der Weg zur „Voisthaler Hütte“, 1660 m, hinauf. Wenn auch nicht das höchstgelegene Schutzhäus des Hochschwabs, ist sie doch dank ihrer günstigen Lage für viele schöne Touren und ihrer eindrucksvollen Umgebung, und besonders auch durch die malerische Gestaltung der schwierig zu besteigenden „Edelspitzen“, etwa 1870 m, eine hochalpin gelegene Schutzhütte zu nennen. Von dort führt in der oberen Dullwitz weiter gegen Westen ein Weg über den Trawiesattel und durch das Trawiestal nach dem anmutigen Buchberger Tal, zum Hotel „Bodenbauer“, einem der schönsten Punkte des Hochschwabgebietes. Von der „Voisthaler Hütte“ rechts aufwärts führt der schöne Graf-Meran-Steig auf die Hochfläche und zum „Schießhaus“, 2150 m. Dann in etwa 20 Minuten auf den Hochschwabgipfel, 2277 m. Von hier aus führt der Weg auf der Hochfläche, allmählich absteigend, ziemlich nahe den links bleibenden Gipfeln, deren stattliche Steilwände zum Trawies- und Buchberger Tal abstürzen, an der Häufelalm und am Sackwiesensee vorbei zur wundervoll gelegenen Sonnshienalm mit der „Sonnshienhütte“, 1526 m, die ihren Namen mit Recht trägt — auf prächtigem grünem Almboden mit dem überaus stattlichen Ebenstein, 2123 m, dem sich östlich Graferwand und Polster anschließen als Hintergrund. Die Lage dieses Schutzhäuses ist einzig schön, und wenn man es erblickt und dann betritt, hat man unbedingt das Gefühl: Hier ist's gut sein, hier bleibe ich. Die Besteigung des Ebensteins von hier aus ist genutzreich und einfach. Er ist der Hausberg der Sonnshienalm. Die Aussicht von ihm ist prächtig und eindrucksvoll, besonders auf den Brandstein, 2003 m, und auf den

Großen Griesstein, 2015 m, zwei völlig alleinstehende und aus ziemlicher Tiefe isoliert aufsteigende schroffe Berggestalten, die sich wundervoll präsentieren und zum Besuch einladen. Im Westen tritt noch die schneidige „Schaufelwand“, 2014 m, in Erscheinung, die ein Lederbissen für Kletterer der schärfsten Richtung ist und von hier aus durch ihre scharfe Schneide und ihre Glätte und schroffen Aufbau in kleinerem Maßstab etwas an die berühmten Aiguilles der Montblancgruppe erinnert. Aber auch die Aussicht von der Sonnschienalm nach Süden und Südwesten ist entzückend. Ein großer, wundervoll fastiger grüner Almboden. Darüber hinaus ein großer Zwischenraum, und gegenüber jenseits der Tiefe schließt ein Kranz von Gipfeln, wie: Griesmauer, Trenchtling, Meßnerin usw. wie eine Eintahmung das unvergleichlich harmonische Bild ab. Es liegt ein solcher Zauber über dieser Gegend, daß man davon ergriffen, aber doch froh bewegt und wunderbar beruhigt wird, wenn man sie zum erstenmal sieht. Fürwahr: Ein wahres Seelenfanatorium! Der nächste Zugang zur Sonnschienalm von der Bahnlinie ist wohl der über Thörl — bis hierher Bahnverbindung, dann Auto — St. Ilgen—Bodenbauer—Häuslalm—Sackwiesensee, ganz einfach und leicht zu begehen.

Die Harmonie und hohe landschaftliche Schönheit des Buchberger Tales mit den vielen Wandabstürzen des Hochschwabs ins Trawiestal, aus denen die Gipfel: Zinken, Beilstein, Stangenwand, Jagelkogel einerseits, und andererseits der Festbeilstein und andere mehr als scheinbar nach allen Richtungen selbständige hohe Berge aufragen, macht einen großartigen alpinen Eindruck, der hier aber nicht erdrückend wirkt, da der Talboden außerordentlich licht und freundlich ist. Vereint mit dem prächtigen Grün der schönen Wälder leuchten diese steilen Wände der vielgestaltigen Berge in ihrem Silbergrau in den blauen Himmel, und nur bei Sonnenauf- oder -untergang schillern sie auch in anderen leuchtenden Farben, vom tiefsten Rot zum fatten Gelb und abends vor eintretendem Schlechtwetter glühen sie wie flüssiges Eisen und erscheinen beinahe durchscheinend, um schließlich in tiefes Violett überzugehen und in düsterem Grau zu verköschern. Eine Farbensymphonie, so zart und doch so mächtig und eindrucksvoll, wie sie auch in den Dolomiten nicht besser aufgeführt wird. Vom „Bodenbauer“ (Buchberg) führt auch ein sehr schöner Weg durch das Trawiestal und von dort als gut gesicherter Felsensteig über das „Obacht“ auf den Hochschwab zum Schießhaus, der von jedem geübten Bergsteiger bei einiger Achtsamkeit leicht und mit großem Genuß gefahrlos zu begehen ist. Es ist wohl einer der schönsten Anstiege auf den Hochschwab. An diesem Wege steht oben auf der Hochfläche die gemauerte, nach dem Brande der ersten Nothütte erbaute „Ferd.-Fleischer-Hütte“ (zum Gedächtnis an den dort im Schneesturm verunglückten verdienstvollen Obmann der „Voisthaler“), die derartige Katastrophen dort in Zukunft verhindern soll.

Ein weiterer Zugang zur Sonnschienalm führt von Bruck a. d. Mur — Autoverbindung — durch das Lammingtal nach Tragöß-Oberort mit dem wundervollen, grünen See am Fuß der Pribitz, der Meßnerin und des Trenchtling. Eine unvergleichlich malerische Örtlichkeit, nur mit etwas schwermütigem Einschlag. In dieser Gegend, die dafür einen würdigen Rahmen bildet, läßt der große steirische Volksdichter P. K. Rogger auf Grund alter Überlieferungen seinen hochdramatischen Roman „Der Gottsucher“ spielen, der dadurch für Volk und Örtlichkeit in der ganzen deutschsprechenden Welt zu einem mächtigen Runder wurde. Nun entweder etwas mühsamer durch die malerische Klamm, oder bequemer auf der neuen „Russenstraße“ über die Jassing auf die Sonnschienalm.

Wer den Hochschwab von Westen her von Eisenerz durch das Gfohlthal und über die Gfohlalpe und den Neuwaldeggattel zu erreichen trachtet, mit oder ohne Durchschreitung der immerhin sehenswerten Frauenmauerhöhle — Vorschrift für deren Befestigung im „Hochschwabführer“ nachlesen —, wird auch von diesem Zugang sehr befriedigt sein. Besonders groß ist hier die Überraschung, wenn man endlich die Hochfläche der

Sonnshienalm betritt und deren Harmonie und Frieden bewundernd auf sich wirken läßt.

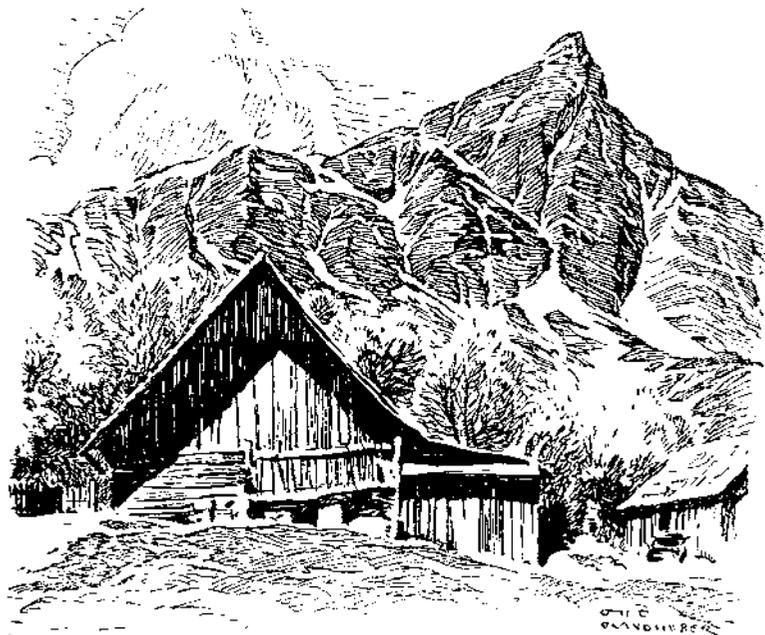
Als ein sehr anregender und empfehlenswerter Über- und Zugang von Süden wäre noch zu nennen die Strecke Wflenz—Föls—Schwabentartl—Ochsensteig—„Voisthaler Hütte“. Von dort entweder über den Trawiesjattel zum Bodenbauer, oder über den Graf-Meran-Steig auf den Hochschwab, wie schon früher angeführt, oder Abstieg nach Seewiesen. Auch die Begehung der Wflenzler Starißen von der Voisthaler Hütte aus mit dem Abstieg zur Seeburgstraße nach Seewiesen käme in Frage, doch ist dieser Weg ziemlich lang und sind keinerlei Unterkünfte auf ihm vorhanden. Das Tal von Wflenz ist nach Süden offen, sonnig und klimatisch außerordentlich begünstigt, so daß es auch für längeren Aufenthalt sehr zu empfehlen ist. Die Berge, die es überall umgrenzen, schaffen hier ein Landschaftsbild, das überaus anmutig ist, und doch der Großartigkeit nicht entbehrt.

Nun kämen noch die Zugänge von Norden in Betracht. Die wichtigsten Aufstiege und Wege von hier auf oder über den Hochschwab sind wohl der von Weichselboden über den Edelboden oder von Gollrad über die Wflenzler Starißen. Der für sehr geübte Bergsteiger überaus schöne und malerische Anstieg von Weichselboden durch die Höll und die sogenannten „Ringe“, eines der schönsten Gemsenreviere des Hochschwabs, ist nicht markiert und nicht leicht zu finden, besonders bei unsichtigem Wetter. Außerdem ist dessen Begehung, sowie die des Untengrabens bei Gschöder aus jagdlichen Gründen nicht erlaubt. Ein sehr genußreicher Anstieg aus dem Salzatal zur Sonnshienalm bzw. Sonnshienhütte ist jener von Wildalpen über Siebensee, Kreuzpfader, Schafhalsjattel an den riesigen Wänden des Griessteins, Ebensteins, Schaufelwand und Brandsteins entlang. Früher mühsam, ist er zufolge großzügiger Verlegung des Weges seitens des Gebietsbesitzers (Gemeinde Wien — Hochquellenleitungsgebiet) unter Mitwirkung der „Voisthaler“ jetzt ein sehr bequemer Anstieg zu nennen. Als letzter Übergang wäre schließlich noch der von Wildalpen ausgehende über die Eisenerzer Höhe zu nennen, der beim Leopoldsteiner See an der Bahnlinie Eisenerz—Gieslau endet, und von dem unterwegs ein sehr schöner Zugangsweg zur Sonnshienalm abzweigt, der durch das prächtige Fobestäl und über das Fobestörl, knapp an dem von hier äußerst malerisch und eindrucksvoll wirkenden Brandstein vorbeiführt.

Und noch etwas Wichtiges: Der Hochschwab als Wintersportgebiet! Wer sich hierüber genauer informieren will, sei auf den Abschnitt 4 „Schneeschuhfahrten“ des Mayer-Obersteinerschen „Hochschwabführers“ verwiesen, in dem alle für die Winterturistik in Betracht kommenden Schneeschuhfahrten, Gipfelbesteigungen usw. ausführlich angegeben und beschrieben sind. Welche Beachtung der Hochschwab als Schigebiet ersten Ranges seither schon gefunden hat, beweist wohl am besten, daß alljährlich eine große Hochschwabschifahrt zur Durchführung gelangt, die unter sehr großer Beteiligung stattfindet und zu einer ständigen Einrichtung und sehr beliebt geworden ist. Sie führt vom Schießhaus zur Voisthaler Hütte mit Schlußfestlichkeiten in Seewiesen.

Jüngern dieses Sports, die sich hier in dessen Geheimnisse einführen lassen wollen, diene zur Kenntnisnahme, daß auf der Sonnshienalm im Spätwinter, bzw. im Frühjahr Schiturse von bewährten Schilehrern abgehalten werden. Um diese Zeit bietet der Hochschwab noch große zusammenhängende Schneefelder von bester Beschaffenheit und viel Sonne. Zu Ausflügen für ganz kurze Zeit eignet sich unser Berg im Winter wohl weniger, weil die Entfernungen zu groß und die Stunden der Tageszeit zu kurz sind. Wer sich aber auf mehrere Tage dort oben festsetzen, Luft und Sonne und den prächtigen Schnee genießen will und kann, wird diese Eindrücke gewiß nie vergessen, insbesondere sie dort billig zu genießen sind. Man möge aber den Hochschwab im Winter — als ernstes Hochgebirge — nicht unterschätzen, denn der Berg kann bei schlechtem Wetter tödlich und gefährlich werden.

Dadurch, daß der Hochschwab nun dem großen Arbeitsgebiet zugehört, das dem D. u. O. Alpenverein untersteht, können dessen zahlreiche Mitglieder durch die Vereinspublikationen eindringlich und nachhaltig auf diesen ganz prächtigen Berg und auf sein wundervolles Gebiet aufmerksam gemacht werden, wie das lezt hin schon in der Märzfolge 1936 der „Mitteilungen“ unseres Vereins durch Mr. Frido Kordon, Graz, andeutungsweise geschah. Besonders unseren deutschen Brüdern, die Wien und seine Hausberge Kar und Schneeberg, den Semmering oder Graz besuchen, wird die Überschreitung des Hochschwabs eine schöne Gelegenheit bieten, von dort nach dem sehenswerten Eisenerz mit dem berühmten Erzberg, ins prächtvolle „Gesäuse“ und in die Admonter Berge, und weiter westwärts in die großartige Dachsteingruppe und darüber hinaus zu gelangen. Alles hochalpine Gegenden, so eindrucksvoll, gewaltig und harmonisch schön, daß jeder, der sie zu seinem Reiseziel wählt, davon gewiß hoch befriedigt sein wird. Aber auch jene, die nur auf dem Hochschwab wandern, klettern oder in den reizenden Ortschaften an seinem Fuße Ruhe und Erholung finden wollen, werden voll auf ihre Rechnung kommen und sich der dort verlebten Tage gewiß stets gern erinnern.



Eine Längsdurchquerung der Ammergauer Alpen mit Schiern

Von Hanns Billmeier, München

Jahr um Jahr zieht ins Land und die Grenzen gegen Osterreich bleiben verschlossen. Nach erlebnisreichen Sommertagen im grauen Wettersteinfalk mit der brennenden Sehnsucht nach den Wänden und Ranten des Kaisers im Herzen, ist es wieder Winter geworden. Und wieder ging die einen langen Sommer genährte Hoffnung nicht in Erfüllung, die Hoffnung, im Winter unsere Spuren im Wunderland der Rißbühler zu ziehen, vom Gipfel des Widdersberger Hornes mit den langen Hölzern ins Tal zu gleiten, denn die Rißbühler waren für uns Münchner Bergheimat geworden, die Wintersportzüge hatten sie uns so nahe gebracht, daß wir sie mit Fug und Recht zu unseren leicht erreichbaren bayerischen Schigebieten rechneten, daß wir die kaum fühlbare trennende politische Grenze überhaupt nicht als solche empfanden, um so mehr als hüten und drüben Deutsche wohnen, Menschen, die uns schon rein stammesmäßig nahestehen.

So kam es, daß der Beharrungstrieb und die angeborene menschliche Trägheit uns oft und oft im Bruderland Tirol sahen, denn wir wußten, daß es für den Schiläufer ein Paradies in des Wortes bester Bedeutung war, das uns in den Rißbühlern erwartete, daß wir dort alles fanden, was ein Schifahrerherz begehren kann, Turen vom leichten Schimugel bis zur großen alpinen Fahrt. Und noch eines wußten wir, und das war vielleicht das Köstlichste, daß wir dort Bergeinsamkeit fanden, daß es zwar viele Modeturen gab, Abfahrten, deren Namen auch heute noch nichts von ihrem guten Klang eingebüßt haben, daß aber daneben noch viel mehr Gipfel stehen, die großes Erleben zu schenken vermögen und dabei trotzdem nicht überlaufen sind, die köstliche Stunden beglückenden Bergerlebens und berauschender Schifahrt bieten.

Und in diese Zeit hinein fiel die Sperre der Grenze, und das war gar nicht so ganz schlecht, denn mancher erkannte mit Staunen, daß unsere bayerischen Berge gar nicht so klein sind, als man so schlechtthin meinte, manch schönen Winkel unseres bayerischen Heimatlandes, den wir bisher achtlos beiseite hatten liegen lassen, erlebten wir erstmals mit Überraschung, aber auch mit Begeisterung und Freude über so viel Schönheit.

Freilich, man mußte suchen und nicht gedankenlos dorthin gehen, wo alle hingingen, wenn es auch in der Regel die allerschönsten Abfahrten waren, auf denen allsonntäglich viele Tausende von Menschen auf flinkem Schi ins Tal huschten oder kläglich ins Tal fielen. Aber daneben gibt es immer wieder Menschen, die nach einer Woche Erfüllung ihres Tagewerks ein oder eineinhalb Tage Einsamkeit suchen, die im stillen Winterwald, abseits von Lärm und Betrieb sich neue Kraft holen für den Alltag. Und sie handeln keineswegs dem Geiste der Gemeinschaft zuwider, denn immer wieder wird der Mensch die Einsamkeit brauchen zur Einkehr und zur inneren Bestimmung, denn nur in stillen Stunden werden seine besten schöpferischen Kräfte frei werden.

Und so ein Suchen nach Einsamkeit, nach klarem Winterwald und weiten Schihängen, nach sonnenschimmernden Gipfeln und duftiger, blauer Ferne führte mich Ende März des vergangenen Jahres in die Ammergauer Alpen.

An einem regenschweren Sonntag verließen wir in Farchant, eine Station vor Garmisch, den Zug und wanderten über die Reschbergwiesen taleinwärts. Die letzten Schnee-

reste wurden im Tale vom Regen noch restlos zusammengewaschen, so stapften wir, die Schi tragend und die Köpfe eingezogen, dahin. Von den Bergen sahen wir nichts. Die Nebelfahnen hingen im Gewand des Kramers, zogen zwischen den Bäumen und machten so unseren Marsch nicht gerade zu einem frohen Schreiten, um so mehr als es ununterbrochen regnete. Als nach zwei Stunden der Regen in Schnee überging, schnallten wir an und erreichten nach weiteren zwei Stunden, zuletzt sogar im ziemlich tiefen Neuschnee spurend, die ganz am Ende des Tales auf dem Sattel zwischen Hirschbühelkopf und Windstierkopf liegende Enningalm. Zu unserer Überraschung waren drei Münchner Sonntagschifahrer da, die wir bei diesem Wetter heute wirklich nicht erwartet hatten. Dennoch aber begrüßten wir die Anwesenheit der drei Kameraden, denn nach vielen Mühen, wie sie uns erzählten, war es ihnen gelungen, im schlecht ziehenden Ofen mit nassem Holz ein qualmendes Feuer zu entfachen, an dem wir uns trocknen und eine warme Suppe kochen konnten. Inzwischen waren die drei Schifahrer auf den Windstierkopf gegangen und kamen gerade zurück, als wir mit unserem festlichen Mahl zu Ende waren. Inzwischen hatte es zu schneien aufgehört und wir stiegen bald darauf gemächlich in den Spuren unserer Vorgänger die steilen Hänge hinter der Hütte zum Windstierkopf hinan. Oben auf dem Gipfel empfing uns zwar ein eiskalter Wind, wir aber freuten uns dennoch, denn gerade als wir auf dem Gipfel waren, riß es etwas auf und gab uns so ein Bild der näheren Umgebung der Enningalm. Vor allem waren es die beiden Friedergipfel, die tiefverschneit jenseits des Almaugrieges sich erhoben und die in ihrer Formen Schönheit uns erfreuten. Die Wolkenfetzen zogen um die Grate, krochen wie wilde Antiere durch die Täler und über die Sättel und schufen so Bilder von eindrucksvoller Großartigkeit und seltener Stimmung. Trotzdem aber wurde uns nicht wärmer und so ging's gleich wieder weiter. Wir fuhren nach rechts in die sanftgeneigte Flanke des Windstierkopfes und stiegen dann über den Felberkopf zum Gipfel des Vorderfelderkopfes an. Die letzten 50 m zum Gipfel hinauf waren fahlgeblasen, der Boden schaute heraus, so daß wir sie zu Fuß machen mußten. Aber plötzlich fiel uns auf dem Grat ein solcher Sturm an, daß an ein Vorwärtskommen einfach nicht mehr zu denken war und wir schleunigst vorzogen, wieder zurück und unserer Hütte zuzustreben. In herrlicher Fahrt im tiefen Pulverschnee schwangen wir in die große Mulde, die zwischen Windstierkopf und Vorderfelderkopf eingelagert war, und fuhren dann schräg durch schütterten Wald zur Enningalm ab. Die drei Münchner Schiläufer waren weg, so waren wir Alleinherrscher der Hütte und des Gebietes. Leider war das Feuer im Herd inzwischen erloschen, so hatten wir über eine Stunde Unterhaltung, bis es uns gelang, mit dem feuchten Holz das Feuer neu zu schüren und unseren Eintopf zu kochen, denn der Schiläufer, der im Urlaub eine Tur macht, die so voll ungebundenen Bagabundendaseins ist, wie es unsere war, hat ja jeden Tag „Eintopfsontag“.

Ein Heulager war nachts das Bett. Es waren keine Decken da, aber wir hatten einen großen geräumigen Sdarslsack mit, in den wir tief hineinkrochen und in dem wir eine verhältnismäßig gute, lediglich gegen Morgen etwas kühle Nacht verbrachten. Nachts schneite es wieder, der Wind pfiff um die Hütte, orgelte in den Dachschindeln und kühlte durch ein nur notdürftig mit Papier gesticktes Fenster unseren Schlafraum „angenehm“ aus, damit wir nicht in Schweiß kamen. Am anderen Morgen aber, als wir aus dem Zeltsack krochen und die Türe aufstießen wollten, ging sie nicht mehr auf. Fast dreiviertel Meter Neuschnee hatte es vor der Hütte angeweht, und nun wußten wir auch, warum es nachts so gestürmt und geblasen hatte.

Sonne gab's am Morgen noch keine, aber die Wolken zogen hoch oben am Himmel und die umliegenden Gipfel waren frei. Wir hofften fest, daß es bis Mittag den Rest der Wolken auch noch vertreiben und die Sonne durchbrechen würde.

Wieder unterhielten wir uns mit unserem Gelegenheitsofen, der nur „gelegentlich“ zum Brennen zu bringen war, dann schnallten wir an und spurten im tiefen Neuschnee

hinauf zum Vorderfelderkopf. Eine umfassende Sicht über die zentrale Ammergauer-Kette, Frieder, Kreuzspitze, über die Berge des Graswangtales, Rienjoch, Nottarspitze beehrte uns diese Gipfelrast. Nach der Rast fuhren wir auf dem Grat über den Großen Junterkopf zum Brünstelskopf weiter. Unser Ziel war die Nottarspitze, aber da der Weiterweg auf dem dichtbewachsenen Grat nur mehr eine unangenehme, zeitraubende Latzchenrauferei war, wir dazu den Plan hatten, heute noch ins Ellmaugrieß zu kommen, kehrten wir auf dem Brünstelskopf um, rauten uns wieder zurück zum Großen Junterkopf und fuhren dann über den Vorderfelderkopf in herrlich schöner Fahrt, die uns heute genau so begeisterte, wie gestern, im feinen Pulverschnee zur Enningalm ab. Auf Enning hielten wir ausgiebige Mittagsrast, dann stiegen wir auf zum Hirschbühelkopf. Inzwischen war die Sonne gekommen, strahlend und heiß lag sie über dem Tal, so daß wir unsere nicht leichten Rucksäcke rechtchaffen fühlten. Dazu war der unterste Teil des Hirschbühelanstieges außerordentlich steil, so daß wir fürchteten, es könnte der ganze Neuschnee mit uns abgehen. In großen Abständen stiegen wir mit der Lawinschnur höher und waren froh, als wir in der Mittelzone lichten Laubwald erreichten. Es ist an sich nicht sehr weit herauf von Enning, aber ein Anstieg im tiefen Neuschnee mit unseren schweren Urlaubsrucksäcken, den spürt man. Auf dem Hirschbühelkopf hielten wir Rast, und der Blick auf die wunderschöne Doppelgipfelgestalt des Frieders war diese Rast wert. Im Süden standen der Kramer und die Ziegspitzen und dazwischen lag die lange Kette des Wettersteins mit dem gewaltigen Abbruch der Zugspitze zum Eissee.

Vom Gipfel fuhren wir über sehr steile Hänge, die allerdings durch lichten Hochwaldbestand lawinensicher waren, zu den Steppbergalmen ab, stiegen dann wieder auf zum Steppbergattel zwischen Vorderer Ziegspitze und Hirschbühelkopf und schwangen über große freie Hänge, eine anschließende steile Schneise und dann durch lichten Wald zu den Rotmoosjagdhäusern im Ellmaugrieß hinab. Diese Abfahrt im Spätnachmittagssonnenschein bei ausgezeichneten Schneeverhältnissen war ein ganz großes Erlebnis und dazu war uns zu unserer größten Freude den ganzen Tag nicht eine einzige Menschenseele begegnet. Nun aber wollten wir Leute sehen und hofften, daß auf der Rotmoosalm, die von der Sektion Bergland gepachtet ist, eine oder einige Personen anwesend waren und wir hier übernachten könnten. Unerwartet müßten wir entweder ins Graswangtal oder nach Griesen hinausfahren oder wir müssen abends noch die zwei Stunden zur Friederalm aufsteigen und dazu hatten wir schon gar keine Lust. Aber die Hoffnung, die wir gehegt hatten, die hatte uns nicht betrogen. Drei Bergländer waren auf Rotmoos und boten uns gastlichen Unterschlupf und wie Fürsten schliefen wir nach der kalten Nacht auf Enning auf den guten warmen Lagern im Wohnraum.

Ein unjagbar schöner Montag war angebrochen und zeitig in der Frühe schleiften wir von Rotmoos zum Ellmausträßchen vor. Bei der Tafel „zum Frieder“ verließen wir die Straße und stiegen auf dem bequemen Friedersteig gemächlich an. Mit dem Höhersteigen der Sonne entledigten sich aber nun die Bäume ihrer schweren Schneelast, und das ist die einzige unangenehme Erinnerung dieses Anstieges, daß der Schnee gerade dann von den Bäumen fiel, wenn ich darunter hindurch ging. Als der Weg aus dem Hochwald auf die große Friederschneise hinausführte, um dann in einer Rechtschleife die Friederalm zu erreichen, machten wir den Fehler, gleich nach rechts in den Wald zurückzuqueren und mußten uns schließlich über eine felsdurchsetzte Steilstufe zur Friederalm emporraufen. Die Alm liegt in einer Mulde oberhalb der Baumgrenze und von hier ziehen weite, herrliche Schwunghänge zur Friederspitze empor.

Gemächlich stiegen wir gipfelwärts und nach dreieinhalb Stunden erreichten wir die Friederspitze. Ein großartiger, beglückender, einsamer Schianstieg war zu Ende. Dafür aber schenkte uns nun der Tag eine Gipfelsicht, die in unseren Vorbergen an Großartigkeit nicht übertroffen werden kann und die sich mit der Schau von manchem Hochalpengipfel messen kann. Greifbar nah ragte vor uns die ungeheuere Mauer des Wetterstei-

nes auf, deren gewaltige Abbrüche zum Eissee sich wohl nirgends überwältigender darbieten, formenschön Kreuzspitze, Ruchelbergspitze mit der Kreuzkugel, die Schellschlicht und im Südwesten die vielgipfeligen Lechtaler. Es war eine Gipfelfunde so voll Schönheit und Einsamkeit, daß sie die Mühen der zwei vergangenen Tage reichlich aufwog und allein schon wert war, daß ich meine Schritte in die Ammergauern gelenkt hatte. Dazu aber erkannte ich nun, daß sich mir hier ein Gebiet erschloß, das ich bisher nebensächlich und achtlos behandelt hatte, da mir niemals vor der Grenzperre der Gedanke gekommen wäre, fünf Tage Freizeit in den Ammergauern zu verbringen, ein Gebiet, das wohl kein vollwertiger Ersatz unserer Rißbübler Schigefilde ist, das aber dem, der abseits der Heerstraßen im stillen, unberührten Winterwald seine Spuren ziehen will, Tage voll köstlichen Erlebens und beglückender Einsamkeit schenken kann. Ein Spätwintersonntag auf der Friederspize ist bestimmt schöner, als ein Wintersonntag auf der Alpispize oder im Dammtar. So großartig alpin und schitechnisch die Dammtarabfahrt von der Westlichen Karwendelspitze ist, so muß doch jeder gerechte Beurteiler zugeben, daß bei der Prozeßion, die im Spätwinter allsonntäglich zur Dammtarscharte zieht, sowohl Ruhe, wie die Möglichkeit, den Berg in seiner ganzen Schönheit zu erleben, ein für allemal dahin sind. Denn es ist vielleicht des Bergsteigers bitterste Erkenntnis, daß so viele Menschen nicht verstehen, all die Sorgen und was noch schlimmer ist, all die Unarten des Alltages zu Haus zu lassen, daß es den meisten Menschen nicht gelingt, ihre innere Einstellung und ihren äußeren Menschen in ein einigermaßen erträgliches Verhältnis zur Großartigkeit der Berge zu bringen.

So nützte wir auf der Friederspize die Zeit, kosteten die Stunde und blieben sehr lange auf dem Gipfel. Aber die Vorfreude der Abfahrt machte uns schließlich den Aufbruch nicht allzu schwer. Bei der Abfahrt nahmen wir den Gipfel des Lausbühel noch mit und schleiften dann den im Abstieg rechten Begrenzungsgrat der Friedermulde entlang bis zum Scharfed. Schöner Tiefblick ins Tal von Griesen und nach Ehrwald lohnten diesen kleinen Abstecher, dann ließen wir die Schi abwärts laufen ins Geißtal, überschritten bald den Rücken, der es von der großen Friedermulde trennt und schwangen in tollen Schwüngen und Bögen die Friedermulde und die sich anschließende Friederfchneise hinauf bis zum Beginn des Reitweges, der so flach ist, daß wir bei dem guten fährigen Neuschnee die Schi in unseren Anstiegs Spuren gerade flott laufen lassen konnten. In unglaublich kurzer Zeit waren wir unten am Ellmausträßchen. Kurze Zeit flog die Straße noch bis zur Sattelhöhe des Rotmoosjattels, dann konnten wir das Ellmaugriech mit den Schiern hinausfahren bis zu den Hütten am Ellmaustich, an der Einmündung des Ruchelbergtales. Der Rückblick ins Ellmaugriech ist großartig, da die wildgezackten Abbrüche der Hohen Griesberge, hinter den Rotmooshütten aufragend, einen Eindruck von viel größerer Wildheit hinterlassen, als sie dem Gebiet tatsächlich zukommt.

Bei den Hütten am Ellmaustich überschritten wir auf schwankendem Steg mit Schiern den Bach, ohne ins Wasser zu fallen. Nach einer kleinen halben Stunde durch den Wald erreichten wir kurz vor Linderhof die neue prächtige Autostraße im Graswängtal, die als Teilstrecke der Queralpenstraße hervorragend ausgebaut ist, die mir persönlich allerdings weniger am Herzen liegt, da sie als unvermeidliche Folge die Masse mit sich zieht, der aus dem Weg zu gehen, im Gebirge stets mein erstes Streben war.

Um drei Uhr kamen wir nach Linderhof. Zum Mittagessen war es also zu spät, denn noch gab's den längst fälligen, den ganzen Tag ersehnten und verdienten Einfall in die Küche des Forsthauses mit fast leider zu gutem Erfolg, denn es war schon fünf Uhr nachmittags, als wir vom gastlichen Forsthaus wieder aufbrachen. Auf der Straße in Richtung Ammerwald ging es drei Viertelstunden talein, bis sich rechts das Sägetal öffnete. Ab Linderhof, wo das Teilstück der Queralpenstraße zu Ende war, war die Straße vereift, tiefe Rinnen von Holzfuhrwerken waren gerissen, in denen Schmelz-



Sriederspitze und Srieder von der Enningalm



Scheinbergspitze und Scheinbergmulde

wasser standen, so daß wir den drei Viertelstunden nur durch den fesselnden Blick auf die ebenmäßige, im Spätnachmittagssonnenschein leuchtende Pyramide der Scheinbergspitze einen Geschmack abgewinnen konnten. An der Mündung des Sägetales überschritten wir das Bett der Ammer, nach einigen hundert Schritten konnten wir anschnallen und schleiften dann gemächlich in einer vorgefundenen Spur leicht ansteigend das Sägetal hinein. Langsam sank die Dämmerung herab, über dem Bädensattel lag ein lehtes, feines, leises Leuchten, dort wo Tag und Nacht im Hochwald geheimnisvoll ineinanderfloßen, starb das lehte Licht eines unsagbar schönen Sonnentages gegen die Unbezwingbarkeit der Nacht.

Dann war es Nacht, mondlos, die aber durch einen funkelnden Sternenhimmel und durch den Reflex des Schnees so viel Licht spendete, daß wir gerade noch der Laterne entbehren konnten. Aus dem Talschluß des Sägetales, wo es sich in das Lösertal und in das Bädental gabelt, leitete uns ein bequemer Ziehweg, auf dem eine hartgefrorene Spur uns wie in einem Geleise dahinschleifen ließ, auf der rechten Seite des Trennungsrückens zwischen Bädental und Lösertal empor bis zur Bädentalalm. Hier nun war der Weg zu Ende und ohne die Spur wäre der Anstieg zum Bädensattel mühselig und anstrengend gewesen. So aber entzündeten wir nur kurz an den Spitzkehren die Taschenlaterne und tasteten uns im übrigen in der hartgefrorenen Spur recht schön zum Bädensattel hinauf, wenn es auch wesentlich länger dauerte, als vor einigen Jahren, wo ich an einem sonnenhellen Dezembertag hier heraufgestiegen war. Unser Ziel war die Renzenhütte, ehemals tgl. Jagdhaus, nun Alpenvereinshütte, von der Sektion Füssen gepachtet und erweitert, das Ideal einer kleinen unbewirtschafteten Hütte, die für mich das Muster des wirklichen Bergsteigerheimes verkörpert¹⁾.

Vom Bädensattel, über den die Queralpenstraße führen soll und dann die Einsamkeit auch dieses Plätzchens der Vergangenheit angehören wird, führt eine Schneise abwärts, wo uns gefrorene Schisspuren und die Nacht einige Male böß stürzen ließen. Ich wußte, daß nach einem Stück Abfahrt ein Ziehweg schräg abwärts durch Wald zur Renzenhütte führt, hatte aber nicht mehr in Erinnerung, daß die Abfahrt in der Schneise so tief hinuntergeht, bis man auf den Ziehweg trifft. Ohne die Spur hätten wir vielleicht die Hütte gar nicht mehr gefunden und hätten, kaum eine Viertelstunde von Renzen entfernt, ein unfreiwilliges Winterbival beziehen müssen. Endlich aber trafen wir auf den Ziehweg und waren in wenigen Minuten bei der Hütte, die auf einer kleinen Waldlichtung steht und die man erst sieht, wenn man unmittelbar vor ihr ist. Die Aufnahme war gut und herzlich, es waren ganz wenig Schiläuser da, zum größten Teil Füssener, und nach dem Abendessen schliefen wir, rechtschaffen müde, tief und traumlos.

Am anderen Tag wollten wir etwas kleiner und bescheidener tun. Wir planten, lediglich auf die Hochplatte zu gehen, um uns dann oben irgendwo in die Sonne zu legen und der Faulheit zu fröhnen, denn zum Sonnen waren wir bis jetzt noch nicht gekommen und gerade die Sonne ist doch im März das, wonach der Schiläuser, der aus den engen Mauern der Großstadt kommt, geradezu lechzt. Diese Farbensymphonie von Blau, Gold und Weiß, die die Dichter der Berge besungen, die die Maler der Berge, Segantini, Hanns Herzing, Otto Barth, so wirklichkeitsnah und lebendig eingefangen haben, ist das große Erleben des Bergwinters, von dem all jene keine Ahnung haben, die ihre Freizeit in der Stadt verbummeln.

Leider gab's keine Gelegenheit, sich recht faul in der Sonne zu räkeln und zu rösten, denn als wir am Vormittag gemächlich von der Renzenhütte zum Schlößl und Beinlandl anstiegen, war der Himmel bedeckt und bleigrau, und es sah nach Schneefall aus. Und das paßte uns gar nicht, denn wir hatten für die letzten zwei Tage noch große Pläne.

¹⁾ Leider mußte in der Zwischenzeit die Sektion Füssen infolge Pachtwierigkeiten die Renzenhütte aufgeben.

Was sich hier oben im sogenannten „Beinlandl“ ausbreitete und hinüberzog zum Gipfel der Hochplatte, das waren idealste Schwunghänge, hier stand ein Schigipfel von solchen Ausmaßen, daß er um Harlosanger, um Roßwild oder im Saalbacher Kessel ein gewichtiges Ziel und eine berühmte und bekannte Schiabsfahrt gewesen wäre. Hier aber stand dieser Gipfel einsam und unberührt im innersten Ammergau, er stand in guter Gesellschaft, denn Krähe, Gabelschrofen, Geierköpfe waren formenschöne und begehrte Gipfel, aber kein Mensch war weit und breit zu sehen. Höchstens an Sonntagen tummeln sich hier zwanzig oder dreißig Füssener Schiläujer.

Die wenigen Leute von gestern abend waren heute die Gasse hinaufgespurt und ins Gumpenkar hinübergefahren, ebenfalls eine lohnende, dankbare Tur, die wert ist, daß man sie von Kenzen aus fährt, um so mehr als vom Gumpenkar aus der Gabelschrofen nicht schwer zu erreichen ist.

Wir aber stiegen allein weiter zur Hochplatte, überschritten ihren Ostgrat und spurten in der zwischen Ost- und Nordgrat eingebetteten Mulde bis fast unter den Gipfel der Hochplatte an. Nur wenige Schritte mußten wir zu Fuß machen, dann standen wir auf dem Gipfel und schauten ein wunderbares Bild. Leider war es kalt und trüb, so daß wir uns keine lange Rast gönnen konnten, aber die kurze Zeit auf der Hochplatte war so schön, daß sie mir immer eine liebe Erinnerung sein wird. Wunderbar war der Blick über das Gumpenkar auf seine Umrahmung: Krähe, Gabelschrofen und Geißelstein. Im Westen lodten die prachtvollen Formen der Tannheimer Gruppe und ganz westwärts stand die gewaltige Pyramide des Hochvogels, dahinter aber Hochrottspitzen, Mädelegabel und, schlank wie eine Dolch Klinge, die Trettach. In gewaltiger Wucht erhob sich jenseits des Ammertales das zerklüftete, zerschartete Massiv der Geierköpfe, dahinter Wetterstein und Lechtaler. Im Norden aber lag das Becken des Lechtals und in diesem breit hingelagert, die Ortschaften Halblech, Trauchgau und Füssen. Ein großartiger Aussichtsgipfel und ein prachtvoller Schiberg ist es, der hier im innersten Ammergau steht!

Von Süden drängte der Föhn langsam die Wolkenmauer nach Norden ab. Ich hoffte und hoffte, vielleicht würde es doch noch schön, vielleicht würde uns doch morgen das Glück noch lachen, das Glück, das wir so notwendig brauchten zur Ausführung unseres Planes. Da es aber trotz alledem auf der Hochplatte nicht wärmer wurde, fuhren wir ab. Wir nahmen den Gipfel der Weitalpspitze noch mit, die so schön nah am Weg lag und von der wir hofften, einen Blick nach Ammerwald und auf die Hundinghütte zu haben. Die Schier ließen wir am Fuß des Weitalpnordgrates stecken und stapften den verblasenen Rücken hinauf. Es war keine besondere Unternehmung, aber wir hatten Zeit, sonnen konnten wir uns sowieso nicht und der Gipfel lag so schön am Weg. Ich habe in den vielen Jahren, die ich nun ausübender Bergsteiger bin, nie „Gipfel gefressen“, aber ich habe es auch nie übers Herz gebracht, einen Gipfel, der so lodend und nah lag und so leicht zu erreichen war, unbestiegen zu lassen.

Zu unseren Schiern zurückgekehrt, fuhren wir ab und es war ein fröhliches Fahren, denn hier im Beinlandl lag wind- und sonnen geschützt stäubender Pulverschnee, der das Fahren zu einem ungetrübten Genuß machte. Rücksacklos waren wir auch, schöner konnte es also nicht mehr sein. Um zwei Uhr nachmittag waren wir bereits wieder auf der Kenzenhütte. Wir nützten die Zeit, um uns ein ausgezeichnetes Mittagessen herzustellen, ruhten und freuten uns des Föhns, denn immer mehr wurde uns klar, daß er die im Anzug befindliche Schlechtwetterperiode noch einen oder zwei Tage zurückdrängen, und uns einen schönen Tag als Abschluß unserer Tur schenken würde. Langsam kamen auch die Gumpenkarfahrer zurück. Abends saß eine fröhliche, lustige Gesellschaft um den Tisch der Kenzenhütte, wir erlebten einen Abend, getragen von echter Bergkameradschaft und frohem Bergsteigergeist. Trotzdem ging's früh aufs Lager, denn am anderen Morgen mußten wir zeitig aufbrechen. In aller Frühe, der Schnee war noch beinhart gefroren,

stiegen wir in hartgefrorenen Geleisen wieder die bewaldete Steilstufe von der Kenzenhütte zum Weinlandl hinan. Der Himmel war reingebblasen, nur ein verdächtiger warmer Luftstrom strich talwärts. Nach drei Viertelstunden betraten wir die große, weite Fläche des Weinlandls. Im Osten stieg über dem Hasentalerköpfel die Sonne leuchtend empor und kündete uns den ersehnten und erwünschten sonnigen Abschiedstag.

Vom Weinlandl wandten wir uns links hinauf zum Löfertsattel. Wir wollten auf die Scheinbergspitze. Der Winterwächter der Kenzenhütte, ein junger Mann, der ausgezeichnet Schilaulen konnte und von dem man also eigentlich annehmen hätte können, daß er sein Hüttengebiet kennen würde, hatte uns auf unsere Frage nach der Scheinbergspitze nur gesagt, daß sie eine schöne Schifahrt sei, daß er selbst aber noch nie drüben gewesen sei, und daß sie überhaupt äußerst selten besucht werde, da die wenigen Tourenfahrer, die auf Kenzen kommen, meist auf die Hochplatte und ins Gumpentkar gehen.

Von der Hochplatte und von den Hängen des Weinlandls wird die Scheinbergspitze durch das Löfertal und die große Scheinbergmulde getrennt, es war also ziemlich weit. Der Hüttenwart sagte uns, mindestens drei Stunden, aber wir wollten unbedingt hinüber, denn wer im Winter die Scheinbergspitze vom Graswangtal aus gesehen hat, der wird verstehen, daß dieser formenschöne Berg das Ideal eines Schigipfels ist.

Am Löfertsattel zogen wir die Felle ab und fuhren in großen Schwüngen tief ins Löfertal hinab. Über eine unangenehme, beinhart verhartete Steilstufe stiegen wir jenseits zum Scheinberggattel zwischen Hundsfällköpfel und Scheinberg-Nordostrüden an und spurten dann weiter durch schütterer Wald schräg aufwärts zur Grathöhe des Rückens. Und was wir da sahen, als wir auf dem Rücken standen, das war so prächtig, daß wir überrascht und begeistert stehen blieben. Vor uns lag die weite baumlose Scheinbergmulde, begrenzt vom Nordost- und Südostgrat der Scheinbergspitze. In vollendeter Linienführung ziehen die beiden Grate in fast klassisch zu nennender Ebenmäßigkeit zum pyramidenförmigen Gipfel. Die Sonne leuchtete und der Schnee gleifte und funkelte in fast unwirklichem Glanz. Das hier war ein Schigipfel, wie man ihn sich schöner und großartiger überhaupt nicht wünschen kann. Wer bei dem Gedanken, in dieser großen Mulde abwärts zu schwingen, nicht schon in einen Rausch der Begeisterung verfällt, das ist kein echter Schiläufer.

Von dem Punkt des Nordostrückens, wo wir standen, fuhren wir etwas ab und querten dann die große Scheinbergmulde in Richtung auf den Südostgrat, den wir in kleinen Serpentinaen hinanstiegen. Eine Steilstufe überwandten wir auf der bewaldeten Südseite und hielten uns dann im oberen Teil des felsigen Grates überhaupt auf der mäßig geneigten Südseite und erreichten so nach kurzer Zeit den zwischen Scheinbergspitze und einem vorgelagerten Kopf südseitig eingelagerten Kessel. In diesem Kessel spurten wir aufwärts und standen um 11 Uhr 30 Min. auf dem schon teilweise ausgeaperten Gipfel.

Ein Händedruck kündete von der Freude, die uns erfüllte, denn das wußten wir, dieser Tag und dieser Gipfel waren das Schönste, was uns die Ammergauer in fünf Tagen geschenkt hatten. Klar und duftig, föhnlug blau wie an einem Spätherbsttag standen die Berge rings um uns, ja greifbar nah leuchteten die dunklen Flanken der Trettach. Die Luft war vollkommen ruhig, flimmernd stand die Sonnenhitze über dem Gipfel, nur im Norden weit draußen standen dunkel die Schlechtwetterwolken.

Wir legten uns auf den ausgeaperten Gipfel und träumten den ewigen Traum uralter Bergsteigersehnsucht, den Traum nach dem neuen Ziel, geboren in der Erfüllung dieser Stunde. Auch heute hatten wir wieder seit der Kenzenhütte keinen Menschen gesehen. Allein nur mit uns selbst und mit unserer Sehnsucht nach dem Glück der Berge hatten wir den Weg gesucht zu diesem Gipfel, allein lagen wir nun oben und empfanden dieses Glück in dieser Stunde des Erlebens und Erhebens, vergaßen Alltag und Sorgen.

Und so zogen zwei Stunden unsagbarer Schönheit zu schnell vorbei. Es war, als wollten die Berge uns an diesem letzten Tage alles schenken, was sie einem Bergsteigerherzen

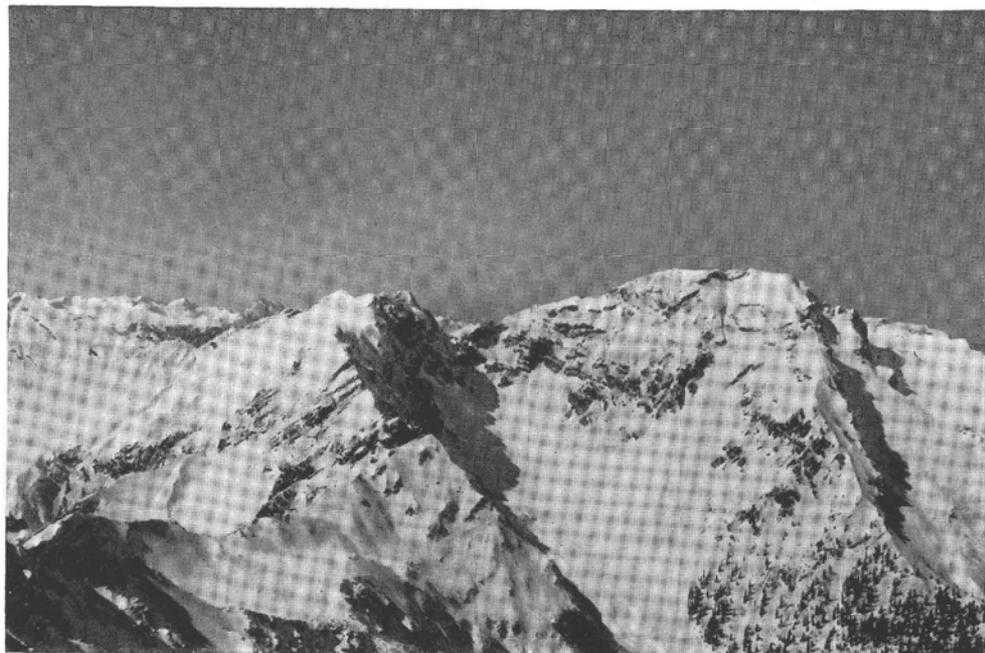
schenken können, eine unermessliche Sicht, Licht, Sonne, Einsamkeit, und das große Glück der Gipfelftunde, das Glück, das ist wie der Tau am Morgen und die glitzernde Pracht des Raubreißes, immer neu, immer schön und doch so schnell vergänglich.

So wurde uns der Ausbruch sehr schwer. Wir fuhren auf der Südseite des Südostgrates ein kurzes Stück abwärts, bis es möglich war, den Grat zu überschreiten, um dann steil in die Scheinbergmulde hineinzufahren. In weichen, weißen, großen Wellen fließen die Hänge talwärts. Und nun gab's eine Abfahrt, die man fast nicht mehr fahren nennen konnte, es war ein Fauchzen und Jagen in dem großen Kessel, ein beseligender, beglückender weißer Rausch. Ehe wir uns umsahen, war die Scheinbergmulde zu Ende. Wir stiegen nun nicht wieder an zum Nordoststrüden um hinab ins Löfer- bzw. Sägetal zu fahren, sondern stellten auf der Karte fest, daß es möglich sein müßte, den die Scheinbergmulde abschließenden Scheinberggraben hinunterzufahren und daß man dann auf die Straße Ammerwald—Linderhof treffen müßte. Zuerst im Graben, dann auf den linken Begrenzungshängen, einige Wasserrinnen querend, schlängelten wir uns recht schön durch den Wald hinunter und standen um 2 Uhr 45 Min. bereits auf der Straße. Ein Stück ging's noch auf der Straße zu fahren, dann an der Einmündung des Sägetales schnallten wir ab und stapften zum Forsthaus Linderhof vor. Hier gab's das langersehnte Bier und die Fütterung der hungrigen Schifahrermägen. Dann aber schulkerten wir die Schier und wanderten das Graswangtal auswärts Ammergau zu. Der Spätnachmittagssonnenschein lag über den Gipfeln, in wunderbarer Schönheit leuchtete die Schneepyramide der Scheinbergspitze im Hintergrunde des Tales. Und als die Sonne schon hinter den Bergen verschwunden war, als schon langsam leise die Dämmerung zu weben begann, da leuchtete immer noch, gleich einer Gralsburg, der weiße Schneedom unseres heutigen Gipfels, leuchtete leise verklingend das große Glück eines Wintertages.

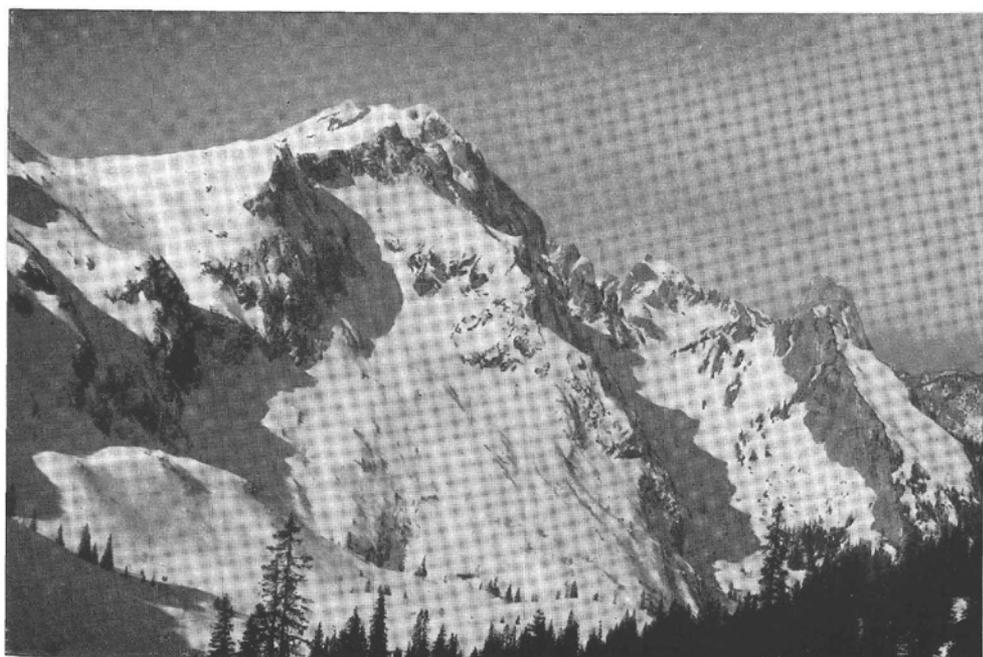
Nach Graswang, an der Straße Ammergau—Ettal, trennten sich unsere Wege. Mein Freund wollte meiner Besichtigung, daß das Wetter nicht mehr lange halten würde, nicht trauen und ging nach Oberau, um nach Garmisch zu fahren und noch einige Tage im Kreuzgebiet zu verbringen. Mit einem Händedruck trennten wir uns und dieser Händedruck umschloß die Kameradschaft von fünf Tagen, die uns kostbare Tage unserer Jugend mitfammen verleben ließ.

Ich aber setzte mich auf einen gerade vorbeikommenden Wagen und fuhr nach Ammergau. Spät nachts kam ich nach München und als ich am anderen Morgen erwachte, da klatzte der Regen gegen die Scheiben. Es regnete zwei Tage, und bitter klagte mein Freund nach seiner Rückkehr von Garmisch darüber, daß er nicht doch mit mir nach Hause gefahren sei. Mir aber wurden die Ammergauer Tage dadurch doppelt wertvoll, denn begünstigt vom besten Wetter waren sie ohne jeden Unfall verlaufen und waren so ein Erlebnis von tiefer Nachhaltigkeit und harmonischem Klang gewesen.

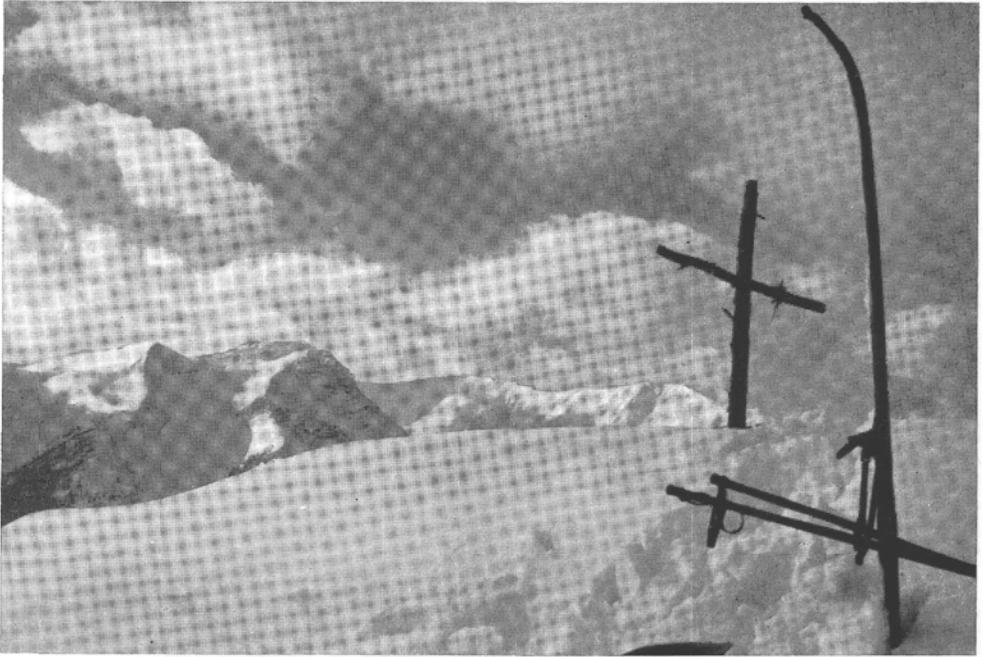
Den Lesern dieser Zeilen aber rate ich, wenn sie im kommenden Frühjahr einige Tage Freizeit vor sich haben, einmal in die Ammergauer zu gehen. Gewiß, es sind keine Turen für verweichlichte Gelegenheitschifahrer oder schisportliche Akrobaten, die ihre Kunst am liebsten in Reichweite und auf Übungshängen von mondänen Kurhotels zeigen, aber es ist das ungebundene Leben, das Suchen nach Einsamkeit und nach der blauen Blume der Romantik, nach der die bergsteigende Jugend heute sucht, es ist das teilweise entbehrungsreiche Leben auf einfachen Almen. Wer die gewaltige Sprache der einsamen Hochgebirgsnatur, die hier zu uns spricht, versteht, dem werden sich diese Tage zu unvergeßlichen gestalten.



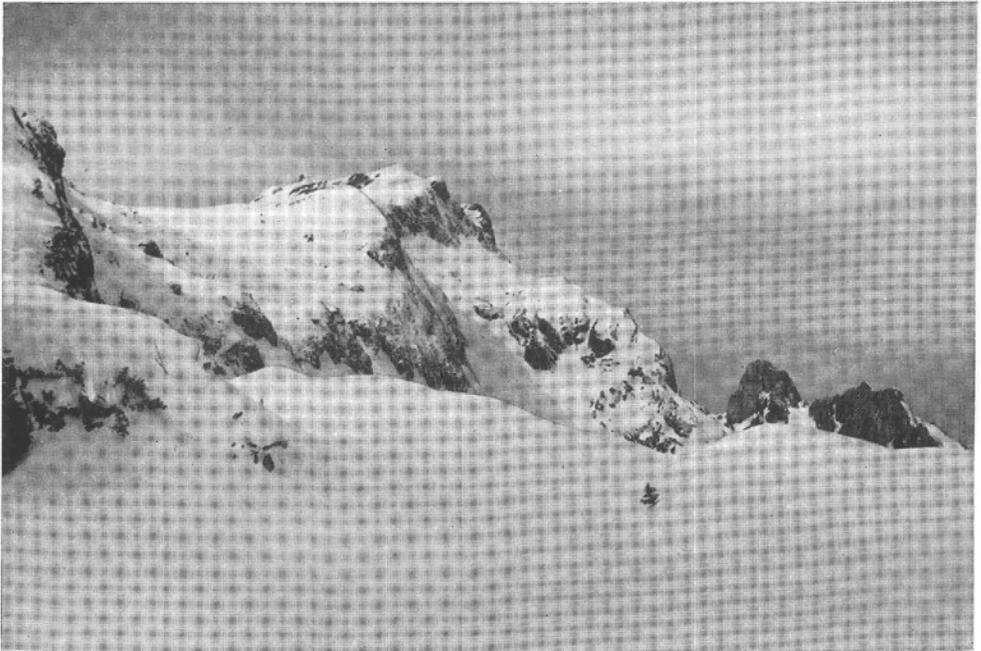
Kreuzspitze und Kreuzkugel von der Friederspitze



Hochplatte und Gasse vom Löfertsattel



Frieder und Kuchelbergspitze vom Hirschbühel



Hochplatte vom Weinlandl



Bernina

Erfahrungen und Erlebnisse

(Fortsetzung und Schluss)

Von Walther Flaig

Von Osten beginnend, habe ich in den zwei vorhergehenden Jahrgängen der Zeitschrift den Morteratsch- und den Tschiervafessel und deren Gipfel beschrieben. Nach Westen weiterrückend, schliesse ich den Rosegfessel an, und zwar Schifahrten in diesem Bereich. Ihm folgt die italienische Bernina und schließlich eine Nachlese, um auch die noch nicht beschriebenen, weniger berühmten Berge am Berninapass, im Ferg- und Fedoztal und in der Rosatschgruppe wenigstens zu streifen. Es bleiben noch immer Teilstücke unbeschrieben — etwa im Corvatschamm, in der Tremoggiagruppe oder im Gebiet des Piz Verona. Aber der vorgeschriebene Raum erlaubt nicht mehr; er verbietet mir auch, die Schifahrten im Bereich der Fuorcla Surlej, des Morteratschgletschers usw. alle zu schildern. Ich ergänze deshalb die Bemerkungen in der Zeitschrift 1934, S. 52, durch

Ratschläge für den Schifuristen in der Bernina

Diese Ratschläge mag er sich an Hand einer rein sachlich-zweckmäßigen Arbeit bereichern, die ich im Jahrbuch des Schweizerischen Skiverbandes 1934, S. 89 (Verlag Buehler & Co., Bern), veröffentlicht habe und die auch die nötigen Kartenhinweise enthält.

Sämtliche Hütten und Berghäuser der Bernina sind Standorte für Schifahrten, ausgenommen die Tschiervahütte und das Restaurant Saffal Massone. Das einzige zur Zeit ganz ungangbare (oder doch nicht als Schifahrt, sondern als recht schwierige Winterbergfahrt anzuprechende) Tal ist das Fedoztal. Die Schifarten führen da irr. Der Fedozgletscher ist in seiner mittleren Bruchzone mit Schiern nicht zu ersteigen, der Durchstieg — auch seitwärts die Umgehung — zur Zeit eine meist gefährliche Unternehmung. Dagegen gibt es von den nachgenannten Standorten aus zahlreiche, zum Teil natürlich sehr verschiedene Schifahrten und Hochturen. Als mehr sportliche, nicht bergsteigerische Schifahrten können etwa gelten nach heutigen Begriffen (von Ost nach West): Fuorcla da Carale; Diavolezzatur; Piz Misau und Chalchagn; Fuorcla Surlej und Piz Corvatsch, Grialetsch (P. 2697 ob Sils); Piz Fora; der Grat Mott'ota — Piz Leb; P'Uela ob Maloja. Selbstverständlich gelten die Gesetze und Gefahren der Winterberge auch für diese Fahrten zuzeiten. Die Standorte zähle ich nur kurz auf: Berninahospiz, Berninahäuser und Hotel Station Morteratsch; Diavolezzahütte, Bovalhütte und Marco-e-Rosahütte; Rosegrestaurant und Coazhütte; Restaurant Hahnenfée, Schihütte Margun (2300 m; sehr einfach, unbewirtschaftet; westlich unterhalb Fuorcla Surlej) und Fuorcla-Surlej-Hütte, Ferg-Craffa. Ferner natürlich alle Talorte zwischen Pontrefina und Maloja. In der italienischen Bernina: Rifugio Marinelli und die Capanna Soia, die man mitsamt den Schiführen (-routen) am besten auf der „Carta scilistica della Zona Bernina-Scalino“ des Skiclub Milano findet. Klassische Fahrten sind die verschiedenen Bernina-Umfahrungen auf Schiern, die man in dem erwähnten Aufsatz und im Berninaführer (= B.F.), S. 40, findet.

Eine Osterwoche im Rosegtal

(Schifahrten im Gebiet der Coazzhütte)

Eine ganze Horde alter treuer und guter neuer Freunde versammelten sich eine Woche vor Ostern im Hauptlingszelt, wozu diesmal die Coazzhutte — die Mortelshutte besten seligen Angeedenkens — erkoren wurde. Schon auf der Aurreise begann ich sie zu sammeln, zuerst stieg der immer heimlich lächelnde, von Dankbarkeit für jede kleinste Schönheit überfließende „Sabo“ zu mir in den Zug: „Mensch, Häuptling — hast du Worte: *Wir und Bernina!*“ und dann flog der ganze Kosmos mir um den Schädel. Er brachte ihn zum Wirbeln. Bis dann in Samaden der schöne, gesundheitsfroehende Willy mit roten Baden und strahlenden Augen, aber als beherrschter weltmannischer Schweizer, sich dazu gesellte und seinen Freund Hans, den Berliner Athleten, anschleppte. Und bei Mutter Hauser warteten schon zwei Ehepaare, Puc und Papi („und das freut uns denn dann auch!“), sowie Artur und Moll (besser Dur und Moll mit verkehrten Vorzeichen). Während Puc und Papi schon auf einen vieljährigen Ehekrieg zuruckblickten und auf eine kleine liebe Kindermeute, waren Dur und Moll eben erst unter das Ehejoch getreten, was aber nur ganz wenige Vertraute wußten. Sie taten so, als ob. Und dann kam zu guter Leht auch noch Margarete — „das Mädchen ohnegleichen“. Ein Schlitten brachte unser Gepad von Pontrestina zum Rosegrestaurant und eine gute Spur auf schönem Schnee — dazu ein strahlender Tag — halfen uns verhältnismäßig rasch zur Coazzhutte hinauf. Unwillkürlich mußte ich mich meines ersten Winterbesuches erinnern. Einige gute Bekannte und das Fraule waren dabei und ein Wettersturz mit Schneefall drum herum, daß es uns bald unbehaglich wurde. Die Hütte liegt nämlich dicht unter den senkrechten Felswänden von „Mortel“, über denen dachartige Steilschrofen aufsteigen. Damals fiel nun Tag und Nacht Schnee in solchen Massen, daß sie auf dem Schrofendach ob der Felswand keinen Halt mehr fanden, vielmehr — während des ununterbrochenen Schneetreibens — sich lösten, lautlos über die mindestens 100 m hohe Felswand als mächtiger Wasserfall herab- und aus dem grauen Flockenwirbel herausfurzten. Dampf drohnend schlugen diese — wenn sie den Fußgänger trafen — sehr gefährlichen Fluglawinen und Staubjalle über und neben der Hütte auf, so daß der „Gang zum Eisenhammer“ (die Werkstatt ist ziemlich entfernt) eine höchst unangenehme Sache war.

Wir waren damals heilfroh, als wir wieder auf dem Gletscher drunten waren, nachdem es dann endlich aufgehellt hatte. Der Abstieg war, trotz Schiern, eine der größten Schneewahlereien meiner gewiß nicht kleinen Erfahrungszeit. In den Höhen ging am Abstiegstag ein heftiger Sturm, so daß nicht nur die Grate, sondern auch die ganzen Bergflanken zwei Drittel herab aufgewühlt und vorwärts getrieben wurden. Es schien, als hatzen sich die rauchenden, sturmdrohnenden Bergriesen in Marsch gesetzt. Weh dem, der droben überrascht wird von den marschierenden Massen. Sie stampfen ihn nieder.

* * *

Heute war alles eitel Sonne. Natürlich — das Gepad war unerfreulich, aber wer vergäße es nicht mitsamt dem letzten Hütten-Aufstiegs-Schinder, wenn er an einem späten Marznachmittag auf der Mauer des Huttenvorplatzes von Mortel seine Last abgeworfen hat und, sich aufrichtend, die Arme gelodert breitet, die Brust weitet und den Sinn: Vor ihm baut sich gleich einem griechischen Amphitheater das größte Firnbeden der Bernina auf, die Roseg-Sellafirne, deren gemeinsamer Eisstrom ihm zu Füßen voruberwogt, herabwallend aus diesem zur Winterszeit fast felsfreien Schneehellen Firnthheater. Es fängt das Licht wie in einer Silberschale und strahlt es her zur Hütte,

wird von der hohen warnroten und braungrünen Felswand aufgesogen und strahlt noch bis tief in die stern- und kristallfunkelnde Nacht hinein von ihr zurück, wie aus einem jener unschätzbaren Rachelöfen, die man in alten Bauernstuben findet und die noch vor-sich-hinwärmeln, wenn das Feuer und die Glut schon 24 Stunden gestorben sind. Damit aber in dem — trotz Zerklüftung und wilder Zerrissenheit der Firne — fast milden Rundbild der große Ernst und die aufreißende Höhe der Hochalpen nicht fehle, steigt zur Linken des Firnbedens ostwärts ganz unvermittelt ein mächtiger Bergleib auf und gipfelt in einer Firnspitze, die morgens und abends das Licht wie eine Fadel trägt: der Piz Roseg. Ihm schließt sich der seitlich geöffnete Restrud des Schiervalesfels an. Man sieht das Silberband der Biancofneide, die Felskolosse des Piz Morteratsch und des Piz Schierva.

Die große Fernschau fehlt, dafür aber hat man die heimelige Geborgenheit an der warmen Felswand, die das Zubausein hier vollkommen macht, denn auch der Hüttenwart Sauter ist der rechte Mann an diesem Ort. Ein unermüdlicher Schaffer, ein hilfsbereiter Mensch und — wenn's nötig ist — ein sachgrober Herrscher in seinem Reich. Daß wir gute Untertanen waren, mag der Schluß beweisen.

Nichts spiegelt besser die restloze Zufriedenheit meiner Horde, als daß diese Menschen, die nur ganz vereinzelt sich kannten, die alle denkbaren Berufe und Bildungskreise umgriffen, sich einfach sofort alle Du sagten, mit einem selbstverständlichen Vertrauen, wie ich es noch selten erlebt habe. Der anheimelnde, ja fast geheimnisvolle Ring von Mortel umschloß uns wie magische Zirkel und Zeichen.

Piz Sella, 3523 m

Der meistbesuchte Schiberg dort wird wohl Il Chapütschin (= der Kapuziner) sein. Aber der übliche Anstieg zu ihm über die Halden östlich vom Piz dal Lej Mo schien mir geladen mit Lawinenspannungen heimtückischer Art. Der nördlichste Teil dieser Halden, (dicht neben dem Süden der Mortelfelswände, dort wo im SW. das O u. r von Mortel steht) war bereits als ein unheimliches Riesenschneebrett herabgefahren, hatte das Tal zwischen Bergfuß und Gletscher ausgefüllt und war dann mit einem tierischen Satz bis auf den hohen breiten Gletscherrücken hinaufgesprungen, auf ein Gelände, wo man sich — ohne diese schredliche Laue gesehen zu haben — so sicher wie in Mutters Stube fühlen möchte. Gerade über den Badret dal Chapütschin war ein ähnliches Ungetüm abgefahren — kurz, ich traute dort jetzt nicht. So beschloß ich die schöne runde Firnkuppe des Piz Sella zuerst anzugehen. Mit einem kleinen Ahrentrid brachten wir die Horde um 5 Uhr 30 Min. (anstatt, wie sie glaubte, um 6 Uhr 30 Min.) aus den „Federn“, wohl wissend, daß es am ersten Tag noch nicht so flott lief. Tatsächlich kamen wir auch erst um 7 Uhr los, stiegen auf die Gletscherzunge hinab und überquerten sie zum Beginn des steileren Sellafirnes, der hier zwischen dem Piz dals Aguagliouls und der Felsinsel 2469 mit einem reichlich zerklüfteten Eisbruch herabkommt.

Ich habe hier wieder einmal den — jeder Erfahrung zum Trost! — kaum faßbaren Wandel erlebt, welchen ein Gletscher durch die Winterschneedecke erfahren kann. Auf einem steilen Rücken zwischen den Spalten links und rechts stiegen wir angeseilt empor und gelangten ohne jedes ernste Hindernis durch den Bruch in die erste ungefährliche Mulde oberhalb. Zwei, genau anderthalb Jahre vorher hatten wir hier im Herbst trotz Steigeisen und gewagten Eistanzereien umkehren müssen, weil jegliches Durchkommen an riesigen Klüften scheiterte. Wo waren sie? Der Gletscher war so, daß wir ohne Bedenken seilfrei dort herabzuführen — viele Male und viele andere Schiläufer auch.

Um 10 Uhr ließen wir uns am Nordfuß des Piz Sella zu einer dreiviertelstündigen Rast nieder. Es gab einige erschöpfte Neulinge, was begreiflich war, denn der über 3500 m hohe Berg war als erstes Ziel für sie sehr anspruchsvoll. Dazu kam ein ziemlich

bissiger kalter Wind, der die Sonne nicht recht zu Wort kommen ließ. Margret war ein wenig bergkrank und ihre zu engen Bergstiefel preßten Leben und Wärme aus den Füßen. Sie wollte zurück bleiben. Aber das ging nicht wohl an, hier mitten auf dem Gletscher. Und mehr noch war es mir darum, am ersten Tage alle zum Ziel zu bringen, mußte ich doch, daß dieses für den einzelnen ebenso wie für den Geist der ganzen Meute ausschlaggebend war. Weil sie nun schon jener teilnahmslosen Wursthastigkeit verfiel, welche jeden Bergkranken unweigerlich umklammert, so mußte ich an Stelle ihres sonst erstaunlichen Willens treten.

Ich gestehe, daß es für mich eine ganz besondere Freude ist, hier mit allen Künsten der Führerschaft den Freund oder Schüler mitzureißen, wenn je die Lage es erlaubt. Dies ist ein wesentlicher Teil meiner „Führer“-Erlebnisse als Bergsteiger.

Margret ging also mit. Wir paßten beim Weitermarsch das Zeitmaß und die ganze Führung ihrem Zustande an. In vorsichtigen Kehren spurte ich auf eine letzte schmale Schulter unter der steilen rundhelmligen Gipfelhaube. Hier war der Schnee verblasen und schon seit einiger Zeit hatte ich die Spur über eine schmale ungefährliche Rippe emporgelegt, weil ich den Hängen nicht traute. Es ist seltsam, wie sehr hier mein Gefühl, ein sechster Sinn, sich ausgebildet und vervollkommen hat. In zwei Fällen (Lawinen) habe ich — dank diesem Vorgefühl — einen wahren Kampf mit der anderen Meinung einheimischer Führer ausgefochten und in beiden Fällen lösten sich gefährliche Lawinen. Nur ein großes Glück behütete uns vor allerschlimmsten Folgen (vgl. mein Werk „Lawinen!“ bei Brockhaus, Leipzig). Auch jetzt trat diese Warnung ganz heftig auf, obwohl keine reine Schneebrettlage sich erkennen ließ, auch der Hang nicht so steil war, daß man ihn nicht hätte begehen können mit Schiern. Ich ließ den Trupp auf der kleinen Schulter warten und schnitt den Hang allein an. Aber sofort ertönte ein zwar noch leises aber mir nur zu bekanntes Brummen, wie es beim Sich-sehen von Schneebrettlagen zu hören ist und — meist zu spät vernommen wird.

Ich ging äußerst vorsichtig zurück und ließ abschnallen. Dann stiegen wir in der genauen Falllinie zu Fuß empor. Es war eine große Pladerei, aber es war sicher.

Der steile Schlufhang legte sich plötzlich zurück und das große breite flache Gipfel-dach lag vor uns. Wir stampften darüber hin bis zu seinem höchsten Punkt am Südrand, wo dieser nordwärts makellose Firngipfel mit steilen Felswänden niederbricht.

Dort standen wir dann alle beisammen auf dem Hauptkamm der Alpen, an der Grenze Italiens und des Südens, auf der Wetter-, Wasser- und Länderscheide, ja mehr noch — der Scheide zweier Welten.

Und wie so oft erlebte ich es auch hier, daß sich kaum ein Lüftlein regte am Gipfel, während drunten im Bereich des Passes der kalte Wind als nieraftender Strom hindurchfloß. Dazu ein wahrhaft strahlender Tag und ein Rundblick, der auch verwöhnte Augen entzünden konnte, stand doch auf der einen Seite der gewaltige Piz Roseg inmitten der das halbe Rund belagernden Berninahauptmassen, während süd- und westwärts sich eine schimmernde Kette hinter der anderen in die Ferne zog: über die Bergeller Berge, über den Monte della Disgrazia, über die ganzen Schweizer Uralpen hin bis zum Monte Rosa und — im Süden — über die Bergamasker Alpen bis zu den marmorhellen Mauern des Adamello, der Presanella.

Es war eine glückhafte Freude sondergleichen, wie die ganze Horde da stand — einige zum erstenmal mit Schiern so mitten in der hohen Eismwelt — und wie sie in einen immer größeren Wirbel überquellender Augenlust hineingezogen wurden. Margret — aber auch andere müde Seelen — konnten es schon gar nicht fassen, was ihnen entgangen wäre, wenn ich sie nicht mit allen Listten heraufgeloct hätte.

Dieses Verschwendendürfen glücklicher Gipfelstunden sind der schönste Lohn des Führers. Die Herrlichkeit des Winterbildes zu schildern, will ich einem lieben Freunde überlassen, dessen Schublade so manches wertvolle reife Gedicht von der Schönheit der

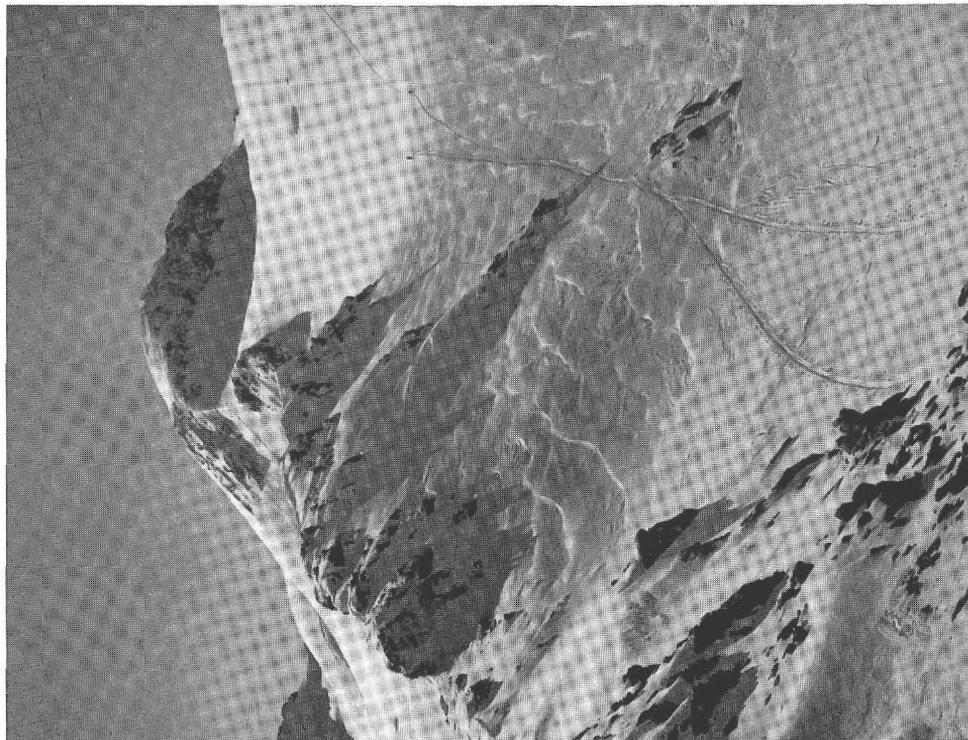


Abb. 2. Winteranstieg zum Piz Chapiürschin von Norden aus

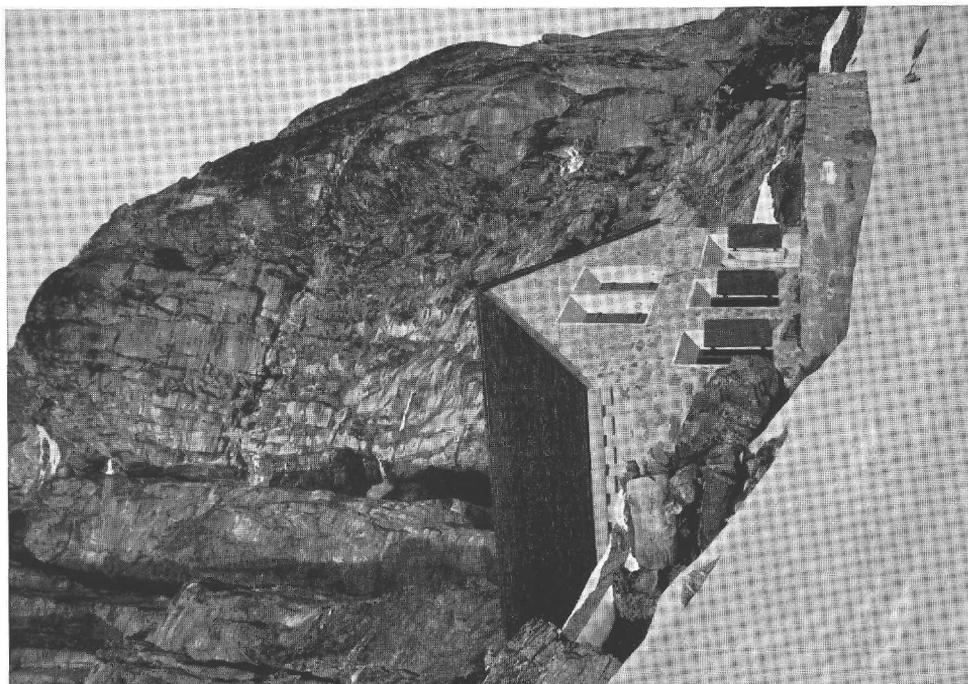


Abb. 1. Die Coqzhütte am Kofeggletscher in der Bernina



Abb. 3. Winterabend auf dem Rossegletscher bei der Coazhütte: Piz Glüschaint r. und die Sellaspitzen l.

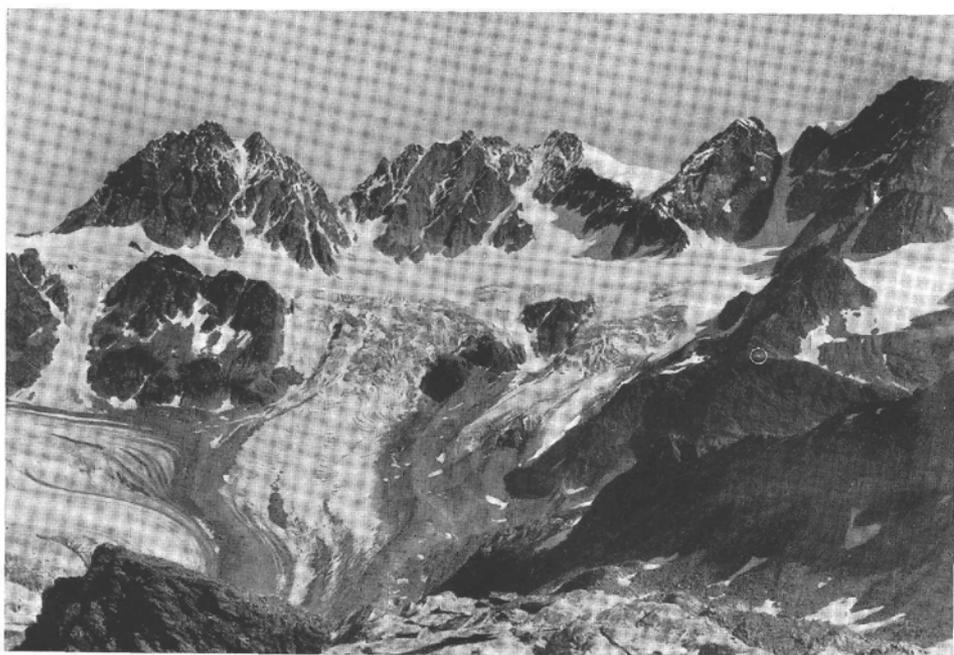


Abb. 4. Auf dem Monte delle Forbici. Blick über die Scerscengletscher auf Piz Rosseg, Piz Scerscen und Bernina, Crast'agüzza und Westflanke des Piz Argient



Berge birgt. Sollen sie dort vergeffen sein, wo sie doch hier nicht nur einige Kenner, sondern viele Bergfreunde beglücken können? Hören wir — breit und maßvoll lesend — ihm zu:

Heilige Stunde

In silbernem Panzer
gehämmert aus Firn,
so heben die Berge ins Blau ihre Stirn.
Der Sonnengott drüber
in goldenem Kleid,
ihm sind sie in Demut zu dienen bereit.

Auf Schneeschuh bin frebelnd
hierher ich geirrt,
von himmlischen Strahlen wie Pfeilen umschwirrt.
So kalt ist das Reich und
so heiß doch die Luft
und so donnernd das Schweigen, das aufwärts mich ruft.

Und wär' gleich den Bergen
so blank auch mein Schild,
so wär' ich hier oben zu bleiben gewillt,
als einsamer Wächter
zu dienen bewährt,
zög ich im saphirenen Dome mein Schwert.

Doch bin ich nur Asche
und halte als Gast
hier oben Minuten nur glückliche Raft.
Bald scheucht mich die Klarheit,
die Helle wird Qual,
trägt wieder, ihr Hölzer, hinab mich ins Tal. L. Lang.

Ist es nicht beglückend, das, was wir als Schildläufer auf einsamen Winterbergen alle irgendwie einmal ähnlich empfanden, hier in so vollkommene Form gegossen und als Kunstwerk im klingenden Rhythmus seiner Verse einherstreiten zu sehen? Alle Prosa verblaßt, vergeht, aber das weiße Wogen dieser Verse wird in uns haften. Das ist dann das Glück des Dichters.

* * *

Bald schon kam auch uns die bittere Gipfelsucht an, und erst das gleitende Schweben durch die Firnmulden des Sellagletschers erlöste uns davon. Als wir aus dem letzten Bruch des Gletschers, — vorsichtig uns durchschlängelnd — heraus waren, da setzten wir an der Spitze zu einem Schuß an, dessen Flug uns nahe an die Grenzen unseres Mutes führte: die Schneehaut hatte nämlich schon ein wenig angezogen und auf dieser Glasur schossen einem die Schier wahrhaftig wie unter den Füßen davon.

Piz Glüschaint, 3600 m

Dieser Berg liegt in der Mitte der sogenannten Sellagruppe, d. h. des Gipfel-Halbrundes rings um die Sella-Rosegfirne. Er beherrscht und krönt das Bild in jeglicher Hinsicht. Ein breiter Sturz wilder Eiskastaden verteidigt ihn, wenn man stracks über

den Gletscher auf ihn los will, wie das im Winter, d. h. mit Schiern, fast zwangsläufig nötig ist. Will man ihm aber über den Grat des Hauptkammes sich nähern, so stehen die Schildwachen der Nachbarn abweisend dazwischen. Im Sommer wird dann auch meistens „der ganze Kram auf einmal erledigt“. Ich habe solch eine Überschreitung der ganzen Sella-Gruppe in meinem Berninabuch, S. 74, geschildert.

Der Piz Glüschaint ist ja kein übermäßig hoher oder schwieriger, geschweige ein berühmter Berg. Aber er ist trotzdem ein stolzer Gipfel und eine Winterbesteigung eine „vornehme Angelegenheit“. Darüber waren wir uns einig.

Als wir nun vom Piz Sella zurückkamen, alle glücklich, einige aber auch recht müde, da vernahmen wir, daß drei Genenser, gute Bekannte, den Glüschaint heute mit Erfolg angepackt hatten. Von ihnen vorzüglich beraten, zögerten wir keinen Augenblick, den Berg sofort als nächstes Ziel zu wählen für jene aus der Horde, die keiner Rast bedürftig und der schwierigen Aufgabe mächtig waren.

Um 4 Uhr früh, als wir uns erhoben, waren nur ganz vereinzelt Sterne zu sehen, aber wir brachen um 5 Uhr auf und schoben uns schnell über den halben Sella-Gletscher empor. Dann schwenkten wir westwärts und erklimmen den mit einigen Felsmalen, gleich den Nunataks der polaren Eisländer, besetzten Firnrüden, der Sella- und Rofegfirn trennt oder verbindet — wie man will, denn sehr ausgeprägt ist das *E i n z e l l e b e n* der zwei Eisströme nicht.

Wir gelangten so in etwa 2900 oder 2950 *m* Höhe in die unterste der drei großen Firnmulden, die stufenförmig als Riesentreppe zwischen Piz Glüschaint und La Sella emporsteigen.

Der Aufstieg von dieser ersten auf die zweite Stufe ist durch einen wilden Eisbruch gesperrt. Man konnte ihn rechts oder links ausholend durchsteigen. Die drei aus Senna waren rechts aufgestiegen und links abgefahren, weil die schlimme Zerklüftung rechts die Abfahrt sehr böß gestaltet hätte. Wir beschlossen also, links auch aufzusteigen, um das Gelände für die Abfahrt schon zu kennen.

Leider wurde man unweigerlich gezwungen, mitten gegen den Bruch vorzudringen durch ein Eistal, bis senkrechte, mit sturzreifen Eistürmen geradezu gespitzte Eiswände Halt geboten und das Auskneifen nach links oder rechts gerade hier erst möglich wurde. Dies Gletschertal, durch das wir jetzt aufstiegen, war übersät mit Trümmern von Eislawinen. Sie lagen schließlich so dicht, daß wir abschnallen mußten und zu Fuß über die Eisblöcke emporhasten, um rasch aus dieser Todesgasse herauszukommen. Endlich gewannen wir eine Mulde außerhalb der Schußbahn, wo wir rasten konnten. Aber ein kalter Wind und eine graue Wolkendecke machten die Rast unfreundlich, so daß wir bald wieder weiterschoben. Hier lagen große Massen loderen Pulverschnees, aber endlich konnten wir die zweite Stufe oder Hochmulde ob dem Bruch überqueren. Sie war durch einen Längswall in zwei Mulden aufgeteilt und wiederum von Eisschlag bedroht, aber noch viel unheimlicher als die untere, denn der Eismulst, der da drüber hängt (in den Sella-wänden), war in der Mitte zu einer riesigen schwarzblauen Eiskapelle völlig ausgehöhlt, so daß es einfach unbegreiflich war, wie dies Gebilde noch da oben hielt. Die Größe der Höhle hätte ein Haus hineinzustellen erlaubt. Bizarre Eisgebilde umzackten den blaugrünen, innen nachtschwarzen Schlund.

Ich trieb die Freunde zur größten Eile an, hatte ich doch einen ganz genau gleichen Eisbruch am Kirchenkogel (bei Gurgl) dicht hinter uns zusammenbrechen sehen, eine Katastrophe von solchen Ausmaßen, daß wir (eben erst aus der Sturzbahn herausgetreten!) wachsbleich in das Getöse starrten, dem wir knapp entronnen waren.

Ich äugte und lauschte immerzu empor, denn das Abbrechen kündigt sich meist mit einem unheimlichen Knistern an, und auf Schiern ist immerhin vielleicht eine Flucht möglich.

Endlich kletterten wir auf dem Steilhang außerhalb der Sturzbahn und erklimmen

über ihn die dritte und oberste, vom Wind hartgeblasene Mulde zwischen Sella und Glüschaint.

In weitem Bogen schoben wir uns durch die Mulde in die Ostflanke unseres Berges hinauf, bis wir in der Fallinie unter der Nordgratscharte standen. Hier blieben die Schier. Während die Freunde sich anseilten, begann ich mit Haho emporzuklettern, und bald hing die ganze Meute am Grat. Schnee, Wächten, Wind, Kälte gaben ihm übergenug Würze, und so bewahrte uns der stolze Gipfel seine stolze Art bis zur Spitze, 3600 m. Dort erlebten wir jene seltsame Täuschung, der alle Glüschaintbesteiger verfallen: Blickt man nach Süden, so ist das äußere Malencotal wie ein Buch aufgeschlagen und gibt einen Blick frei in den tiefsten Grund der quersiehenden Valtellina, des Veltlins bei Sondrio, 350 m. Die breite rüchglatte Talsohle schimmert zartgrün und die große Tiefe und Ferne legt einen lichtblauen Duft drüber: „Ein Seel“ rufen alle. Aber es ist eine Täuschung, ist der erste Gruß des Südens — 3250 m unter uns! Da stehen wir, 3600 m hoch, im Eis der Bernina, das wir gesucht haben. Und nun starren wir alle nach dem silbergrünen Gruß des Südens hin — immer wieder. Seltsames Los der unruhigen Seelen.

Ein kalter Wind weht über den Gipfel. Ein eintöniger Schneehimmel deckt die Alpen. Nur im Nordhalbkreis ist ein blaues zartes Himmelsband frei über sonn-glänzenden Schneespitzen. Dorthin schauen wir auch oft. Und so irren, schwingen unsere Herzen hin und her zwischen hoffnungsgrünen Tiesen und sehnsuchtblauen Fernen.

Am 12 Uhr 45 Min. verlassen wir den Gipfel. Am 14 Uhr 45 Min. stehen wir vor der Hütte auf Mortel. Wir schauen zurück, und ein ganz leises Gruseln rieselt über die Wissenden hin, wenn sie daran denken, wie wir da durch die Eisbrücke hindurchstiegen und herabglitten und wie diese mit Worten niemals darzustellenden Gebilde über uns hingen, schreckhaft, lautlos, unheilswanger bis zum Bersten und Aufbrüllen.

Am so schöner war die Raft dann auf der Gletscherseide, wo diese Gefahr endgültig hinter uns lag, wo die Sonne durchkam und die schöne Abfahrt uns aufnahm zu Schuß und Schwung.

* * *

Am anderen Tag wurde gerastet. Weil jede wünschbare Sonne auf der Altane vor der Hütte brütete, so bauten wir diesen Ruhetag so gerissen aus, wie nur alte Bergbären das vermögen. Haho ist darin von majestätischer Größe, homerischer Phantasie und faustischer Genußfreude. Wir sammeln Pigmente und grunzen vor Wonne; wir schwelgen in Schleckereien und feierlichen Bekenntnissen. Dann liegt wieder die ganze friedliche Stille von Mortel um uns her.

Man hört wahrhaftig das „Donnern“ der Stille. Die Schmelzwasser der Eiszapfenvorhänge klingeln. Eine Mundharfe schmeichelt sich dazwischen. Plötzlich aber schreden uns fremde Menschen, Gäste vom Rosegrestaurant: Ein Schihäsel in sonnengoldgelbem Pullover taucht auf und wird von der Belegschaft mit Gebrüll begrüßt: „Der Frühling ist ausgebrochen!“

Aber sie bleibt uns nichts schuldig und wird außer mit den zwei Kavaliern, die ihr nachsteigen, auch mit unserer übermütigen Meute fertig. Eine Nutti kommt, und wir erfahren, daß drei am Glüschaint sind. Schnell das Fernrohr her. Richtig — da krabbeln sie am Nordgrat. Nutti darf durchschauen, ist selig und auch ein wenig entsetzt zugleich. Und dort — was rennt denn dort über den Gletscher? Herum mit dem Fernrohr! Wahrhaftig ein stattlicher Fuchs, seine buschige Rute schwingend, segelt geschäftig über die Gletschervogen. Dann beschäftigen uns wieder einige Schiläufer, die auch vom Restaurant herauspilgerten und unten auf dem Gletscher herumirren, einzeln, zu zweien und so harm- wie planlos, daß man alsbald sieht, was Geißes sie sind. Ohne Seil, ohne sich umeinander zu kümmern, steigen sie da und dort über den Sellagletscher

empor, als ob das die Idiotenwiese wäre beim Schihotel. Wirklich: den Seinen gibt's der Herr im Schlaf.

XI Chapütschin, 3389 m

Wir wollten jetzt einmal in die Chapütschingruppe eindringen. Weil ich aber der üblichen Schiföhre noch immer nicht traute und es mir auch schien, als böte der obere westliche Kossegfirn eine besonders schöne Abfahrt, so gedachten wir, den Herrn Kapuziner vom Süden her zu besuchen.

Um 5 Uhr, als wir uns erhoben, hingen einige Wolken um die Berge. Die drei Senenjer wollten den Kosseg angehen. Sie waren schon am Werk. Um 6 Uhr 15 Min. marschierten wir — heute die ganze Horde — ab und über den flachen Kossegletscher nach Süden vor bis an den Fuß des ersten der zwei Eisbrüche, mit denen dieser Gletscher-Teilstrom aus der Firnmulde zwischen Muongia und Chapütschin herabstürzt. Es war keineswegs sicher, daß ich mit dem großen Trupp da durchkäme, aber wir fanden dann einen Durchschluß, indem wir zuerst über die steile Gletschermitte bis hoch in die Brüche hinaufstiegen und dann — unter Eiswänden hin — nach Westen querten, bis eine glatte Steilmulde uns leicht auf die prächtigen Eshänge ob dem Bruch führte. Von hier ab ist herrlichstes Schigelände, das fast nie betreten wird. Schon der recht abenteuerliche und landschaftlich eindrucksvolle Durchschluß hatte meine Leute begeistert, jetzt aber freute sich alles auf die Abfahrt. Leider begannen sich die Berge zu verhüllen. Wir jauchzten noch zu den Jenenfern hinüber, aber nur ein vielfaches Echo gab Antwort. Dann verschwand der Piz Kosseg in den Wolken, die ihn eben noch — von der Sonne durchglüht — wie eine Auroreole umgeben hatten. Wir überquerten den Gletscher wieder nach Südosten, stiegen neben P. 2994 empor und querten dann zum drittenmal den Gletscher gegen den Südfuß des Chapütschin hinauf. Hier setzte ein heftiger Schneefall ein, als wir gerade das erstmal die prachtvolle Firnmulde übersehen und feststellen konnten, daß der Kleine Chapütschin (mit der lustigen Gipfelzahl 3333 m!) von hier aus ein idealer Schiberg sein müsse. Aber auch der Große konnte, guten Firn vorausgesetzt, mit Schiern ziemlich hoch empor bestiegen werden, und zwar gegen seine Ostschulter hinauf. Heute allerdings war das nicht verlockend, denn als wir jetzt bei heftigem Wind und Schneefall über die steilen Schneehalden anstiegen, da erwiesen sie sich als beinhart verharscht. Den Gipfel aber gab ich deshalb nicht auf. Einige der Horde hatten zwei Tage gefeiert, da mußte dringend etwas geschehen! Die meisten waren aber doch sehr erstaunt, als ich sie jetzt abschnallen, die Schier eintammen und mir nachsteigen hieß. Die Berge der Umgebung waren nämlich längst im Schneewirbel und Nebel verschwunden und auch unser Berg stieg, von Wind und Schnee umflattert, als drohendes Bollwerk in die jagenden Nebel hinauf. Die Gipfelsüdwand besteht nämlich aus steilen Felsen; sie dürften nicht einmal leicht zu ersteigen sein. Aber eine schmale, sehr steile Schneerinne führt kerzengerade durch diese Felsen zur Spitze hinauf. In dieser Rinne stiegen wir empor. Je näher wir dem Grat kamen, um so steiler wurde sie und um so heftiger stürzte sich der Schneewind durch sie herab. Aber wir schafften es und standen nach dem Ausstieg auf dem Grat mit wenigen Schritten am sturmumbrausten Gipfel — alle acht. Der Wind zerrte an uns und drang durch die Kleider. Der Schnee slog und peitschte uns — aber wir hatten eine sprudelnde Freude an dem Gipfel, obwohl wir kaum etwas sahen von der berühmten Rundschau. Lustig raffelten wir daher über den blodigen Ostgrat wieder hinab bis auf seine Mittelschulter und schwenkten dort wieder in die Südflanke zu unseren Schiern zurück. Das war Sport im besten Sinne: Das gesetzte Ziel wird in jedem Falle erreicht.

Die Abfahrt war unter diesen Verhältnissen kein reines Vergnügen, zumal wir angefeilt durch den Bruch fuhren. Aber die Freude am Durchhalten und an der schönen

Kameradschaft befriedigte uns vollkommen. Und wer ein wenig gut auf Schiern stand, kam bei dem schönen Neuschnee auch auf seine Rechnung.

Piz Roseg, 3927 und 3942 m — eine Winterbesteigung

Ein und jeden Tag, wenn wir unsere Schier im weiten Reich des Roseg- und Sella-
gletschers tummelten, stand dieser Koloß über uns, dieser Piz Roseg, den die gewich-
tigen Stimmen der Fachleute nächst dem Paili als den schönsten Berninagipfel be-
zeichnen.

Der fast wilde Wunsch, ihn zu besteigen, wuchs mit jedem Tag. Meine Gefährten
überfielen mich schon mit wuchtigen Drohungen, wenn sie auch nur den Schein eines
Zweifels an diesem kühnen Plan aus Worten oder Mienen zu lesen glaubten. Geradezu
rebellisch aber waren die drei Frauen, die in unserer Horde brauner Gefellen ohnehin
den aufreizenden Pfeffer darstellten. Jetzt aber, seitdem ich die gefährlichen Worte
„Piz-Roseg-Winterbesteigung... vielleicht doch möglich“... , seitdem ich das gewagt
hatte, waren sie wie die vielberühmten Hyänen. Sie fielen mich an: „Wenn ich nicht
mit darf, dann —“ und drohendes Augenfunkeln sollte mich einschüchtern. Aber ich hatte
den Entschluß schon gefaßt und mit den Gefährten besprochen:

„Kinder“, sagte ich, „das ist nicht nur so mit dem Piz Roseg. Das ist kein ‚Schiberg‘!
Der Berg ist auch nicht gespurt. Ich weiß nicht, ob er überhaupt in diesem Winter
schon angepackt wurde. Er gilt im Sommer schon als eine raffige und klassische Großtur
im Eis der Bernina. Folglich ist das — wenn wir uns schon dran wagen — eine rein
männliche Angelegenheit!“

„Selbstverständlich!“ gestand einer toderntesten Gesichtes, „die Weiber bringen uns
bloß draus.“

Wir lachten hellauf und — waren einig.

Aber sie ließen sich's nicht nehmen, uns wenigstens mit aller Sorge zu umgeben, als
wir nun folgenden abenteuerlichen Plan faßten: wir wollten die Zeit und Wetter-
gunst besonders schlau nützen und dem knappen Frühlingstag einen Fehz Mondnacht
voranhängen. Der volle späte Mond stand nämlich sehr günstig für uns, indem er die
zweite Nachthälfte lang auf unsern Anstiegsweg — den Sella-
gletscher — schien und dann auch den Weiterweg — die steile Westfirnwand des Roseg — beleuchtete, solange,
bis der erste Morgenschimmer ihn ablöste. Das hatte ich herausgetüftelt. Und so hielten
wir's denn auch. Wir kehrten vom Chapütschin zeitig heim und machten uns sofort
daran, alles aufs peinlichste vorzubereiten und uns sehr früh in die Decken zu rollen.
Die Jenenser hatten bei dem Unwetter das Ziel nicht erreicht. Es stand uns also
allerlei an Spurarbeit bevor!

Genau um Mitternacht verließen wir die Hütte. Der Piz Roseg warf einen dunklen
Schatten auf den Gletscher. Die übrige Eiszwelt des gewaltigen Firnbeckens lag aber
im Vollmondlicht geisterhaft da, in bleichem metallischem Glanz. Eine absolute, erschref-
fende Stille verschlang die Worte und das Scharren der Nagelschuhe, als wir jetzt über
den beinharten Hüttenhang auf den Gletscher hinabstiegen.

Auf dem Gletscher angelangt, war die Hütte nicht mehr sichtbar. Wir waren allein
in der großen Eiszwelt. Wir schnallten an und schoben uns in langer Kette wortlos
durch die mondbleiche Landschaft, aus der — alles beherrschend — unser Berg über-
gewaltig aufwuchs, ein Mahnmal und eine riesige Frage.

Das Schweigen, mit dem wir auf vertrauten „Wegen“ über die Gletscherstufen in
weiten Lehren emporstiegen, es wurde kaum gebrochen. Diese Nacht, wir werden sie
nie vergessen. Ein eisiger, bissiger, nadelsscharfer Nachtwind stürzte sich über den Glet-
scher herab auf uns und drang durch Mark und Bein. Wir marschierten emsig und ver-
bissen. Der Mond marschierte mit und erbarmungslos der Nachteiswind uns entgegen.

Links und rechts in der Düsternis des Zwielichtes versanken die Klüfte dunkel und drohend. Wir selbst schienen in einem gleißenden Spiegel zu schreiten, der mit uns wanderte. Der Nachtwind schlürfte mit rauschendem Fegen den Kristallstaub über den Schneespiegel.

Als der Mond sich den Westbergen zuneigte, waren wir fast drei pausenlose Stunden unterwegs. Die Grabeskälte schien zu wachsen. Wir waren dem windoffenen Sellapas nahe. Aber wir schwenkten jetzt links im Bogen an den Fuß der im Mondlicht geradezu ungeheuerlichen Wand, über die wir aufsteigen mußten. Als ihre Steile jäh aufstand, wurde der Schnee beinhart. Die Schier faßten nicht mehr. Wir rissen sie ab, ramnten sie ein und stürzten uns ohne Halt auf den Berg, kampfgierig, um zu erwärmen. Da drang ein Ruf durch die bisher kaum gestörte eisige Nachtsille: „Hallo! Häuptling!“

„Was gibt's?“

„Ich kehre um, ich halte die Kälte nimmer aus!“

„Ja, aber du kannst doch nicht allein über den nächtlichen Gletscher abfahren, jetzt mußt du schon mithalten.“

„Mensch — ich erfriere ja!“

Und dabei war das der sportlich scheinbar beste Mann unseres Trupps, Willy's Freund, der Berliner Athlet, ein sabelhafter Turner, mit einem Körper, der ihm den Spitznamen „Apollo vom Belvedere“ eingetragen hatte.

Er fuhr schließlich gegen meinen Willen und auf seine Verantwortung ab. Zum Glück wurde sein Rückzug nicht das Signal zum Zusammenklappen der übrigen Front. Ich eiferte deshalb die Meute an und riß sie in schärfstem Tempo hinter mir her, an dem steilen Gehänge empor, wohl wissend, daß heißes Draufgängertum allein uns über diese gefährliche Frühstunde hinweghelfen konnte.

Die Steigeisen, die wir jetzt angeschnallt hatten, bißen „wie Gift“. Und das war gut. Sie hielten uns aber mit ihrer heiklen Arbeit, die sie erforderten, auch in geistiger Bewegung. Und das war auch gut. Mit dem Niedergang des Mondes legte sich jetzt ein tiefer undurchsichtiger Schatten über den Roseg-Sella-Kessel und damit eine große Sorge auf mein Gemüt, fuhr doch der eigensinnige Alleingänger dort jetzt hinab. Aber die harte Aufgabe, die ich als Führer zu bewältigen hatte, riß mich dann wieder zurück in die nähere Wirklichkeit, ihre Not und Größe.

Größe? Ja, denn der untergehende Mond sank jetzt in den Dunstraum des Horizonts und wuchs dabei vor unseren Augen zu einem immer größeren gelben schmelzflüssigen Riesenball. Er verbreitete auf zarten Wolkenstreifen, Dunstbändern und Gebirgskämmen ein ganz unwirkliches Licht, eine Mischung niegeschauter Farben zwischen Rostgold und Violett, mit braunen vulkanischen Tönen und mit dem bleichen steinernen und bleiernen Licht des nahen Morgens vermengt. Wir erstarrten angesichts dieses Bildes wie vor einer urweltlichen Landschaft oder einer außerweltlichen Fata morgana, aus dem Jenseitigen herübergespiegelt in unsere frostklirrende Morgenmüde. Und bald kam es über mich, fast mit Erschrecken: Der Karfreitag war angebrochen!

Dann gewannen die Berge mählich Gestalt. Es schien, als wüchse vor unsern Augen das Antlitz der Erde aus der Nacht, als höbe sich ihre Brust aus dem Dunkel dem Lichte zu. Und dann glitt ein Rosenschimmer drüber hin, ein Lächeln, das uns erschauern machte, denn jetzt betraten wir nach härtestem Kampfe mit steilstem lawinendrohendem Gehänge die Schulterhöhe des Berges. Dort wurden wir selbst von dem Lächeln gerötet und sahen das entzauberte Haupt unseres Berges im silbernen Helm seiner himmelnahen Höhe erglänzen.

Und damit war er besiegt. Damit war die grausame Nacht zurückgesunken in die dunklen Klüfte der abgründigen Gletscher uns zu Füßen.

Wohl stand vor dem Sieg noch ein vielstündiger Kampf, stand das regelrechte Wühlen einer Gasse durch den unergründlichen Schneewall, der vor dem Gipfel lag; stand der

abenteuerliche Eiertanz über die eisglatten Schilde und Panzer der Grate; stand der jähe Abfall einiger Gefährten, die zurückblieben, als der erst vom Vorgipfel, der Schneehaube, sichtbare höchste Hauptgipfel dieses zweiköpfigen Riesen sie urplötzlich aufstarrte.

Wohl standen wir erst um 10 Uhr 30 Min. auf dem Silbersaum seiner Gipfelwächte — aber der Sieg war unser, als wir die Nacht überwunden hatten. Die Nacht? Nein — die eisige Kälte und die seelische Umklammerung dieser Nacht. Oder — deutlicher — nichts anderes als uns selbst. Und dort beginnt das Glück des Kühnen. Im Selbstüberwinden.

Als wir am Nachmittag am Fuß des Berges in strahlender Sonne saßen, von den gütig lächelnden und sorgsam um uns bemühten Frauen begrüßt, als wir dann wohligher durchwärmt in sanften Bögen vogelbeschwingt hinabglitten, da erst wurde es uns offenbar, daß wir ganz dicht am Rande des Himmels hingeschritten waren.

* * *

Die Größe dieses Gipfels und Abenteuers kam den beglückten Freunden erst am anderen Tage ganz zum Bewußtsein. Wir verbummelten diesen Tag. Und das war gut, denn so konnten sie sich zurückfinden in die Erhabenheit dieses edlen Berges und des ernststen Karfreitages.

Nun sollte, nun mußte — auch den Frauen zuliebe — eine schöne Schifahrt die Osterwoche auf Mortel beendigen. Und dazu schien uns kein Ziel geeigneter als der

Chapütschin pitschen, 3333 m

und kein Tag besser als der Ostersonntag. Und er tat alles, um seinem Namen Ehre zu machen, brach er doch klar und sonntäglich an. Wir waren von der ersten Minute an voll feiertäglicher Freude. Als wir nach 6 Uhr über die Gletschermitte hinzogen, bildeten wir eine breite wohlausgerichtete Front und marschierten im Takte der Mundharmonika über die glatte Breite des morgendlichen Gletschers. Ringsum leuchteten die besonnten Gipfel herab. Und über eine Weile hörten wir ein Klängen, hielten still und lauschten: Unser guter Hüttenwart Sauter saß vor der Hütte und spielte ein Osterlied auf seiner Klarina. Noch lange begleitete uns der ferne Klang. Als wir um 7 Uhr 45 Min. durch den Eisbruch schlüpfen, funkte die Sonne in das Eis hinein, daß man nur zu schauen hatte.

Bei der Chapütschin-Fahrt hatten wir das alles gar nicht so auskosten können. In weiten Schleifen spurten wir durch die schon beschriebenen Mulden hinauf. Der schöne Pulverschnee versprach eine Abfahrt — eine Abfahrt!

Unser friedlicher flüssiger Aufstieg wurde nur einmal kurz unterbrochen durch eine Eislawine, die aus den Brüchen über der Felsinsel 2994 herabknallte und eine herrliche Staublawine auslöste. Dann war wieder die feierliche Ostersonntagstille um uns her. Wie ganz anders, wie weit und frei gab sich heute die oberste Firnmulde, wie befriedigt schauten wir durch die Steilrinne empor zum Großen Chapütschin.

Am Fuß des Kleinen Chapütschin hat der Wind unter einer warmen Felswand eine ideale Rastmulde ausgefegt. Dort saßen wir lange, gerade gegenüber vom Piz Roseg, dessen ganzer Aufstieg vor uns entfaltet war. Auf dem Großen Chapütschin tauchten jetzt zwei der Jenerfer auf. Sie waren uns gefolgt. Wir jauchzten einander zu und bald litt es auch uns nicht mehr länger. Einige Kehren noch mit den Schiern, dann eine Wanderung über die schönen Blöcke des Gipfels, und die ganze Westbernina lag vor uns in sonntäglichem Glanz. Drunten das liebe Fergal, das — seinen schönen Schifahrten zum Trost, die gewiß nicht zu verachten sind — doch seine große Schönheit im Sommer entfaltet: die schönsten Bergwiesen, die ich je sah. Auch von Sils, von dem tiefblauen See war ein Stück zu sehen. Ein Frühlingsahnen leuchtete herauf.

Das ganze Glück über die erfolgreiche Woche, die schöne Kameradschaft, die zufriedenen Gefährten, der prachtvolle Tag und Abschluß machte uns übermütig. Eine verwegene Ansprache voll unsinniger Purzelbäume machte uns tollern wie Kinder und freischen wie ein Stall voll Hühner.

Und so begannen wir die Abfahrt, deren jauchzende Luft die schönste Entspannung für unsere sprudelnde Freude war, ein Hineinjagen in Glück und Sonne.

Die große Osterüberraschung aber bereitete uns Sauter, indem er uns zu einem köstlichen Abschiedessen einlud mit Erdbeeren und anderen guten Sachen. Die Frauen packten Osterhasen aus — kurz es war wie bei Müttern. Und bei sich daheim zu sein ist doch das Schönste.

In der italienischen Bernina

Wir hörten vom „Festlichen Land“ Engadin. Wir weilten in den Gletscherrevieren von Morteratsch, Tschierva und Rosseg. Aber wenn wir der Wahrheit die Ehre geben wollen, so müssen wir sagen: Wohl sind jene die Glanzpunkte der Bernina, die Träger ihres Weltrufes, aber ihr Glanz wird erst ganz offenbar, wenn als unerhörte Gegensätze die italienischen Südfanken und Täler der Bernina in unseren Erlebnisraum getreten sind. Schon eine Fahrt mit der Berninabahn, an den großen Gletschern vorüber, von 2250 m am Berninapaf hinab auf nahezu 400 m in Tirano (Veltlin) ist wie ein Traum so unwahrscheinlich. Das entzückende Poschiavo, der stille See von Le Prese, das heiße breite Veltlin mit seiner bewegten Geschichte, seinen weißschimmernden Kirchen und seinem dunkelroten weltberühmten Wein sind schon eines Besuches wert. Aber wie steigert sich nun dieser südseitige Aufbau, wenn wir umgekehrt aus dem Veltlin wieder emporsteigen zum Berninapaf oder etwa von Sondrio durch das Malencotal zur Marinellihütte des C. A. J.

Das Malencotal. Wie auf den Stufen eines Altares schreiten wir den Höhen zu. Ich kenne vielleicht keinen Hüttenaufstieg in den Alpen mehr, der einen solchen Bilderwechsel bietet, solche Gegensätze: da ist das breite glühende Veltlin, das bunte rebenreiche Sondrio, dann die Riesenschlucht des Malencotales, die sich bei Chiesa, 962 m, dem italienischen Pontresina sozusagen, plötzlich aufstut. Da sind die Bergnestler Lanzada und Tornadri, 1075 m, die glühheißen Wände — Felsen und Kiefern wie auf Korsika — nach Francisa hinauf; dieses ein smaragdgrünes Idyll in wilder Felswelt. Am Weg ein Asbestbergwerk mit dem biegsamen faserigen seidenglänzenden und grün-schillernden Mineral in breiten Gängen. Denn der Lärchenhain auf den Dossi di Veto, wo plötzlich die Cime di Musella auftauchen, so hell, schlank und fed, so gar nicht uralpin, dah wohl jeder an die Dolomiten denkt.

Es war ein feierlicher Septemberabend, als wir dort wieder einmal hinaufstiegen und selber wieder erstaunt vor diesem Bilde verhielten. Durch den sanften Boden von Campascio hummelten wir vollends hinüber und hinauf zum Bergrestaurant, 2010 m, der Alpe Musella, das ebenfalls in einem schönen Lärchenwald liegt. Hier bezogen wir ein erstes Quartier, billig und gut.

Monke Casso Moro, 3108 m

Wir wählten diesen unschwierigen Gipfel als erstes Ziel, weil er einen großartigen Gesamtblick der Südfanke des Hauptammes gibt. Ein klarer Herbsttag tat das seinige dazu. Wir folgten dem Weg zur Marinellihütte, bis wir ostwärts durch ein wirres Gerölltal zur Forcola Fellaria, 2819 m, ansteigen konnten. Unterwegs fanden

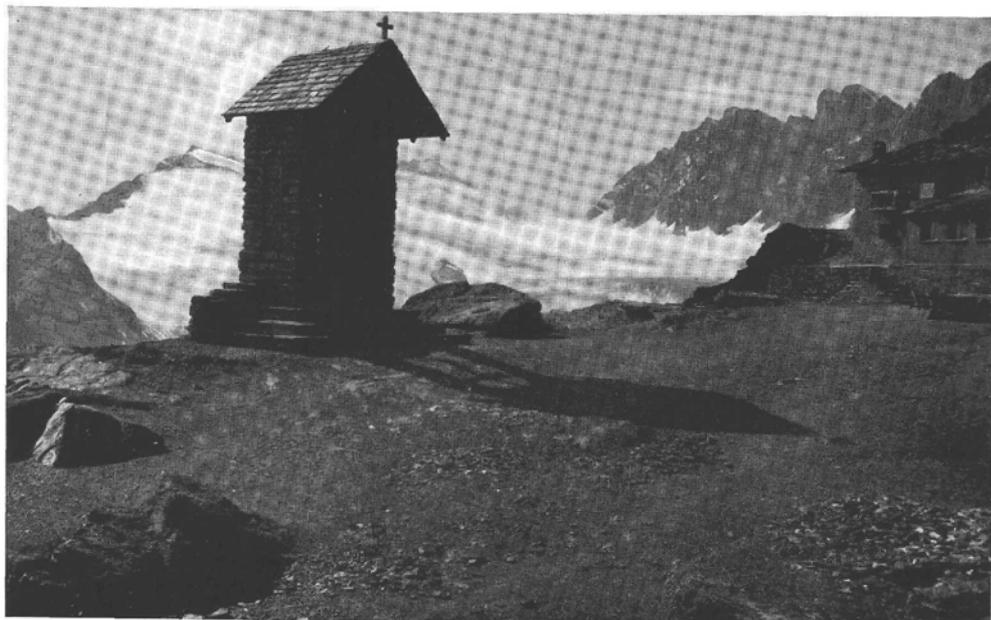


Abb. 5. Vor dem Rifugio Marinelli. Blick nach Westen auf den Tremoggia- und Sellakamm

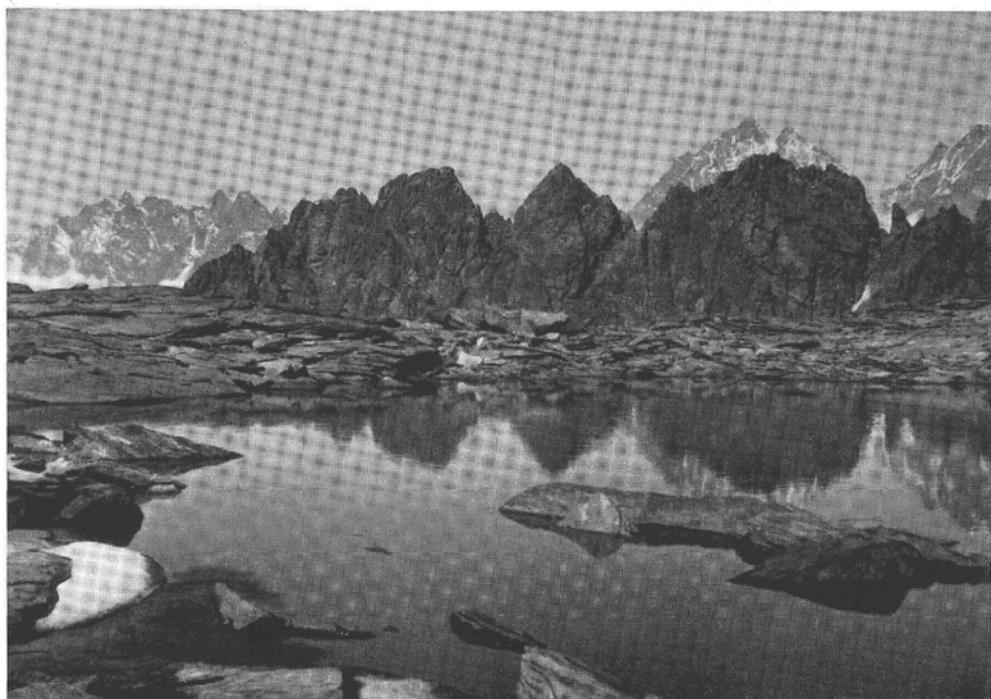


Abb. 6. Am Monte Casso Moro:
Die Südflanken der Cime di Musella und (im Hintergrund) des Bernina-Hauptkammes

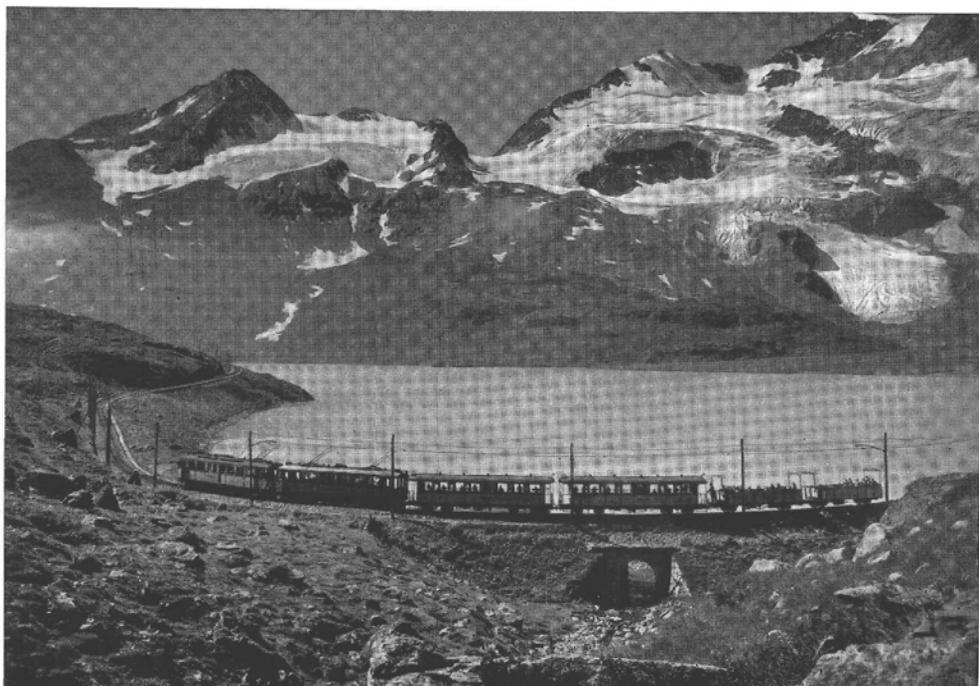


Abb. 7. Berninapass und -bahn. Der Lago Bianco gegen Piz Cassal Masone links und Piz Carale rechts



Abb. 8. Sommermorgen bei Fer-Curtins gegen Piz Tremoggia links und Piz Fora rechts



wir besonders schönen Abseht in einem Spalt, ein allerdings zum Glück nicht abbauwürdiges Vorkommen.

Von der Forcola weg blieben wir am Grat und gewannen über einen Vorgipfel die Spitze ohne große Mühe. Über den teilweise etwas steilen Gletscherbündel östlich des Grates dürfte eine Schifahrt auf diesem Gipfel sehr lohnend sein. Was an „technischen“ Reizen fehlt, ist an landschaftlichen in drängender Fülle gehäuft. Schon in der letzten Scharte vor dem Gipfelbau war ein Felsentor, wo, von dunkelgrünen und pechschwarzen Pfeilern begrenzt, ein Durchblick auf den in Gold, Blau und Silber schwimmenden Monte della Disgrazia sich auftat. Aber dann schlang sich nach vierstündigem Aufstiegsbummel ein Rundblick um den sanften Gipfel, so herrlich, daß wir nahe daran waren, die geplante Umkreisung des Berges zu opfern und einfach den Tag hier zu verträumen. Wenn ich nach einem Bild suche, so lassen Sie mich unseren Standpunkt mit einer breiten weitvorgesetzten Schloßterrasse vergleichen, an deren äußerster Kante auf einer barocken Ausbuchtung wir stehen. Vor uns erhebt sich das Schloß — ein barocker Prachtbau in reichster Gliederung, ungemeiner Breitenentwicklung mit vielen Nebengebäuden, und das Ganze in Rot- oder Goldbraun mit Weiß und Blau gehalten: die stolze Südsucht der Bernina vom Piz Verona über gar alle namhaften Gipfel hinweg bis zum Piz Fora. In wahrhaft majestätischen Mäßen und Stufen wallen und wühlen die Gletscherströme herab, steigen und streben die roten Türme und Wände empor, die Häupter mit silbernen Wächtenkronen überglänzt.

Und umgewendet jetzt, der Sonne zu: da liegt vor dem Schloß, einem riesigen Park und Garten gleich, das südliche Alpenland gebreitet, alles in Duft und Glanz über den großen Tiefen der Täler schwebend. Was sind hier Namen, Zahlen, wo alle Maße zerrinnen, weil das Schönste „über die Mäßen“ schön ist und nur in dem Wunsche sich immerzu regt: Verweile!

Wir aber mußten uns losreißen, um der Aufgabe willen. Von der Forcola Fellaria sprangen und fuhren wir ostwärts zur Alpe Fellaria hinab, zuerst über alte, schwarze und dunkelgrüne Moränen, dann über silbergraue und goldrote Blockfelder, dann über die herbstgelben Platten tief hinab nach Gera, durch eine düstere Schlucht zur Alpe Campo Moro und von dort schnell hinauf zur Capanna Zoia, 2033 m, des C. A. J., die wir kennenlernen wollten, besonders auch, weil sie als Standort für Schifahrten in der Scalinogruppe beliebt geworden war. Sie liegt in schütterem Wald, so schön, daß wir uns nur schwer zur Rückkehr nach Nusella entschließen konnten. Spät abends trafen wir dort ein.

Zum Rifugio Marinelli C. A. J. Nach einem wegen Faulheit, spätem Aufbruch und glühender Sonne mißlungenen Vorstoß auf die Westliche der Cime di Nusella, rückten wir zwei Tage später weiter in die Gletscherwelt hinauf. Der Hüttenweg schlingt sich von Nusella durch zwei sonnige Mulden empor zur Capanna Carate, dicht unter der Bocchetta delle Forbici, 2662 m. Die private Klubhütte ist verschlossen und unzugänglich. Auf der Bocchetta öffnet sich der erste überraschende Blick in den riesigen Bergraum der Scercafensirne, die hier in großen Buchten und Stufen auf- und absteigen und linker Hand im Westen durch die düstere und geheimnisvolle Lanterna-schlucht verströmen.

Der Weg überschreitet dann in einer kleinen Scharte, bei einem Denkstein zum 50jährigen Bestehen der Sektion Valtellinese des C. A. J., den Nordwestausläufer der Cime di Nusella, wo sich ein neuer überraschender Blick auf den Caspoggiogletscher öffnet und die Capanna das erste mal sichtbar wird auf dem sonnigen Balkon jenseits dieses kleinen Gletschers. In weitem Rechtsbogen überquert man ihn und ersteigt diesen Balkon, um überrascht an seinem Rande zu verhalten. Eine tischglatte Stufe, 2812 m, ist in der Breite einer großen Straße aus den Felsen gesprengt. Bergwärts schmiegt sich die Hütte an den Felsen. Talwärts am Rande, der senkrecht niederbricht,

steht eine zierliche Kapelle oder besser ein Glockenstuhl, durch dessen liches Bauwerk die Berge und Wolken grüßen.

Die Lage dieser Hütte ist wahrhaft unvergleichlich, sowohl in der Landschaft und ihrer ungemeinen Weite und Größe, als in dem Eurengebiet und seiner nicht zu überbietenden Vielfalt an Eis und Fels, kleinen und großen Zaden und Sinnen. Was nordwärts als Eurengebiet auf drei oder vier Hütten verteilt ist, kann hier alles von diesem Mittelpunkt der Südseite angepaßt werden, allerdings natürlich auf anderen und ganz verschiedenen Wegen. Nachdem ich die großen Gipfel des Hauptkammes alle schon beschrieben und hier ohnehin nur wenig Raum habe, muß ich es mir versagen, auf die großartigen Südanstiege dieser Berge einzugehen. Ich beschränke mich auf die südlich vorgelagerten Spitzen, vor allem auf das Kleinod von Marinelli:

Die Cime di Musella und ihre Nachbarn

Wir kennen sie schon von Süden her und sind nicht erstaunt, daß sie auch von Marinelli her so zackig aufragen, dagegen doch verwundert, wie hoch das Eis hier an ihnen hinaufgreift und so einen kaum zu verstärkenden Gegensatz zwischen Nord- und Südflanke schafft: Im Süden prächtige Felswände und -pfeiler, im Norden jähe Eishalden und -rinnen neben glatten Plattenfluchten. Zwischen den beiden Flanken aber die reichgeschwungenen und gekürnten Verbindungsgrate der vier hübschen Gipfel. Hübschere Hausberge gibt es nicht leicht bei einer großen Gletscherhütte. Wir waren dann auch an jenem Septembertag eben dabei, sie aufs genaueste zu studieren und Erinnerungen an die Oktobertage 1924 zu beleben, als ein vertrauter Juchzer an unsere Ohren schallte und gleich darauf ein unverkennbares Federhütlein und eine ebenso unverkennbare Hose aus hellem Wellblech samt in einer Staubwolke herangefauft kamen. Oskar steckte drunter und drin, gefolgt von seiner schlanken Katrin und dem kleinen Franzl. Wir feierten gebührend das Wiedersehen und lungerten dann auf diesem Bergbalkon herum. Wieviel Duzend Male wir aber immer neue Bilder uns zeigten, fotografierten und bewunderten, das ist gar nicht mehr zu sagen. Zudem kannten wir die Familie Mitta, den Hüttenwirt und seine bergtütigen Söhne gut, und fanden so vortreffliche Aufnahme und Verpflegung in diesem guten Berghaus.

Die Punta Orientale, auch Cima di Caspoggio, 3135 m, der Cime di Musella war unser erstes Ziel am anderen Vormittag. Sie bewies dabei so recht ihren Wert als Schlechtwetterfahrt, denn nachts hatte es geregnet, in den Höhen geschneit und auch tagsüber wogte das Wetter hin und her, so daß wir erst kurz vor Mittag die Capanna verließen und in 45 Minuten zu Bocchetta di Caspoggio hinaufbummelten. Eine weitere Viertelstunde kostete der Übergang zur Südscharte am Nordgratfuß der Punta Orientale. Eine lustige Kletterei über Platten und Blöcke hob uns dieser Schneide entlang in einer halben Stunde zum Gipfel hinauf. Dieser Gipfel war frei, während der Hauptkamm im Norden und die Bergamaster im Süden in wüsten jagenden Wolken steckten, Wolken, aus denen helle Schnee- und Regenschneefahnen flatterten, indessen die Talungen in tiefster Bläue lagen, bis zu einem wahrhaftigen Tintenschwarz hinab. Das Werden und Wandeln eines Hochalpen-Wettersturzes entrollte sich vor unseren Augen in eindrucksvollster Weise.

In 7 Minuten sprangen und fuhren wir dann über die Nordostflanke hinab zur Bocchetta zurück. Über leichte Felsen, die von Edelrautenduft umzogen waren, kletterten wir von Süden auf die Cima Fellaria, 3083 m. Auf ihren schönen Blockgipfeln verfolgten wir die großartigen Wetterbilder, bis uns ein leichtes Schneien vertrieb. Eine große steile Firnschneeabfahrt brachte uns wieder auf den Caspoggio-Gletscher hinab und zur Hütte zurück.

Nachts und morgens schneite es wieder heftig. Unsere großen Pläne, an denen es

nicht mangelte, wurden von dem düsteren Treiben vernichtet. Als es dann später aufhellte, verbummelten wir den Tag notgedrungen auf der Punta Marinelli, 3186 *m*, wo wir stundenlang saßen, indessen sich die winterweißen Berge aus riefigen Wolken schälten, — für's Auge gar schön, für die Pläne ebenso bedrückend, und um so mehr, als der nächste Tag in reinstem Herbstglanz heraufstieg. Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns wieder mit den Cime di Musella zu beschäftigen, die auch jetzt wieder ihren besonderen Wert bewiesen als Lückenbiller. Wir ahnten allerdings nicht, daß uns eine der schönsten Gneisklettereien bevorstand, die wir je machen durften.

Der Monte della Disgrazia, eines der großen Prachtstücke in der alpinen Gipfel- und Formentwelt, lag in einem blaß goldgrünen Morgenlicht, als wir um 6 Uhr 30 Min. die Hütte verließen, in einer halben Stunde zum Dentinal hinüber spazierten und von dort über die Westrippe auf jene Schulter emporkletterten, auf der sich unser Gratfenster mit dem von Südwest herauf vereinigt. Durch eine vermächtete Scharte erreichten wir den ersten Steilaufschwung im Westgrat der Punta Occidentale, 3094 *m*. Er lag noch im Schatten und unter einem Staub pulvrigen Neuschnees. Wir zwei kannten ihn bereits von unserem „Versuch“ und legten mit größter Vorfreude die Kletterschuhe, 7 Uhr 50 Min. bis 8 Uhr 10 Min., an, denn hier beginnt alsbald eine herrliche Kletterei, die sehr böß herschaut, sich aber immer — ohne leicht zu sein — gut meistern läßt. Der prachtvolle Herbsttag und die geringe Höhe unseres Ziels erlaubten uns, zu bummeln und uns ganz dem Genuß der Gneiskletterei hinzugeben. Ob dem Steilaufschwung kommt eine zweite hohe Schulter mit einem Steinmann, 8 Uhr 50 Min. bis 9 Uhr, dann zieht sich der Grat gekürzt und gekhartet zum Gipfel hin, aber mit gesalzenen und gepfefferten Einlagen, so daß wir noch 2½ Stunden unterwegs waren, bis wir die Spitze der P. Occidentale endlich betraten. Das Fraule stieg leise wie eine Rahe und ruhig und sicher wie eine Gams nach oder voraus. Da war unter anderem ein roter Turm, dessen Überhang sogar durchbrochen war, so daß wir eine südseitige Umgehung vorzogen, dabei aber erst recht in die Lunte gerieten. Da die Beschreibung im Berninaführer als völlig wertlos sich erwies, so hatten wir das nette Geschenk des Wegsuchens obendrein. Nach einer gut halbstündigen Rast, 11 Uhr 25 Min. bis 12 Uhr 5 Min., machten wir uns an den Übergang zur Punta Centrale, etwa 3100 *m*, die durch eine sehr tiefe Scharte von der Punta Occidentale getrennt ist. Auch dazu fehlte eine brauchbare Beschreibung, aber wir schlängelten uns durch, standen um 13 Uhr in der Scharte und um 14 Uhr 15 Min. auf der Punta Centrale. Hier beschloßen wir, das Tageswerk zu beenden, weshalb wir uns nahezu 2 Stunden in die Gipfelsellen schmiegt, um den Herbsttag ganz auszukosten und dem Spiel der Wolken zu folgen, die jetzt das Gebirge belebten. Über Ostflanke, Bergschrund und Gletscher kehrten wir zurück zur Hütte mit dem lebhaften Wunsch, diese Gneisstürme noch öfters zu erklettern. —

Unsere Zeit war um, die hohen Berge eingeschnitten. Wir mußten uns von den Kameraden und Gipfeln trennen. Während jene am anderen Morgen sich über den verschneiten Sellapaf wühlten, erstiegen wir den Monte delle Forbici, 2908 *m*, um vielleicht einen Einblick in die Lanterna Schlucht zu bekommen, die als Wüstweg zu durchsteigen uns ungemein lockte. Der Karte nach schien das sehr einfach, aber mein Gefühl sagte mir, daß das — nach dem Anblick in der Wirklichkeit — nicht stimmen konnte. Der Durchstieg, im oberen Teil ziemlich hoch in der Ostflanke, ist denn auch nur sehr schwierig zu finden. Leider kann ich hier nur andeuten, daß dieser Gang eines der stärksten Landschaftserlebnisse meines Berglebens wurde, gar nicht zu reden von den wahrhaft phantastischen Gletscherschliffen im untersten Teil, die wie urweltliche Elefanten und Fabeltiere frei und oft beidseitig überhängend im Schluchtgrund (Ostflanke des unteren Tales) stehen und von Musella unschwierig zu besuchen sind. Wer kein Pfadfinder ist, steigt durch die Schlucht besser auf als ab.

Bernina-Nachlese

Noch gibt es viele Kämme und Gipfel in dieser großen Gruppe; Gebiete, die zwar nicht zu den vielgenannten gehören, aber doch so viel eigene Schönheit bergen, daß ein Bild der Berninagruppe ohne ihre Teilnahme sehr unvollkommen wäre. Ja, ich möchte den Bergfreunden, die etwa durch diese anspruchlosen Berichte ins Engadin gelockt werden, aufrichtig raten, in eben jenen abseitigen und auch einsameren Bergen und Tälern ihre Wanderschaft zu beginnen. Sie werden dann sowohl in der Leistung als in der Landschaft jene Steigerungen erleben, die sich zum feierlichen Fest gestalten, wenn wir äußerlich und innerlich vorbereitet aus dem Vorhof in das große Heiligtum treten. — Aber auch als milder Ausklang sind diese Landschaften wohl zu dienen bereit, etwa wenn wir nach „Großer Fahrt“ noch ein wenig zu bummeln geneigt sind, vielleicht um von den Bergen am Berninapaf ins verlockende Puschlav hinabzuschauen und zu steigen oder um auf den blumenüberfüllten Matten des Fertales, in den Lärchenhainen dort und am Silber See einige Bergtage zu verträumen. Dabei kann der Sport ganz gut auf seine Rechnung kommen.

In diesem Sinne mögen diese Berge auch meine Schilderungen abschließen.

Der Caralekamm am Berninapaf

Eine große Vorliebe für weite Paflandschaften zog mich gerade zu diesen Bergen. Die Seen und das nahe Puschlav, über dem immer der Duft einer südlichen Vorahnung liegt, taten das ihrige dazu. Aber der Piz Carale entwischte mir allemal, so oft er auch im Plane war. So begrüßte ich denn die Bereitschaft dreier Bergkameraden, mit mir in diese sonst nicht gerade vielbesuchten Berge zu ziehen; und um so lieber, als auf diese Weise vier echte Schwaben sich zusammensanden, so daß ich mit tiefstem Wohlbehagen in urschwäbischen Lauten und Redensarten schwelgen konnte. Der Hannes, der sich schon bei einer Winterbesteigung des Großföhner bewährt hatte, war mit Lina schon vorausgereist. An einem prächtigen Julimorgen reisten wir von Klosters ab, Elsa und ich, um uns mit ihnen im Berninahospiz zu treffen. Aber an ihrer Stelle war eine Nachricht da, daß ihnen ein erster Angriff auf den Biancograt mißlungen sei und sie daher später einträfen. Es schien also, als ob es beim Carale wieder fehlgehen sollte. Um den schönen Nachmittage nicht tatenlos vergehen zu lassen, stiefelten wir zwei um 15 Uhr dem Piz Campascio, 2602 m, zu. Wenn es einen Punkt gibt, der meine Lehre und das Geseß vom „Bergraum“ als Träger der Bergschönheit bestätigen kann, dann dieser harmlose Kugel und Ostpfeiler der Bernina. Über die Rundhöder der Paflandschaft erwandert man seinen nordwestlichen Fuß und steigt fast ahnungslos auf einem Steiglein empor, wobei uns eine üppige Blumenwelt erfreute und wir durch Klettern am Grat zur Linken einige Abwechslung schufen. Steht man dann plötzlich auf dem Gipfelbach, so hat man lange zu tun, mit den Eindrücken und Überraschungen fertig zu werden, begreift aber auch schnell, daß viele — darunter der Alpenmaler Herzog, Dresden — immer wieder hierherkommen, kommen müssen. Da ist zunächst der nach Süden abgedachte Gipfelhang mit dem regelrechten Pelz eines Alpengrases bedeckt, der jetzt einen einzigartigen Anblick bot, weil die reifen Rippen im schönsten Violett schimmerten, wenn der Bergwind wie über eine Wasserfläche drüberlief.

1600 m tiefer lag das Puschlav mit seinem See und noch einmal 600 m tiefer ahnte man das Wellin. Dicht zur Rechten aber erhob sich das Eisgebirge der Bernina im Gegenlicht und Glanz des Nachmittags. Hinter uns glitzerten die Seen am Paf. Die vielen Bäche, die Bänder der Bahn und Straße schlängelten sich durch die Berge, Schluchten und Täler. Nord und Süd grenzten und grüßten sich und schufen jene Stimmung, jene

Töne, jene Luftfarben und Wolkenbilder, die ich am Berninapafß immer wieder bewundert und nie anderwärts so schön wiedergesehen habe.

Gleich am anderen Tag, da wir — als Lückenbüßer und um den Carale für die Fahrt mit den Kameraden zu sparen — den Piz Saffal Massone, 3035 m, bestiegen, erlebten wir dieses Wolken- und Luftmärchen in einem Reichtum, der kaum zu erfassen war und sich in der Gemeinschaft mit den Farben der Seen, der Felsen, der schönen Grosinaberger und der bunten Livignoalpen noch immer steigerte. Als Aufstieg wählten wir die Südflanke, die wir über Saffal Massone, 2377 m, gewannen. Dies „Steinhaus“ und Bergrestaurant ist ein beliebtes Ausflugsziel der Bahnturisten, die zu Tausenden die nahe „Alp Grün“ besuchen und nun zwischen zwei Zügen heraufsteigen, einen großen Wirbel erzeugen, um alsdann diesen köstlichen und eigenartigen Platz wieder der Bergstille zu überlassen. Die bienenforbartigen Steinhütten, ehemals die allereinfachsten Hirtenhütten und die Urformen des Steinhausbaues, sind auch heute noch eine Sehenswürdigkeit. Zwei Welten größter Gegenätze grenzen heute noch dort aneinander, wofür auch die Werbetafel eine halbe Stunde unterhalb ein heiterer Beweis ist. Sie laßt also: „Hier stellt sich der große wunderbare Paläolithiker vor die Augen. In der Nähe Gemsen, Alpenrosen, Edelweiß.“

Diese treuherzig-einfältige Anpreisung ist aber streng genommen nur ein beschämender Wahrheitspiegel für die Auchturisten, deren mehr als beschränkte Sehnsüchte darin sichtbar werden: Gemsen gesehen und Alpenrosen gerupft zu haben, ist ihr ganzer Wunsch.

Wir ließen den einzigartigen Platz dahinten und stiegen über die blumentreichen Steilschrofen der Südflanke unseres Zieles empor, bis uns eine schöne zuletzt gar nicht ganz leicht kletterbare Felsrippe auf jene hohe Schulter des Ostgrates brachte, die man schon vom Berninapafß erkennt und die einen Steinmann trägt. Über den Ostgrat gewinnt man leicht den Gipfel, 3035 m, der wieder ein Aussichtspunkt allerersten Ranges ist, bei den Jägern auch beliebt und — in seinem Westgipfel — auch bei den Schiläufern. Aus der Besteigungsgeschichte ist fesselnd zu wissen, daß der berühmte Gensjäger Gian Marchet Colani — weitbekannt als der „König der Bernina“ in J. C. Heers Roman — den Landmesser W. Rey schon 1846 hierherauf begleitete.

Die schönsten Sommerwolken segelten über die Berge, derweil wir hier rasteten, dann zum West- und Schigipfel (auch Colmo della Vedretta geheißen) und zur Fuorcla da Carale, 2832 m, hinabstiegen. Die Sommerglut und eine sehr kümmerliche mehr eingebildete Pfadspur lockten uns eiligst durch die Südhänge von Carale zum kühlen köstlichen Weinteller in dem einen der steinernen Bienenkörbe auf Saffal Massone hinab und zum Hospiz zurück, wo uns schon von Ferne ein Zelt im grünen Grund eines Bachgrabens die Ankunft unserer Fahrtgenossen freudig verriet.

Jetzt konnten wir endlich dem Piz Carale, 3429 m, zuleibe. Einer meiner großen Berninawünsche war dabei, vom Piz Carale über den Piz Cambrena zum Piz d'Arles überzugehen und über dessen Nordnordostgrat abzustiegen — eine der schönsten Gratsfahrten, die man sich denken kann.

Wir brachen dann auch entsprechend früh auf, stolperten schlaftrunken die Berninastraße hinab, klapperten über den Staudamm am Nordostende des Lago Bianco und überquerten den Piano di Cambrena, um zur Fuorcla da Carale aufzusteigen. Aber die unsinnige Hitze der Julitage, die selbst in diesen Höhen keine Frische mehr aufkommen ließ, fand jetzt ihre Entladung in einem Frühgewitter von so theatralischem Ablauf, daß wir aus dem Bewundern ja Hingerissenheit nicht herauskamen. Noch war es fast Nacht, als mit gespenstischer Eile nachbleiche und morgengraue Wolken urplötzlich über den eben noch feierlich stillen und klaren Berninapafß huschten, dahin und dorthin wuckten, bald dicht über den Pafß stoben, bald zu den Gipfeln sich ausbäumten. Das vordrängende Morgenlicht hob die Nebelgespenster aus der Nacht und eh' man sich verjah, schoß ein

brand- und rostroter, später schwefelgelber Schein in das Gebrodel ein und entzündete es. Der ganze Paß, das Tal, das Gebirge schien in wehenden Flammen zu stehen. Wieder und wieder standen wir still und schauten mit Staunen und auch Bangen in dieses Theater der Lüfte und Wolken. Noch hofften wir, war doch der hohe Himmel noch fast hell. Aber dann jagte urplötzlich ein pfeifendes Wettergewölk pechschwarz über den Cambrena herein. Blitze zuden auf und knallend barst das Gewölk im Donner und Regen. Wir hoffen und warten, und schließlich eilen wir zurück zum Hospiz, denn ein trostloser Regentag scheint anzubrechen. Wieder war der Carale verloren.

Da — um die zehnte Stunde des Tages hört das Gießen auf und so schnell es gekommen, verzog sich das Wetter. Rasch trommelte ich die Kameraden zusammen und um 10 Uhr 45 Min. zogen wir ein zweitesmal auf gleichem Wege los, um wenigstens den Piz Carale noch zu erobern.

Trotz Gewitter machte sich bald wieder eine drückende Schwüle breit und träge schleppten wir uns durch faulen Firn zur Fuorcla da Carale hinauf, 12 Uhr 45 Min. Ein übler Geröllschinder brachte uns auf die getürmte erste Schulter, 13 Uhr 15 Min., des Nordostgrates, die man bei gutem Schnee angenehmer über den Cambrenafirn gewinnt.

Dafür folgt jetzt eine teilweise recht spannende und oft auch schöne Kletterei über diesen Grat. Sie hielt uns $3\frac{1}{2}$ Stunden in Atem, kann aber natürlich frisch und frühmorgens viel schneller erledigt werden. Immerhin, weil eine Einzelbeschreibung der Türme und Umgehungen höher oben nicht gut gegeben werden kann, so wird man hier immer als Pfadfinder keine Zeit brauchen. Inzwischen rüdten neue Wolken herauf und spielten um die Gipfel. Auch um unseren Grat zogen die Nebel, als wir schließlich über den Firngrat des Schlufauffstieges die schöne Spitze gewannen, deren feiles Firndach nordwärts eines der Schmutzstücke des Berninabildes von der Bahn und Straße her ist.

Nur schweren Herzens verzichtete ich auf den verlockenden Gratgang zum Cambrena hinauf. Es schien, als wäre er nicht allzuschwierig, ja meist leicht, dazu aber doch so mit Fragezeichen versehen, daß man alleweil in Spannung bliebe. Aber um 5 Uhr des Nachmittags wäre dies doch nicht der rechte Weiterweg gewesen. Wir hatten ja noch mit dem Abklettern genug zu tun. Und tatsächlich zogen wir auch erst mit den ersten Sternen im Hospiz ein. Aber der kleine „Schandfleck“ Carale in meiner Berninasammlung war getilgt. Jetzt galt es, noch in der West-Bernina ein wenig aufzuräumen, nicht ohne vorher noch einige „bessere Sachen“ im Hauptkamm anzupacken, denn dazu war der Hannes gerade der rechte Mann. Aber bevor die Pläne recht gemacht waren, wurde er heimzureisen gezwungen und so kam die westliche Nachlese schneller daran, als wir es wünschten. Die großen Pläne wurden auf den Herbst verschoben.

Im Fetz- und Fedoztal

Der Juli neigte sich schon seinem Ende zu, als wir an einem gar prächtigen Sommermittag von Silvaplana aus dem Fertal entgegenwanderten und dazu natürlich jenen Pfad nahmen, der bei den farbigen Engadiner Häusern in Silvaplana sich von der Autostraße löst, auf einer Brücke den Inn überschreitet und alsdann immer am Südufer des Silvaplanaer Sees entlang nach Sils und Maloja führt. Im Jahrgang 1934, S. 75 dieser Zeitschrift habe ich den westlichen Teil dieser Wandererschaft gestreift. Für dieses östliche Stück gilt das gleiche Lob. Unter den großen Naturbildern der Erde wird dieser Engadiner Seeweg stets ein wichtig Wort zu sagen haben. Ich möchte mich nicht wiederholen und bitten, uns nach diesem einzigartigen Gang zwischen Wasser, Wald und Berg hinaufzufolgen von Sils in das Fertal, wo die heroische Landschaft von Roseg und Morteratsch und das festliche Land der Seen vom lieblichsten Idyll eines

mattenreichen Alpentales abgelöst wird. Niemals könnte ein solches Tal liebreizender und richtiger aufgebaut werden, wenn man einem Künstler oder Gott die Macht und Mittel dazu hätte. Ein paar Schritte aus dem heimeligen und doch vom Strom der Welt durchpulsten Sils-Maria heraus und schon steigen wir aus der Schlucht des Fergbaches empor durch jenen Engadiner Nischwald, den ich stets erkennen würde, wo immer man mich überraschend in ihm frei gäbe: Lärchen und Zirben, ein dichter federnder Strauchteppich und überspönnene Blöcke farbigen Urgesteins, um die sich die Bühnenleiter raufen würden, wenn man sie so mir nichts, dir nichts ihrer Kulissenkammer hinzufügen könnte. Dann flacht sich das Gelände, die ersten Matten schieben sich dazwischen, Hütten tauchen auf und bald öffnet sich über einem sanften Grunde das Tal, behangen mit dem schönsten Teppich der Erde, gewoben aus Matten- und Lärchengrün, Felsenbraun und Firnen Silber. Einige weißglänzende Häuser und braune Hütten liegen im Grund: Ferg-Platta. Der Weg schlängelt sich über den Bach, schwingt sich empor auf eine zweite Stufe: Ferg-Crafta, wo das entzückende Kirchlein steht und zwei der vier Gasthöfe des Tales. Und jetzt senkt er sich sanft dem mittleren Talgrund zu, der mit dem hinteren Talboden eine regelrechte grüne Wiege bildet, das Glanzstück des Tales, über dem — den Mattenbogen verstärkend — der immer silberhelle Fergfirn aufgehängt ist an dem reinen weißen sanften Gratbogen zwischen Piz Tremoggia und Piz Fora. Es ist eine Harmonie der Linien und Farben, die bestenfalls mit einem wohlklingenden Lied zu verbildlichen ist. Von der Blütenfülle der Mattenpracht aber zu sagen, vermag ich nicht Worte zu finden, zumal sie, als wir jetzt in dem milden Sommerabend dort hineinwanderten, eben im höchsten Überfluß der Farben und Düfte prangten, denn eben jetzt begannen die Mäher die erste Mahd in den noch unberührten Blumenteppeich zu legen. Noch lagen die braunen und weißen Hütten von Ferg-Curtins und Muot, wo wir in der kleinen Pension Bals, 1950 m, die behaglichste Unterkunft fanden, inmitten des Blumenmeeres, das im Abendwind wehte und duftete und mit seinen Tausend und aber Tausend Margueriten aufleuchtete wie die windgewellte schaumgekrönte grüne See.

Während der Gletscher im Abendhchein lag, die feierliche und auch wehmütige Musik der Senfendengler den Gesang der Insekten und das Lied des Baches ablösten, schmiedeten wir alsbald Pläne. Der Corvatsch—Tremoggia-Ramm am Ostrand des Tales war mir wohlbekannt. Ich habe ihn in meinem Berninabuch (vgl. Zeitschr. d. D. u. O. A.-B. 1934, S. 58) mannigfach beschrieben und dort auch unseres „historischen“ Besuchs beim alten Kluder gedacht (S. 11—27). Dagegen war mir im westlichen Grat nur der Piz Led von einer Schifahrt her vertraut (ebenda S. 15) und besonders die *F o r a - g r u p p e* mit der Fedozumrahmung ein altbegehrtes Ziel. Der reinen Silberhaube des Piz Fora sollte daher unser erster Angriff gelten.

Um 6 Uhr 30 Min. brachen wir andern Tags auf. Ein herrlicher klarer Morgen hatte den Ferggletscher schon ins Licht gerückt und unsere Spitze stand hoch und schneehell im Blau, so recht das hohe Ziel schlechtthin. Aber die Alp da Segl gewannen wir jenes große Bergsturz-Trümmerfeld der Stübetta, 8 Uhr bis 8 Uhr 15 Min., das mit samt seinen kleinen Seelein auf dem Siegfriedatlas (S.L.) gut bezeichnet ist und wo die Murmeltiere auf allen Wänden hocken und pfeifen. Hier verliert sich der Pfad und man quert in gemächlichem Anstieg hinüber zum Rande des Vadret dal Güz. Auf diesem Gang waren ganze Felder des Frühlingsenzians am Wege und der rosarote entzückende Gletschermannsschild bildete erste Postler.

Bei einer halbstündigen Raft am Gletscherrand, 9 Uhr 30 Min. bis 10 Uhr, bewunderten wir die Silberfäden der vielen Bäche, die jenseits des Tales über die Steilstufen (Las Blais) herabglitzerten. Das Prachtstück des Ausblickes aber war der Piz Tremoggia, ein in jeglicher Hinsicht seltsamer und „dankbarer“ Berg: Von Osten, auch als Schigipfel, leicht, von Westen als Kletterberg raffig und dabei ein Schaustück der Gesteinskunde und Alpengeschichte mit seinem Marmorhelm auf von weitem fast

pechschwarzgrüner Unterlage. Bei der Kletterei am Westgrat kann man diese Gegenstände mit Händen greifen und sich an einer Weltenscheide der Erdgeschichte fühlen, denn am Piz Tremoggia tritt u. a. die tektonische Alpengrenze zwischen Ost- und Westalpen zutage (die topo- und geographische dagegen wird auf den Splügenpaß verlegt).

Der Weiteraufstieg zum Piz Fora ist gegeben: Man steigt über die Firnhänge auf den unteren Nordnordwestgrat, den man aber nicht in der Fuorcia Fer-Fedoz, 3145 m, sondern oberhalb des ersten, z. T. felsigen Gratbänders bei einer flachen Firnsenke, (11 Uhr 10 Min. bis 20 Min.) betritt. Dies ist auch eine ganz großartige Schifahrt.

Wir sahen mit Staunen und Neugier hinüber in den einsamen, nur ganz selten von Menschen besuchten Firntranz des obersten Vadret da Fedoz, aus dessen flacher Silberschale der Gletscher ganz unvermittelt in die Fedozschlucht hinabstürzt. Wir waren schon aus Abenteuerfreude entschlossen, einen Teil des Kranzes zu umschreiten und dann in diese Talschlucht hinabzusteigen. Indessen umgaukelten Wolken die Gipfel, uns aber eine Schar weißer Schmetterlinge, die sich in diese Einöde verirrt hatten und offensichtlich in arger Bedrängnis waren.

Der weitere Gratgang ist einer der schönsten leichten Firngrate, die ich kenne. Nur sollte man früher dran sein als wir, damit er noch gut gefroren ist. Von Wolken und einzelnen Nebeln umzogen, betraten wir 12 Uhr 30 Min. die schöne Spitze des Piz F o r a, 3372 m, zu einer halbständigen Rast und zu einer vielseitigen Schau, aus der die Disgraziagruppe, das Bergell und der läche Tiefblick ins Malencotal besonders vorstechen. Dann nahmen wir den schönen, nirgends besonders schwierigen, aber immer unterhaltsamen Grat zum M o n t e d e l l' O r o, 3153 m, in Angriff. Firn und Fels wechseln immerzu, indessen der stets freie Blick das Auge und der Gratwind die Stirne erfrischt. Der Monte dell'Oro ist der Schneide entlang ein reiner Felsgrat. Der Firn reicht nicht so weit empor, wie im GL. dargestellt. Kurz vor P. 3077 verließen wir gegen 15 Uhr für heute den Grat und begannen den Abstieg ins Fedoz. Der Eisbruch — auf der Karte viel zu sanft gezeichnet, wie auch das rechte östliche Ufer des Bruches — ist ganz ungangbar zur Zeit und gar eine Schifahrt (Route) dort emporzuzeichnen, istbarer Unfinn. Am linken westlichen Ufer kommt man am besten durch, aber steile Moränenhalden machen das im Spätsommer sehr unangenehm. Wir wollten das andere, weniger übersichtliche Ufer erforschen, überquerten den Gletscher ob dem Bruch und stiegen in die steilen begrünnten Schrofenwände des Ostufers hinab. Das ist gar nicht einfach und mehr als zwei bis drei Durchstiege dürften nicht zu finden sein. Sie zu beschreiben, ist hier nicht möglich, wohl aber sei gesagt, daß die Landschaft in diesen wilden Wänden, dicht neben dem ebenso wilden Eisbruch an die unberührten Gebiete und Bilder außeralpiner Gebirge erinnert und mit jedem Abstiegsmeter immer großartiger wird. Durch ein wüstes Lawinentobel konnten wir endlich auf die Gletscherzunge hinabfahren, die ihrerseits ein Urbild der Bergwüstenei war mit Schlammströmen und Trümmerhalden. Immer enger, düsterer, unwirtlicher wurde die Talschlucht, bis wir endlich unweit des Gletschertores ihren unheimlichen weg- und feglosen Grund betraten und an den abschreckenden dunklen Wandfluchten emporstarrten, selber verwundert, daß und wie wir an dieses Weltende gelangt waren. Blaugrün, abendschattig, zerklüftet und unnahbar stürzte der Eisbruch gespenstisch fast herab aus der hohen, noch besonnten Firnkronen in unsere, vom Gletscherbach durchdonnerte Ode, die schon lange und tief im Schatten lag. Wir hatten das Uralpenland gesehen.

Ergriffen wie beglückt wandten wir uns talaus. Das Tal bewahrt seine enge trogartige Schluchtgestalt bis zum Ausgang. Es gibt keinen Geviertmeter in diesem Tal, der lawinensicher ist. Und doch trafen wir inmitten eines gewaltigen — in der Karte nicht vermerkten! — Bergsturzes beim Talsnid zu Füßen des Piz Salatschigna auf einen Hirtenpfad, ja sogar eine Ochsnerhütte, die sich zwischen die hausgroßen Blöcke versteckt hatte.



Abb. 9. Blick über den Eißer See in das Isertal links und das Isedogtal rechts



Abb. 10. Am Lej Egrischus im Fetzal. Der Piz Fora und Piz Güz von Osten

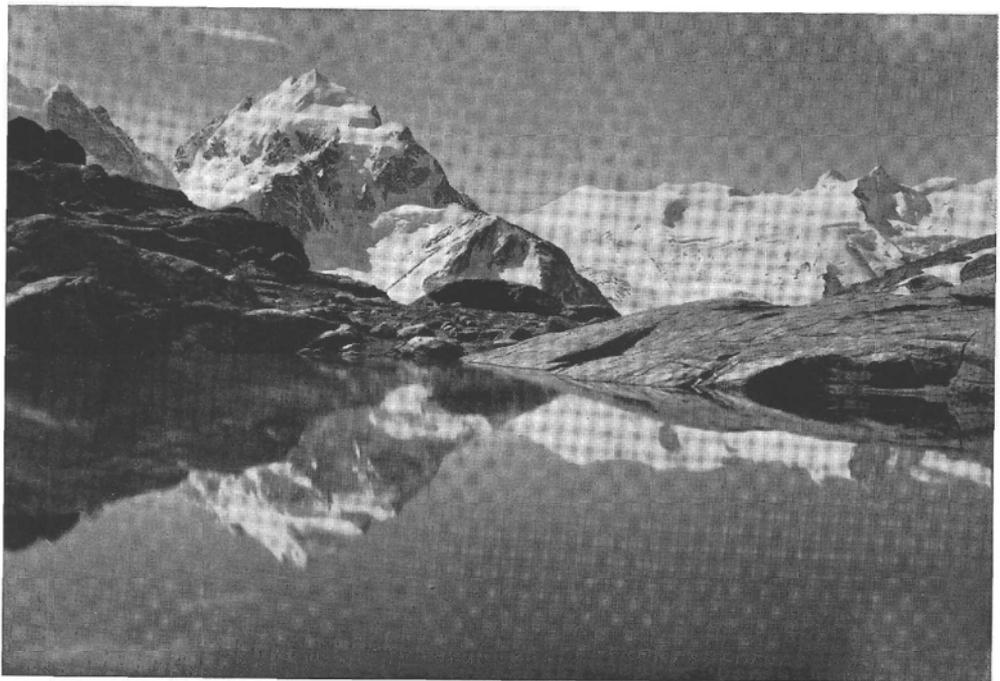


Abb. 11. Am hohen Mittag auf der Suorela Surlej gegen Piz Rosseg und die östliche Sellagruppe



Ein zuletzt arg ermüdender Marsch ohne Ende führte uns über die Alpe Pedpreir-Gilve und Feg-Craffa nach Curtins zurück, wo wir mit sinkendem Tage einzogen und noch lange die Eindrücke dieser Entdeckungsreise besprachen.

* * *

Der andere Tag galt als verdienter Rasttag, den wir aber nicht ganz verbummelten, vielmehr zunächst das Grab Christian Kluders in dem kleinen Friedhof beim alten Kirchlein in Craffa besuchten und mit einigen Blumen das Andenken an den großen Bergführer ehrten. Dann zeigte ich der Gefährtin das Haus in Platta, wo er einst wohnte, wo wir ihn besuchten und die reiche Bücherei und Wissenschaft dieses schlichten Mannes bewunderten. Ein Spaziergang nach Sils-Maria vollendete den Rasttag, nicht ohne Nießches zu gedenken, dessen Geist hier in dieser Landschaft unwillkürlich lebendig wird. Hier fand er den Raum für sein Schaffen. Am 3. September 1883 schrieb er seinem Musikerfreund Peter Gast aus Sils: „Dies Engadin ist die Geburtsstätte meines Zarathustra. Ich fand eben noch die erste Skizze des in ihm verbundenen Gedankens; darunter steht: ‚Anfang August 1881 in Sils-Maria, 6000 Fuß über dem Meere und viel höher über allen menschlichen Dingen‘“.

Hier entstanden viele seiner hinreißenden Verse und auch diese der Bergstille entwachsenden feierlichen Zeilen:

Sils-Maria

Hier saß ich wartend, wartend — doch auf nichts,
Jenseits von Gut und Böse, bald des Lichts
genießend, bald des Schattens, ganz nur Spiel,
Ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel.
Da plötzlich, Freundin, wurde eins zu zwei —
— und Zarathustra ging an mir vorbei.

Aber es ist ja nicht nur Nießche, der hier seine Eingebungen empfing. Es sei nur an Ruskin, an Segantini oder an Rilke erinnert, die Tage reinsten Glückes hier verbrachten.

* * *

Unser nächstes Ziel war das Gratstück von der Fuorcla Feg-Fedoz über Piz Güz und Led zum Piz Salatschigna, denn darüber war im ganzen Schrifttum nichts zu finden, abgesehen von den Einzelbesteigungen auf den üblichen Anstiegen. Es boten sich also wieder die Freuden einer Entdeckungsreise. Am 6 Uhr 15 Min. brachen wir auf, wiederum von schönem Wetter begünstigt. Am immer Neues zu sehen, gingen wir diesmal im Talgrund vor bis zu jener Bergsturzschwelle, die Muot Selvas heißt. Von ihrem Südrand, 7 Uhr, stiegen wir pfadlos gerade zur nördlichen Stirnmoräne des Güzgletschers hinauf, durch silbergrüne Weiden, dunkle Alpenrosen, Tälerchen und Mulden, wo Murmeltiere friedlich spielten. Eine Lerche schwebte hier, nahe den Gletschern, jubilierend im Blau. Der frische Nordost trieb ganz gleichend helle Schönwetterwolken über die Berge und auf gutem harmlosem Firn stiegen wir unter den steilen Felsen der Ostwand des Piz Güz entlang empor zur Fuorcla Feg-Fedoz, 11 Uhr. Der beim Anmarsch ungemein eindrucksvolle Südgrat des Berges entpuppt sich mit einer unschwierigen Westflanke nicht sehr verlockend, bot aber, als wir nun der Schneide ganz treu folgten, eine geradezu köstliche Kletterei im Urgestein, dessen Festigkeit sich schon in Form und Namen des Berges (= Spitzer Berg, im Gegensatz zum Piz Led = Breiter Berg) verrät. Die schönen Felsen, die schönen Bilder, die schönen Tage ließen uns in eine arge Bummelerei und Genußsucht versinken. Um 13 Uhr betraten wir

die Spitze des Piz Güz, 3168 m, auf der wir 1½ Stunden weilten, um immer neue Bilder zu entdecken. Über den Casnile-Largo-Ramm des Bergells schauten die Walliser herüber mit dem von hier aus immer so feierlich am Alpenrand wie aus dem Meere aufsteigenden Monte Rosa.

Der Übergang zum Piz Led, 3092 m, kostete 1 St. 20 Min., einen undankbaren aber leichten Abstieg nach Norden und lustige Kletterei über den Südgrat hinauf. Die Fortsetzung der Gratwanderung bringt allerlei Auf und Ab und Überraschungen, ist aber sehr reizvoll, zumal man, ahnungslos vorwärts bummelnd, auf einmal vor einer jähren Felswand mitten im Gratverlauf steht. Ein jeder Wandquergang nach Westen erlaubt eine sehr schöne Überlistung, und dann geht es immer über allerlei grüne Rücken zum Piz Salatsigna, 2752 m, der als zerklüftete sturzberedete Ruine über dem tiefen düsteren Fedoztal hängt und den großen Bergsturz dort drunten ebenso leicht erklärt, wie er ihn bald vermehren wird.

Obzwar die Gratwanderung zum letzten Gratpunkt, Mott'Öta, 2452 m, einer der schönsten Spaziergänge der Bernina ist (und eine ihrer beliebtesten Schifahrten), so beschlossen wir doch, unser Tagwerk zu beschließen. Wir sprangen geradeweges hinab zum Hotel Fer — ein Stück innerhalb von Curtins und wie die anderen Unterkünfte für Bergturen sehr beliebt — und schauten bei einer guten Tasse Schweizer Kaffee nun zum vierten Male zu, wie die Sonne aus dem Mattengold der Gründe von dunkelblauen Schatten emporgehoben wurde auf den Fesfirn, der noch spät am Abend glomm und glühte, wie wir es in der Alpendichtung da und dort von einem Tale lesen und hier glücklich vollendet finden. Ein gutes Geschick schütze das Tal vor weiteren „Verkehrsinteressenten“, deren blinde Eier so oft die Quellen des eigenen Wohlstandes verschüttet.

Über den Rosatschkamm

Nachdem ich Elsa noch am Abend zu einem Schrofengürtel ob Fer geführt hatte, wo sie mit kindlichem Entzücken ihr erstes Edelweiß pflücken konnte, bummelten wir von Curtins über Marmoré zur Fuorcla Surlej hinauf. Diesen Höhenweg, den man auch von Sils antreten kann, bezeichne ich ohne Bedenken als den schönsten Alpen Spaziergang, den ich kenne. In ununterbrochenem Wechsel entfaltet sich das seenreiche Oberengadin zu Füßen, steigt die Albulagruppe jenseits empor, bis dann in letzter Minute auf der Fuorcla jenes klassische Dreigestirn Rosseg-Scerfcen-Bernina und ein Großteil der übrigen Gruppe in schärfstem Gegenfals zu dem Grün und Smaragd der Matten, Wälder und Seen in dem ganzen Glanz der Firne mit einem Schlage dasht und herstrahlt, ein unvergeßliches Bild. Durch die Möglichkeit, in der vorzüglichen Surlejhütte, 2760 m, bei dem berühmten immer heiteren Simon Rähmi zu nächtigen, rundet sich das Bild mit den Abend- und Morgenstimmungen zum großen Alpengemälde, das auch wir zutiefst genossen.

Um anderen Tage dann erfüllte sich einer meiner letzten großen Berninawünsche: Die Gesamtüberschreitung des Rosatschkammes. Leider war es schon am frühen Morgen schwül. Wir frühstückten um 7 Uhr vor der Hütte in der Morgen Sonne, gingen um 8 Uhr weg und waren um 9 Uhr auf der Südschulter der Crasta d'Arlass, wo die schöne Genußkletterei zu ihrem 3129 m hohen Gipfel, 10 Uhr 20 Min. bis 11 Uhr 30 Min., beginnt. Man turnt fast immer stracks über die Schneide. Nur ein Turm wird links in der Flanke angepackt. Schon jetzt lag die Bernina fast ganz vor uns, der Ortler grüßte herüber, das Wallis, ein Bild, das sich ununterbrochen neu erfüllte beim Weitermarsch. Aber die lustigen Türme geht es hinab in den 2986 m hohen Sattel vor dem Piz Surlej, die man auch durch weisseitige Umgehung ziemlich leicht erreichen und so die ganze Gratwanderung unschwierig gestalten kann, denn der Weiterweg über Piz

Surlej, 3192 m — Piz San Gian, etwa 3130 m —, Piz Rosatsch, 3122 m, zum Piz da Staz, 2995 m, und mit Abstieg nach St. Moritzbad ist für geübte oder gut geführte Bergwanderer unschwierig, wenn auch ziemlich lang. Dafür aber ist dies die landschaftlich weitaus großartigste Gratwanderung des ganzen Engadins, bei der sich eine unvergleichliche Rund- und Fernschau mit dem schönsten Tiefblick und Gesamtanblick des Oberengadins verbindet. Wie die Seen — alle — herausglänzen und die Dörfer — alle von Maloja bis Juoz — da drunten liegen; wie, wenn man sich umwendet, die Eismwelt der Bernina uns anstrahlt, das ist einmalig auf dieser Erde und selbst in diesem gesegneten festlichen Land ein Höhepunkt alpinen Erlebens.

Ich kann die Einzelheiten dieser Fahrt, den hübschen Wechsel der Gipfel, der Firnfeldern, Grate und der auch so bunten Felsen nicht alle schildern, ohne das Vorgesagte zu zerstören. Wir zogen von Gipfel zu Gipfel den ganzen lieben langen sonnigen Tag. Immer neue Fernen wuchsen heran, das Walliser Weisshorn, ja sogar aus den Grajischen Alpen glaubten wir einen Gipfel zu sehen. Die Presanella, das Rheinwaldgebirge, das Bergell, der Tödi, Weißkugel und Wildspitze stiegen auf und viele.

Um 16 Uhr waren wir endlich auf dem Piz Rosatsch, wo zu unserem Staunen viele Schwalben umherfegelten und die Felseneinsamkeit belebten. Der ganze mächtige Rücken des Kammes, der sich nur im Piz Rosatsch nochmal schärft, ist nämlich ein eigenartiges Trümmerfeld, fast bar jeden Pflanzenlebens.

Da wir über die Muottas da Sclarigna nach Pontresina wollten, um wirklich den ganzen Kamm zu erwandern, so eilten wir schon nach 10 Minuten weiter hinüber zu dem gelben Felsendach des Piz da Staz, der dann zu unserem Staunen nach Nordost plötzlich niederbrach und mit einem brüchigen Grat an ein tieferes vorgeschobenes Bollwerk angeschlossen. Dessen begrüntes Dach — Pontresina lag jetzt verlodend im Abendlicht drunten — stürzte seinerseits mit steilen Schrofen ab, deren Begehung im Abstieg größte Vorsicht und viel Zeit kosteten. Aber schließlich standen wir inmitten der glodenklingenden Herde auf den Muottas und fanden den beliebten Pfad, der durch einen der üppigsten Engadiner Wälder uns nach Pontresina geleitete, als eben hinten im Rossegal der Piz Glüschaint, der Glänzende, seinen Namen mit regelrechter Rotglut zu rechtfertigen suchte und die ersten Lichter in den Hotels entflamnten. Dann klaperten unsere Nagelschuhe durch das liebe alte „Sarazenendorf“ Pontresina, das wie Zermatt im Wallis hier im Engadin das Mekka der Bergsteiger ist, zu dem sie wallfahren werden, solange der morgenfilbrige Palü und der abendgoldene Glüschaint in seine Straßen glänzen.

* * *

Auch ich kam mit großen Plänen und mit meiner Frau im Herbst jenes Jahres wieder. Aber die Ungunst der Verhältnisse erlaubte uns knapp noch jene Biancofahrt, die ich schon im Jahrgang 1935 am gehörigen Ort beschrieben habe. Dann war der Bergommer endgültig vorbei. Aber wenn auch noch dieser oder jener Gipfel oder Grat in meinen Berichten fehlt, so hoffe ich doch, den Leser wenigstens mit den Wünschen erfüllt zu haben, die ihn zu einer Reise in das festliche Land bewegen können. Wir jedenfalls kehrten dankerfüllt heim und auch mit neuen Hoffnungen. Beides aber vermochte sich im Glück der Rück- und Vorschau zu einem Danklied auf die Bernina, mit dem ich schließen will:

Bernina

Wo immer deine Gletscher glänzen
entschwingt sich dem bewegten Geist
ein Dankeslied in Feuertränzen,
das seligstes Erinnern heißt.

Wo deine roten Felsen steigen,
erklimmt das Glück den hohen Grat
und schaut erfüllt vom großen Schweigen
entzückt zurüd auf jeden Pfad.

Ja Firn und Felsen, Glück und Glauben,
sie tragen unsren Himmelsraum.
Die Herzen fliegen auf wie Tauben
und schweben zwischen Tat und Traum.

Die Taten ruhen in den Sinnen,
die Träume rufen sie zurück
und weben um die hellen Zinnen
ein schleierartiges Hoffnungsglück.

W. F.

Erläuterungen der Bilder

Tafel 23

Abb. 1. An derselben Stelle stand früher die Mortelhütte.

Abb. 2. Der übliche Winteranstieg. Wir kamen von der entgegengesetzten Südseite.

Tafel 24

Abb. 3. Ganz links die Dschimels. Zwischen den zwei Sellaspitzen und dem Glüschaint der Pizzo Sondrio. In Richtung auf ihn erfolgte unser Winteranstieg durch die Brücke zum Glüschaint.

Abb. 4. Wir sehen den oberen Scerseen-Gletscher sich mit dem unteren (von links kommend) vereinigen. Rechts im Kreis auf der Felsstufe die Marinellihütte. Die berühmten Hauptgipfel der Bernina wenden uns ihre felsige Südflanke zu. Der Gipfel des Piz Argient ist nicht mehr sichtbar, rechts.

Tafel 25

Abb. 5. Der Gletscher hinten ist der untere Scerseen-Gletscher mit der Fuorcla Fer-Scerseen in der Mitte. Links von der Kapelle der Sasso d'Entova, rechts der Piz Tremoggia. Ganz rechts die ganze Südflanke der Sellagruppe vom Piz da la Fuorcl'ota bis zu den Dschimels rechts über dem Hüttenbach.

Abb. 6. Vorne die Cime di Musella von links nach rechts, Punta Occidentale, Punta Centrale, Punta Seconda; hinter ihr der Piz Roseg und rechts der Scerseen. Ganz links hinten die Sellagruppe.

Tafel 26

Abb. 7. Dicht rechts vom Piz Saffal Massone der flache Wintergipfel über dem Gletscherlein; rechts davon die Fuorcla da Carale. Von ihr nach rechts empor der von uns begangene Nordostgrat des Piz Carale. Ganz rechts oben noch der Cambrena. Im Vordergrund die Berninabahn.

Abb. 8. Ganz links die Abstürze der Chapütschin-Gruppe. Am Piz Tremoggia ist die scharfe Trennung der Gesteine deutlich zu erkennen.

Tafel 27

Abb. 9. Auf der Halbinsel, die von links in die Seemitte hineinragt (am Bildrand), ist der Niehsche-Gedenkstein. Über dem Fergtal die Chapütschin-Gruppe und rechts der Tremoggia. Zwischen den zwei Tälern der lange Grat vom Noll'ota vorne zum Piz Led hinten. Rechts dahinter der Fedoz-Gletscher mit dem Monte dell'Oro.

Tafel 28

Abb. 10. Vom Piz Fora nach rechts herab der beschriebene Nordgrat (Nordnordwestgrat), der rechts in der Fuorcla Fer-Fedoz dicht zu Füßen des hübschen Piz Süz endigt.

Abb. 11. Rechts vom Roseg der schöne Schigipfel des Piz Sella. Daneben die zwei flachen Dschimels und die Hörner der Sellaspitzen.

Fünzig Jahre Schladminger Tauern

Von Hans Wödl, Wien

Die Wiener Alpine Gesellschaft „Preintaler“, die seit dem Jahre 1885 die „Schladminger Tauern“ der Erschließung zuführte, hat sich nach 50 Jahren selbständiger Tätigkeit durch Umbildung in eine Sektion des D. und O. Alpenvereins dem großen Gesamtverein der deutschen und österreichischen Bergsteiger eingegliedert. Sie bringt als Morgengabe ein Arbeitsgebiet von hervorragendem Anwert und einen Besitz von drei bestbesuchten Schutzhütten nebst einem entsprechenden Wegeweise mit. Als Jubilar der „Preintaler“, der ich den Werdegang der Gesellschaft vom Anbeginn bis zur Fünfzigjahrfeier mitgemacht, folge ich gern der ehrenvollen Aufforderung des Hauptausschusses, für den heurigen Band der „Zeitschrift“ eine Einführung und Anleitung, betreffend das Hüttengebiet der „Preintaler“ in den Schladminger Tauern, für alle jene zu geben, denen dieser sowohl in bergsteigerischer als auch landschaftlicher Hinsicht eigenartige Abschnitt der östlichen Tauern noch unbekannt ist.

Gut Ding braucht Weile! Meine Werbearbeit hat nämlich in der „Zeitschrift“ schon vor einem Menschenalter begonnen, als ich von 1890—1895 eine „Monographie der Niederen Tauern“ veröffentlichte. Ich hatte mich bis dahin durch 5 Jahre mit diesem Bergzug befaßt und über Aufforderung des damaligen Schriftleiters Johannes Emmer an diese erste zusammenfassende Darstellung herangewagt. Meine noch keineswegs erschöpfenden Kenntnisse gestatteten mir immerhin, eine im Hauptfächlichen geographische Arbeit zusammenzustellen und frischen Mutes die nicht leichte Aufgabe zu lösen. 1893 erhielt ich von Prof. Eduard Richter die Einladung, das Kapitel „Niedere Tauern“ in der „Erschließung der Ostalpen“ zu übernehmen. Damit erhielt ich tagfrei den Titel eines „Erschließers“ der Niederen Tauern, der mich anspornte, mich dieser Auszeichnung auch würdig zu erweisen. So verlegte ich mich in der Folgezeit immer mehr auf Sonderforschungen in den von mir noch nicht eingehend studierten Abschnitten. Die köstlichsten Tage in meinem ganzen, überaus glücklichen Bergsteigerleben genoss ich in der Seen- und Gipfelrunde des Klafferkessels, und die größte Befriedigung bereitete mir die Zeichnung einer Kartenskizze des ungemein verwickelten Geländes, die von sachmännischer Seite als vollkommen richtig befunden wurde. Ebenso fanden meine Vermutungen über die Entstehung der heutigen Gestalt des Klafferkessels die Billigung und nähere Auslegung durch Prof. Dr. Roman Luccerna, der meine Abhandlung, die ich im Jahrgang 1918 der „Zeitschrift“ veröffentlichte, als „eine bewunderungswürdige Kleinarbeit“ und „ein meisterhaftes geographisches Bild“ bezeichnete. Und schließlich stellte ich mich 1924, ebenfalls in der „Zeitschrift“, mit einem anlässlich der Herausgabe der Alpenvereinskarte der Schladminger Tauern durch die „Sektion Wien“ geschriebenen Aufsatz über „Altes und Neues aus den Schladminger Tauern“ ein.

Wenn ich an der gleichen Stelle nun nochmals zum gleichen Thema das Wort ergreife, so möge als Entschuldigung gelten, daß die vorangegangene Werbearbeit jahrzehntelang zurückliegt und nur ältere Vereinsmitglieder sich ihrer erinnern werden. Jedenfalls nehme ich aber gerne Gelegenheit, dem D. und O. Alpenverein für die oftmalige Förderung meiner Fürsprache für eines der eigenartigsten Berggebiete der Ostalpen geziemend zu danken. Daß ich im Jahre 1924 mit der Herausgabe des „Füh-

ers durch die Schladminger Tauern“ mein Lebenswerk zum Abchlusse brachte, möge als ein Dankeszeichen für alle, meinem Tun und Schaffen gewidmete Anerkennung gelten.

Man wird nun auch wissen wollen, worin der Zauber liegt, der mich ein halbes Jahrhundert an einer Aufgabe festhalten ließ, und wie es überhaupt dazu kam, mich mit diesem Gebirgszug ausschließlich zu befassen. Eigentlich geschah alles auf natürliche Weise: Ich hatte als 23jähriger Fant meine erste Gletscherfahrt vollführt und kehrte begeistert aus den Hohen Tauern, wo ich unter anderem das Wiesbachhorn, den Großglockner und das Rißfeinhorn bestiegen hatte, von Zell am See nach Wien zurück. Über Bischofs- hofen und Schladming fuhr ich ins Ennstal. Sinnend schaute ich auf die im Abendsschimmer eines wolkenlosen Sommertages an dem Fenster meines Abteils vorbeigleitende Landschaft. Ich saß in der Fahrtrichtung zur Rechten und sand nach den gewaltigen Eindrücken der Hohen Tauern nichts sonderlich Bemerkenswertes zu schauen: eine eintönige, grün in grün abgestimmte Gegend, breit ausladende Sodel bewaldeter Vorberge, nirgends ein Hochgebirgsgipfel! Da raffelte der Zug über die Enns auf eiserner Brücke in die Station Haus, und gleichzeitig gab es für mich eine gewaltige Überraschung: Hoch über einem jäh ansteigenden Taleinschnitt ragte im Scheine der eben untergehenden Sonne himmelhoch ein trotzig sich aufbäumender Dreikant — ein Herold majestätischer Bergeinsamkeit und Torwart eines versteckten Zauberreiches; ein Bild, das so rasch verschwand, wie es plötzlich erschienen war, und sich tief in meiner Seele verankerte, wo es den Wunsch erregte, dort einzudringen und nach verborgenen Schätzen zu fahnden. Der H ö c h s t e i n hatte mir den ersten Gruß meiner künftigen Bergheimat gebracht und ward so mein Schicksalsberg! An jenem Tage wußte ich nur, daß ich am Nordfuß der von den Geographen N i e d e r e T a u e r n genannten östlichen Ausläufer der Hohen Tauern dahinfuhr.

Das war im Sommer 1885. Ich verkehrte damals als Gast bei den „Preintalern“, die eben sich zu einer behördlich genehmigten „Alpinen Gesellschaft“ aufgeschwungen hatten. Nach der im Glocknergebiete abgelegten Feuerprobe wurde ich noch im Oktober als Mitglied in den kleinen, aber rührigen Verband aufgenommen und fand in dem um 6 Jahre älteren Obmann Edmund F o r s t e r einen wertvollen Freund und Berater in allen alpinen Angelegenheiten. E r war es, der auf der Suche nach einem Arbeitsgebiete für die „Preintaler“ auf den südlich des Dachsteins über Schladming sich hinter tief eingeschnittenen Tälern aufbauenden, den höchsten Gipfel der Niederen Tauern bergenden Höhenzug aufmerksam wurde, der weder durch Vereinhütten noch durch bergsteigerisches Schrifttum der Allgemeinheit bekannt war. Und e r war es, der den Funken zum Glimmen brachte, den der Höchststein in mein Bergsteigerherz gelegt hatte. So wurden die Schladminger Tauern und ich Glücklicher unserer Bestimmung zugeführt. Und noch eines schicksalhaften Umstandes sei hier gedacht: die Höhenzahl des Hochgollings, 2863 m, war für mich sehr leicht zu merken, denn mein Geburtsjahr — 1863 — ist ihr sehr verwandt. Die geheimnisvollen Zahlen sagten mir, daß ich den Tausender, der mir zur Gollinghöhe fehlte, durch ebenso viele Bergbesteigungen hereinbringen könnte. Und das ist mir auch in der Zukunft vollauf gelungen, denn meine Begeisterung für den Hochgolling und seine Trabanten hat fünf Jahrzehnte hindurch Besteigung an Besteigung aneinandergereiht und auf diese Weise diese imaginäre Höhendifferenz zum Ausgleich gebracht.

Dieser Werdegang ist im Vorangegangenen durch die Aufzählung meiner im Kreise des D. und S. Alpenvereins geleisteten literarischen Verarbeitung festgelegt. Dazu kam noch meine Mitarbeit an der „Österreichischen Alpenzeitung“, die ich zumeist derselben Sache widmete, ebenso viele Vorträge im „Österreichischen Alpenklub“. Während der Kriegszeit und der Vorarbeiten für meinen „Führer“ trug ich ein reiches Bilderma- terial zusammen, das mir bei der Abhaltung von Lichtbildervorträgen sehr zustatten

kam. Ich habe solche, außer in Wien, in Graz, Brud a. d. M., Eisenerz, Leoben, Knittelfeld, Leibnitz, Schladming, Linz und Salzburg und ferner in München, Augsburg und Stuttgart gehalten. Diese Reisepropaganda hat merklich auf die Hebung des Hüttenbesuchs eingewirkt und mit den damit verbundenen erhöhten Einnahmen den Preintalern die Ausgestaltung ihrer Unterkunftsstätten und Wege ermöglicht.

Daß es so langer Jahre bedurfte, bis weite Kreise auf die Gegend der Schladminger Tauern aufmerksam wurden, hat seine besondere Bewandnis: Der schöne Name *Niedere Tauern*, der von den Wissenschaftlern für den gletscherfreien östlichen Auslauf der Hohen Tauern erfunden worden ist, gab diesen Bergen schon im vorhinein ein minderwertiges Gepräge, trotzdem ihrer im Herzstück der Schladminger Tauern ein halbes Duzend über 2700 *m* und ihr höchster fast 2900 *m* hoch sind. Zudem ist der ganze Höhenzug von der Außenwelt durch lange Täler und einsörmige grüne Vorberge derart verborgen, daß weder vom Ennstale im Norden, noch vom Murtale im Süden aus irgendwelche auffällige Gipfel sichtbar sind. Um die Schladminger Tauern aber ganz aus dem Felde zu schlagen, baut sich die Riesenwand des Hohen Dachsteins und dessen Ausläufer bis zum Grimming in theatralischer Aufmachung längs des Ennstales genau gegenüber dem bescheiden zurücktretenden Urgebirge geradezu protzenhaft auf. Nicht einmal die Dachsteinpilger, die ungehindert hinübersehen können, gewinnen einen richtigen Einblick in diese verborgenen Berge. Erst jene, die von Schladming südwärts in die Schluchten des Untertales eindringen, gelangen nach fünfstündiger Wanderung durch Klammern und Bergstürze an den Fuß der Gollingnordwand. Hier erhebt sich in göttlicher Weltabgeschiedenheit über dem 1650 *m* hohen Kalkfessel die riesenhafte Mauer des höchsten Gipfels der Schladminger Tauern noch mehr als 1200 *m* darüber empor. Und von des Gollings Felsenthron blickt man über ein endloses Gewoge von Graten und Rämmen, die den Raum zwischen Enns und Mur lückenlos ausfüllen. Diese Lage zwischen den Nördlichen und Südlichen Kalkalpen und der majestätische Rückblick auf die westlich anschließenden Hohen Tauern gibt den Ausichten von allen im Hauptkamme gelegenen Gipfeln der Schladminger Tauern einen klassischen Horizont, einen dominierenden Grundakord von wuchtigem Einschlag. Und erst wer so weit in dem stillen Königreich eingedrungen, dem belohnt seine Ausdauer der überraschendste und schönste Schmuck dieser Bergeinsamkeit: der Reichtum an Seen und Wasserfällen. Fast alle Quertäler weisen, als Gedenkzeichen vergangener Eiszeiten, einige durch hohe Stufen voneinander getrennte Wasserflächen auf. In den obersten Verästelungen treten die bis auf 2500 *m* ansteigenden Seesagen in überraschender Vielfältigkeit auf.

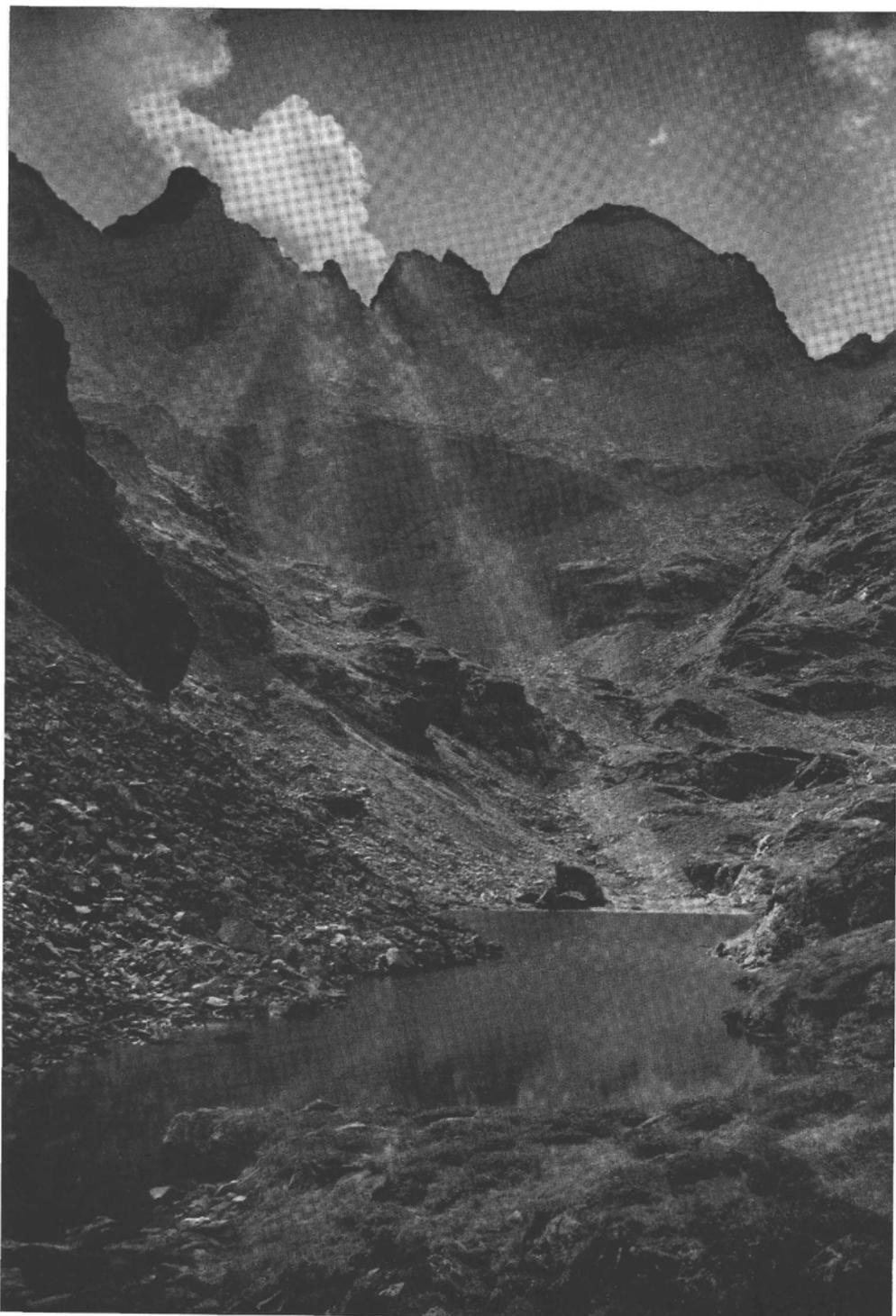
Das eindrucksvollste Schaustück dieser Art bietet der ob dieser Eigenart berühmt gewordene *Klafferkessel* dem von der Preintalerhütte zur Gollinghütte wandernden Bergfreund, der an einem Tage gegen 30 Seen in einem Amphitheater von zehn Gipfeln erblickt und damit ein landschaftliches Unikum unserer Ostalpen kennenlernt. Noch vor 20 Jahren war diese Bergfahrt ein Wagestück, da der Übergang infolge Unübersichtlichkeit auch bei klarem Wetter nur dem Wegkundigen gelang; bei Nebel und Schlechtwetter verirrten sich auch manche Einheimischen, die dann jedermann warnen, sich in diese tödliche Falle zu begeben. Bis ich in den Kriegsjahren mich in der Preintalerhütte festsetzte und von diesem Standquartier aus als erster dem Klafferkessel, den ich schon 25 Jahre lang respektierte, endlich systematisch auf den Leib rückte. Tag für Tag nahm ich ein Stück der stufenartig aufsteigenden kleinen Tälchen und felsartigen Mulden in die Arbeit und legte vor allem die in der damaligen Generalstabskarte gänzlich verfehlte Wasserscheide fest. Täglich zeichnete ich an einer von mir entworfenen Karte ein Stück weiter, bis ich diesen Knoten von Gipfeln, Graten und Seitenästen und das Wirrsal von Wasserläufen, Überfallwässern, Seen und Stümpeln gelöst hatte. Ein erschwerender Umstand war das jeweilige Wetter, da ein ausgiebiger Regentag die Gewässer in ganz neue, störende Verbindungen brachte. Über

endlich war ich doch so weit, daß ich ruhigen Gewissens sagen konnte: Das Klaffert ist gelöst. Eine große Beihilfe war mir die Mitarbeit meines forschungssehrigen Freundes, des Hofrats Franz Morelli, gewesen, der durch seine barometrischen Höhenmessungen die Zusammenhänge der „Seenplatte“ mit dem „Unteren“ und „Oberem Klaffertessel“ — wie ich die drei Hauptterrassen nannte — auszudeuten erleichterte. Es war also der bisher so tüdtsche „Klaffert“ gezähmt, aller Durcheinander geordnet und obendrein durch eine emsige Markierung mit Farbzeichen und Steinmännern jedes Verirren ausgeschaltet. Der Herr der Berge wird mir diese „Korrekturen“ verzeihen, denn ich führte ihm damit Heerscharen von begeisterten Verehrern zu, die sein Wunderwerk in alle Welt hinaus verkünden.

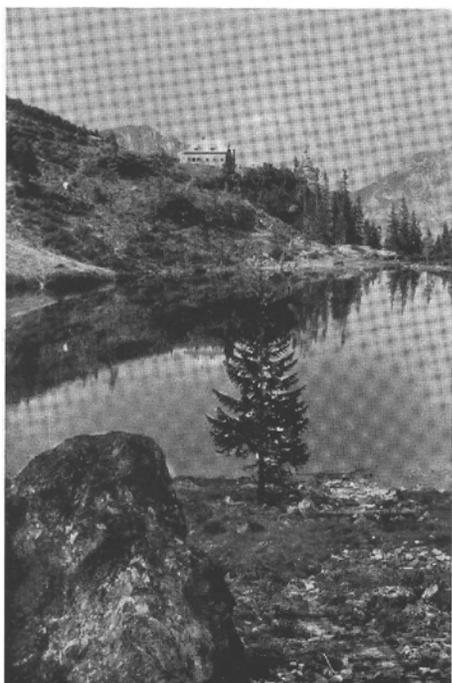
Eine besondere Genugtuung war es mir, als nach der im Jahrgange 1918 der „Zeitschrift“ erfolgten Veröffentlichung meiner Monographie des Klaffertessels eines Abends zur Gollinghütte ein begeisterter Alleingehrer vom Greisenberg herunterkam. Er trat in geradezu feierlicher Gehabung, in den Händen die Druckseiten meiner Abhandlung und der Kartenskizze wie ein Notenheft vor sich haltend, leuchtenden Auges auf mich zu und erzählte, daß die von ihm soeben vollführte Überschreitung des Klaffertessels die erste Bergfahrt seit seiner kürzlichen Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft war, die ihm unvergeßlich bleiben werde, und die er meiner so anschaulichen Schilderung verdanke. Durch eine Reihe von Jahren betrieb ich dann den Sport eines Lokalführers zwischen Dreintalerhütte und Gollinghütte und fand mein größtes Vergnügen daran, als Kastellan des Klaffertessels meine Schützlinge durch dessen Prunzzimmer zu geleiten und von den Balkonen Ausschau halten zu lassen.

Ich halte es für notwendig zu betonen, daß sich bei aller Konzentrierung meiner bergsteigerischen Tätigkeit auf die Schladminger Tauern mein Interesse auch allen anderen Gebirgsgruppen der Ost- und Westalpen zuwandte. Ein glückliches Geschick hat mich die Hochzinnen Mitteleuropas von den Gipfeln des Dauphiné und der Montblancgruppe über die gesamte reich gegliederte Alpenkette nach Osten bis zur Karstlandschaft an den Gestaden der Adria kennenlernen lassen. Die Schweiz, Frankreich, Italien und Ostösterreich sahen mich auf ihren stolzeften Höhen. Ganz besonders befriedigte mich eine Urlaubstour auf Korfka im Jahre 1908; die Besteigungen der höchsten Gipfel dieses dem blauen Mittelmeer entragenden Eilandes zählen zu meinen eindringlichsten Erlebnissen. Sie wurden aber auch zu einem Wendepunkt meiner alpinen Wünsche, denn dort fand ich in Gliederung und Aufbau des Gesteins ganz dieselben Erscheinungen wie in den seit drei Jahrzehnten von mir als alpiner Hausgarten gepflegten Schladminger Tauern: einsame entgleiterte Urgebirgsgipfel inmitten weltentrückter Seen. Ich erkannte in der Fremde erst so recht die Schönheit meiner steirischen Wahlheimat, die mir ein heimliches Königreich geworden war. Ich zog dahin, als der Geschützdonner der Isonzoschlachten bis an ihre Wände heranrollte, und widmete mich seither ausschließlich dem zu meinem alpinen „Ausstragstüberl“ gewordenen Arbeitsgebiete der Preintaler. Die haben das Herz der Schladminger Tauern gar sorgsam gepflegt und in Ehren gehalten, wo ich im Jahre 1886 eingezogen war in der Meinung, daß auch dort der alpine Gabeltisch bereits abgeräumt wäre, und aber überraschenderweise fast überall als erster dazukam, ungeahnte Schätze heben zu dürfen.

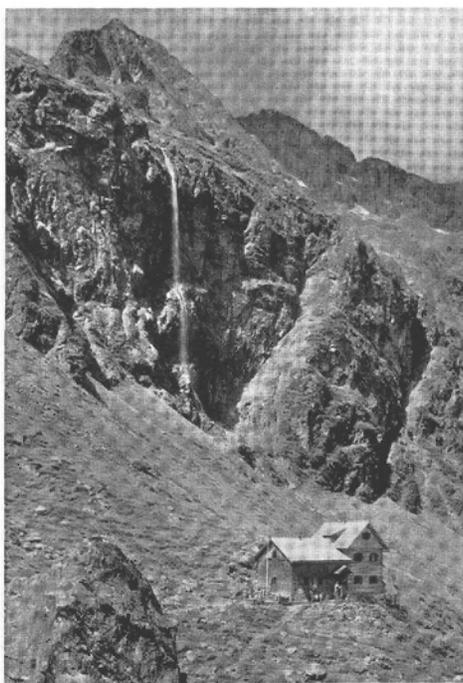
Die gesamte Erschließung ging ganz planmäßig vor sich: Als Aufklärer drang ich mit einigen bergglücklichen Freunden in die uns noch fremden wildeinsamen Täler voran. Dann ging es gipfelan auf die höchsten Bergspitzen. Hier hinterlegten wir mitgebrachte Gedenkbücher, die gleich als Urkunden unserer Besitzergreifung galten. Bald wußten wir, welche Seenhütten sich als Standquartiere eigneten und erklärten drei Hochalmen an den Fußgestellen der fesselndsten Gipfel als Bauplätze für die von uns zu errichtenden Schutzhütten. Die erste erbauten wir am Fuße des Waldhorns auf einem dem Kessel der gleichnamigen Alm vorgelagerten Büchel. Wir hoben unser erstes Kind als



Pfannsee mit Pulverturm, 2500 m, Böhne, 2400 m, und Walcher, 2450 m



Wädlihütte, 1533 m, am Hüttensee im Seewisgatal



Gollinghütte, 1636 m, im Steinriesental



Preintalerhütte, 1656 m, auf der Waldhornalm



„Preintalerhütte“ aus der Laufe; das war im Jahre 1891. Sechs Jahre später stand bereits unser zweites Bauwerk fertig im Herzen des Seewigtales, am Fuße der Hochwildstelle. Meine Freunde wollten mich hier verewigen und nannten sie mir zu Ehren „Hans-Wödl-Hütte“. Sieben Jahre später feierten wir die Eröffnung der „Gollinghütte“, die von allen unseren drei Hütten die ernsteste Umrahmung hat: die riesenhafte Nordwand des Hochgollings, die zu den Schaustücken der Schladminger Tauern zählt.

Das kleine Häuflein der Preintaler war nun mit Arbeitsgelegenheiten reichlich versorgt. Der Bau, die Ausgestaltung und Bewirtschaftung der drei Hütten gaben genug zu tun. Insbesondere galt es, die Zugänge von den Talstationen aus für anspruchsvollere Gäste herzurichten. Das Wichtigste war aber die Erbauung von Verbindungsweegen zwischen unseren Hütten. Diesen Plan hatte bereits unser erster Obmann Edmund Forster verfolgt, und er fand dafür in unserem Hüttenwart Robert Hoefert einen unermüdligen Bauführer. Ihm verdanken wir den ihm zu Ehren „Hoefertsteig“ benannten Wegbau von der Wödlhütte über die Neualmsharte zur Preintalerhütte und die Zugangswege von der Gollinghütte einerseits und von der Preintalerhütte andererseits in den Klafferkessel. Diese Wege und die Anstiege auf Hühstein, Hochwildstelle, Riesed, Waldhorn, Greifenberg und Hochgolling verlangten ein sorgfältig instand gehaltenes Markierungsnetz, das alle Mann ständig in Anspruch nahm. Für die Betreuung dieser Aufgaben, die von unserer kleinen Schar mit Lust und Liebe und Opfern an Zeit und Mühe geleistet wurde, sei allen aufrichtig gedankt.

Und nun bietet sich das weitläufige und dennoch eng verbundene Hüttengebiet der Preintaler als eine mächtige, geschlossene Einheit dar. Hier finden die großen Massen der Berg- und Höhenwanderer lohnende Wege und befriedigende Unterkunft; hier findet der Durchschnittstourist eine Auswahl leichterer und schwierigerer Gipfel; und hier eröffnen sich kletterfreudigen Feinschmeckern eine Reihe noch wenig bekannter Bergfahrten und ungelöster Aufgaben. Insbesondere sei aber unser Hüttengebiet als Schuterrain für hochtouristische Einübung gepriesen. Man lernt hier Geduld und Ausdauer auf langen Talmärschen, auf mühsamen Anstiegen zu den hochgelegenen Scharren, auf anstrengenden Querungen steiler Hänge; man lernt hier festes Steigen und sicheres Begehen in unsicherem Gelände, Beherrschung des Gleichgewichtes auf ausgelegten Graten und abdrängenden Bändern; man übt sich im Einschätzen der Möglichkeiten in unübersichtlichen Abstürzen und jähem Talstufen und weiß die Lücken losen Gesteins und brüchiger Grate zu überlisten. Man lernt aufrecht zu gehen, Maß zu halten und selbstsicher dem Ziele zuzusteuern. Die von allzu vielen Bergsteigern unterschätzten Wetterunbilden geben hier nur zu oft Gelegenheit zu tagelangen Studien und eindringlichen Lehren. Und wer im Frühsommer in unsere Berge zieht, der findet sie in einer Verfassung, die für Schweizer Touren im Sommer — für Steilanstiege auf vereisten Hängen und im Begehen überwächter Grate — einen Lehrbehelf glänzendster Art abgibt.

Leider muß vor Winterturen und Schneeschuhfahrten eindringlichst gewarnt werden. Es gibt wohl eine Reihe herrlicher Touren, aber sämtliche Zugänge vom Tal aus sind den ganzen Winter hindurch von Lawinen dermaßen bestrichen, daß der Versuchung, trotzdem sein Glück zu probieren, durch eine strenge Hüttensperre von seiten der „Preintaler“ energisch entgegengetreten werden muß. Leidenschaftliche Schifahrer finden in den Ausläufern unsrer Berge gegen das Ennstal, wo die im Winter bewirtschafteten Schuhhütten (Mattis-Hütte, Planeihütte und Krummholzhaus) gute Standorte bieten, gefahrlosere und dennoch lohnende Möglichkeiten, die weiße Kunst zu üben.

* * *

Meine Probezeit in den Schladminger Tauern gewährte mir ein langsames Aufsteigen zu immer höheren Zielen. Es war ein stetes Sichfreuen auf die nächsten Fahrten

bei zunehmender Leistungsfähigkeit und Sicherheit. Ich erlernte hier echtes Bergsteigen im alten Stil. Niemals gab es ein Verlassen des geschulten Körpers und des gestählten Willens. Galt es doch nur zu oft, harte Prüfungen im aufgezwungenen Ringen mit entfesselten Naturgewalten abzulegen. Niemals aber war es ein vorsätzliches Spiel mit dem Leben. Je länger man das Bergsteigen ausübt, desto mehr erkennt man seine Gefahren. Man wird nicht etwa zaghaft, aber trotz allen Könnens immer vorsichtiger und dankbar für alle Erfolge, die einem auch noch im hohen Alter gebührt sind.

Heute ist es anders: Man beginnt mit dem Schwierigsten, ohne vom Bergsteigen die geringste Ahnung zu haben. Denn man ist in erster Linie Sportler, sieht den Berg als Klettergerüst an, überbietet andere und sich selber mit immer tollerem Leistungen — bis man entweder sein Leben verwirft oder abgESPANNT und übersättigt vom Schauplatze verschwindet.

Die Leistungen der alten Bergsteiger, der Wegbereiter für die Jugend von heute, werden vielfach gewaltig unterschätzt. Und doch haben sie die Tore geöffnet, durch welche heute die Scharen strömen, die — zumeist unbewußt — der Segnungen der von den Pionieren des Bergsteigens geschaffenen Einrichtungen teilhaftig werden. Sie seien alle begrüßt, sowohl die Bescheidenen, die nicht etwa kämpfen, sondern nur schauen wollen, wie auch die Ungekrümmten, die Gipfelsürmer! Wögen diese aber nie die Ehrfurcht vor den Bergen in einer mit den Schwierigkeiten und Erfolgen steigenden Respektlosigkeit erskiden! Wie arm sind die Vertreter dieser Richtung, und wie reich sind wir Alten ihnen gegenüber: Denn wir sammelten dankbar kleine und große Erinnerungen zu einem Hort fürs ganze Leben, und wir haben uns dieser einen, großen Liebe ganz hingeeben und diese, unsere Minne, gepflegt bis in die Jahre beschaulichen Stillhaltens vor dem unausbleiblichen Abschiede von dieser großen und schönen Welt!

* * *

Zum Schlusse noch einige Winke für unsere hoffentlich nicht ausbleibenden neuen Gäste:

Ausgangspunkte bietet die Bahnstrecke Bischofshofen—Selztal. Als erstmalige Orientierung sei empfohlen, von der Haltestelle Nisch—Affach oder der Station Haus durch das Seewigtal zur Wödl-Hütte zu wandern. Von hier aus bequeme Tagespartie auf den Höchstein und zurück. Als nächsten Übergang: von der Wödl-Hütte über die Neualmscharte zur Preintalerhütte. Sehr ausdauernde und sichere Bergsteiger können von der Neualmscharte aus die Überschreitung der Hochwildele zur Preintalerhütte verbinden und damit eine der lohnendsten Touren einheimen. Von der Preintalerhütte — allenfalls Einschaltung eines halben Rafttages mit einem Bummel zu den Sonntagarseen — Tagestour über den Klafferkesel, mit Besteigung des Greifenberges, zur Gollinghütte. Als Schluß von hier aus auf den Hochgolling über den Nordwestgrat mit Rückweg über den „historischen Weg“ durch die Westflanke. Abstieg durchs Steinriesental und Untertal nach Schladming.

Über diese Einführungsfahrt findet man alles Nähere in dem „Führer durch die Schladminger Tauern“ von Hans Wödl¹⁾, der den gesamten Zug der Schladminger Tauern vom Radstädter Tauernpaß bis zum Sölkpaß eingehend behandelt.

¹⁾ Verlag Artaria, Wien.

Das Arbeitsgebiet des ehemaligen Steirischen Gebirgsvereins

Von Max Pestemer, Graz,

letzter geschäftsführender Obmannstellvertreter des Steirischen Gebirgsvereins

Der Zusammenschluß des Steirischen Gebirgsvereins mit der Sektion Graz des D. und S. Alpenvereins — eigentlich richtiger gesagt, das Aufgehen des Steir. Geb.-Ver. in den D. und S. Alpenverein und die herzliche Aufnahme, die er beim großen Mutterverein fand, gibt Anlaß, den Alpenvereinsmitgliedern aller Gaue, bei denen dieser Zusammenschluß so freudigen Wiederhall fand, nun auch anschaulich zu schildern, welch große Werte — im idealen Sinne gemeint — der Steir. Geb.-Ver. als Heiratsgut in diese Ehe mitbrachte.

Nun dürfte die Sektion Graz wohl das an Ausdehnung größte Arbeitsgebiet unter allen Sektionen besitzen, umfaßt es doch gut ein Viertel der ganzen Steiermark. Am linken Ufer der Mur führt die nördliche Grenze dieses Gebietes von Frohnleiten in den Tyrnauer Graben, über die Rote Wand und die Teichalpe nach St. Erhard in der Breitenau, über Straßed und Gasen nach Birkfeld; südlich dieser Linie und westlich der Feistritz ist alles Land links der Mur bis zur Staatsgrenze (Fürstenfeld—Kadfersburg—Spielfeld) nun den Händen des Alpenvereines anvertraut. Am rechten Murufer wird das Arbeitsgebiet im Norden durch die Linie Judendorf ob Graz—St. Oswald—St. Bartholomä—Voitsberg begrenzt, im Westen durch die kärntnerisch-steirische Landesgrenze und schließt im Süden längs jener Linie, wo der Vertrag von St. Germain dem Deutschtum höhngränzende Schranken aufstellte. In diesem Gebiet hat der Steir. Geb.-Ver. die Markierung von 360 Wegen durchgeführt, was nur mit Hilfe der in Weiz, Leibnitz, Deutschlandsberg, Schwanberg und Eibiswald bestehenden Ortsgruppen möglich war. Freilich, hochalpin ist dieses Gebiet nicht, doch ist gerade sein Wechsel von Almen (über 2000 m) bis zum rebigen Hügel land ein besonderer Anreiz, und wem Wandern ein inneres Erlebnis ist, der wird seine besondere Freude daran haben.

Meine Schilderung soll mit dem Grazer Hausberge, dem im Nordosten der Stadt Graz gelegenen Schöckel, 1446 m, beginnen. Nur 13 km Luftlinie von Graz entfernt, bildet er mit seinem mehr als 400 m niedrigeren Schwesterberg, die Hohe Rannach, das beliebteste Ausflugsziel aller Grazer. Wenn er auch in seinen höheren Lagen vollkommen wasserarm ist (bis zu 1000 m Urgestein, mit 400 m Kalküberlagerung), so trägt er doch prächtige Alpenflora, wenn diese auch leider stark durch das schonungslose Zugreifen einer wenig verständnisvollen Stadtbevölkerung zu leiden hat. Als höchste südliche Erhebung der Cretischen Alpen (Fischbacher Alpen) bietet er einen selten weiten Rundblick. Unmittelbar im Norden hat man prächtigen Einblick in das weite Passailerbecken, hinter dem unmittelbar aufsteigend der Querszug der Teichalpe mit Hochlantsch und Roter Wand, Ossi und Plankogel aufscheinen. Weiter nördlich erblicken wir Schneeberg, Nag und Weitsch, westlich davon die zahlreichen Gipfel der Hochschwabgruppe, der Ennstaler und Sedauer Alpen und im Westen die Klein-, Stud- und Koralpe. Bei klarer Aussicht erblickt man im Süden Teile der Karamanken, die Pezen, den Ursulaberg und sogar den 160 km entfernten Triglav in den Julischen Alpen. Bei dieser Sicht überblif-

ken wir das weite Grazer Feld mit dem Häusermeer der Landeshauptstadt, westlich gewendet, aus dem Hügelland hervorragende Erhebungen, wie Niegersburg und Gleichenberger Rogeln, über die hinaus der Blick bis in die Ungarische Tiefebene reicht.

Die langgestreckten Ausläufer des Schöckels, welche die Besteigung so leicht machen, dehnen sich südlich bis vor die Tore der Stadt Graz, im Osten bis Weiz, im Norden bis Paffail und im Westen bis Peggau aus. In diesem weiten Umkreis gilt er als Wetterprophet, dessen Regel für den Sommer lautet: „Hat der Schöckel einen Hut, andern Tag es regnen tut“, vor Beginn des Winters lautet die Regel: „Der Schöckel muß dreimal weiß werden, bevor es Winter wird“. Übrigens hat er als Wetterprophet durch Bestehen einer meteorologischen Beobachtungsstation im Stubenberghaus auch amtlichen Charakter. Und wenn an Spätherbsttagen und im Winter dichter Nebel über der Landeshauptstadt liegt, strahlt oben die Sonne in ihrer Pracht, steht doch der Schöckel bezüglich Sonnenscheindauer unter allen österreichischen Bergstationen an erster Stelle.

Schon die Römer erkannten die Bedeutung dieses Berges, bestiegen doch heute noch auf halber Höhe von ihnen angelegte fahrbare Wege, die um den Schöckel herum gegen Obersteier ziehen. Später wissen wir, daß die Slaven vom Lande Besitz ergriffen, in welcher Zeit die Bezeichnung Sokol (Falke) entstand, woraus sich der heutige Name Schöckel ableiten soll. Andererseits wird aber behauptet, daß das Wort Schöckel seine Abstammung der indogermanischen Wurzel „sah“ verdankt, was soviel wie „sehen“, „Ausflug halten“ bedeutet. Zur Zeit der Graz drohenden Türkengefahr waren alle Wegübergänge am Schöckel durch Verhaue und Wachen versperrt; 1809 loderten eines Tages am Schöckel mächtige Feuer und stärkten den Mut der Besatzung des Grazer Schloßberges bei dessen Verteidigung gegen die Franzosen. Zahlreiche Burgruinen liegen in der Umgebung des Schöckels eingebettet, wovon heute noch Schloß Gutenberg von der gräflichen Familie Stubenberg bewohnt wird, deren Name unzertrennlich mit dem auf dem Gipfel stehenden Unterkunftschaus verbunden ist.

Die den eigentlichen Schöckelfern bedeckende Kalkschicht wurde durch Witterungseinflüsse stark zerfetzt und so bildeten sich zahlreiche tiefe Löcher und Grotten. Um diese Grotten weben sich viele Sagen, unter anderen die vom Schöckelschach, welcher letztere nicht ohne tatsächlichen Hintergrund sein dürfte, befindet sich doch im Besitz der gräflichen Familie Stubenberg ein mehr als 400 Jahre altes darauf bezügliches Schriftstück.

Vor hundert Jahren galt, nach den damaligen Zeitungsberichten, eine Besteigung des Schöckels als Wagnis, man schleppte gewaltige Ausrüstung mit und unternahm sie nur mit kundigen Führern. Als die Scheu vor den Bergen fiel, wurde der Zustrom zum Schöckel so groß, daß der Steir. Geb.-Ver., der seit langem für dessen Erschließung tätig war, sich nun zum Bau einer Unterkunftsstätte entschließen mußte. Sie wurde um 1870 eine Viertelstunde nördlich des Gipfels, mit einem Belegraum für 60 Personen errichtet; doch bald genügte sie nicht, weshalb der Steir. Geb.-Ver. im Jahre 1885 am Schöckelgipfel größere Grundstücke erwarb, um hier ein, allen Anforderungen entsprechendes Unterkunftschaus zu schaffen. Der Gemeinderat der Landeshauptstadt Graz sicherte durch einen Beschluß eine jährliche Zuwendung zur Erhaltung des Hauses unter der Bedingung zu, daß das Gebäude von Graz aus sichtbar sei. Zu diesem Zwecke wurde der Schöckelgipfel durch Grundtausch vom Grafen Stubenberg erworben. Der Bau erfolgte nach einem Entwurf des Prof. Sigmundt und wurde im Jahre 1889 durch Stadtbaumeister Bullmann und Zimmermeister Lagler durchgeführt. Das Haus ist zwei Stock hoch und enthält 26 Zimmer; die feierliche Eröffnung fand am 15. September 1890 statt. Doch die endgültige Baukostenabrechnung ergab Nachtragsforderungen, die der Verein keinesfalls aufbringen konnte, und so drohte schließlich die exekutive Feilbietung des Hauses. Da war es wieder das Geschlecht Stubenberg, das helfend beisprang.

Im Jahre 1905 erfolgte das erste Bergturnfest auf dem Schöckel, an dem sich die Turner aller Gaue Steiermarks beteiligten, sodann Jahr für Jahr weitere Bergturnfeste.

1921 mußte neuerlich ein Betrag von Kr. 200 000,— aufgewendet werden, um das Haus wieder instand zu setzen. 1930 wurde die elektrische Beleuchtung eingerichtet. Die Besucherzahl war in diesem Jahre auf rund 15 000 mit 1300 Nächtigungen gestiegen.

Wiederholt tauchten ganz ernsthaft Projekte für die Erbauung von Seilsewebebahnen oder kühnen Autostraßen auf, die jedoch alle infolge an Geldmangel zunichte wurden. Während früher im Winter sich nur geübte Bergsteiger vereinzelt auf den Schöckel wagten, ist er seit Entwicklung des Schifportes auch im Winter gut besucht.

Wir Graz'er haben den Schöckel so bei der Hand, daß wir uns mitten in der Stadt auf die Straßenbahn setzen und in 17 Minuten Fahrt nach Andritz gelangen, und über Kallleitern und Puch in 3½ Gehstunden den Gipfel erreichen. Die Gegenwart hat uns den Schöckel noch näher gebracht; denn eine Autobuslinie führt uns aus der Stadt über Andritz nach dem nördlich davon gelegenen Stattegg, von wo wir in 2½ Gehstunden durch den Falschgraben und über Puch den Gipfel ersteigen können. Eine andere Linie führt uns in knapp einer Stunde nach dem auf der Südseite des Schöckels, auf einer klimatisch höchst bevorzugten Hochebene gelegenen St. Radegund, 740 m, von wo man auf dem an der steilen Südseite des Schöckels in Rehren angelegten Weg den Gipfel in 1½ Stunden erreicht. Will man mit einer Schöckelwanderung die Besichtigung herrlicher Naturschönheiten und -wunder verbinden, so wählt man den vorerst über den Grat des Berges nach Westen ziehenden Weg bis zu einer Einsattelung, von der man etwas steiler zu einem Höhenweg hinunter gelangt, der in halber Bergeshöhe rund um den Schöckel zieht, und steigt dann weiter ab bis zur Perschaummühle, wo sich der Rößschbach tief in den Felsen einschneidet und den bekannten R e s s e l f a l l bildet — eine Miniaturausgabe der berühmten Bärenschüßklamm bei Mignitz. 1904 gelang es dem Steir. Geb.-Ver., eine kostspielige Steiganlage über die 38 m in die Tiefe stürzenden Wasser durchzuführen, die eine gefahrlose Begehung ermöglichte. Im Tale (Luggraben) angelangt, Autobus zur Heimkehr nach Graz. Ein anderer Abstieg auf der Nordseite des Schöckels führt uns in das liebliche, mitten in die Berge eingebettete Semriach und von hier über die „Tasche“, einen Bergrücken, von wo wir das silberne Band der nach Süden eilenden Mur erblicken, zur Bahnstation Peggau. Einen Kilometer oberhalb dieses Ortes liegt die durch ihre wunderschönen großen Dome, Galerien, Tropfsteingestalten und Seen nun schon weit bekanntgewordene P e g g a u e r L u r g r o t t e, die für den allgemeinen Verkehr zugänglich gemacht wurde und elektrisch beleuchtet ist.

20 Minuten von Semriach entfernt befindet sich die S e m r i a c h e r L u r g r o t t e. Im Jahre 1894 waren hier 7 Höhlenforscher durch plötzlich eingetretenes Hochwasser 9 Tage eingeschlossen. An der Durchbrechung des die Peggauer mit der Semriacher Lurgrotte verbindenden Stückes wird gearbeitet.

Im Osten führt uns vom Gipfel des Schöckels ein Weg zum Schöckelkreuz und teilt sich hier in die drei Abstiege nach Arzberg, Passail und Weiz. Alle diese Abstiege erfordern eine Gehzeit von 2½—4 Stunden.

Wird die Schöckelwanderung über einen Tag ausgedehnt, so verbindet man sie mit einem Besuch der nordwärts gelegenen, in ungefähr gleicher Richtung wie der Schöckel streichenden T e i c h a l p e. Vom Gipfel geht es zuerst zu der nordwärts gelegenen „Tahnwiese“ hinunter, auf der alljährlich die Bergturnfeste abgehalten werden, dann aber beginnt ein sehr steiler Weg hinab zu einem kleinen Gasthaus, wo der besagte Bergrücken beginnt, auf dem man in 5—6 Gehstunden die Teichalpe erreicht. Auf seiner höchsten Erhebung (Rechberg) wird er durch eine moderne Autostraße, die von Frohnleiten im Murtal nach Passail führt, gequert. Bald nach dieser Stelle gibt es eine prächtige Rundschau über die ganze Umgebung. Bis zum Wirtshaus Hausböbner verläuft der Weg fast eben, erst hier steigt man zum Uibl auf, wo dann jenseits die 1176 m hohe Teichalpe liegt. Sie ist eigentlich eine von etwas höheren Rogeln umrandete sumpfige Mulde. Dieser Quersug, der sich vom Murtal bei Mignitz bis Birrfeld an der Feistritz

(Ostfeiermark) erstreckt, hat weite Umböden, die vorzügliches Schigelande sind. Seine höchste Erhebung im Westen ist der 1723 m hohe Hochlantsch, dessen Spitze aus tailem Kalkfels besteht. Der von der Teichalpe kommende Mignitzbach durchbricht hier das Bergmassiv und stürzt in Abfällen durch eine von 200—300 m hohen Wänden gebildeten, 1400 m lange Klamm (B ä r e n s c h ü s s k l a m m) hinab, durch welche der Grazer Alpenklub eine Steiganlage geschaffen hat. Südlich der Bärenschüssklamm, dem Hochlantsch gegenüber, erheben sich die westlichen Ausläufer der Teichalpe, die Tyrnauer Alpe, Rote Wand, 1500 m, und Röhthelstein, 1234 m, welche letztere die 500 m lange und 60 m breite Drachenhöhle in sich birgt. Trotz der bestehenden zahlreichen Gaststätten war der Bedarf für eine weitere Unterkunft gegeben, weshalb der Steir. Geb.-Ver. im Jahre 1925 im östlichen Teile der Teichalpe (S o m m e r a l m) am Fuße des 1532 m hohen Plantogels einen Grund erwarb und hier ein schönes S c h u s s h a u s errichtete, dessen Kosten sich auf über 40 000 S. beliefen. Es enthält je 2 Zimmer zu 15 Betten, 4 Zimmer zu 3 Betten, 4 Zimmer zu 2 Betten, Küche und einen eigenen Winterunterkunsraum für Schifahrer. Infolge der zahlreichen und günstigen Verkehrsmöglichkeiten ist die Teichalpe auch von Graz aus als Tageswanderung zu bewältigen. Man wählt als Ausgangspunkt die Bahnstation Mignitz und wandert durch die besagte Bärenschüssklamm in 3½ Gehstunden oder von Mignitz mittels Auto nach St. Erhard in der Breitenau und von hier in 1½—2 Gehstunden zur Teichalpe. Die nördlichen Abstiege von der Teichalpe bedingen ausgebehntere Wanderungen.

Auf der Südseite der Teichalpe entspringt die durch weite Gefilde der Steiermark (80 km) fließende Raab, von deren Ursprung weg ein Abstieg nach dem Markt P a s s a i l führt. Schon aus dem Überblick über das weite Becken, welches sich hier erstreckt, gewinnt man den Eindruck der geologischen Entstehung dieser Gegend. Es ist ursprünglich ein See gewesen, dessen Wasser sich unterirdisch durch das südlich gelegene Bergmassiv Bahn brach. Die Decke dieses Gerinnes ist im Laufe der Jahrtausende eingestürzt, und so entstand die heute von Urzberg nach Weiz ziehende R a a b k l a m m. Hier hat der Steir. Geb.-Ver. im Jahre 1903 den Ernestinensteig errichtet, der bei der Herrschaftstaverne in Gutenberg beginnt und im engen Teil der Klamm, bald hoch über der Raab, bald knapp an ihrem Ufer, auf schmalen Pfaden und zahlreichen Stegen südwärts führt.

Ebenfalls auf der Teichalpe entspringend, fließt nach Süden der Weizbach, der in seinem späteren Laufe den Bergzug durchbricht und die wildromantische W e i z k l a m m mit ihren über 200 m hohen Felswänden bildet. Eine der schönsten Wanderungen auf der Teichalpe ist jene, die nahezu 8 Gehstunden erfordernd, immer in einer Höhe von über 1000 m, über Brandlücken, Eibisberg und Jek (Mons Cælius der Römer) nach W e i z führt, wo eine Ortsgruppe des Steir. Geb.-Ver. besteht.

Südlich von Weiz soll noch einiger bemerkenswerter Berge, die in das Arbeitsgebiet des Steir. Geb.-Ver. fallen, gedacht werden. Da ist vor allem der südöstlich von Weiz liegende 976 m hohe R u l m zu erwähnen, der von dort in 3—4 Stunden bestiegen werden kann, und wegen seiner Foliertheit eine weite Fernsicht bietet. Von der Bahnstation Felzbach — Strecke Graz—Fehring — in 2½ Stunden erreichbar, steht die auf einem Basaltfelsen erbaute Burgfeste R i e g e r s b u r g, 482 m, die von zahlreichen Punkten der Steiermark aus sichtbar ist. Schon im 12. Jahrhundert als Ruggerspurg geschichtlich erwähnt, ist die Riegersburg seit 1822 im Besitze der fürstlichen Familie Plechstenstein, die ihre gründliche Neuherstellung vornahm. Schließlich sei noch der G l e i c h e n b e r g e r R o g e l n gedacht, die ihren Namen dem ihnen zu Füßen liegenden, durch seine Mineralquellen weit bekannten Kurort G l e i c h e n b e r g verdanken.

Wir wenden uns nun der Westfeiermark zu. Der südliche Teil der Urgebirgszone — Norische Alpen — gabelt sich in der Stubalpe, und zwar nach Nordosten als Klein- und Bruder Hochalpe, nach Süden als Koralpe. Eine viele Kilometer umfassende

Bergwelt, voll dichter Wälder, die erst bei 1600 Höhenmeter weiten Almböden und damit herrlichem Schigelände Platz machen: kuppenförmige Erhebungen und breitgerundete Bergrücken.

Am Rücken des Hauptkammes der Koralpe läuft die kärntnerisch-steirische Grenze. Während der Bergstod in Kärnten durch den Lauf der Lavant scharf abgegrenzt ist, schiebt er auf der steirischen Seite Ausläufer weit in das Flachland vor. Auf ihnen gedeiht noch die Edelkastanie und vor allem Wein (Schilchertraube). Ein am obersten Bergrücken aufgerichteter $2\frac{1}{2}$ m hoher Drahtzaun macht auf den Hirschreichtum aufmerksam. War doch die Koralpe vor nicht ferner Zeit noch von Urwild belebt; 1818 wurde der letzte Bär, 1859 der letzte Wolf erlegt. 1913 machte eine unter dem Namen „Bauernschreck“ weithin bekannt gewordene, versprengte Balkanwölfin, 163 cm lang, $37\frac{1}{2}$ kg schwer, im ganzen Koralpengebiete von sich reden und fügte dem Viehstande erheblichen Schaden zu. Nach einem Jahr gelang es, sie bei einer Treibjagd zu erlegen.

Die Koralpe, getrennt von der Stubalpe durch den 1115 m hohen Padersattel, beginnt im Norden mit einem langgestreckten Rücken (Klementkogel, Rumpelkogel), der allmählich zur Hebalpe, Wildbachalpe und Handalpe, 1857 m, ansteigt, sodann zur Weineben, 1666 m, etwas abfällt und, über die Brandhöhe wieder ansteigend, über die Hühnerstühen, Hochseealpe zum großen Speifkogel aufsteigt, 2141 m. Auf der steirischen Seite zweigt von dieser Hauptlinie bei der Hebalpe die Freiländeralm ab, welche nord- und ostseitig vom Wildbach (hohe Lahnitz), südseitig von der niederen Lahnitz flankiert wird. Von der Handalpe streicht ostwärts ein Bergrücken (Moserkogel, Rumpfkogel), an dessen Südseite Glasbütteln, 1275 m, liegt. Östlich der Hühnerstühen liegt das Bärental, das die vom Speif kommenden Wässer sammelt und als schwarze Sulm nach Schwanberg führt. Zwischen Glashütten und Schwanberg ist ein Querriegel, der Grefsenberg, 1100 m, eingeschaltet. Am Weg von der Hühnerstühen gegen den Speif blüht man östlich in eine deutlich als Kar zu erkennende Nische, die den kleinen Speifsee, 1830 m, birgt, der durch tief abbrechende Stirnmoränen abgedämmt wird. Im Westen liegt das große Kar oder Kor, das dem ganzen Gebirgszug seinen Namen gegeben hat. Im Kor hört man zuweilen Töne, die sich wie fernes, abgestimmtes Glockengeläute oder wie die Laute einer Holzharfe vernehmen lassen. Die Erscheinung wird auf unterirdisch spielende Quellen, die an schwache Steinplatten schlagen, zurückgeführt, doch ist es eine akustische Erscheinung, die nur hörbar ist, wenn die nötigen Wind- und Wetterverhältnisse zusammentreffen, leise Töne in der Luft, die wunderbar harmonischeren.

Wem es vergönnt war, an einem klaren Tage die Rundschau vom Speifkogelgipfel aus zu genießen, dem wird sie unvergeßlich bleiben. Im Süden steht der Arfulaberg bei Windischgraz, daneben die langgestreckte Pehen, rechts die Distriza, dann fast freistehend der Brintuz und nun die ganze Reihe der Karamanken bis zum julischen Triglav. Westwärts zu unseren Füßen sehen wir im Lavanttal St. Andrá, über die Ausläufer der Saualpe hinweg, neben dem blinkenden Wörther See, Kärntens Hauptstadt Klagenfurt, darüber den Mittagkogel, im Hintergrunde den Mangart und weiter rechts den Dobratsch. Gegenüber liegt die Saualpe, über deren Rücken die Hohen Tauern lugen; in blauer Ferne die Kreuz- und die Schobergruppe, dann der Großglockner, die Hochalmspitze und Gipfel der Ankogelgruppe, davor der Eisenhut an der Nordgrenze Steiermarks und Kärntens. Über den nördlichen Teil der Saualpe spitzeln die Radstätter Tauern auf, dann folgen Gipfel der Schladminger Tauern und die des Dachsteins. Im Nordwesten, nachbarlich der Zirbitzkogel, und weiter hinaus der Bösenstein und der Große Priel im Toten Gebirge. Hochreichart, Zinken und Zeirizklampel leiten den Blick weiter zum Kaiserschild, zum Gößeck und zum Vorderberger Reichenstein; nur der Blick zum Hochschwab ist fast ganz von der näheren Gleinalpe, 1989 m, verdeckt. Weiter im Nordosten erblicken wir die Weitsch, 1982 m, den Hochlantsch, 1723 m, und schon mehr im Osten den Schöckel, hinter dem der Wechsel hervorlugt. Eine weitere Wendung gegen

Osten läßt uns das Grazer Feld überblicken, aus der die Schloßbergspitze hervorguckt. Wir stehen auf dem Speikfogel fast genau zwischen Graz und Klagenfurt, dem Herzen Steiermarks bloß etwa 5 km näher als dem Kärntens. Im Südosten beendet der Bachern die weite, großartige Fernsicht von diesem Schauberg ersten Ranges.

Vom Großen Speikfogel wendet sich nun der Hauptzug, fast rechtwinklig, als langgestreckter Berggrüden (Garanas- und Glizenalm, Wolschened) gegen Osten, nach Süden zahlreiche Ausläufer entsendend. Am Wolschened entspringt die Weiße Sulm, die ihre ost wilden Fluten gegen Wies hinauszwälzt. Das Auge des Wanderers wird nicht nur durch die Bergwelt selbst ergötzt, sondern auch durch die reiche Alpenflora, besonders echtem Speik, der auch dem Hauptgipfel seinen Namen gab.

Dieses große weite Bergland hat der Steir. Geb.-Ver. in vielen Jahren schwerer Arbeit erschlossen und durch zahlreiche Wegenlagen und Wegzeichen zugänglich gemacht. Am Hauptfamm, nördlich der Hühnerstügen steht ein privates Unterkunftsbaus, seinerzeit vom Steir. Geb.-Ver. eingerichtet, die Grillitschhütte. Ihr kreisrunder Bau mit den Spizbogenfenstern ist kein alter Wachturm, auch kein gegenreformatorisches, heimliches Gotteshaus der Protestanten. Die Bauart dürfte daher stammen, um bei der ausgehetzten Lage den Stürmen möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten.

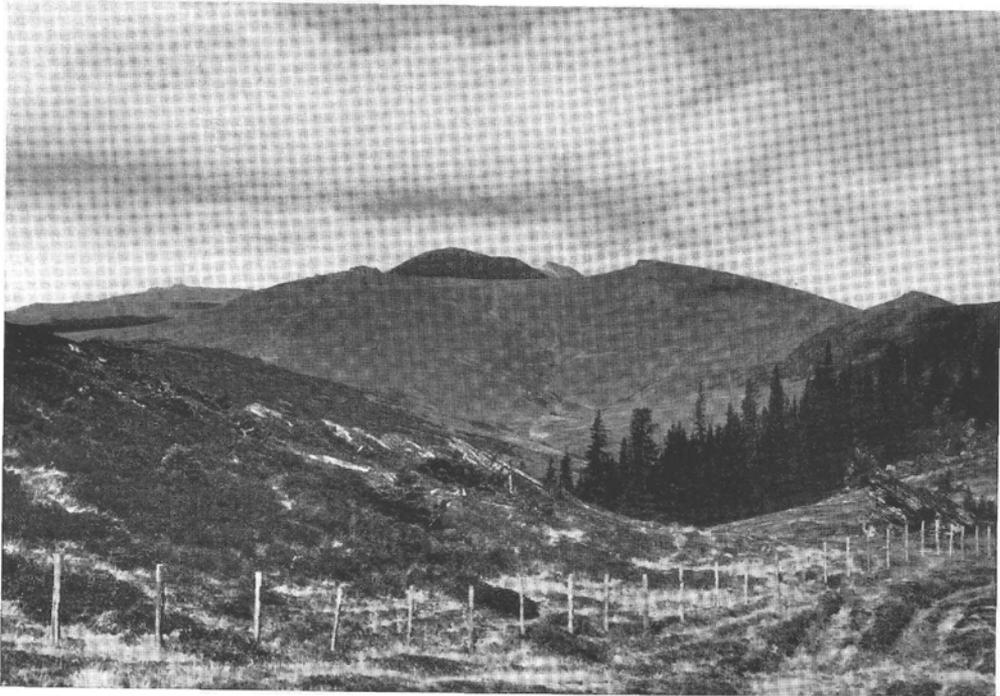
Etwas unterhalb des Speikfogels, auf der kärntnerischen Seite gelegen, befindet sich das geräumige Schuhhaus unserer Sektion Wolfsberg. Am Wolschened, halbwegs zwischen Schwanberg und Speikfogel gelegen, steht das vom Steir. Geb.-Ver. eingerichtete Brendlschuhhaus, 1690 m. Ursprünglich ein aus groben Gneisblöcken errichtetes Stallgebäude, dem Fürsten Liechtenstein gehörend, wurde es vom Steir. Geb.-Ver. gepachtet und zu einem Unterkunftsbaus umgebaut. Zu Weihnachten 1929 wurde das Haus leider ein Raub der Flammen, aber schon im August 1930 war es, größer als früher, neu erstanden. Mit Hilfe des Fürsten Liechtenstein und anderer reicher Zuwendung gelang die vollkommene Wiederherstellung und enthält das Haus jetzt eine große Gaststube, eine Küche, 4 helle Zimmer mit zusammen 27 Betten und eine Hirtenwohnung. Trotz aller Naturalspenden beliesen sich die Barauslagen hierfür auf über S. 20 000,—. Geschichtlich ist der Bestand der Brendlhütte erstmalig in den Steuerverzeichnissen um das Jahr 1600 feststellbar; damals verteidigten die Grafen Galler, Herren von Schwanberg, den Protestantismus gegen die Mannen des steirischen Herzogs. Der junge Schloßherr Wilhelm von Galler mußte flüchten und kam im winterlichen Schneesturm auf der Brendlhütte um; deshalb führte sie lange den Namen Gallerhütte.

Wählen wir den älteste bekannten Ausgangsort zu Wanderungen auf die Koralpe, so lassen wir uns von Graz mit der Bahn in fünfviertelstündiger Fahrt in das weststeirische Paradies Deutschlandsberg führen, wo eine Ortsgruppe des Steir. Geb.-Ver. besteht. Diese kleine, kaum 1500 Einwohner zählende Stadt, verdient mit vollem Recht wegen ihrer reizvollen Umgebung diesen Beinamen. Ihr Ursprung ist auf die Burg Landsberg, im 12. Jahrhundert im Besitze eines Salzburger Geschlechtes der Lonsberg, zurückzuführen; die Burg schien schon dem Verfall preisgegeben, als mit dem Wiedererwachen deutschen Heimatgeistes sich Männer fanden, die sie zum großen Teil wiederherstellten und benützbar machten. Von hier erreicht man in achtstündiger Wanderung durch die Klaus, die vom Lafnitzbach durchströmt wird, über Trahlitten, 995 m, Glashütten, 1275 m, und die Weinebene den Koralpengipfel. Abzweigend von diesem Hauptweg führt ein Weg ins liebliche, 1445 m hoch gelegene Bergdörflein Osterwiz und von Glashütten, längs der Schwarzen Sulm, durch den Barentalgraben über das Steinmandl ein Weg zum Speikfogel.

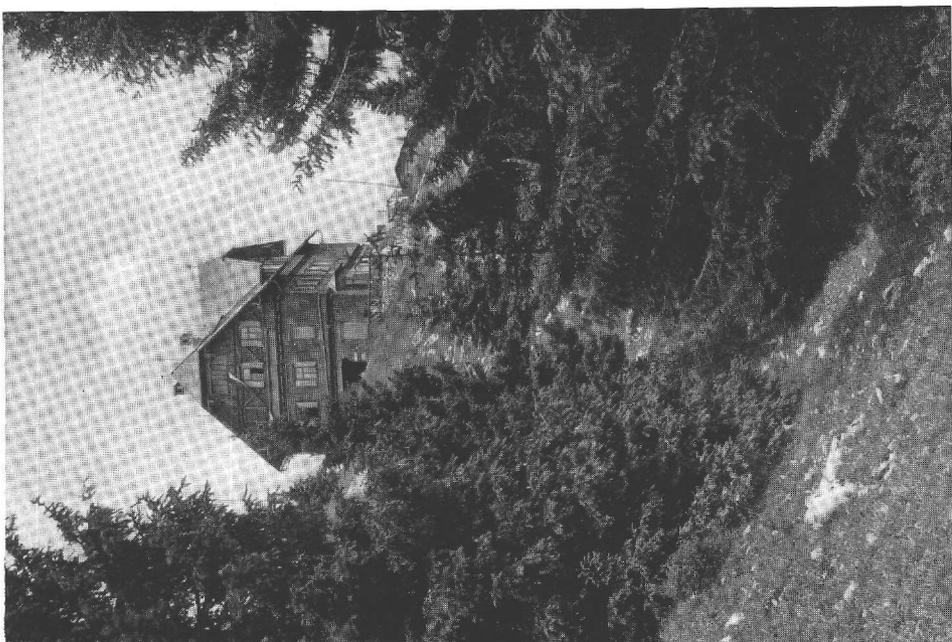
Ein zweiter allgemein benützter Aufstieg zur Koralpe geht von Schwanberg aus, wohin wir ebenfalls von Graz durch eine 1½stündige Bahnfahrt gelangen. Vom Ort Schwanberg (Ortsgruppe des Steir. Geb.-Ver.) erreicht man in siebenstündiger Wanderung über das Brendlschuhhaus den Koralpengipfel. Während der besagte Aufstieg



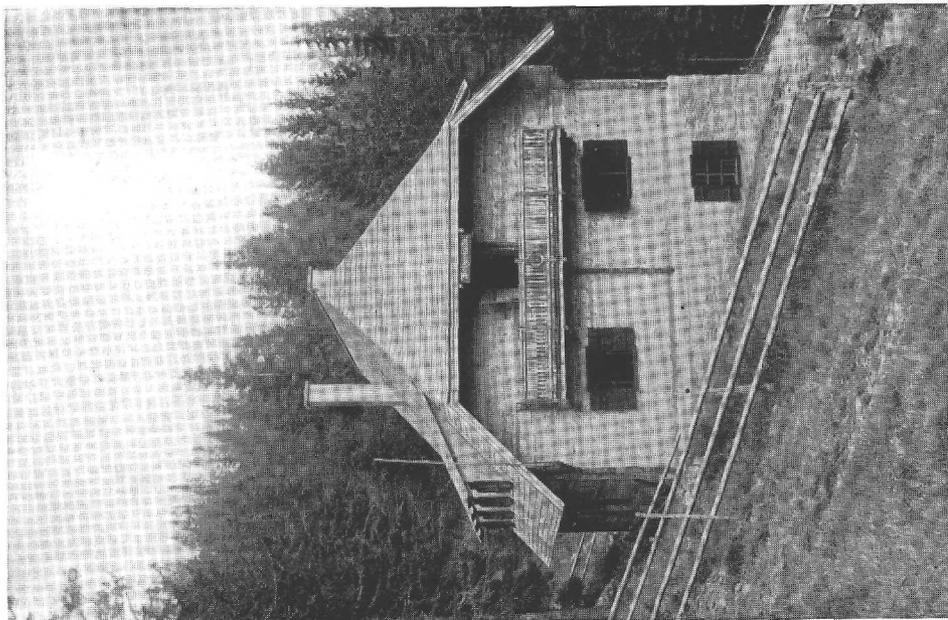
Schwanberger Brendlschuhhaus, 1690 m, auf der Koralpe



Anblick der Koralpe beim Aufstieg vom Brendlschuhhaus



Stubenbergshaus auf dem Schöckel, 1446 m, bei Graz



Weißer Hütte auf der Sommeralm, 1490 m, in der Döbsteinermark



anfänglich eine lange Strecke im Graben, den das Gerinne der Schwarzen Sulm bildet, verläuft, kann ein anderer Aufstieg, der allerdings etwas weiter ist, über St. Anna, 1037 m, gewählt werden, bei dem man in kurzer Zeit schon eine reiche Aussicht genießt. Außer diesen beiden allgemeinen Anstiegen gibt es zahlreiche andere, deren Schilderung jedoch hier zuviel Raum einnehmen würde. Nach Kärnten führen auf der Westseite der Koralpe 4—5 Stunden dauernde Abstiege nach Wolfsberg, St. Andrä und St. Paul im Lavanttal und länger dauernde nach Lavamünd und Unterdrauburg. Durch den Bau der Paderstraße und die dadurch ermöglichte kurze Autoverbindung der beiden Landeshauptstädte Graz und Klagenfurt hat auch die Koralpe entschieden sehr gewonnen.

Bevor ich jedoch das Gebiet der Koralpe ganz verabschiede, muß ich noch einiger Berge gedenken, die füglich als Ausläufer der Koralpe angesprochen werden können und bemerkenswert sind. Nördlich von Deutschlandsberg liegt die Freiländeralm, 1400 m, wohin man über St. Jakob und St. Oswald gelangt; weiter führt die Wanderung zum Schragentor, 1258 m, einem Bergsattel zwischen Hebalpe und Reinißkogel, 1466 m, welcher letzterer ein von Grazern stark besuchter Schöberg geworden ist. Vom Reinißkogel führt südwärts eine Kammwanderung zum Rosenkogel, 1362 m, und weiter nach Süden über das Gamsgebirge, an dessen Ausläufer eine dem Steir. Geb.-Ver. gehörende Aussichtswarte steht, nach Stainz. Wir sind mitten im weltbekannten Schilcher Gebiet. Die Geschichte des Ortes hängt innig mit der des dortigen, um 1230 gegründeten Stiftes zusammen.

Die südlichen Ausläufer der Koralpe bilden mit ihren weit nach Osten gestreckten Ausläufern (Radlberg, Kapuner Rogel und Remschnigg), zusammengefaßt unter den Namen Pöhrud, das Grenzland. Als dessen Mittelpunkt gilt Eibiswald. Hier stehen wir am Boden jüngster Geschichte, hat doch der Friedensvertrag von St. Germain dieses Land, ohne Rücksicht auf völkische, wirtschaftliche und verkehrstechnische Erwägungen geteilt. Das am südlichen Ende der Koralpe gelegene St. Jakob in der Soboth, 1070 m, legt heute noch Zeugenschaft ab von den tapferen Abwehrkämpfen seiner Söhne gegen die in ihrer Ländergier vordringenden Feinde; zahlreiche Kugelspuren an der Front des alten Schulhauses, vom Gras überwucherte Schützengräben und ein schönes Kreuz am Friedhof, das vom Heldentod der Freiheitskämpfer berichtet, beweisen dies. Doch echt-deutscher Geist und zäh-deutscher Wille hat schon geholfen und wird weiter schaffen, zur Rettung aus der Not, damit die braven Grenzlanddeutschen ihre bei der Abstimmung in St. Urban am Hühnerberg zugunsten Österreichs getroffene Entscheidung nicht bereuen brauchen. Der Deutsche Schulverein Südmart hat hier vorbildlich gewirkt und Schulen geschaffen, der Steir. Geb.-Ver. hat das bis vor zehn Jahren fast unbekannte Gebiet durch zahlreiche Wegbezeichnungen erschlossen, und in letzter Zeit wirkt still ein Mann (Schulmeister in Eibiswald), dessen steten Bemühungen es gelungen ist, maßgebende Stellen zur notwendigen Herstellung von Verbindungswegen zu veranlassen.

Um in dieses Gebiet zu gelangen, führt uns die Bahn in zwei Stunden von Graz nach Wies. Von hier in 20 Minuten eine Autolinie nach Eibiswald, Ortsgruppe des Steir. Geb.-Ver. Hier sammeln sich einige vom Hadermiggkogel, 1183 m, kommende Bächlein, um als Saggaubach gegen Arnfels zu ziehen. Von Eibiswald erst eben in westlicher Richtung den Aiblbach entlang, an der Arbeiterkolonie vorbei, beginnt der Weg bei Ferdinandstal zur Höchwirtkapelle anzusteigen; hier geht es dann am Buchenberggrüden entlang, nach St. Oswald. Das 748 m hoch gelegene Örtchen, mit seiner 1728 im Rundbogenstil erbauten Kirche liegt reizend und ist eines mehrtägigen Aufenthaltes wert. Eine schöne Straße führt uns von hier in drei Viertelstunden zum Mauthner Gäß, wo wir sie verlassen und zum Krumbach absteigen. Auf einem Steg übersehen wir ihn und steigen auf der anderen Seite steil hinan. Bald haben wir den Rücken des ersten Ausläufers erreicht und es geht fast eben dem Ziele entgegen. Vor uns

liegt St. Jakob, 1070 *m*, oder wie man dort kurz sagt „Soboth“. Die Fernsicht ist keine allzu weite, denn rings sind wir, durch tiefe Schluchten und Täler getrennt, von höheren Bergen umgeben. Südwärts erblicken wir am Hühnerkogel St. Urban, westlich St. Leonhard, in dessen Nähe einst wegen des reichen Quarzvorkommens Glashütten in Betrieb standen; Viehzucht und Waldwirtschaft sind die Erwerbsquellen dieses Gebietes. Soboth ist der Sammelname für das ganze, zwischen dem Krumbach und dem Feistritzbach von der Koralpe südwärts vorgeschobene Bergland. St. Jakob ist der Name für die Pfarre selbst; ihr bescheidenes Kirchlein soll schon seit 1615 bestehen. Hier soll auch um die Wende des 16. Jahrhunderts die religiöse Sekte der „Springer“ ihr Anwesen getrieben haben. Wir verfolgen nun von Soboth aus den Berghang südöstlich, müssen einmal tief zum Krumbach absteigen und auf der anderen Seite steil hinan zur Ortschaft Rothwein. Eine Umschau läßt uns auf der gegenüberliegenden Seite Laaden mit der südlichst gelegenen deutschen Schule und Pernitz in Jugoslawien erblicken. In vielen Windungen führt nun unser Weg in einen Sattel, in dessen nächster Nähe, 1041 *m* hoch, das schon auf jugoslawischem Gebiet befindliche Kirchlein St. Bartholomä steht, und weiter auf luftiger Bergeshöhe gegen Osten nach St. Lorenzen, 947 *m*. Die Ortschaft besteht aus Kirche, Schulhaus und einigen Gehöften und seit dem „wohlwollenden“ Frieden von St. Germain auch aus einem stattlichen Zollgebäude; gegen Süden liegt schon hart an der jugoslawischen Grenze das hölzerne Kirchlein St. Leonhard.

Eine ebenso gemüthliche zweitägige Wanderung führt uns von Wies über Bordersdorf und Wernersdorf in die schattige, von der Weißen Sulm durchflossene Klause, an deren Ende die Herbstmühle liegt, und von dort von Norden her nach dem schon erwähnten St. Oswald. Hier geht es ein gutes Stück wieder gegen das Mauthner Ed, um bald links abzuschwenken und allmählich den Höhenrücken des 1183 *m* hohen Haderniggkogels zu gewinnen. Dichter Wald umfängt uns auf dem weiteren, eben verlaufenden Weg nach St. Lorenzen, von wo wir zum Radlpafz absteigen. Von hier führt, von Cibiswald kommend, die Grenze passierend, eine wichtige Verkehrsstraße nach Mahrenberg an der Drau. Dabei sind wir an großen und kleinen Grenzsteinen vorbeigekommen, von denen die großen das Datum des Friedensschlusses von St. Germain, die kleinen, auf der nach Osterreich zugekehrten Seite das „D“, auf der anderen Seite das Zeichen des jugoslawischen Staates „S H S“ tragen. Kurz vor dem Radlpafz liegt auf österreichischer Seite das St. Anton-Kirchlein, auf jugoslawischem Boden das Kirchlein Heilige-Drei-König, am Radlpafz selbst, das große österreichische Zollhaus. Wieder den Grenzsteinen folgend, steigen wir zu dem ostwärts gelegenen Kapuner Kogel, 1049 *m*, hinan, von wo wir eine prächtige Fernsicht genießen. Wehmut im Herzen, ob des Verlustes all dieser Herrlichkeit wenden wir unseren Blick nordwärts. Im Gegensatz zu den schroffen Kalkgipfeln sehen wir da das anmutige grüne Hügelland des Saggau-, Sulm-, Laßnitz-, Rainach- und Murtales. Wir ziehen weiter ostwärts am Berg Rücken entlang und erreichen bald das Kirchlein St. Pantätius, 900 *m*, ein rechter Luginland. Einst sollen hier die Kelten eine Opferstätte gehabt haben, die Römer erbauten dann ein Kastell und aus dessen Trümmern entstand im Jahre 1377 das Kirchlein, das schon zu Jugoslawien gehört. Zulezt überschreiten wir noch den Remschnigg, 758 *m*, wo eine von Urnfels herausziehende Straße die Grenze quert und nach Ober-Rappel in Jugoslawien führt. Wir steigen nun in nördlicher Richtung über den Monte-Hügel (Bezeichnung römischen Ursprungs) und die Hocheneck-Kapelle nach Leutjach ab. Von hier führt uns eine Autolinie über den Karnerberg zur Bahnstation Ehrenhausen (Strede Graz—Spielfeld).

Es ist das Sausal- und Gleinzgebiet, das im Norden durch den von Deutschlandsberg über Groß-Florian bis Stangersdorf ostwärts fließenden Laßnitzbach begrenzt wird. Hier bildet sein Lauf einen nach Süden gerichteten Winkel und bis vor Leibnitz, wo er in die Sulm mündet, die Ostgrenze. Im Süden wird die Grenze

durch den von Eibiswald kommenden, erst östlich, ab Ort Saggau nordöstlich fließenden Saggaubach gebildet, der bei Freising in die Sulm mündet. Von Freising an bis zum Zusammenfluß der Laßnitz mit der Sulm, bildet diese die Südgrenze. Ostwärts dieses Gebietes liegt das weite, von der Mur durchflossene Leibnitzer Feld, abgeriegelt vom großen Grazer Feld, durch den *W i l d o n e r B u c h k o g e l*, der, wenn auch nur 550 m hoch, infolge seiner Gestalt ein Gegenstück des Schöckels ist. Grazer und Leibnitzer Feld bildeten einst das Panonische Meer. Das älteste Volk, das hier hauste, waren die Kelten, die dem Vordringen der Römer keinen Widerstand entgegensehten. Im Jahre 70 n. Chr. gründeten diese an der Stelle des heute südlich von Leibnitz liegenden *Wagna* die Stadt *Flavia Solva*; die erste Silbe des Wortes ist auf den Gründer Kaiser *Flavius Vespasianus* zurückzuführen, die zweite Silbe ist keltischen Ursprunges. Zur Zeit der Völkerwanderung wurde die römische Stadt zerstört, und als die Slawen vordrangen, dürften die Bewohner in der Nähe der alten Stätte ihre Häuser wieder erbaut haben. In einer Urkunde des Jahres 970 stoßen wir das erstemal auf den Namen „*Lipnica*“, vom slowenischen *Lipa*, „die Linde“, abstammend.

Von Graz führt uns die Bahn in einer schwachen Stunde nach Leibnitz, wir ziehen durch die Stadt und überschreiten jenseits derselben die Sulm, die wegen ihrer warmen Bäder sehr beliebt ist, steigen drüben den Berg hinan, auf dessen Rücken, 359 m, der stolze *Bischofss Schloss S e g g a u* liegt. Beim Schlosse vorbei steigen wir gleich wieder vom Rücken des Berges hinunter, überschreiten abermals die Sulm, welche den ganzen Berg umzieht, kommen an der Weinbauschule *Silberberg* vorbei, einige kleine Täler querend nach *Ribec*, 564 m, und weiter am Rücken des Berges in einem Bogen zum *D e m e r k o g e l*, 670 m; knapp unter dem Gipfel liegt *Harrachegg*. Wegen der weiten Fernsicht, die man vom Gipfel aus genießt, erbaute der Steir. Geb.-Ver. hier im Jahre 1925 eine hölzerne, 14 m hohe Warte. Den Abstieg wählen wir zur Bahnstation *Wettmansätten*, an der Strecke *Graz—Deutschlandsberg*, wo wir nach 6stündiger Wanderung eintreffen.

Vom Schloß *Seggau* gelangt man durch eine 4½stündige Höhenwanderung über *Frauenberg* und *Schöneegg* nach *Arnfels* oder *Leutschach*, welche Orte bereits bei der Wanderung im Grenzgebiet Erwähnung fanden. Wenden wir uns von Leibnitz nach Süden, so kommen wir am *Steinbruch* von *Asienz* vorbei, der schon von den Römern für ihre Bauten ausgebeutet wurde und gelangen in 1¾ Stunden nach *Gamlitz*; von hier geht es zum aussichtsreichen *U r k o g e l*, 524 m, hinan und nun wieder längs der Grenzsteine zum *P l a t s c h*, 504 m, der geographisch schon zu den, zwischen *Mur* und *Drau* liegenden *Windisch-Büheln* gehört; von *Gamlitz* hierher brauchten wir 2½ Stunden. Wir schließen unsere Wanderung mit dem ¾stündigen Abstieg nach *S p i e l f e l d* (letzte Bahnstation in Österreich auf der Strecke von *Graz* nach *Triest*) und bewundern nur noch das dort stehende dreitürmige Schloß, das *General Heister* aus türkischer Beute im 17. Jahrhundert erbaute. Das *Sausalgebiet* ist infolge seiner klimatischen Lage und geologischen Beschaffenheit (*Bloritsschiefer*) für Weinbau so trefflich geeignet, daß sein Reichtum an Wein und Obst zur Berühmtheit geworden ist.

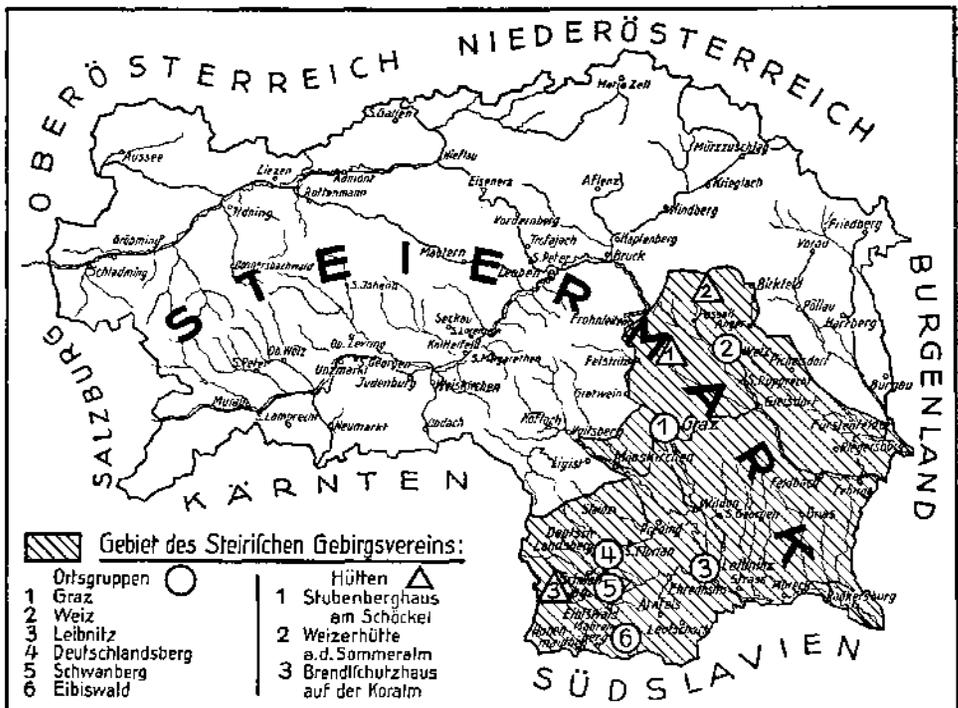
Es wäre ungerecht, meine Schilderung des Arbeitsgebietes des Steir. Geb.-Ver. zu schließen, ohne wenigstens der bemerkenswertesten Punkte aus der unmittelbaren Umgebung von *Graz* zu gedenken, wo der Steir. Geb.-Ver. viel geleistet hat. Das ist eben das Wertvolle der die Landeshauptstadt *Graz* umgebenden Bergwelt, daß sie dem Beschmaç und dem Bedürfnis jedes Bergsteigers oder Wanderers Rechnung trägt.

Von *Graz* gegen Osten ziehen mehrfach Höhenrücken. Die *R i e s*, heute eine moderne Autostraße in die *Östtierrmark*, der *R u d e r l b e r g*, mit seiner Fortsetzung dem *Lustbühel*, der zu Ehren des großen steirischen Dichters „*Roseggerweg*“ genannte Waldweg nach *Maria Trost* sind zwar niedere Höhenrücken, von denen man aber nach allen Seiten prächtige Fernsicht genießt; sie werden, wie die Täler dazwischen: *R a g*-

nitz und Stifting Sommer und Winter gern begangen. Mehr nordöstlich ist der Rosenberg ein beliebter Ausflug, in dessen Fortsetzung die 651 m hohe P l a t t e liegt; hier hat der Steir. Geb.-Ver. im Jahre 1880 einen gemauerten Aussichtsturm (Stephaniewarte) errichtet.

Im Westen von Graz zieht von Norden (bei Gösting) nach Süden (bis Straßgang) ein Bergrücken, auf dessen halber Höhe der „Kernstod“-Weg läuft. Sein nördlichster Berg, der 764 m hohe P l a b u t s c h (slowenische Bezeichnung, zu deutsch „der Einsame“), weist durch den vorkommenden Korallenfall auf die Tatsache hin, daß hier einmal ein Meer stutete; der südlichste Berg dieser Höhenkette ist der 659 m hohe B u c h l o g e l, auf dem der Steir. Geb.-Ver. im Jahre 1879 einen eisernen Aussichtsturm, die Rudolfswarte, baute.

Viele andere Wege, nennenswerte Berge und Ortschaften wären noch anzuführen, allein dies würde den Rahmen dieses Aufsatzes wohl überschreiten. Die Schilderung des Arbeitsgebietes und damit die sechs Jahrzehnte währende Tätigkeit des Steir. Geb.-Ver. für immer festzuhalten, das war der Zweck dieses Aufsatzes.



Südtiroler Bildstöcke

Von Dr. Josef Weingartner, Innsbruck

Es gehört zu den charakteristischen Eigenheiten Südtirols, daß hier die Landschaft stärker als anderswo sozusagen mit Kultur gesättigt ist und daß menschliches Schaffen nicht nur durch die Kultivierung des Bodens, im Wechsel zwischen Acker und Weide, Weinberg und Wald, sondern darüber hinaus auch durch künstlerische Formen das Gesamtbild der Landschaft weitgehend mitbestimmt. Alle geistigen, sozialen, wirtschaftlichen Kräfte, von denen das Leben dieses Himmelsstriches im Laufe der Jahrhunderte bestimmt und getragen wurde, haben in dieser Hinsicht ihre Spuren hinterlassen, haben sich sozusagen selber Denkmäler gesetzt, haben zur künstlerischen Formung der Landschaft ihren Beitrag geleistet. Wie die Blüte des feudalen Lebens, die für Gegenden mit mildem Klima, mit fruchtbaren Feldern und Weinbau so bezeichnend ist, in den ungewöhnlich zahlreichen Burgen und Edelsitzen gleich auch der ganzen Gegend ein bestimmtes Gepräge gab, wie sich in den malarischen Städten der behäbige Wohlstand des Bürgertums zeigt, so offenbart sich ebenso die freie und anderen Ländern gegenüber rechtlich gehobene Stellung des Tiroler Bauern und seine hochstehende Kultur auch schon in den prächtigen Dorfbildern und in den malarischen Gehöften, die man in vielen anderen Gebieten vergebens suchen wird.

Es ist selbstverständlich, daß auch die stärkste geistige Kraft, die das Leben unserer Vorfahren bestimmte, die Religion, hier weitgehend mitgewirkt hat. Man braucht ja nur daran zu erinnern, welche ausschlaggebende Rolle gerade in den eindrucksvollsten und stattlichsten Landschaftsbildern Südtirols, etwa in den Gesamtansichten der Gegenden um Sterzing, Brigen, Bruned, Bozen, Meran, Mals den Kirchen und Kirchtürmen zufällt. Aber nicht weniger wichtig sind die einzelnen Dorfkirchen und die zahlreichen oft uralten Bergkirchlein, die gerade die schönsten Punkte und Kuppen der ganzen Gegend eindrucksvoll betonen, und es wird kaum einen Wanderer geben, dem dies nicht irgendwie zum Bewußtsein käme. Die formende Kraft geht aber hier noch viel weiter und wirkt sich hier unter anderem auch in den gerade in Tirol so auffallend zahlreichen Kapellen, Bildstöcken, Weg- und Feldkreuzen aus, die in ihrer Gesamtheit ebenfalls zum Gesamtbild der Landschaft nicht wenig beitragen.

Aus diesem recht umfangreichen Bestande an teils kunstgeschichtlich, teils wenigstens volkstümlich sehr interessanten Gebilden möchte ich die Bildstöcke herausgreifen, einerseits weil wir hier Formen vor uns haben, die teilweise eine ganz spezifische südtirolerische Note aufweisen und in dieser besonderen Art sonst nirgends zu finden sind, andererseits weil die vielen Strahenerweiterungen gerade für diese Denkmäler eine ständige Gefahr bedeuten und daher eine erhöhte Aufmerksamkeit gerade den Bildstöcken sehr zu wünschen wäre¹⁾.

Anderswo, z. B. im österreichischen Waldviertel, einer recht abgelegenen und kunstgeschichtlich weit ärmeren Gegend als es Südtirol ist, fällt dem fremden Wanderer der ungewöhnliche Reichtum an barocken Bildstöcken des 17. und 18. Jahrhunderts auf. Zum größten Teil sind es Sandstein-Skulpturen, und so eignet diesen Bildstöcken eine große Mannigfaltigkeit der Formen, da der Bildhauer naturgemäß eine größere

¹⁾ Der Verfasser bereitet im Rahmen der „Schlern-Schriften“ eine Publikation vor, die sämtliche noch vorhandene Bildstöcke des 15.—17. Jahrhunderts wenigstens in Beschreibung und Abbildung festhalten soll.

Gestaltungsfreiheit besitzt. In Südtirol, wo die hochbarocke Zeit im Bau und in der Ausstattung der Kirchen, in den fröhlich bewegten Ruppeltürmen, in den zahllosen Deckenfresken usw. doch eine ganz ungewöhnliche Fruchtbarkeit aufweist, fehlt die eigentlich barocke Spielart des Bildstockes — etwa von etlichen Standbildern des hl. Johannes und Nepomuk abgesehen — fast gänzlich. Die alten, charakteristischen Formen hören auf, ohne daß ein gleichwertiger Ersatz an ihre Stelle getreten wäre, und der wenig auffallende Kapellen-Bildstock mit einer mehr oder weniger tiefen Rundbogennische beherrscht fast allein das Feld. Die klassische Zeit ist hier das 15. und das frühe 16. Jahrhundert. Aus älterer Zeit hat sich nichts erhalten, und was im 17. Jahrhundert entstand, ist fast durchaus nur eine schwächliche Wiederholung älterer Formen, die aber ihr ursprüngliches Leben gänzlich verloren haben. Nur insoweit bleibt die Linie konstant, daß früher wie später nicht die Skulptur die Führung hat, sondern daß die Bildstöcke in der Regel eine rein architektonische Form aufweisen und daß die Dekoration fast ausnahmslos dem Maler zufällt. Eine Folge davon ist dann freilich die geringere Mannigfaltigkeit der Typen, da der Maurer und auch der Steinmetz mit dem eigentlichen Bildhauer an Gestaltungsfreiheit nicht konkurrieren konnte.

Immerhin lassen sich doch auch beim Südtiroler Bildstock mehrere untereinander deutlich geschiedene Typen feststellen, die nun näher charakterisiert werden sollen.

I.

Die eigenartigste und für Südtirol bezeichnendste Form weisen jene Bildstöcke auf, die im Volksmunde die Bezeichnung „Peststöckel“ führen. Auf einem verstärkten Postament steht ein niedriger, meist schlanker Pfeiler, der auf einer vorkragenden Deckplatte den tabernakelförmigen, mit vier Nischen versehenen Aufsatz trägt. Den oberen Abschluß bildet ein spitzes, meist aus Schindeln hergestelltes Pyramidendach mit einem Knopf oder Kreuz aus Metall (bei Steinegg ausnahmsweise aus Holz). Die durchschnittliche Höhe hält sich, Knopf oder Kreuz nicht mitgerechnet, zwischen vier und sechs Metern, die Bildstöcke in Bruneck, Olanz und Windischmatrei sind sogar mehr als sieben Meter hoch. In diesen drei Fällen zeichnet sich das spitze Dach durch besondere Höhe aus und ist allein ungefähr so hoch wie der ganze übrige Bildstock. Häufiger aber ist es der Fall, daß Schaft, Aufsatz und Dach ungefähr je ein Drittel der Gesamthöhe ausmachen, und man wird wohl sagen dürfen, daß dieses Maßverhältnis alles in allem am günstigsten wirkt.

Sockel und Pfeiler sind in den meisten Fällen aus verputzten oder unverputzten Quadern hergestellt, der Aufsatz ist gemauert und verputzt. Manchmal ist auch der Schaft gemauert.

Alle Bildstöcke dieser Art stehen an vielbegangenen Wegen, am liebsten dort, wo zwei Wege auseinandergehen. Daher begegnen wir ihnen nur ausnahmsweise in den Ortschaften selber, wie etwa in Weisberg, Laisten, Albions, Veltorns. Häufiger finden wir sie am Rande der Ortschaft auf einem der Hauptzugänge, wie in Brigen, Elvas, Sarns, Klausen, Böls, Vigo di Fassa, Bruneck, Taufers, Lienz, des öfteren aber auch im freien Feld. Die Wahl des Standortes verrät häufig einen ausgesprochenen Sinn für malerische Wirkung, die in einzelnen Fällen durch danebenstehende Bäume noch wesentlich gesteigert wird. Aber auch die Form des Bildstockes selber schon übt einen ganz eigenen, malerisch-romantischen Reiz aus und dies um so mehr, als sie in dieser Eigenart sonst nirgends zu finden ist. Auch in Tirol selber ist das Vorkommen an ein ganz bestimmtes Gebiet gebunden, und zwar an das untere und mittlere Eisacktal und an das Pustertal und Iseltal. Am dichtesten stehen die Bildstöcke in der Umgebung von Brigen, im übrigen Eisacktal und im Pustertal sind sie gleichmäßig über die ganze Gegend verteilt. In Nordtirol gibt es aus der klassischen Zeit nur einen einzigen Vertreter dieses Types, aber auch in der Bozner und Meraner Gegend finden wir nur

ganz späte, unbedeutende und ausgelaugte Nachzügler, im Winschgau auch das nicht einmal. Ebenso fehlt diese Bildstockform im ganzen italienischen Landesteil und nur in Vigo di Fassa, das einst kirchlich und weltlich dem Hochstifte Brigen unterstand, hat sich ein — übrigens sehr eigenartiger — Vertreter erhalten. Man kann also sagen, daß dieser Bildstocktyp in der Diözese Brigen, und zwar im Eisack- und Pustertal, seine Heimat hat. Darüber hinaus läßt sich sein Einfluß eigentlich nur in den unmittelbar angrenzenden, ehemals salzburgischen Gebieten, in Osttirol und Oberkärnten nachweisen.

Der volkstümliche Name „Peststöd“ legt die Frage nahe, aus welchem Anlasse diese Denkmäler errichtet worden sind. Es ist sehr wohl möglich, daß man bei pestartigen Seuchen die Errichtung derartiger Bildstöcke verlobte oder den Begräbnisplatz bei einem derartigen Bildstock anlegte oder auch mit einem solchen Bildstock bezeichnete, und die volkstümliche Benennung ist sicher nicht aus der Luft gegriffen. Ein interessanter Beleg, auf den mich Hugo Schwanger aufmerksam machte, findet sich im „Bozener Jahrbuch“ (1935/36, Seite 19): „Rudolf Schwanger, gest., Unterazwang, 1633, in der Pest, wie dan er im Unger unter dem Hauß, wo der Bildstodhstehet, begraben ligt.“ Nur darf man nicht etwa annehmen, daß alle vorhandenen Exemplare auf diesen Anlaß zurückzuführen sind. Träfe das zu, hätten im 15. und 16. Jahrhundert die Pestjahre ja nie aufgehört, was nach den sonstigen Nachrichten nicht der Fall gewesen ist. Wir werden also auch andere Anlässe annehmen müssen. In manchen nichttirolischen Gegenden findet sich für einzelne Bildstöcke die Benennung Hochzeitskreuz, weil sie Neuvermählte zur Erinnerung an ihre Eheschließung aufstellen ließen. Auch andere Familienereignisse, Krankheiten, Unglücksfälle, Kriegsklüfte, kurz alle Vorfälle, die auch sonst zu Gelübden Anlaß geben, dürften hier in Frage kommen. Am einzigen Bildstock dieser Gattung, der sich nördlich vom Brenner, an der Straße zwischen Stainach und Matrei befindet, meldet eine freilich nicht mehr im Originale erhaltene Inschrift, daß an dieser Stelle die Herrin der benachbarten Burg Lufenstein mit dem Pferde sich zu Tode stürzte. Einige Male nennt sich der Stifter, und am Bildstock im Lafener Ried liest man: sprich allen gläubigen sellen ain Vater... (unser) 1479. Diese Inschrift legt die Vermutung nahe, daß es sich hier um eine sogenannte Totenraff handelt. Die Pfarrkirche von Lajen liegt hoch droben am Berge, aber die Pfarrei reicht hinab im Tal bis zum Eisack, und bei Todesfällen mußten die Leichen auch aus den tief gelegenen Höfen nach Lajen hinaufgetragen werden. In solchen Fällen herrschte und herrscht noch heute in Südtirol die Gepflogenheit, die Bahre an bestimmten Stellen niederzustellen, zu rasten, und dabei für den Toten zu beten, und zwar werden solche Stellen jedesmal durch ein Wegkreuz oder durch einen Bildstock bezeichnet. Nach seiner Lage und nach seiner Inschrift kann also der Bildstock im Lafener Ried gar wohl eine solche Totenraff sein, und es ist durchaus möglich, daß dies auch in anderen Fällen zutrifft, z. B. am Bildstock zwischen Brigen und Milland, dessen (freilich neueren) Gemälde einen ähnlichen Zweck nahelegen.

Eine weitere Frage, zu der wir Stellung nehmen müssen, ist die der stilistischen Herkunft dieses ganzen Types. An der Straße zwischen Morizing und Siebeneich steht ein Bildstock, der nicht eigentlich zu unserer Gruppe gehört, ihr aber nahesteht, und der uns vielleicht für ihre formale Ableitung einen Fingerzeig geben kann (Fig. 1). Der viereckige Schaft ist ganz schlicht und verb. geformt und geht über einem kleinen Gefims leicht ausschwingend in den Aufsatz über, der vier flache Spitzbogennischen zeigt und ein achteckiges, gemauertes Pyramidendach trägt. Alle wesentlichen Elemente unseres Bildstocktypes sind auch hier vorhanden, aber die strengere Form der Nischen und das Steindach lassen die Beziehungen zu gotischen Architekturformen deutlicher hervortreten. Die Urformen sind wohl die Fiale und der Statuentabernakel, die uns von den Strebepeilern gotischer Kathedralen her so bekannt sind und deren Ursprung ins 12. und 13. Jahrhundert zurückreicht. In gotischen Bildstöcken anderer Gegenden, z. B.

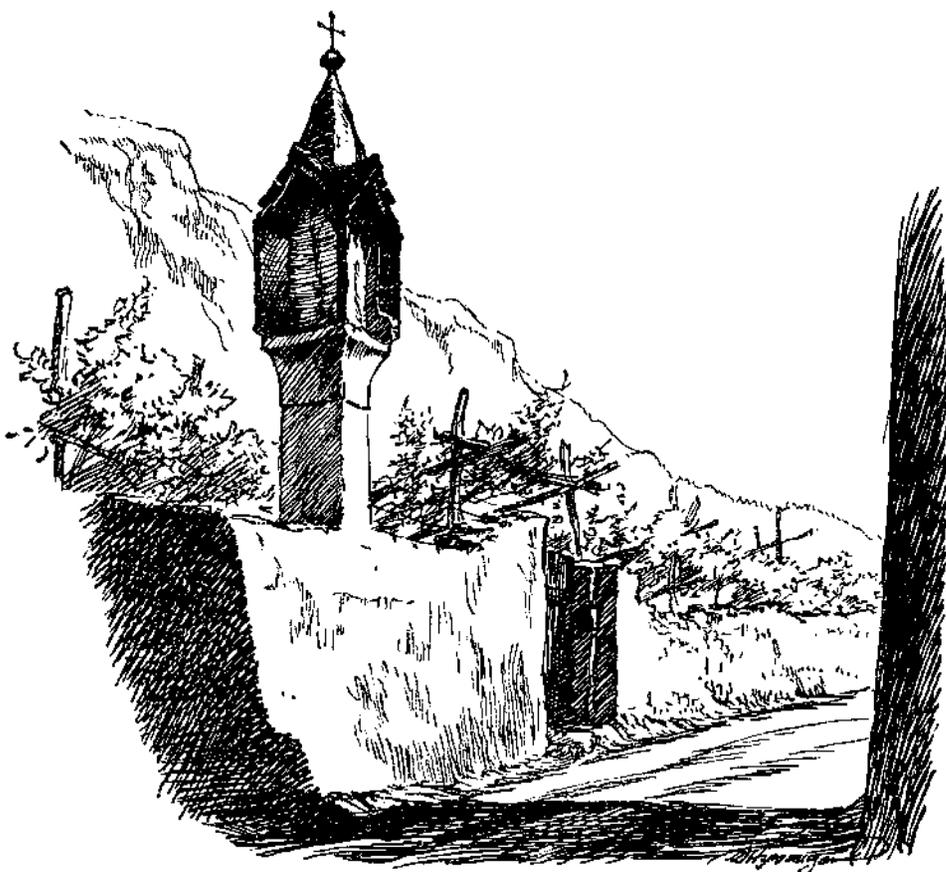


Fig. 1. Morising

Niederösterreich, liegt dieser Zusammenhang noch viel deutlicher zutage. Andere Formen, die damit im Zusammenhang stehen und die sich auch in Südtirol finden, sind die sogenannten Totenleuchten. Wenn sie, wie etwa in Unterinn (Abb. 1), Eisens, Lana, Brigen, für sich allein mitten auf dem Friedhof stehen, sehen sie einem Bildstock ohnehin ganz ähnlich und werden von unkundigen Betrachtern auch oft genug damit verwechselt. Auch die Sakramentshäuschen wären hier zu erwähnen, die manchmal, z. B. in Sarns bei Brigen, eine ganz bildstockähnliche Gestalt aufweisen. Ja, es kommt sogar vor, daß ein ehemaliges Sakramentshäuschen, das in der Barockzeit aus der Kirche entfernt wurde, später als Aufsatz eines Bildstockes verwendet worden ist. Der hier behandelte Typus nimmt jedenfalls von derartigen, ursprünglich aus der gotischen Architektur herkommenden Formen seinen Ausgang, doch wurde die Urform vereinfacht oder wenn man will, dem technischen Können eines ländlichen Maurers und dem von ihm verwendeten Materiale mehr angepaßt. Bei der Höhe des handwerklichen Könnens und des allgemeinen Geschmades übt aber auch diese vereinfachte Form noch eine starke künstlerische Wirkung aus und weist außerdem eine so charakteristische Eigenheit auf, daß sie auf den ersten Blick als eine völlig selbständige Schöpfung erscheinen könnte.

Ich erinnere mich mit vielem Vergnügen daran, wie mehrere dieser Bildstöcke, die in meiner engeren Heimat stehen, auf mich schon in früher Jugend einen tiefen Eindruck

Tiroler Bildstöcke



Abb. 1. Lotenleuchte



Abb. 2. Brunnen



Abb. 3. Ebnerbild bei Steinegg



Abb. 4. Lienz



Abb. 5. Vigo di Fassa



Abb. 6. Virgen

Tiroler Bildstöcke

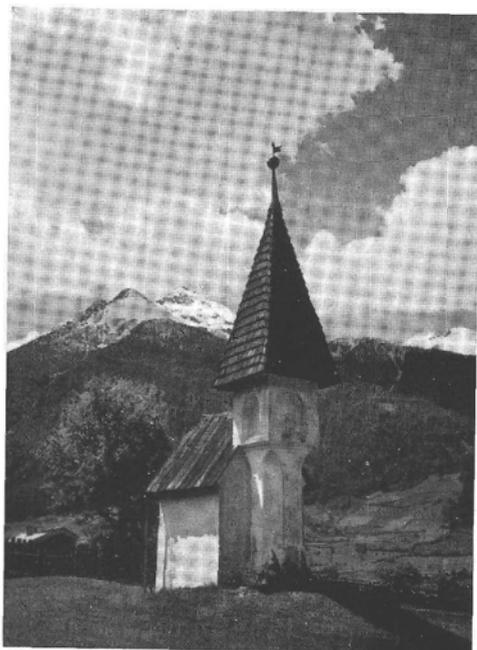


Abb. 7. Windischmatri

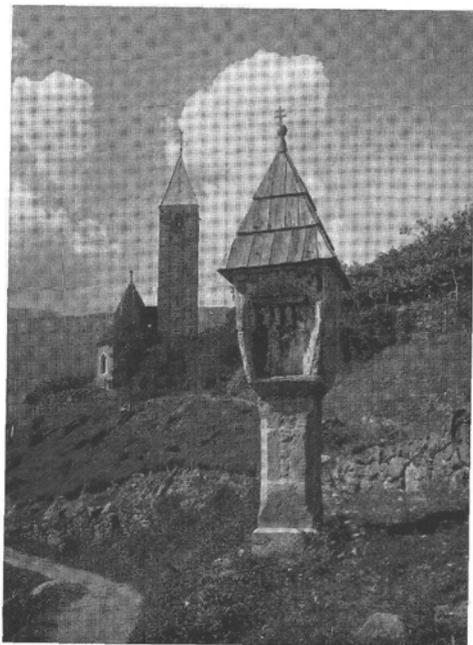


Abb. 8. Lajener Ried

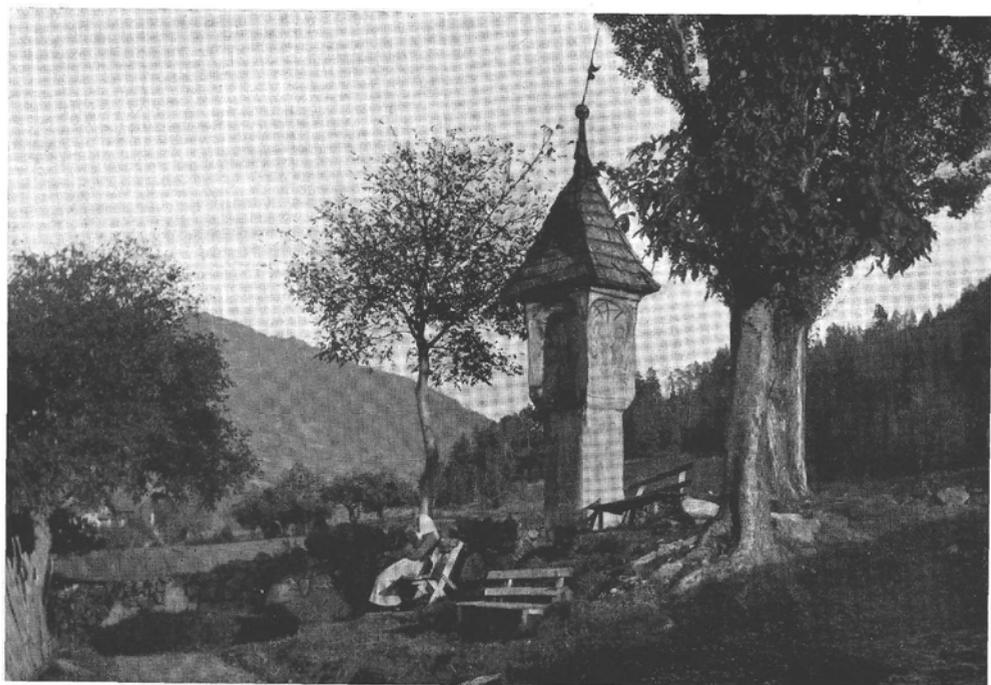


Abb. 9. Gufidaun



machten. Die auffallende Stellung in der ganzen Landschaft, die seltsame Form mit dem spitzen Dache, der altertümliche malerische Schmuck, ja selbst die Rötelsinschriften — am Bildstock bei Virgen z. B. liest man in schöner, prächtig erhaltener Schrift zweimal das feuzende oder jubelnde Bekenntnis eines fahrenden Schülers „causa amore 1500“ — reizten schon die Phantasie des jugendlichen Beschauers. Später hat mich dann die wissenschaftliche Beschäftigung mit der mittelalterlichen Wandmalerei immer wieder zu verschiedenen Bildstöcken hingeführt. Obwohl also mein Interesse von jeher wach war, muß ich doch gestehen, daß es sich im Laufe der Arbeit an der vorliegenden Würdigung noch wesentlich steigerte, und daß die eingehende Betrachtung und Vergleichung dieser seltsamen Denkmäler einer längst vergangenen Zeit mir ihre singuläre Eigenart noch weit entschiedener als bisher zum Bewußtsein brachte.

Doch wenden wir uns nun den Bildstöcken selber zu.

Der älteste Vertreter unserer Gruppe, der sogenannte Siechenhausbildstock bei Trient (Abb. 4), der nach seinem Bilderschmuck zu schließen noch vor 1400 entstanden sein dürfte, ist zwar eine sehr derbe und unausgeglichenere Arbeit, zeigt aber trotzdem deutlich, daß man damals in bezeichnendem Gegensatz zu später vor allem auf eine schwere massive Gesamtform Wert legt. Der Schaft ist demgemäß kurz und massiv, der breite Aufsatz zeigt bereits vier Nischen, die durch breite Stege getrennt werden, und das Pyramidendach. Weit besser vertritt aber diese frühe Stilstufe der Bildstock beim Gesellenvereinshaus in Bruned (Abb. 2), der wie der in Trient vor der Stadt an einer Weggabelung steht und der nach den Fresken aus dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts stammt. Auch wenn man annimmt, daß der Sockel heute in der Erde steckt, bleibt die Gesamtform doch noch recht massiv. Der viereckige Schaft ist ungegliedert und zeigt nur eine kleine Rundbogennische (Opferstock?). Der Aufsatz ist viel straffer geformt als in Trient, die tiefen Flachbogennischen sind streng architektonisch behandelt, der Nischengrund, die Seitenwangen und der Bogen heben sich klar voneinander ab, ein Prinzip, das durch die ebenfalls strenge Art der Bemalung noch stärker unterstrichen wird. Die Stege zwischen den Nischen treten klar hervor und zeigen statt der einfachen Schräge in Trient einen dreifach gestuften, aber auch noch etwas derben Ablauf. Das schöne Pyramidendach ist ungefähr gleich hoch wie der ganze untere Teil des Bildstockes.

Diesem frühen Typus steht noch sehr nahe der ungefähr gleich alte Bildstock bei Steinegg (Abb. 3), der aber auffallend flache Nischen zeigt und darin der späteren Entwicklung vorgreift, der vermutlich 1619 umgearbeitete Bildstock an der Straße von Bruned nach Taufers und der neben der Pfarrkirche von Taufers, dem ebenfalls noch eine gewisse gedrungene Schwere eignet und der ähnlich derb abgetreppte Abläufe zeigt wie der Bildstock in Bruned. Die schweren Maßverhältnisse machen es wahrscheinlich, daß auch der Pantel genannte Bildstock in Vigo di Fassa (Abb. 5) dieser frühen Periode angehört. Im übrigen haben wir es hier mit einem sehr eigenartigen Gebilde zu tun, das aus der ganzen Reihe stark herausfällt. Über einem sehr ausgeprägten Sockel erhebt sich ein kurzer, massiver Rundpfeiler mit dreieckigem Aufsatz. Das Dach ist ursprünglich wohl höher gewesen.

Die nächste Weiterentwicklung können wir an den Bildstöcken von Welsberg und Talsen (Fig. 2) ablesen, die schon der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehören. Sie zeigen noch die alte streng tektonische Auffassung, sind aber schon wesentlich höher und schlanker geworden. Auch die Art der malerischen Verzierung und der tektonischen Anordnung ist noch dieselbe. Den Welsberger Bildstock, der nach der Überschwemmung von 1882 mit Benützung alter Teile neu errichtet wurde, hat übrigens kein Geringeres als Michael Pacher bemalt.

Eine etwas abweichende, recht interessante Parallelförmigkeit zeigen zwei Bildstöcke im Iseltal. Der eine steht vor dem Dorfe Virgen (Abb. 6) und trägt die Jahreszahl 1455, der andere ungefähr gleich alte bei Windischmatrei (Abb. 7). Sie fallen durch einen



Fig. 2. Laisten

schön gegliederten Achteckschacht aus Quadern auf und haben zum Unterschied von den vorher behandelten Beispielen scharfkantige Nischen mit strengen geraden Seitenwänden, eine Formgebung, die offenbar von der Steinmetzarbeit ausgeht.

Im übrigen zeigen von nun an auch die übrigen Bildstöcke eine sorgfältige Behandlung und Gliederung der Schäfte. So z. B. der schon erwähnte Bildstock im Lajener Ried (Abb. 8), auf dem die Jahreszahl 1459 oder 1479 zu lesen ist. Der Schaft ist aus Quadern ausgeführt und im Mittelteil an den Kanten abgeflacht, so daß er sich der Achteckform nähert. Dagegen sind die Nischen nun flach geworden, haben die tektonische Artikulierung verloren, verraten aber im Schwung ihrer Linienführung noch ihre relativ frühe Entstehungszeit.

Durch seine ganz aparte Form fällt das sogenannte „Spitzige Södel“ bei Niederolang auf (Abb. 10). Auf einem breiten Postamente erhebt sich ein einfacher massiver Viereckschacht, an dem erst ganz oben jederseits ein vortragender Flachbogen ansetzt. Man könnte sagen, daß vom üblichen Tabernakelaufsatz nur diese Bogen und die Abläufe übrig geblieben sind. Dem Ganzen ist das mächtige Spitzdach wie ein Hut tief über die Ohren gezogen. Der Bildstock trägt auch noch seinen alten Freskenschmuck, der aus dem dritten



Fig. 3. Albions

viertel des 15. Jahrhunderts stammt. Die Hauptbilder befinden sich hier am Schafte selber. Die ganz eigenartige Form und die prächtige Stellung in der Landschaft — den Hintergrund bilden je nach der Stellung des Beschauers dunkler Fichtenwald und zackige Dolomiten oder die weiten Sattiefen und die Rieserfernergruppe — sichern diesem Bildstock eine besonders starke Wirkung.

Für die Zeit um 1500 und die unmittelbar darauf folgenden Jahrzehnte ist ein hoher Schafte und überhaupt größere Schlantheit charakteristisch, ebenso die flache, einheitlich ausschwingende Nischenform. Besonders schöne Beispiele finden sich in Albions (Fig. 3), Gusidaun (Abb. 9), am Kranebittberge (Abb. 11) und in Elvas bei Brigen, bei Bintl (Abb. 12) und bei Pfalzen im Pustertal, bei Obermauern im Iseltal.

Ein Bildstock in Völs (um 1500) fällt durch besonders reiche Gliederung des Achtecks auf, der in Albions (1503) zeigt — ein ganz vereinzelter Fall — eine mit Akanthus verzierte Tragplatte, an zwei eben erwähnten Bildstöcken bei Brigen meldet sich in den Profilen bereits die Renaissance. Weitere Beispiele finden sich bei Brigen am oberen Weg nach Neustift, am Wege von der Mahr nach Eschötich, in Lajen an der Mühlbacher Klause, in Ehrenburg und bei Mittewald im Pustertal (Abb. 13), doch macht sich hier in den meisten Fällen schon ein deutliches Erlahmen der Formkraft, eine Vertrocknung und Erstarrung des ganzen Typus geltend.

Noch viel mehr gilt das aber von den wenig bedeutenden Bildstöcken aus dem späteren 16. und aus dem 17. Jahrhundert, in denen die hier behandelte Spielart sich zu Ende läuft. Solche Bildstöcke finden sich z. B. hinter dem Spital bei Brigen, in Velturns, in Deutschnofen, zwischen Ober- und Unterplatten im unteren Eisacktal, beim Hud im Bozner Lektach, beim Rautner in Rentsch, bei Scharfegg und beim Lagederhof in Gries, bei Schloß Rafenstein, bei Rematen am Ritten, bei St. Justina und Perdonig in Aberetsch, bei Schloß Planta und in der Langen Gasse in Obermais usw. Die Derbheit des Gesamtaufbaues und das Detail verrät deutlich, daß hier nur mehr ganz gewöhnliche Maurer an der Arbeit waren. Der Schafte ist nicht selten gleich dick wie der Aufsatz, die flachen Nischen und die Gesimse sind meist ganz nachlässig und schlampig gebildet, das Dach ist sehr niedrig geworden. Hervorzuheben wäre höchstens ein Bildstock bei Deutschnofen, der zwar auch dieselbe derbe Arbeit zeigt wie die anderen, dem

aber der runde, nach unten sich verdickende Schaft und die ganzen Maßverhältnisse eine eigenartige Wirkung sichern.

Es ist schon erwähnt worden, daß die bisher behandelten Bildstöcke durchaus auf Bemalung berechnet waren. Schon der älteste von ihnen, der Bildstock in Trient, trägt Freskenschmuck und auch sonst haben sich die ursprünglichen Bilder noch vielfach erhalten. Sie spiegeln sozusagen lückenlos die Entwicklung der spätgotischen Wandmalerei im Eifach- und Pustertale und die jeweils herrschende Richtung wider. So zeigt der Bruneder und Laifner Bildstock Bilder aus der Schule des Hans von Bruned, des dortigen Hauptmeisters um 1420. Den Bildstock im Lajener Ried hat ein Meister der damals florierenden Brigner Schule bemalt, in Welsberg malte Michael Pacher. Sein Schüler Simon von Laiften, der um 1500 der beschäftigteste Maler im ganzen Pustertale und in Osttirol war, schmückte die Bildstöcke in Pfalzen und Obermauern. Ein anderer Pacherschüler malte in Gufidaun.

Was den Inhalt der Gemälde angeht, so erfreute sich die Kreuzigungsgruppe mit Maria und Johannes ganz besonderer Beliebtheit. Sie ist ohne jede Ausnahme auf sämtlichen Bildstöcken angebracht, die noch ihren mittelalterlichen Freskenschmuck besitzen. Auch diese Tatsache wirft auf die Funktion dieser Bildstöcke einiges Licht — offenbar vertraten sie bis zu einem gewissen Grade die später so beliebt gewordenen Wegkreuze. Auch andere Passions Szenen waren beliebt, desgleichen die Darstellung der Gottesmutter mit ihrem Kinde und die Bilder einzelner heiligen. Dekorativ eingerahmte Medaillons mit den Evangelisten-Symbolen und den Brustbildern der Kirchenväter werden mehrfach zur Ausfüllung der Bogenleibung verwendet, dreimal begegnet uns die Anbetung der Könige, je einmal die Verkündigung, das Abendmahl, der Tod Marias, und einmal, im Lajener Ried, die Hochzeit der hl. Katharina, die sich auf das Patrozinium der danebenstehenden Kirche bezieht.

Dem streng tectonischen Aufbau der Bildstöcke entspricht in der alten Zeit, z. B. in Trient, Bruned, Steinegg, Laiften, Welsberg, auch eine streng tectonische und sehr dekorativ wirkende Anordnung der Bilder, die den Grund, die Bogenleibung, die Seitenwangen der Nischen und die trennenden Stege stark betont. Hierbei ergab es sich von selber, daß man im Nischengrund eine größere Komposition, z. B. die Kreuzigungsgruppe, an den Seitenwangen einzelne Heilige, am Bogen Medaillons und Brustbilder anbrachte. Um 1500 — man vergleiche etwa die Bildstöcke in Gufidaun, Pfalzen und Obermauern — wo alle sonstige architektonische Gliederung des Aufsatze von den flachen Nischen verdrängt wird, füllt man diese einfach mit je einer großen Komposition aus und alles dekorative Beiwerk und alle Einzelfiguren verschwinden.

Der Bildstock an der Straße von Bruned ins Tauferer Tal trägt Gemälde von 1619. Aus dem 17. Jahrhundert stammen die Bilder an den beiden Bildstöcken in Kranebitten bei Brigen und in Lajen, aus dem 18. Jahrhundert die der Bildstöcke über der Mahr bei Brigen, auf der Frag bei Klausen, aus dem 19. Jahrhundert die Fresken am Bildstock in Taufers und zwischen Brigen und Milland. Auch die oben kurz erwähnten Ausläufer der ganzen Gruppe sind teilweise mit barocken Bildern verziert.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß im Laufe der Jahrhunderte zweifellos nicht wenige Vertreter dieses Bildstocktypus verschwunden sind. Wegverbreiterungen, Wasserkatastrophen und Baufälle haben hier viel Schaden angerichtet. So wurde z. B. 1882 im Schalderer Tal ein Bildstock vom Wasser zerstört. Der von Michael Pacher bemalte Bildstock in Welsberg wurde im selben Katastrophenjahre umgeworfen, aber nachträglich wieder rekonstruiert, wobei einzelne gerettete Freskenfragmente wieder verwendet, die übrigen aber nach Zeichnungen ergänzt wurden. Desgleichen ließ Propst Walter in Innichen einen umgeworfenen Bildstock neben der Propstei neu aufstellen. Dürers berühmtes Bild von Klausen zeigt unter Schloß Branzoll einen Bildstock von der hier beschriebenen Art, der heute nicht mehr steht. Von etlichen Bildstöcken hat der

Tiroler Bildstöcke



Abb. 10. Dlang, Spitziges Stöckl



Abb. 11. Kranebitten bei Brigen



Abb. 12. Bei Bintl

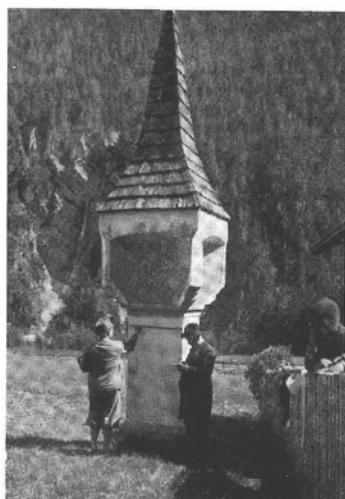


Abb. 13. Mittelwald



Abb. 14. Belturns



Abb. 15. Bei Brigen

Tiroler Bildstöcke



Abb. 16. Bognar Leitach



Abb. 17. Mareit



Abb. 18. Freienfeld



Abb. 19. Trens



Abb. 20. Tschöfs bei Sterzing

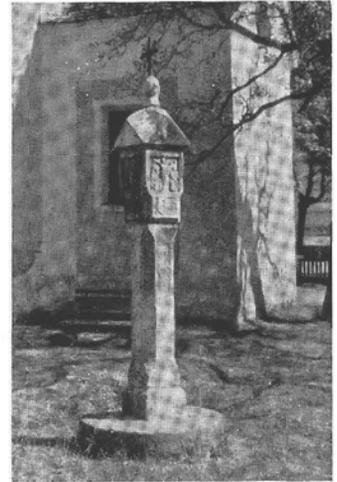


Abb. 21. Sterzing



Schreiber dieser Zeilen selber den Untergang erlebt (z. B. Bildstock beim Schloß Welfenstein, dessen Aufsatz sich heute auf Zufal befindet, ein Bildstock bei Brigen, weiterhin ein Bildstock bei Lienz, Bildsäule bei Trens usw.). Besonders die spitzen Schindeldächer gehen leicht zugrunde, und in älterer Zeit, wo sich keine Denkmalbehörde derartiger Defekte annahm, dürfte infolge davon so manchmal auch der ganze Bildstock zerfallen sein. In den leztvergangenen Jahrzehnten hat der Schreiber dieser Zeilen selber die Erneuerung solcher Dächer wiederholt in die Wege geleitet. Immerhin ist der gegenwärtige Bestand alles in allem noch reich genug, um diesen Bildstocktyp im Eisack- und im Pustertale auch heute noch zu einer wirklich charakteristischen Erscheinung zu machen.

II.

Neben dem vierseitigen Tabernakelbildstock, der nach dem Gesagten für die ältere Zeit als die eigentliche Form des Südtiroler Bildstockes gelten kann, sind aber auch noch etliche andere Spielarten vertreten.

Eine davon ist mit dem bisher behandelten Typ eng verwandt und unterscheidet sich von ihm hauptsächlich dadurch, daß nicht alle vier Seiten gleichwertig ausgebildet erscheinen, sondern daß der Bildstock auf eine Hauptansicht hin berechnet ist. Als Übergangsform könnte etwa der um 1440 entstandene Bildstock bei Steinegg (Abb. 3) gelten, der in seiner Gesamterscheinung durchaus zur bisher behandelten Gruppe gehört, auf der dem Weg abgewandten Rückseite aber keine Nische besitzt. Wesentlich ausgeprägter ist die einseitige Orientierung bei dem etwa aus dem 16. Jahrhundert stammenden Bildstock in Veltürns (Abb. 14), der eine breitere Haupt- und zwei schmalere Seitennischen und statt des Pyramiden- ein Satteldach aufweist, auf der Rückseite aber völlig ungliedert ist. Er lehnt sich heute an ein Haus an und es ist wohl möglich, daß dies schon von Anfang an so war und daß gerade diese Aufstellung für die Form bestimmend war. Die Gesamtform und vor allem die schräggestellten Stege zwischen den Nischen erinnern noch stark an den Tabernakeltyp.

Indessen ist diese auf die Vorderansicht berechnete Form nicht erst eine Ableitung des Tabernakelbildstockes, sondern läßt sich in durchaus selbständiger Durchbildung auch schon früher nachweisen. Das älteste mir bekannte Beispiel war der vor mehreren Jahren bei einer Straßenerweiterung verständnislos zerstörte sehr interessante Bildstock an der Reichsstraße von Brigen in die Mahr (Abb. 15), dessen Gesamtaufbau dem Tabernakelbildstock gegenüber sogar noch mehr Selbständigkeit aufweist, als es im oben erwähnten Falle zutrifft. Es fehlen hier die schrägen Stege, die Nischen sind viereckig und der Dreieckgiebel tritt stark vor. Auch ist die Hauptnische nicht nur größer, sondern auch bedeutend tiefer. Alle diese Eigenheiten dienen der stärkeren Betonung der Hauptansicht. Auch die ursprünglichen Bilder waren, freilich stark übermalt, noch vorhanden. Das Hauptbild stellte den Gnadenstuhl dar, außerdem sah man Einzelgestalten von Heiligen und ornamentale Bordüren in streng tektonischer Anordnung. Nach dem Stil der Bilder dürfte der Bildstock im zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts errichtet worden sein.

Wesentlich einfacher ist das alte, ebenfalls noch gotische Bildstöckl, das am Wege von St. Pauls nach Unterain in die Rückwand einer neugotischen Kapelle eingemauert wurde. Über einem einfachen Vierecksaufsatz erhebt sich ein etwas breiterer Aufsatz, der in einer Gfelsbognische ein neues oder erneuertes Bild der Pietà zeigt. Am Schaft steht in gotischen Minuskeln zu lesen: „hier virspracht unser Frau zu eppan das erst zaichen Andre Amring 1489“. Die Inschrift will wohl besagen, daß unsere liebe Frau von Eppan, deren Bild in der Pfarrkirche von St. Pauls einst viel verehrt wurde und als wundertätig galt, an dieser Stelle das erste Wunder wirkte — ein recht interessanter Beitrag zur Frage, aus welchen Anlässen derartige Bildstöcke aufgestellt wurden.

Der in diesen frühen Beispielen vorgebildete Typus hat sich in Südtirol, wenn auch

nicht in so zahlreichen und so interessanten Beispielen wie der früher behandelte, noch lange erhalten. Diese schlichten und künstlerisch nicht weiter interessanten Exemplare zeigen meist nur eine Nische, z. B. die Bildstöcke in der Umgebung des Klosters Neustift, weiterhin die Bildstöcke am oberen Weg nach Schalbers, auf der Straße von Neustift nach Schabs, in Böls, am Wege vom Mühlbach nach Meransen, von St. Lorenzen zur Michelsburg, bei Sarnthein, bei Wangen am Ritten, bei St. Kathrein in der Scharte, wo aber als Aufsatz wohl ein gotisches Sakramentshäuschen verwendet wurde, auf der Straße von Obermais zur Fragsburg usw. Auch die dreinischige Abart kommt wiederholt vor, wofür ein Bildstock im Bozner Leitach (Abb. 16) und ein zweiter am Wege von Lana nach Böllan gute Belege darstellen. In ganz schlichten Vertretern ist diese Form auch noch ganz spät nachweisbar und ist im Grunde auch heute noch nicht ganz ausgestorben.

* * *

Bei beiden bisher besprochenen Bildstocktypen läßt sich die Beobachtung machen, daß sich das Verhältnis zwischen Schaft und Aufsatz im Laufe der Zeit wesentlich ändert, daß der Schaft in der spätgotischen Zeit schlanker, dann aber wieder viel plumper wurde, bis ihn dann schließlich überhaupt nur mehr ein schlichtes Gefims vom Aufsatz trennt und unterscheidet. Es gibt aber noch eine andere kleine Gruppe, die eine Gliederung in Schaft und Aufsatz überhaupt nicht kennt und wo der Bildstock sozusagen von Hause aus nur einen einheitlichen, oben und unten gleich dicken Viereckspfeiler darstellt.

Der älteste Vertreter dieser Art steht in Mareit (Abb. 17). Die Vorderseite wird durch eine hohe und schmale Nische gegliedert, die durch einen Steintisch unterteilt ist und deren Rundbogen sich noch leise dem Spitzbogen nähert. Über einem abgetreppten Gefims sitzt ein spitzes, niedriges Schindeldach. Der Bildstock wurde zweimal bemalt. Die ältere Schicht, die heute wieder zum Vorschein gekommen ist, reicht noch in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zurück. Damals sah der obere Abschluß anders aus (Satteldach?). Im 17. Jahrhundert wurde der Bildstock umgestaltet, mit dem heutigen Dachgefims und Dach versehen und neu bemalt.

Ein ähnlich gebauter Bildstock in Mittelberg am Ritten mit vier Flachbogennischen und hohem Spitzdach trägt die Jahreszahl 1627. Noch jünger ist der ebenfalls mit vier Nischen versehene Bildstock in Freienfeld (Abb. 18). In allen drei Fällen diente die untere kleinere Nische wohl zur Anbringung eines Opferstockes.

* * *

Wie die letzte Gruppe mit den früheren in der Anordnung der Nischen und auch in der Form des Daches Beziehungen aufweist, so trifft etwas Ähnliches auch bei einer weiteren Reihe von Bildstöcken zu, die ich am liebsten als Bildsäulen bezeichnen möchte. Sie sind im allgemeinen kleiner als die anderen, der Aufsatz weist meist einen sehr bescheidenen Umfang auf, in der Gesamterscheinung dominiert der Eindruck des Säulenhaft-Schlanken, und darum sind die meisten Bildstöcke dieser Art nicht gemauert, sondern aus Werkstücken hergestellt. Im übrigen verbinden sie sowohl in der Form des Schaftes wie auch des Aufsatzes und der etwa vorhandenen Nischen so viele Beziehungen mit den bisher behandelten Typen, vor allem mit der ersten und der zweiten Gruppe, daß man kaum von einer ganz selbständigen und in sich abgeschlossenen Denkmälergruppe reden kann.

Ganz rein und verhältnismäßig selbständig tritt uns diese Form etwa in der Bildsäule bei Sterzing entgegen, die Joachim Eppaner 1516 aufstellen ließ (Abb. 21): Über einem doppelten Sockel (der untere rund) ein Achtecksaft, am leicht verdeckten Aufsatz unten Wappen und Inschrift, oben in vier flachen Vierecknischen Reliefs mit Passionsdarstellungen, drüber Steindach mit Knauf und Schmiedeisenkreuz.



Fig. 4. Kathrein in der Scharte

Verwandte Steinsäulen mit Reliefs aus den Jahren 1616 und 1627 finden sich auch in St. Pauls in Eppan am Wege nach Nissian und an der Gartenmauer des Herrn v. Puzer, im ganzen aber ist diese Form in Nordtirol weiter verbreitet als südlich des Brenners, und ein so prächtiges Exemplar wie z. B. am unteren Stadtplatz von Hall findet sich in ganz Südtirol nicht. Dafür begegnen wir hin und hin anderen Formen, wie etwa an der Straße von Bruneck nach Taufers, in Rodenegg, auf der Straße von Trens nach Sterzing (Abb. 19), in Mareit, unter Tschöfs bei Sterzing (Abb. 20), auf der Straße zwischen Schabs und Neustift, bei Schrambach, bei Steinegg (sog. „Weißerbild“), in Kurtatsch, in Margreid usw. Auch der ehemalige spätgotische Bildstock auf Schloß Welfenstein und der aus dem Jahre 1492 stammende in Völs gehören am ehesten hierher. Die meisten anderen hier erwähnten Bildsäulen stammen erst aus dem 17. Jahrhundert.

* * *

Zum Schlusse sei noch auf zwei Bildstöcke hingewiesen, deren hohes Alter ohne die zugehörigen Fresken nicht zu erkennen wäre. Der eine steht in St. Kathrein in der Scharte bei Hasling (Fig. 4), der andere in Grissian. Es sind ganz einfache Kapellenbildstöcke mit tiefen Rundbogennischen und Satteldach, und da gerade diese schlichte Form später im ganzen Lande Verbreitung fand und nach dem Absterben der übrigen Spielarten sozusagen die herrschende und vulgäre Bildstockform darstellt, möchte man an und für sich glauben, ganz späte und nicht weiter beachtenswerte Arbeiten vor sich zu haben. Aber der noch gut erhaltene Freskenschmuck stammt in St. Kathrein aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, in Grissian aus der Zeit um 1440. Damit ist der mittelalterliche Ursprung auch dieses Vulgärtyps, dem wir aber hier nicht weiter nachgehen wollen, einwandfrei nachgewiesen. Am Bildstock von St. Kathrein ist auch noch der geöffnete Dachgiebel hervorzuheben, der in dieser Gegend, am sogenannten Tschöggberg (Hasling, Vörau, Mölten) für das Futterhaus bezeichnend ist.

Damit wollen wir unsere Übersicht über den noch vorhandenen Bestand an alten Südtiroler Bildstöcken abschließen. Sie dürfte dem freundlichen Leser immerhin gezeigt haben, daß es sich dabei — vor allem gilt das von den zahlreichen Tabernakelbildstöcken — um eine recht eigenartige und für die ganze Gegend charakteristische Erscheinung handelt, und daß es sich sowohl für den Wanderer als auch für die Organe der Denkmalpflege wohl verlohnt, ihr die liebevolle Beachtung nicht zu verfahren.

Höhen um Bozen

Von R. v. Klebelsberg, Innsbruck

Südtirol, deutscher Süden. Nicht fremde Ferne, eigen Blut und Boden, wo es gilt, dem eignen Volke treu zu sein. Und das wird uns so leicht: Gletscherberge, die zu den schönsten der Alpen zählen, Felsgestalten, wie sonst nirgends auf der Welt, in den Tälern der Süden, die Natur verwoben mit reicher Kunst und Erinnerungen alten deutschen Geisteslebens. Zwischen Tal und Berg die reizvollen „Mittelgebirge“¹⁾ . . . und noch etwas: Hochlandscapten, wie sie sich so weit und so schön im Innern der Alpen, im Rahmen der Gletscher und Felsen, nicht wieder finden — das sind die „Höhen um Bozen“²⁾.

Steil steigen die Hänge aus den Fruchtgärten der Niederung 1000 m hoch hinan; heiß strahlen sie die Sommer Sonne wieder, im Busch zirpen die Zifaden. Oben tritt das Gebirge zurück und über sanften grünen Flächen vorne ragen erst weit hinten wieder höhere Berge auf. Die Terrassen der „Mittelgebirge“ verlaufen tiefer am Hange, nur die höchsten von ihnen leiten da und dort auf die Hochflächen über.

Uralte Pflasterwege führen von der Tiefe zur Höhe. Unten in den Weinbergen gedeiht der „Leiten“-Wein, dann folgt Busch und ein Föhrensaum . . . immer weiter wächst der Blick . . . oben tritt man über die Kante wie in eine andere Welt. Wenige Stunden Anstieg auf wenige Meilen Abstand haben das Ergebnis mehrerer Breitengrade. Wälder, Wiesen, Äder lösen den Busch der Hänge, die Äppigkeit des Südens ab, frische Luft streicht über die sanften Flächen. Im fernen Rahmen ringsum aber stehen die Berge. Die Tiefe verschwindet und noch viel weiter als von unten gesehen zieht sich die flache grüne Landschaft hin.

Im Frühling und Herbst ist's schöner, zu gehen. Im Sommer zieht auch der Begeisterteste den fremden Motor vor. Wie geschaffen sind die Steilhänge für Zahnstangen und Schwebeseile. Stetig gleiten wir hinan durch die Brutwärme der Hänge; reglos dunstet das Gedränge. Da auf einmal, ein unbewußtes Aufatmen geht durch den Wagen, frische Höhenluft zieht zum Fenster herein, mit dem Duft des Waldes und der Wiesenblumen. Die Geister beleben sich wieder. Frisch wie die Luft sind die Farben, saftiges Grün auf roter Erde, Baumgruppen hingestreut, wogende Ährenfelder und in

¹⁾ Vgl. Zeitschrift des D. u. O. U.-V. 1933—1935. Sonderausgabe München, Verlag F. Bruckmann, 1936.

²⁾ Karten: Altösterreichische Spezialkarte 1:75 000, Blätter Meran (5346), Klausen (5347), Cles (5446), Bozen-Gleimstal (5447). — Carta d'Italia 1:100 000, Blätter Bolzano = Bozen, Monte Marmolada, Trento. — Savolette 1:25 000, Blätter Lana, Merano = Mitten, Sarentino = Sarntal, Terlano = Terlan, Gries, Bolzano = Bozen, Nova Levante = Welschnofen, Nova Donato = Deutschnofen, San Nicolò d'Ega = Obereggenal (vgl. Übersicht „Mitteilungen“ 1933, S. 102). Mit Ausnahme des Gebietes Hasling—Mitten trifft auch G. Freytags Übersichtskarte der Dolomiten 1:100 000, Westliches Blatt (Beilage zur „Zeitschrift“ 1903) zu.

Schrifttum: J. Weingartner, Südtirol, Wanderungen abseits vom Saedeler (Leipzig, Hirzel 1922); Kunstgeschichtliches: J. Weingartner, Die Kunstdenkmäler Südtirols, Bd. III, 1929; Geschichtliches: J. J. Staffler, Tirol, Bd. III, Teil 2, 1846; Deutschtumsgeschichte: D. Stolz, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden, 4 Bände (München, Oldenbourg, 1927—1934). — Naturkundliches: R. v. Klebelsberg, Das Bozner Land (Sammlung „Alpenlandscapten“, Bd. 3, Wien, Deutscher Verlag für Jugend und Volk, 1930); Verschiedenes: „Der Schlerer“ (Monatschrift der Deutschen südlich des Brenners), Bd. 1 bis 16 (1920—1936, Bozen, Verlagsanstalt Altheia).



phot. E. Bränzl, Bozen

Bild 1. St. Katharina in der Scharter, 1246 m, gegen die Törlgruppe

Am Rande des Hochlandes von Hasling gegen Meran. Die Tiefe des Etschtals entschwindet im Blick gegen die einfassenden Berge. Von links: Kar an der Gfallwand, Törlspitze, 3320 m, Rotel, 3331 m, Rote und Schwarze Wand, Tschigat, 2999 m, (rechts über der Kirchturmspitze), Lodner, 3268 m, Hohe Weiße, 3282 m. Am rechten Bildrand eben noch ein hohes Strohdach



phot. E. Bränzl, Bozen

Bild 2. Hasling, 1298 m, gegen die Törlgruppe

Links über der Kirche Lahnbachspitze und Gfallwand, 3179 m, weiter wie oben bis zur Hohen Weiße, rechts von dieser schaut der Gipfel der Hohen Wilden, 3480 m, im Gurgler Kamm, vor



phot. E. Gränzl, Bozen

Bild 3. Vöran, 1209 m, gegen Nordwesten

Zwischen Hasfling und Mölten. Berge von links: Hochwart, 2607 m, Vigilsjoch, 1790 m, darüber Trumser Berge, Tegelgruppe (wie bei Bild 2). Links unter dem Vigilsjoch die Höfe des äußeren Ulten und die Ultner Straße. Rechts ober der Kirche Grödner Sandstein (geschichtet)



phot. E. Gränzl, Bozen

Bild 4. St. Valentin in Vordernobls, 1248 m

Zwischen Mölten und Glanig. Am Bergrand die Lärchenwiesen des Galtner



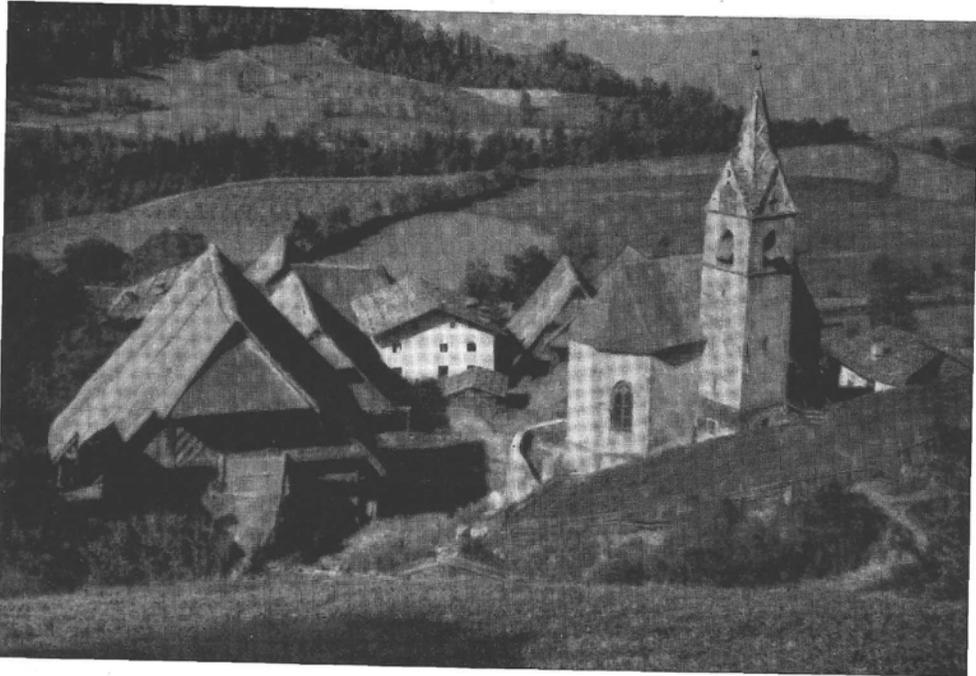


Bild 5. Berchneid, 1098 m ü. d. M.

phot. B. B. Aswaner, Wien

„das mit seinen malerischen Häusern und hochgiebeligen Städeln heute noch aussieht wie im 16. Jahrhundert und besser als ein alter Holzschnitt das Bild eines spätgotischen Dorfes wiedergibt.“ (J. Weingartner)

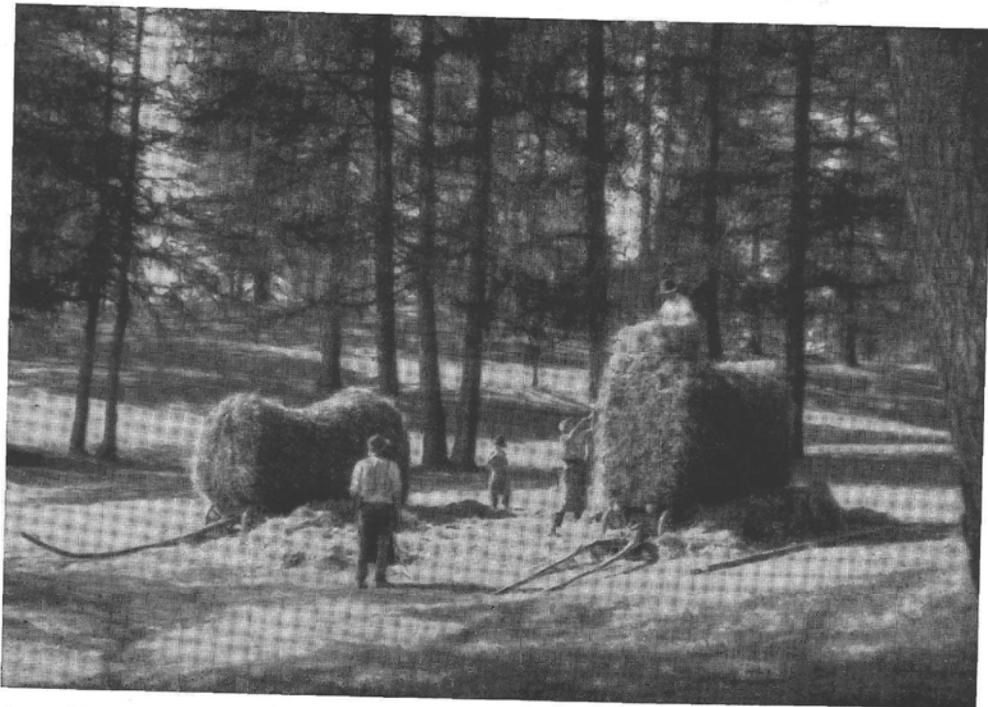


Bild 6. Heuernte auf den Lärchenwiesen am Calten

phot. B. B. Aswaner, Wien



phot. L. Fränzl, Bozen

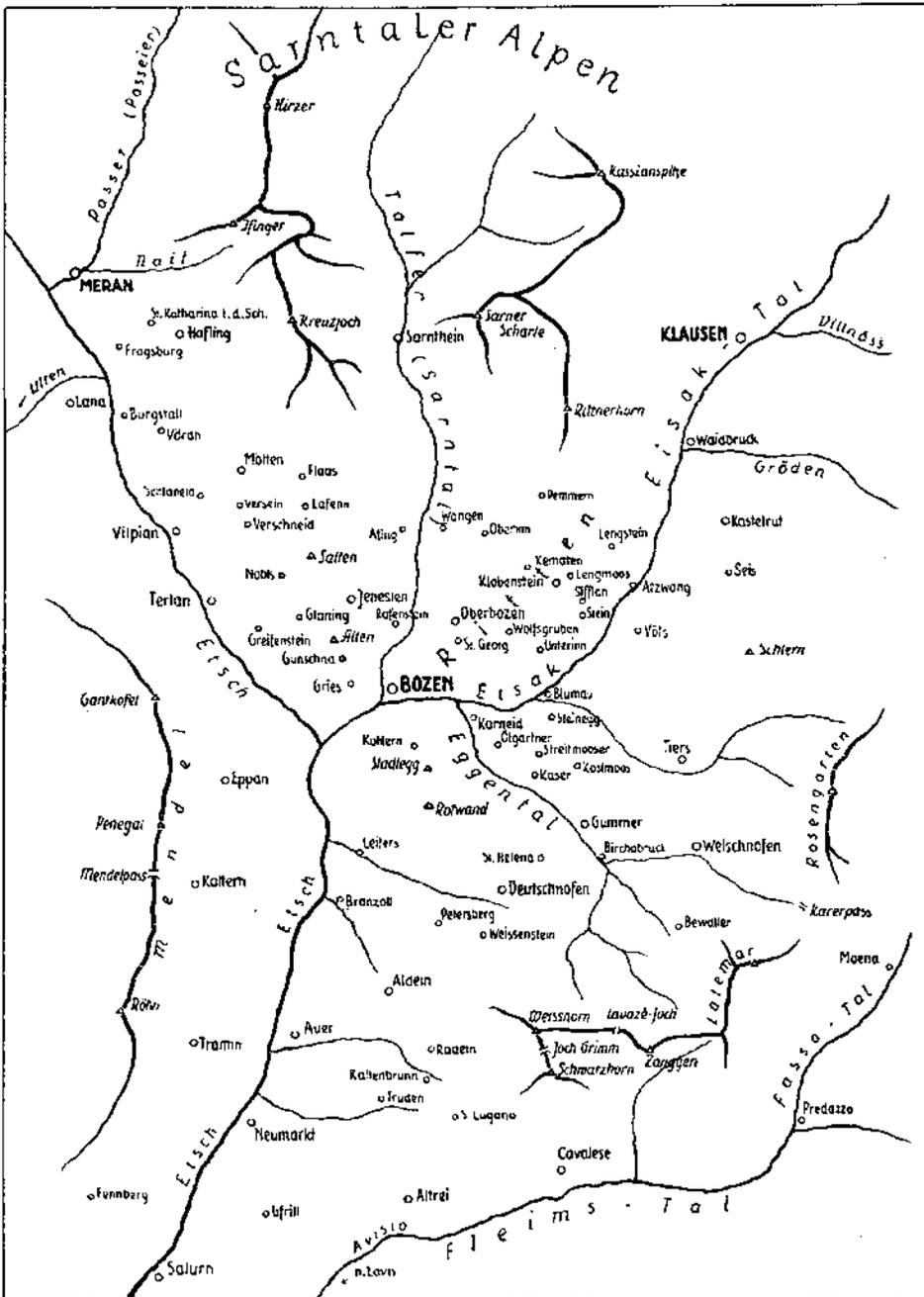
Bild 7. Lomanegger-Hof, 1328 m, am Salten gegen den Ritten und die Dolomiten
Zwischen Flass und Jeneseien. Dolomiten von links: Pustatsch, Sellagruppe, Langkofel, Plattkofel, Sautner- und Euringer-
Spitze, Schlern, Molignon, Kesselfogel, Balbunhofel (dahinter Larfegruppe), Bajolettürme, Kofengartenspitze, Tscheiner-
spitze, Rotwand. Am Ritten (Mittelgrund) die Häusergruppe links unten Wangen



phot. L. Fränzl, Bozen

Bild 8. Jeneseien, 1080 m, gegen den Ritten und die Dolomiten
Dolomiten wie oben, weiter rechts Karerpass (darüber Palagruppe, ganz rechts Simon della Pala)—Latemar. Rechts der
Kirche eines der Häuser mit fast quadratischem Grundriß und vierseitigem Pyramidendach





Kartenfigur
Maßstab ungefähr 1 : 360 000

sanften Horizontlinien der dunkle Wald. Drei solcher Bergbahnen¹⁾ vermitteln von der Tiefe zur Höhe, die Rittner Bahn, die Rohlerer und die Haslinger Bahn, eine vierte, von Bozen nach Genesien, ist im Werden. Der besondere Vorzug hingegen ist, daß keine Straße hinaufführt. Die Höhen sind autofrei. Es wäre ein hohes Ziel, daß es so bleibe, doch mit Natur- und Heimatschutz steht es schlecht in Südtirol. Gewaltsam, von Staats wegen sind Vorhänge chemischer Rauchschwaden vor Meran gezogen worden, vor Bozen sollen sie folgen²⁾, und ernstlich haben Übereifrige schon davon gesprochen, die Bozner „Lauben“ niederzureißen, da sie zu deutsch sind.

Die alten Bozner Familien sind mit „Pennen“ hinauf, in die „Grifsch“, gefahren — hier ist der Begriff der Sommerfrische geradezu geprägt worden³⁾ —, großen Flechtkörben auf niedrigen Radgestellen, mit Ochsengeßpann. Bergab schleifen die Gestelle, ohne Hinterräder, über den Weg; tiefe Furchen in den glatt geschliffenen Pflastersteinen zeugen davon. So langsam die Fahrt ging, so seismisch die Last reagierte, es waren doch die einzigen Beförderungsmittel für die, die nicht gehen konnten oder wollten, — es scheint deren damals in Bozen recht viele gegeben zu haben, nicht nur Kinder und Greise. Auch für die hohen Herrschaften, die dann und wann zu Besuch der Bozner Notablen auf den Ritten kamen, wurden solche Pennen bereitgestellt, nur schöner mit Decken und Pöblern verbrämt, im Chassis gleich — der bergfreudige Erzherzog Johann (1804), noch weniger wohl sein Gefolge, war davon nicht sehr erbaut⁴⁾.

Die „H ö h e n u m B o z e n“ beginnen im Nordwesten bei Meran. Hoch von ihrem Rand schaut hier das Kirchl „Kathrein in der Scharten“, 1246 *m* (Bild 1), ins Tal herab. Über Hasling, 1298 *m* (Bild 2), — Wran, 1209 *m* (Bild 3), — Mölten, 1133 *m*, verläuft das Hochland in leichtem Auf und Ab südostwärts zum Salten, 1465 *m*, und nach Genesien, 1080 *m* (Bilder 8 u. 9), bei Bozen. Hier schneidet es an der tiefen Schlucht des Sarntals ab. Jenseits bildet der Ritten die Fortsetzung (Oberinn, 1303 *m*, — Oberbozen, um 1200 *m*, — Klobenstein, 1149 *m*, Bilder in Zeitschrift des D. und O. Alpenvereins 1933, Tafel 64, 65). Über der engen Tiefe des Eisfaktals (Blumau—Bozen) drüben schließt der Gummerer Berg (1200—1400 *m*, zwischen Tierser und Eggental) an, dann, über Rohlern, das weite Hochland von Deutschnofen, 1355 *m* (Bild 12), — Petersberg, 1389 *m* (Bild 13), — Aldein, 1225 *m* (Bild 14), — Radein, 1562 *m* (Bild 15). Geologisch gehört damit auch noch zusammen, an die Abdachung zum Fleimstal vorgeschoben, Ultrei, 1206 *m* (Bild 16). Grundsätzlich anderen Charakters ist das Hochtal von Truden, 1127 *m*. Bozen liegt in der Mitte der beiden nach Nordnordwest und Südsüdost ausholenden Flügel (je 20—22 *km*). Im Norden ziehen die Ausläufer der Sarntaler Alpen (Ffinger, Sarner Scharte), im Osten Schlern—Rosengarten—Latemar den Rahmen, an ihnen vorbei geht der Blick zu den Oh- und Zillertaler Gletschern. Nach Südwesten ist das Hochland offen, erst weit draußen über dem niedrigen Rücken der Mendel säumen hier in langer Kette weiße Gipfel, Ortler—Prejanelle—Adamello, und die bleichen Kalkfelsen der Brenta das Bild ein. Die Talteufe ist dem Blicke entschwinden. Nur gerade von den Rändern sieht man hinab.

¹⁾ Bozen, 265 *m*, — Oberbozen, 1220 *m*, 6,3 *km*, Zahnradbahn; Oberbozen—Klobenstein, 1190 *m*, 5,4 *km*, Abhäßionsbahn. — Bozen—Rohlern, 1126 *m*, 1,6 *km*, Seilbahn. — Obermais, 350 *m*, — St. Katharina in der Scharte, 1344 *m*, 2,6 *km*, Seilbahn. — Bozen—Genesien, Seilbahn im Bau. Die Seilbahn von Ultipian, 254 *m*, nach Mölten, 1133 *m*, ist für den Personenverkehr nicht zugelassen.

²⁾ Wenige Kilometer südlich Meran, am Sinich (nördlich Burgstall), ist von den Montecatini-Werken eine große chemische Fabrik errichtet worden. Zum Zwecke der möglichst reichen Italanisierung Bozens sind 1934 ausgedehnte hochwertigste Obstgärten südlich der Stadt (50 000 Obstbäume) enteignet und italienische Firmen veranlaßt worden, auch hier große Fabriken (Aluminium u. a.) zu errichten. Die Arbeiten sind im Gang.

³⁾ Vgl. Zeitschrift des D. u. O. A. V. 1934, S. 234.

⁴⁾ Vgl. „Der Schlern“ 1935, S. 277.

Dieses einzigartige Hochland inmitten der Alpen ist geologisch einheitlicher Natur. Es entspricht einer alten, bis in tertiäre Zeiten zurückreichenden Abtragungsfäche der Alpen, da, wo sie annähernd mit der Oberfläche der Bozner Porphyryplatte zusammenfiel.

Die Porphyryplatte selbst rührt von großen Eruptionen her, die in der Perm-Periode, dem letzten Abschnitt des geologischen Altertums, stattgefunden haben¹⁾. Sie stellt das größte zusammenhängende Eruptingebiet der Alpen vor, es reicht weit über die „Höhen von Bozen“ hinaus, nach Süden bis an den Rand des Suganer Tals. Die Porphyryplatte setzt sich zusammen aus einem ganzen Stapel von Lavadecken und zwischengeschalteten Aschenschichten, wiederholt und an mehreren Stellen ist der Schmelzfluß aus dem Erdinnern an die Oberfläche gedrungen und immer wieder haben sich vulkanische Aschen darüber gebreitet. In diesen „Luffen“ sind, verkohlt, die ältesten Pflanzenteile der Gegend auf uns gekommen, unter ihnen solche der araukariidenähnlichen „Walchia“, des ältesten Nadelholzbaumes, den man überhaupt kennt. In der Umrandung der Höhen um Bozen steigt die Porphyryplatte einerseits zum Rittnerhorn, 2261 m, und zur Sarner Scharte, 2462 m, andererseits, über Deutschnofen, bis zum Gipfel des Schwarzhorn, 2440 m, an. Hier sieht das dunkel anwitternde Gestein in scharfem Gegensatz zu dem Trias-Dolomit des Weißhorn, 2314 m, dessen helle Gipfelsellen weitem ein Wahrzeichen der Gegend sind. Zwischen durch, durchs Joch Grimm, verläuft eine Fuge, an der die beiden Gesteine so nahe aneinander geraten sind. Innerhalb der Höhenlandschaft ragt die Porphyryplatte am höchsten auf im Kohlerer Berg (Stadlegg, 1619 m), zwischen Bozen und Deutschnofen.

Auf dem Porphyry ist, noch in der Perm-Zeit, der geschichtete Grödnere Sandstein zum Absatz gekommen, der mit seinem leuchtenden Rot weithin den Boden der Hochfläche liefert. In ihm häuften sich die Pflanzenreste stellenweise zu kurzen, dünnen Kohlenflözchen, die mehrfach angeschürft worden sind — für praktische Auswertung genügten sie leider nicht —, besonders kennzeichnend aber sind verkieselte Hölzer, die sich bei Hasling darin fanden: sie machen wahrscheinlich, daß der Grödnere Sandstein unter festländischen, kontinentalen Bedingungen entstand wie große Teile des Rotliegenden Mitteldeutschlands. Wie die roten Sandsteine Mittel- und Süddeutschlands hat auch dieser hier vielfach als Werkstein gedient; mit Vorliebe ist er für die Eckquadern von Kirchen und Kirchtürmen, für Türsteine und Posten verwendet worden, manch baulicher Reiz beruht auf dem Gegensatz des roten Steins zur weißen Lünche.

Über den Grödnere Sandstein breitete sich gegen Ende der Perm-Periode das Meer. Es hinterließ Schlamm- und Kalkbänke gleich jenen der Mendel oder der Dolomiten, doch sind hier nur mehr kleine Reste davon übriggeblieben, die ausgebreitetsten am Salten, der größere Teil ist weggespült worden.

Später ist die Porphyryplatte mit ihren Auflagerungen zwar auch von jenen Bewegungen der Erdkruste betroffen worden, die, bis in mittlere Tertiärzeit, zur Alpenfaltung geführt haben, im Bereiche unseres Hochlandes aber blieb ihre Lage vergleichsweise flach. Und als dann im Laufe des etappenweisen Tiefschneidens der Flüsse zur späteren Tertiärzeit eine solche Stufe nahe an die Porphyry-Grödnere Sandsteinfläche zu liegen kam, da wurde diese hier weithin herausmodelliert. Aufbau und Abtrag arbeiteten sich gleichsam in die Hände, die Porphyrygrenze begünstigte das Aushehlen der Abtragung in einer Höhenlage, die im übrigen durch das Erhebungsverhältnis der Alpen zu ihrem Vorlande, ihrer „Erosionsbasis“ bestimmt war: es entstand, in Anpassung an den Untergrund, das flache, nur sanft bewegte Gelände. Als nachher das

¹⁾ Reihe der geologischen Zeitalter und Perioden vom Älteren zum Jüngeren: Paläozoikum oder geologisches Altertum (Perioden: Cambrium, Silur, Devon, Carbon, Perm), Mesozoikum oder Mittelalter (Perioden: Trias, Jura, Kreide), Känozoikum (Tertiär, Quartär, letzteres umfaßt Eiszeit und geologische Gegenwart).

Gebirge neuerlich höher rüdte, die Flüsse von neuem tiefer schnitten — späteren, tieferen Halten entsprechen die meisten der „Mittelgebirgs“-Terrassen¹⁾ —, wurde das sanft bewegte Gelände zum Hochland, tausend und mehr Meter über der letzten, jüngsten Tal-tiefe. Weiter nördlich, wo die Porphyrrplatte zur Sarner Scharte ansteigt, da tritt das Flächen-system des Hochlandes in den Schiefer über, der unter dem Porphyr liegt, wei-ter südlich, wo die Porphyrrplatte untertaucht, setzt es sich, bei Fennberg²⁾ z. B., auf Kalkgestein fort, das der Schichtfolge nach hoch über dem Porphyr liegt: das Flächen-system ist übergeordnet, unabhängig vom Wechsel der Gesteine, in seiner Höhenlage be-stimmt durch das Erhebungsverhältnis des Gebirges zum Alpenvorland. Innerhalb der Grenzen aber, die ihm dadurch gezogen waren, paßte es sich, zumal im Grade der Aus-bildung, dem Bau des Gebirges an; wo ihm dieser zustatten kam, wo die höhenmäßige Bedingtheit mit Bauformen, Gesteinsgrenzen zusammenfiel, da war seine Ausbildung begünstigt, da entwickelte es sich breiter, schöner — das traf für besondere Ausdehnung auf der Porphyrrplatte um Bozen zu.

Die Täler waren schon annähernd so tief wie heute, das Hochland lag schon ungefähr so hoch, da gingen noch die großen Gletscher der Eiszeit darüber hinweg. Sie begruben es ganz unter sich, schliffen die Felskuppen rund, streuten Irblöcke weithin, ließen lehmigen Moränenschutt zurück. Der Porphyritoff machte den Moränenlehm besonders zäh und standhaft, lagerfeste, kantige Porphyrrblöcke schützten manche Schutt-fäulen wie ein Dach gegen die Abtragung. So entstanden die berühmten Erdpyra-miden, die nirgends auf der Erde schöner als am Ritten zu sehen sind. Die Haupt-vorkommen im Graben des Finster- (zwischen Mittelberg und Lengmoos) und Rufi-dauner Bachs (unter Wolfsgruben) reichen bis knapp an die Hochfläche heran. Ein klei-neres, bei Pemmern, steigt bis über 1600 m an; die am Alten (unter Glanig) und am Gummerer Berg (ober Steinegg) bleiben unter dem Höhenrand zurück. Allen gemein-sam ist der rötliche Porphyrrlehm.

Moränenlehm und Gröbner Sandstein sind die Träger der Fruchtbarkeit. Der Por-phyrr wäre es nicht, er läßt das Wasser, das hier oben von Haus aus spärlich ist, da ja das ganze Flußnetz um so viel tiefer geschaltet worden ist, auf Klüften rasch ver-sickern und ist an sich chemisch wie mechanisch ein schlechter Bodenbildner. Lehm und Sandstein hingegen halten das Wasser zurück und speisen die Mehrzahl der kleinen Quellen, tragen Wiesen und Äder. Immerhin, das Wasser ist in trockenen Jahren ein wunder Punkt. Die Bauern helfen sich mit kleinen künstlichen Speichern, ein größerer, nur zum Teil vielleicht Natur, ist der Wolfsgruber See; sie werden im Herbst abgela-sen, um die Mühlen zu treiben. An anderen Stellen bewirkt die Bodenform ein Zuviel an Feuchtigkeit, kleine Moorflecken sind über die Höhen gestreut.

Einen Hauptschmuck, den reizendsten Pflanzenbestand, geben die Lärchenwie-sen. Sanft gewellte blumige Matten, Schütter von Lärchen bestanden, durch deren zarte Nadeln schleier sonnenerwoben der blaue Himmel, die duftige Ferne blinkt, hier die Fel-sen der Dolomiten, dort das Weiß der Gletscher ... Bilder und Stimmungen — Hans von Hoffensthal ist ihr Dichter; er hat seine Rittner Heimat über alles geliebt, ihre Natur meisterhaft geschildert. Die Lärche ist auch sonst in ihrem Gang mit den Jahres-zeiten ein reizvoller Baum. Wunderbar zart entfaltet sie im Frühjahr ihr helles Grün ... wenn im Herbst ihre Nadeln vergilben, spielen die Lichter vom leuchtenden Gold bis ins sahle Gelb. Das kurze Gras der Lärchenwiesen gibt hochwertiges Heu. Mit am schönsten sind sie auf dem Salten. Zur Zeit der Mahd herrscht reges Leben (Bild 6). Sonst ist andächtige Stille, man vernimmt nur das feine Weben der Natur, Bienen sum-men, Spinnfäden bläsen auf, weiße Wolken ziehen am blauen Himmel den fernen Ber-gen zu ... wonnig liegt sich's auf dem grünen Teppich im Schauen, Horchen, Träumen.

¹⁾ Vgl. auch Zeitschrift des D. u. S. A.-V. 1933, S. 197.

²⁾ Vgl. Zeitschrift des D. u. S. A.-V. 1933, S. 207.



Bild 9. Jenesien, 1080 m, gegen die Carner Scharte
 Vom Alten aus gesehen. Am rechten Bildrande die Kirche von Wangen (Ritten). Die beschneiten Flächen darüber gehören zum Rittner Horn
 phot. E. Fränzl, Bozen

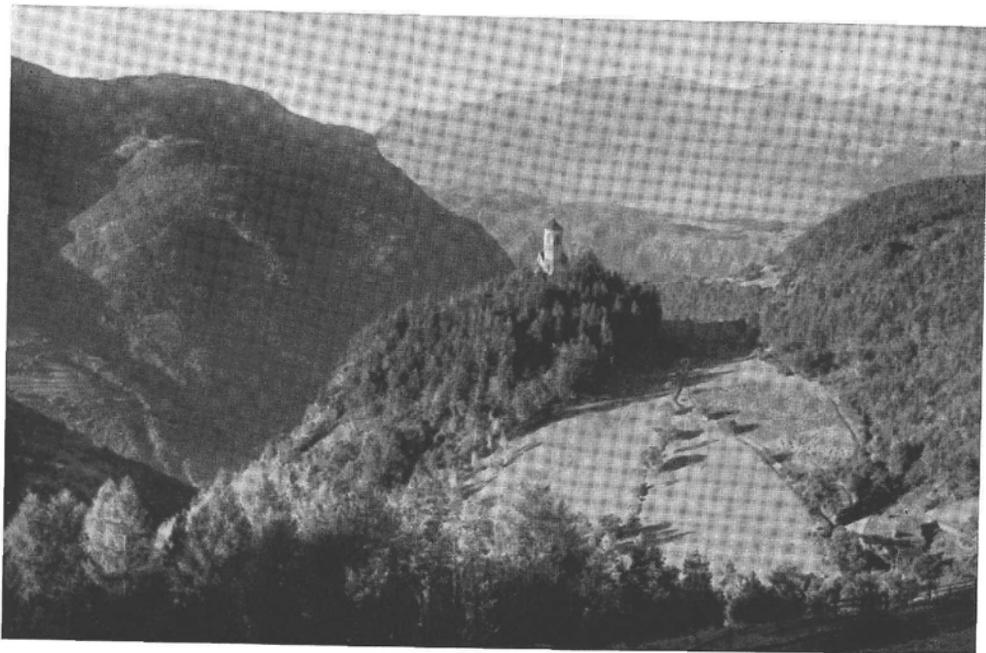


Bild 10. St. Georg, 1115 m, bei Oberbozen (Ritten)
 Gegen Kohlerer Berg (links) und Mendel (Rechts). — Weitere Bilder vom Ritten s. Zeitschrift des D. u. O. Alpenvereins 1933, Tafel 64, 65
 phot. S. B. Niggwanger, Wien



Bild 11. St. Helena, 1438 m, bei Deutschnofen, gegen den Rosengarten

phot. E. Bränsel, Bozen



Bild 12. Deutschnofen, 1355 m, gegen Latemar

phot. E. Bränsel, Bozen

Links der Kirche das „Schloß“, das alte Gerichtspflegehaus, links davor ein ansitzartiges Gebäude mit fast quadratischem Grundriß und vierseitigem Pyramidendach



Im Wald, den die Siedler übrig gelassen, herrschen die bescheidenen Föhren, erst höher hinauf nehmen Fichten und Weißtannen überhand. Am weitesten um sich gegriffen hat die Rodung bei Deutschhofen, aber auch hier wechselt Wald und Feld, das belebt die Gegend. Anschließend an die Höhe von Deutschhofen gibt es Wälder, die zu den größten und schönsten ganz Tirols gehören. Sie ziehen sich ostwärts über die Gründe des Eggentals bis an den Fuß des Latemar, — von alters her berühmt ist hier die Wanderung über den Bewallerhof zu den Karerseen — nach Süden weit hinauf an die sanften Hänge des Zanggen und des Weißhorns, bis auf die Wasserscheide gegen Fleims (Lavazè-Joch, 1808 m). Gegen die Waldgrenze mischt sich immer zahlreicher die Firbe bei, herunter bei den Bauernhöfen ist sie häufig als Bierbaum gepflanzt.

Die Laubbäume bleiben zur Mehrzahl unter dem Höhenrand zurück. Schöne alte Linden aber beschatten noch die Sommerfrischhäuser von Oberbozen und Klobenstein, prächtige Nuthäuser die Bauernhöfe von Mälten, ja auch die letzten, obersten Edelkastanien fruchten noch über 1200 m in Hasling. An Säunen und Wegrändern stehen verkrüppelte Eschen, ihr Laub wird, bevor es vergilbt, als Futter gesammelt, Birken, Pappeln sind hin und hin eingestreut. In geschützten Baumgärten gedeiht noch Obst. Eines der schönsten Frühlingsbilder auf der Höhe gibt die Kirschenblüte.

Die Ader schmiegen sich in sonnige Mulden oder sonstwie gute Lagen. Das „Rittner Korn“ war in alten Zeiten von Ruf. Zwischen den Getreidefeldern leuchtet da und dort, in Rot und Lila, ein Fleckchen Mohn, die reifen großen Köpfe rascheln im Wind; sie liefern den „Mägn“, die wichtigste Süßwurze der Bauernküche. Im späten Sommer oder ersten Herbst blüht der Buchweizen, üppig rosarot, mit feinem Duft und summendem Bienenschwarm; der Schwarzplenten, Goethes „Blende“, ist eine Hauptnahrung der Bauern; oft genug freilich „tückt“ diese Blüte schon der Reif. Kleine Leinfelder bringen den Flachs.

Letzte, nicht geringste Reize gibt der Landschaft die Siedlung. Sie ist uralt. Schon in früher vorgeschichtlicher Zeit waren die Höhen bewohnt, da und dort geben Wallburgen, Urnengräber, Bronzen Kunde davon¹⁾. Gleich alt dürfte die erste Anlage mancher der Kultstätten sein, auf denen heute einsam oder nur von einem Hof betreut ein malerisches, im Grunde meist noch romanisches Kirchlein steht, wie z. B. Kathrein in der Scharten, St. Valentin in Robls, 1248 m (Bild 4), St. Jakob auf Lafenn, 1526 m (bei Mälten), St. Georg in Oberbozen, 1115 m (Bild 10), St. Helena, 1438 m (Bild 11) bei Deutschhofen, Kirchen, deren wundervolle Lage von dem Feinsinn der mittelalterlichen Siedler zeugt.

Die vordeutschen, rätischen und rätoromanischen Namen der ur- bis frühgeschichtlichen Siedler klingen besonders auf den Höhen um Mälten noch nach: Bersein, Patoi, Lafenn, Flaas z. B.; doch ist auch hier die Zahl rein deutscher Hofnamen größer als in vielen anderen Gegenden Südtirols. Noch mehr gilt das für den Ritten, für den Gummerer Berg, Deutschhofen, Aldein—Kadein und auch Altrei. Die vordeutsche Besiedlung war allem Anschein nach auf den Höhen sehr viel schütterer als in den Tälern, so daß die bajuvarische Landnahme in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends viel stärker durchdringen konnte, — es war hier nicht nur eine Überlagerung älteren Volkstums, sondern größtenteils erstmalige Siedlung. Bajuvarisch ist auch mancher der Namen auf -ing, Hasling z. B. Und seit der mehr denn 1000 Jahre zurückliegenden deutschen Landnahme ist das Volk auf den Höhen sprachlich rein deutsch geblieben bis zum heutigen Tage. Selbst Altrei, das ganz ins welsche Sprachgebiet des Fleimstals vorgeschoben ist und schon unter Osterreich dem welschen Bezirk Cavalese eingegliedert war — auch eines der Beispiele für die sehr wenig nationalistische Politik des alten

¹⁾ Hauptfundstätten: Bersein (bei Mälten), Rumsein (bei Glanig), Oberinn und Lengstein am Ritten.

Kaiserstaates! — ist rein deutsch geblieben, selbst die italienische Volkszählung vom Jahre 1921, die für solche Fragen überhaupt brauchbar ist (Nationalität nach Angabe der Bezählten, später wurden sie von Amts wegen bestimmt) wies unter 402 Einwohnern 393 Deutsche aus, die restlichen 9 waren italienische Amtspersonen u. dgl. Ähnlich ist es bei Eruden, 1127 m: 710 Einwohner, davon 705 Deutsche; in den Ortschaften unten im Tale hingegen, längs der Straße links der Etsch, von Bozen bis Salurn waren schon vor dem Kriege beträchtliche welsche Minderheiten eingewandert.

Urkunden über die Höhen reichen im allgemeinen bis ins 12. Jahrhundert¹⁾. So weit zurück zeugen auch sie vom Deutschtum der Siedler. Die vereinzelt noch älteren Belege — für Mölten z. B. gehen sie mindestens bis 923 zurück — lassen den gleichen Schluß zu. Die frühesten Quellen betreffen meist Güterbeziehungen zu bairischen Bistümern und Klöstern (Salzburg, Augsburg, Schäftlarn, Weihenstephan z. B.). Eine leichte Sonderstellung weisen, auch ihrer eigenen Überlieferung nach, die Leute um Deutschhofen auf; sie nennen sich unaufgeklärter Weise „Hessen“; so wenig ihre bajuvarische Abstammung fraglich ist, so haben sie doch in Sprache und Brauch manch unverkennbare Eigenart. Auf solche Besonderheiten nehmen wohl auch die Übernamen Bezug, die von alters her geläufig sind, die Gegend von Deutschhofen — Petersberg — Alkein heißt der Regglberg, jene von Jenesien — Mölten der Tschöggberg. „Reggl“ ist die kurze kleine Tabakspfeife, die die Bauern weitem rauchen, Tschögg ein Spitzname statt Bauer.

Die Siedlungsform entspricht der allgemein tirolischen. Einzelhöfe sind über das ganze Hochland gestreut, bis in 1500 m Meereshöhe, nur ausnahmsweise erreichen und überschreiten sie 1600 m. Darin spiegelt sich die Senkung der klimatischen Höhengrenzen wider, die mit der Erniedrigung der Alpenoberfläche, dem Zurücktreten des Hochgebirges Hand in Hand geht. Im benachbarten Vinschgau, Passeier, Ulten, im Sarntal und in Gröden steigen die Höfe viel höher, bis an und über 1700 m. Viele von ihnen haben herrliche Lage und Aussicht, ein Beispiel der Romanegger, 1328 m (Bild 7), bei Flaas. Da und dort stehen die Höfe zu losen Gruppen, Ortschaften zusammen, in Jenesien und Deutschhofen scharen sie enger (Bilder 8, 12), Ultrei ist fast geschlossen (Bilder 2, 3, 5) erhalten, vereinzelt treten kleine, z. T. fast quadratische Feuerhäuser mit vierseitigem Pyramidendache auf (Bilder 8, 12). Noch fast unverfehrt sind die Dörferchen um Mölten, besonders das versteckte Berschneid (Bild 5), „das mit seinen malerischen Häusern und hochgiebeligen Städeln heute sozusagen genau so aussieht wie im 16. Jahrhundert und besser und frischer als ein alter Holzschnitt das Bild eines spätgotischen Dorfes wiedergibt“ (J. Weingartner, 1922). Bunt blüht es in den Bauerngärtchen und so arm das Haus, so klein die Fenster, selten sind sie ohne Blumenstöcke.

Burgen und Schlösser, wie sie sonst im deutschen Etschland so bezeichnend sind, fehlen auf den Höhen. Auch die höchsten über dem Tal bleiben noch tief unter dem Höhenrand: die Ruine Stein, 743 m, der alte Rittner Gerichtssitz, das „Sarnner Schloß“ Rafenstein, 686 m, hoch über Bozen am Eingang ins Sarntal, und das berühmte, sagenreiche „Sauschloß“ Greifenstein, 737 m (über Terlan), dessen Grafen im 12. Jahrhundert über die Lande weitem geboten, — noch lange später war es der Gerichtssitz für das Hochland von Mölten — Jenesien. Auch „Anfise“, die nicht wehrhaften Behausungen adeliger Geschlechter, gibt es, abgesehen von den Bozner Sommerfrischhäusern, auf den Höhen kaum, das alte Gerichtspflegerhaus in Deutschhofen (Bild 12) ist nur scheinbar eine Ausnahme.

Während die anderen Höhen abwärts blieben, war der Ritten bis ins späte Mittel-

¹⁾ Vgl. O. Stolz, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden, (München, Oldenbourg), Band 2 (1928), 3 (1932).

alter in den Durchzugsweg des Brennerverkehrs geschaltet. Darauf geht die Gründung (1211) des alten Hospitals der *Deutschordensritter* in Lengmoos zurück (in der Kirche erinnert ein Wappen an den letzten Hochmeister und ersten Herzog Albrecht von Brandenburg, 1490—1568). Erst im 14. Jahrhundert erschloß der Bozner Kaufmann Heinrich Runter die Tiefe der Eisackklucht dem Brennerverkehr. Das *Deutschordenskleid* lebt fort in den weißen Radmänteln, die die Bozner in ihrer Rittner Sommerfrische heute noch tragen, zu Bozen mit rotem, zu Klobenstein mit dunklem Kragen.

Aus den weiten dunklen Wäldern am Weißhorn, über Deutschnofen, schaut der große helle Bau des Klosters *Weißstein*, 1520 m, vor (die Namen haben Bezug auf helle Triaskalke, die hier über dem dunklen Porphyrr liegen). Weißstein war einer der besuchtesten Wallfahrtsorte Südtirols. Von weither kamen die Leute, um die Hilfe der Gottesmutter zu erflehen, auf dem vier Stunden langen Fußweg von Leifers herauf konnte man manch tiefen Blick ins Glaubensleben tun. Damit die Luße größer, trug mancher noch einen schweren Stein mit herauf und legte ihn auf einem der zwei großen Haufen nieder, die sich oben schon angesammelt hatten — wie auf dem *Tschapanatä* bei Samarkand oder bei anderen muselmanischen Wallfahrtsmoscheen. Seit im Zuge der Italianisierung — hier hat sie auch vor dem Religiösen nicht halt gemacht — die deutschen Klosterbrüder weilschen weichen mußten, ist der Besuch zurückgegangen.

Eine wirtschaftliche Besonderheit ist die Pferdezuucht, die auf den Höhen von Hasfling—Mölten—Flaas und auch am Ritten betrieben wird¹⁾. Die „Hasflinger“, kleine, zähe, meist fuchsigte Bergpferde mit flachsblondem Langhaar, eine Mischung norrischen und orientalischen Blutes, vielleicht von den Kreuzzügen her, waren im altösterreichischen Heere außerordentlich geschätzt als Gebirgsreitpferde und die Zucht darum staatlich gefördert. Den Bauern dienen sie von alters her als Tragtiere auf den steilen steinigen Wegen aus dem Tale herauf. Und wenn sich um Bartlmä das Bergvöll auf der „Schön“ versammelt, der ersten Alm über dem Ritten, um auf freier Weite, wohl im Fortleben uralter Überlieferung, ein Sommer-, Ernte- und Dankfest zu begehen, dann reiten die Bauernburschen ihre Pferde vor wie zu einer Tamascha in den Steppenbergen Tadschikistans und die Zuschauer tun mit beim Schätzen und Handeln. Auch im Volksleben spielt das Pferd hier eine größere Rolle als sonst in den Alpen.

Die sanfte Erstreckung des Geländes, die Moorniesen, die weitgedehnten sauren Almen über dem Wald haben die Pferdezuucht von Natur aus begünstigt. Mit dem Fehlen der Bedingungen ist dieser Zweig der Wirtschaft in den Tiroler Bergen selten.

Das Verhältnis der Almen zum Siedlungsbereich weist hier eine Besonderheit auf. Daß die Almen weithin sanft verlaufen, ist auch sonst oft der Fall, sie liegen eben mit Vorliebe in einer Zone höherer, älterer Abtragungsflächen der Alpen, die schon lange vor jenen der Höhen um Bozen, etwa um mittelertiäre Zeit, ausgebildet und emporgerückt worden waren. Entsprechend dieser älteren Hebung aber trennen sonst meist hohe steile Waldhänge die Almen vom Bereich der Siedlung. Hier über Hasfling—Mölten hingegen, über dem Ritten wie über dem Gummerer Berg und Deutschnofen vermittelt auch dieser obere Waldgürtel in sanftem Anstieg vom tieferen zum höheren Oberflächensystem — auch das Gehänge zwischen beiden hat sich eben größtenteils der Porphyrgrenze angepaßt.

Natur und Kultur sind auf den Höhen um Bozen zu einer Landschaft verbunden, die sich dem deutschen Bergfreunde tief in die Seele prägt. Es ist Hochland auch im übertragenen Sinne, hoch und frei über der Tiefe, voll Anmut und Milde und doch mitten im schönsten, großartigsten Hochgebirge. Ob morgens die Sonne an die Firne des Ortler und Adamello schlägt, ob im Abendrot der Rosengarten glüht . . . durch alle Farben und

¹⁾ Vgl. L. v. Preß: Die Hasflinger Pferdezuucht. „Schlern-Schriften“, 10, 1925.

Lichter wechseln dazwischen Nähe und duftige Ferne — es ist Alpenland von erlesener Schönheit. Seine Bewohner aber haben auf vorgeschobener Warte im Süden ihr Volkstum treu bewahrt, sind deutsch geblieben seit mehr denn tausend Jahren.

Empfehlenswerte Wanderungen

Wer die Welt der Höhen um Bozen voll erfassen will, muß zu Fuß auf einem der alten steinigten Bergwege hinaufsteigen. Praktisch freilich wird man, zumal im Sommer, die Bergbahn vorziehen.

1. Hasling—Möbten—Jenesien.

Meran-Obermais, 324 *m*, — St. Katharina in der Scharte, 1246 *m* (Bild 1), mit der Bahn, dann über Hasling, 1298 *m*, $\frac{3}{4}$ Std. (Bild 2) — Wöran, 1209 *m*, von Hasling $1\frac{1}{2}$ Std. (Bild 3) — Möbten, 1133 *m*, 1 Std. — St. Jakob auf Lafenn, 1526 *m*, $1\frac{1}{2}$ Std. — Salten, 1465 *m*, 1 Std. (Bild 6) — Jenesien, 1080 *m*, $\frac{1}{2}$ Std. (Bild 8, 9), nach Bozen, $1\frac{1}{2}$ Std., zusammen rund 8 Std. Von Meran-Obermais nach Wöran direkt auf ausichtsreichem Weg unter der Fragsburg vorbei $3\frac{1}{2}$ Std.

Terlan, 246 *m*, — Verschned, 1098 *m*, 3 Std. (Bild 5) — Versein, 1052 *m*, — Möbten, 1133 *m*, $\frac{3}{4}$ Std. — Flaas, 1351 *m*, $1\frac{1}{2}$ Std. — Afling, 862 *m*, $1\frac{1}{2}$ Std. — Sarntaler Straße, 500 *m*, $\frac{1}{2}$ Std. — Bozen, $1\frac{1}{2}$ Std., zusammen 8—9 Stunden.

Bozen-Grösz, 265 *m*, — Günschna—Oberglaning, 1093 *m*, 3 Std. — Salten, 1465 *m*, $1\frac{1}{2}$ Std. (Bild 6).

2. Ritten.

Bozen, 265 *m*, — Oberbozen, 1220 *m* (Bild 10), mit Bahn; auf verschiedenen Fußwegen in 3 Stunden.

Oberbozen—Oberinn, 1303 *m*, $1\frac{1}{2}$ Std. — Kematen—Klobenstein, 1149 *m*, $1\frac{1}{2}$ Std. — Wolfsgruben, 1206 *m*, — Oberbozen, $1\frac{1}{2}$ Std., zusammen 4—5 Stunden, schönster Rundgang.

Bahn-Haltestelle Wöls am Eisak, 343 *m*, — Siffian, 1001 *m*, 2 Std. — Klobenstein, 1149 *m*, $\frac{1}{2}$ Std. — Unterinn, 903 *m*, 1 Std. — Bozen, 2 Std., zusammen 5—6 Stunden. Vgl. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-B. 1933, S. 202—205.

3. Gummerer Berg (zwischen Tierfer und Eggental).

Birchabrud, 863 *m* (an der Eggentaler Straße, Postauto von Bozen), — Gummer, 1107 *m*, $\frac{3}{4}$ Std. — Rafer (Hof)—Streitmofer (Hof), 1267 *m*, $2\frac{1}{2}$ Std. — Olgartner Höhe, 1200—1100 *m*, $1\frac{1}{4}$ Std. — Karneid, 512 *m*, 1 Std. — Kardaun bei Bozen (Bahnhaltstelle, 283 *m*, $\frac{1}{2}$ Std.) — Bozen, $\frac{1}{2}$ Std., zusammen 6—7 Stunden.

Ober: Gummer—Kostmoos (Hof), 1224 *m*, $1\frac{1}{2}$ Std. — Steinegg, 823 *m*, $\frac{3}{4}$ Std. (vgl. Zeitschrift d. D. u. Ö. A.-B. 1935, S. 215) — Karneid, 1 Std., — Kardaun, $\frac{1}{2}$ Std.

4. Deutschhofen—Radein—Altrei.

Bozen, 265 *m*, — Rohlern, 1126 *m*, mit Bahn, dann über die Rotwand, 1386 *m*, nach Deutschhofen, 1355 *m*, 2 Std. (Bild 12). Ober: Birchabrud (s. o.). — Deutschhofen, 2 Std. Deutschhofen—Weißenstein, 1520 *m*, $1\frac{1}{2}$ Std. — Petersberg, 1389 *m* (Bild 13)—Altein, 1225 *m*, $1\frac{1}{4}$ Std. (Bild 14) — Radein, 1562 *m*, $1\frac{1}{2}$ Std.; einer der schönstgelegenen Punkte (Bild 15), übernachten im Zirmerhof — Kaltenbrunn (Fontane fredde) an der Fleimser Bahn, 1001 *m*, 1 Std. — Sattel von San Lugano, 1100 *m*, $\frac{1}{2}$ Std., 2,7 *km* Bahn—Altrei, 1206 *m*, $1\frac{1}{2}$ Std. (Bild 16), — Truden, 1127 *m*, $1\frac{1}{2}$ Std. — Neumarkt, 217 *m*, $1\frac{1}{2}$ Std., Bahnstation.



Bild 13. Petersberg, 1389 m, gegen die Ortler Alpen

phot. V. Bränzl, Bozen



Bild 14. Aldein, 1225 m, gegen Weiß-, 2316 m, und Schwarzhorn, 2439 m

phot. V. Bränzl, Bozen

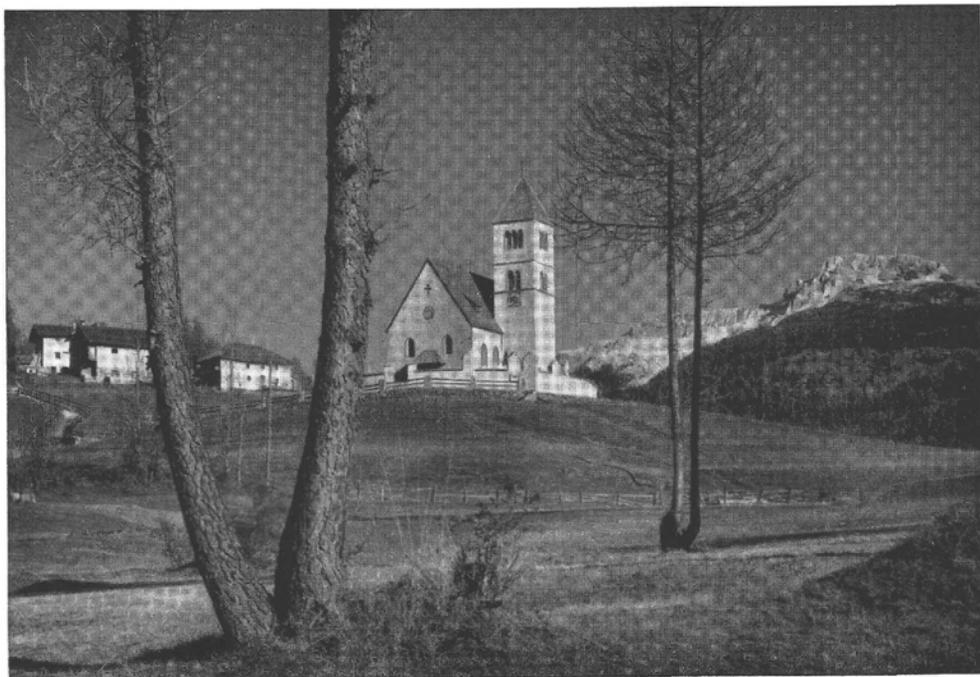


Bild 15. Radein, 1562 m, gegen das Weißhorn, 2316 m

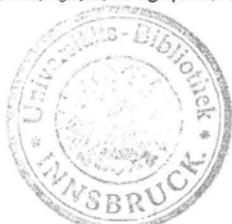
phot. E. Bachreudi, Meran



Bild 16. Altrei, 1206 m, gegen den Fleimser Kamm

Berge von links: Bombafel, 2535 m, Sforcella del Vallone, 2275 m, Cima di Moena, 2484 m (links über der Kirche), Busa grana, 2504 m, Col Inferno, 2346 m (über den waldigen Vorberg aufragend), rechts davon Val Cadino, Montafon

phot. E. Fränzl, Bozen



Zwischen Fanes und Sennes

Streifzüge in den Prager und Enneberger Dolomiten

Von Dr. Hans Kiene, Bozen

Seit mehreren Jahren habe ich in jedem Sommer, oft mehrmals, das stille Felsgebiet von Fanes und Sennes durchstreift und bin in seine verborgensten Winkel eingedrungen, um seine Geheimnisse zu erschauen. Durch alle seine so einsamen Täler bin ich gewandert, kreuz und quer gezogen über die Plane seiner Hochflächen, durch seine Karse, auf seinen entlegenen Almen; die meisten seiner Fächer habe ich überstiegen und auf fast allen seinen Gipfeln Rast gehalten. Kein Tag verging in jenen Bergen, der mich nichts Neues schauen ließ. Keine großen sportlichen Sensationen wurden gesucht und gefunden, und — die hohe Nordwestwand des Reuners ausgenommen — keine großen Probleme gelöst. Dennoch hat mich jenes seltsame Felsenreich auch als Bergsteiger voll befriedigt. Ich durfte ganz eigenartige Bilder und Stimmungen in mich aufnehmen und zu Erlebnissen gestalten, und fast jeder Tag brachte ein Abenteuer besonderer Art. Und so mußte ich jenes stille, weite Felsenreich langsam lieb gewinnen, so wie man Menschen liebgewinnt, deren innerstes Wesen sich einem erst nach jahrelangem, vertrautem Verkehr öffnet.

An der düsteren Großartigkeit des Prager Wildsees, durch das einzig schöne Rautal, durch die gigantischen Wände des Heiligen Kreuzkofels, an Szenerien, die Tausende schon bewundert haben, bin auch ich bewundernd vorbeigezogen, hinauf nach Fanes und Sennes, um dort intimere, seltene Schönheiten eines großzügig gebauten Hochgebirgs kennenzulernen, die erst demjenigen sich öffnen, der ohne Hast und Eile Besonderes, Eigenartiges sucht.

Der Grundton der Bergwelt von Fanes und Sennes ist ausgesprochen melancholisch. Ernst, tief Ernst sind jene Berge, ohne die spleterischen Reize der Dolomitenatur. Gebirge sind Fanes und Sennes, in denen alles Kleine und Launenhafte des Dolomitencharakters verschwindet und sich versteckt, Gebirge von großem, episch weitem Stil und von horizontaler, gewaltiger Liniensführung, in der jedes Detail, das sonst der Dolomiten Szenerie seine kleine idyllische oder romantische Note gibt, in den Hintergrund rückt. Nicht in kleine Motive und Bilder zerlegbare, in rasch wechselnden Szenerien zu schauende und zu erfassende Landschaft ist es, sondern ein Bergland von weiter Dimension, das wie ein riesiger Kelch im Kreise seiner Grenzen das steinerne Schöpfungswunder in den größten Zügen sammelt und in den Akkorden einer Beethovenschen Sinfonie ertönen läßt. Ein Bergland, das mit seinen Tiefen und Höhen die Enge des dolomitischen Landschaftsbildes überschreitet und das Menschenauge seltsam und wehevoll in den Raum zwischen Himmel und Erde hinausführt. Dieses Fühlen der Größe und Unmittelbarkeit des Weltalls auf jenen Gebirgen macht dieselben für uns kleine Geschöpfe so melancholisch wie das Meer, wie die Steppe. Wie dort über den unermesslichen Wassern, wie dort über der endlosen Ebene, so webt auch hier über den weiten Gefilden einer versteinerten Einsamkeit das Licht und der Schatten Gottes erhabener und bedrückender als im engen Gesichtskreis einer romantischen Landschaft und wächst maßstabloser und herber empör in den Raum der Ewigkeit.

Der vorliegende Aufsatz führt mit einigen Detailbeschreibungen in die bisher unbekanntesten und unerforschtesten Teile von Fanes und Sennes. Es sollte damit dar-

getan werden, daß es in unseren angeblich restlos erschlossenen Dolomiten doch noch manche Winkel gibt, die unbekannt und unerforscht sind. Über sie zu schreiben entsprang dem Bedürfnis, in bescheidener Weise das große Erschließerverdienst fortzusetzen, das vor dreißig Jahren in den Pragser Dolomiten der unvergeßliche Pionier Dr. Viktor Wolf von Glanvell begann und nicht zu Ende führen konnte, weil ein früher Bergsteigertod ihn allen seinen Plänen entriß.

Die spärliche alpine Literatur über das Gebiet von Fanes und Sennes erscheint heute als eine wenig ins Besondere eingehende, aus den verschiedensten Quellen der letzten dreißig Jahre zusammengetragene, darum uneinheitlich und mangelhaft, weder geographisch noch alpin-technisch in den unbefuchteren Gruppenteilen verläßlich. Und darum wollte ich in das große Mosaik der Gruppenerschließung, dessen Grund Wolf Glanvell legte und in das seit einem Menschenalter zahlreiche Berufene und Unberufene die bunten Steinchen ihrer alpinen Erfahrungen in Fanes und Sennes einfügten, auch meine ganz besonderen Steinchen einbauen und damit ein wenig der seit Glanvells Tode kaum weiter fortgeschrittenen Erschließungsarbeit in den Pragser Dolomiten helfen, des letzten größeren Dolomitengebietes des ehemaligen Südtirol, das noch keine Monographie besitzt.

Sennefer Karspitze von Norden (Erste Besteigung am 3. August 1930)

Sennefer Karspitze — ein wenig beachteter, fast nie bestiegener Gipfel; eine mühsame Schotterkuppe, von Süden her über endlose Hänge hellgelben, karrendurchsetzten Gerölls erreichbar. Nach Glanvell „ein hervorragender Aussichtspunkt“, nach dem „Hochturist“ mit einem „vorzüglichem Rundblick“ ausgestattet. Die erste Besteigung soll am 12. September 1878 ein Innsbrucker Bergsteiger mit dem Führer A. Müller ausgeführt haben. Für eine selbständige Besteigung kaum in Betracht kommend, wurde der Gipfel bisher wohl nur bei Überschreitung vom Großen Seefels über den Kleinen Seefels zur Seitenbachscharte oder umgekehrt berührt. Er besteht aus einem ziemlich waagrechten, mehrkuppigen Kamm, der den Westausläufer des Seefelsmassivs darstellt. Gegen Norden löst sich, westlich das Seitenbachtal, östlich das große, rotlammerige Steilkar des Kleinen Seefels begleitend, ein langer, turmgespitzter Grat aus dem Schuttmantel der höchsten Gipfelkuppe und fällt mit steilen Flanken, zwischen den Endpfeilern seiner Gabelung eine regelmäßig gebänderte, große Wand einschließend, gegen das Grünwaldtal ab, in das dort das gen Westen sich drehende Seitenbachtal mündet.

„Auch die Nordwand ist zweifellos gangbar“, schreibt Glanvell in seinem vergriffenen Dolomitenführer (S. 89). Durch mehr als dreißig Jahre jedoch fand sich kein Bergsteiger, der diese Behauptung auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen versuchte. Wäre der Satz Glanvells in den späteren, vielverbreiteten „Hochturist“ übergegangen, die Tur wäre längst schon früher gemacht worden.

Im Sommer 1929, von Monte Sella di Sennez über die Seitenbachscharte ins Grünwaldtal absteigend, zog das große, wilde Wandmassiv des Nordabsturzes meine Aufmerksamkeit auf sich. Am 2. August 1930, begleitet von meinem alten Bergfreunde Heinrich Tomasi sowie dessen Gattin und Töchterchen Lotte, stieg ich von Olang über Bad Bergjall und das Lapaduresjoch auf die Ruppen des Flachkofels und Maurerkopfs empor, um den Durchstieg mit dem Feldstecher zu rekonoszieren. Am Abend desselben Tages trat uns unser dritter im Bunde, Andreas Krel, im Hotel Pragser Wildsee. Und am nächsten Morgen, an einem regnerischen Sonntage gegen 6 Uhr 30 Min., zogen wir los. Sollte es, ehe wir den Einstieg erreichen, zu regnen beginnen, so können wir immer noch umkehren und irgendwie zur Egerer Hütte emporsteigen — mit diesen Absichten stiegen wir, die Blicke stets besorgt gegen die auch unseren Gipfel ver-

hüllenden, graublauen Wolfenschwaden wendend, hinter der Grünwaldalm sogleich durch den Wald nach links empor, wo der hellweiße Kalksteinstrom der aus dem Kar des Kleinen Seckofels herabquellenden Lahn den grünen Waldboden weithin überspielt hat. Aus der Lahn ging's dann über eine steile Blöhe nach rechts hinan auf jene dem Wandmassiv vorgelagerten Köpfe, die den Eingang des Seitenbachtals flankieren. Sie erreichen die Höhe der Baumgrenze und empfangen auf ihrem höchsten Punkte den Schuttfegel einer Lammer, die aus einer engen, oben schneegefüllten Schlucht bricht. Diese Schlucht trennt vom Hauptmassiv das östlich vorgelagerte Nebenmassiv dreier einem gemeinsamen Körper entragender Felsstürme ab. Schon am Vortage hatten wir durchs Fernglas festgestellt, daß der beste und gradlinigste Aufstieg über den wenig ausgeprägten, sich in Bändern und Terrassen mit dazwischenliegenden Pfeilern aufbauenden östlichen Gabelgrat des großen Nordgrates vollziehen dürfte, und zwar legten wir den Einstieg an das steile Latschenfeld, das unmittelbar rechts vom Schluchtausgange bis zum ersten Band emporzieht. Kreil weit vorne, Tomasi vor mir, ich wegen des inzwischen einfallenden, feinen Sprühregens stets mehr ans Umkehren denkend und stets weiter zurückbleibend, kletterten wir die begrünte Rippe hinan, auf welcher die knorrigen Latschen vorzügliche und sichere Griffe boten. Droben auf dem ersten Band erwarteten mich die beiden Gefährten und lachten mich wegen meiner Umkehrgedanken gründlich aus, zumal drüben auf dem Herrstein und auf den Seitenbachtalspizen ab und zu doch ein Sonnenfleck durch die Nebel huschte und droben im Firmament zwischen windgepeitschten Wolken ein Stücklein Himmelblau zum Vorschein kam.

Schräg nach rechts haltend querten wir über brüchige, plattige Schrofen hinaus gegen einen Gratsporn, von dem aus schöne Tiefblicke ins Seitenbachtal und ein fesselnder Einblick in die zerriffene, durchbänderte Stirnwallung sich ergaben. Aber eines der Bänder hinüber auf den Hauptgrat zu queren schien uns ausgeschlossen; jedes derselben wies unpassierbare Unterbrechungen auf. So kletterten wir, noch immer unangeseht, auf unserer Rippe weiter über Bändchen, Platten und kleine Risse höher von Band zu Band. Kreil ungestüm weit voraus, eine Sache, die mir, trotzdem sein Aufklärungsdiens große Vorteile bot, bald aufgeben mußten: denn der in solchen Felsen unvermeidliche Stein Schlag zwang uns dazu. Vange Sekunden hatten meine Kameraden gehabt, als unter Kreils Füßen aus einem kleinen Ramin eine Kanonade losbrach und ein Hagel großer und kleiner Felsstücke an Tomasi vorbei Richtung auf mich, noch tief unten gerade an sehr exponierter Stelle über die Plattenkante Emporkletternden nahm. Doch das Poltern und Tomasis Warnungsruß gaben mir gerade noch Gelegenheit, mich in Deckung zu schmiegen und den Felsregen über mich in die Tiefe hinabprasseln zu sehen. Erleichtert atmete Tomasi auf, als er meinen Ruf vernahm und mich selbst einige Minuten später auf dem nächsten Schuttbande landen sah. Kreil erwartete uns auf dem höheren Bande schon mit dem gelösten Seil. Ein gelber Abbruch hemmt von dort den direkten Weg. Er wurde links über eine ausgesetzte, griffarme Platte schwierig umgangen, wozu Kreil als erster seine Nagelschuhe mit Kletterstufen vertauscht hatte. Tief unter uns gähnte die Schlucht, die die östlichen Türme und Zaden vom Hauptmassiv abpaltet und an deren Ausgang unser Einstieg gelegen war. Vorsichtig um die Ede biegend, brachte eine Verschneidung wieder auf den Grat zurück, der dort wieder eine breite, mit spärlichen Latschen bewachsene Terrasse aufwies. Rechter Hand hatten wir aufs neue freien Blick in die zerklüftete Nordwand, in der sich die Felskluft mehr und mehr zusammensziehen, um weiter oben eine Steilschlucht zu bilden, deren linke, östliche Begrenzung aus mehreren Zaden unseres Nebenrates besteht. Diese Zaden rechts umkletternd gelangten wir, einen kleinen Ramin mit eingefeiltem Bloß durchklimmend und drüben auf schmalen Leisten etwas absteigend, in den innersten Schluchtgrund — eine sehr romantische Stelle, bei Gewitter aber äußerst stein Schlaggefährlich. Der am weitesten rechts gelegene Ramin mit mehreren

Reilblöden, die man teils unter-, teils überkriecht, vermittelte uns in hübscher, nicht allzu schwieriger Kletterei den Aufstieg auf die breiteste Terrasse des ganzen Wandgürtels, in der Höhe der östlichen Vortürme. Als immer schmaler werdendes Band zieht dieselbe in die Nordwand hinüber, während sie sich zur Ostwand hin zu einer geräumigen, von vielen Schuttrinnen durchzogenen, händergestuftten Mulde erweitert, in deren Mittelpunkt ein von uns schon am Vortage als Orientierungsobjekt erkannter Schneefleck glänzte.

„Nicht nach Osten in den Schotter auskneifen! Auf der direkten Linie bleiben, im festen Fels, drüber über die Gratpfeiler!“ Ein richtiger, sportlicher Gedanke, den Kreil da temperamentvoll ausspricht. Der untere Teil schien mir ja zu gehen; — aber oben, wo ein jäher, gelber Faden sich hinter den andern reihte, da sah's etwas hindernissvoller aus, selbst für ganz schneidige Kletterer, zu denen Kreil zweifellos zählt. Mein Blick und mein Instinkt sagten mir, daß wir dort kaum emporkommen würden. Schließlich spielte es bei einem zu durchkletternden Wandabsturz von etwa 700 m vom Einstieg zum Gipfel auch keine besondere Rolle, gerade die direkteste Linie einzuhalten; die Gewißheit, durchzukommen, war wichtiger. Nichtsdestoweniger überkletterten wir unmittelbar an der Kante selbst über eine schwierige Plattenwand den ersten, ungefähr 20 m hohen Absatz, der uns auf eine kleine Schuttkanzel emporbrachte. Dort erkannte auch Kreil den sehr fraglichen Erfolg des Weiterweges auf der gewünschten geraden Linie angesichts der gelben Überhänge, und wir mußten einen Ausweg nach Osten, in den oberen Teil der oben erwähnten, großen Schuttmulde suchen. Ein abschüssiges, schmales, unter gelben Überhängen dahinziehendes Band, über das wir krochen, vermittelte den Abstieg zu den Schrofen und Rinnen. Angesichts der Unmöglichkeit der direkten Überschreitung der zahlreichen, wie Schaufeln aufragenden Grattürme, entschlossen wir uns zur früher schon festgestellten, radikalsten östlichen Umgehung des ganzen oberen Gratstückes: Querung durch die Mulde bis an deren äußersten linken Rand, eine Seillänge an diesem hinan und durch die Wand oberhalb auffallend schwarzer Schichtwülste im spitzen Winkel wieder nach rechts zurück auf den Grat. Leichter als wir gedacht gelang diese Umgehung durch die von vorne sehr plattig anzusehende Wand, dank eines schmalen, langen, von unten nicht sichtbar gewesenen Bandes, das Spuren eines Gamswechsels trug und, breiter werdend, direkt in eine Gratsharte emporleitete. Unser Erstausen war groß, daß die Scharte nicht mehr dem sekundären, von uns im unteren Teile benützten Nordostgrate, sondern dem Hauptnordgrate angehörte, und wir jenseits unmittelbar gegen das innerste Seitenbachtal und auf die Seitenbachsharte niederblicken konnten.

Zwecks besseren Überblicks verfolgten wir den Grat ein Stück nach Norden bis zu jenem Punkte, wo unser Sekundärgrat in den Hauptgrat mündet. Ein eifriger Wind heulte um uns und peitschte uns Regentropfen ins Gesicht. Einige mächtige Türme ritten auf dem Grat gegen die weit rückwärts liegende, von schwarzer Wolkendecke bedeckte Gipfelfuppe zu; die hohen Steilflanken dieser Türme bedrohten uns mit wesentlichen Abstiegen in die von Schuttrinnen durchfurchte Westseite, wenn wir sie umgehen wollten; die Türme selbst versprachen schwierige Kletterei in nassem, ausgebleichtem Fels, wenn wir sie überschreiten möchten. So lang als möglich droben auf der Grathöhe bleiben, absteigen können wir immer! Und gleich weiter, damit uns wieder warm wird und damit uns der drohende Regen nicht in den steinschlaggefährlichsten Passagen erwischt! Zwei niedere Gratraden umgingen wir, ein wenig absteigend, auf der Ostseite, und plattige Schrofen sowie ein schräger, rißartiger Schlupf brachte uns in ein kleines Schärtchen westlich unterhalb des schaufelförmigen Gipfels des ersten großen Turmes. Stets unmittelbar entlang der Kammfelsen des zerhackten Grates, auf- und absteigend, mehrere Felsrippen und zerklüftete Steilrinnen querend, drangen wir vor bis zum höchsten, vierten Gratturne, einer kühnen, runden, felsgepanzerten Jinne, zu deren

Füßen, als wären die Eingeweide des Berges aufgerissen und bloßgelegt, der blutrote Strom einer großen Schuttschlucht hervorbricht, wie drüben im Gipfelbau des Kleinen Seefels, an dessen Westwand. Über diesen roten Schrofen aber türmen sich, von jähen Kaminen und Schneerinnen durchspalten, abenteuerliche Faden hinan — ein wildromantischer Punkt! Während Kreil die Nagelschuhe anzieht und das Seil aufwidelt wird eine Zigarette geraucht; wir wissen es aus der ganzen Formation des Geländes: gleich sind wir aus den Felsen draußen und erreichen die Schuttkalotte des Gipfelbaues. Zahlreiche Gensspuren kreuzen die schon rundlicher zu werden beginnenden Schultern des Grates, und dieser selbst kriecht hinter dem höchsten Gratturm bald unter die Schuttdecke hinein. Mühsam über steiles Geröll verfolgen wir ihn empor in den Nebel. Immer heftiger werden Wind und Regen; wir binden mit Spagat die Hutfrempen über die Ohren herab und stecken die kalten Hände tief in die Hosentaschen. Droben auf dem Gipfelgrat heult der Sturm. Keine Minute lang bleiben wir, trotzdem wir schon sieben Stunden ohne wesentliche Rast auf dem Wege sind. Man kann das Gesicht kaum hochheben, so heftig peitscht es einem Regen und Hagelkörner in die Augen. Kaum 10 m weit reicht der Blick.

Nur schnell hinweg von dieser sturmumtosten Höhe, hinab über den steilen, gelben Schutt in die geschützteren Alpmulden von Sennes, hinüber unter das gastliche Dach der Egerer Hütte! Trotz des beschleunigten Tempos und trotzdem wir auch im Nebel kaum von der besten Richtung zur Hütte abwichen, benötigten wir vom Gipfel der Sennefer Karspitze fast $1\frac{1}{2}$ Stunden, um über die weiten Wellen der lammerdurchsetzten Sennesalpe endlich den von Fodara Vedla heraufführenden Kriegsweg unterhalb der großen Südplatte des Prager Seefels und bald darauf die Hütte zu erreichen, an deren warmem Herd wir wohlige, freundliche Aufnahme fanden.

Keine Sensationsleistung war unser Durchstieg durch die Nordflanke der Sennefer Karspitze gewesen, mit Ausnahme von einigen schwierigen Stellen klettertechnisch wohl nur als mittelschwer zu klassifizieren. Allein die Unübersichtlichkeit des Weges, das langsame Vorrücken durch die unbekanntten, unvorhergesehenen Einzelheiten dieses großen Massivs, die wechselnden Felsgenerien, durch die der beste und kürzeste Ausweg gesucht und gefunden werden mußte, dies alles gestaltete diesen Tag trotz der Mißgunst des Wetters zu einer bleibenden Erinnerung an eine jungfräuliche Ecke der romantischen Prager Dolomiten und zu einer verspäteten Bestätigung von Wolf Glanvells verjährter Beobachtung: „auch die Nordwand ist zweifellos gangbar.“ Und wir waren daher mit unserem Berg und mit unserer Leistung zufrieden.

Durch meine Korrespondenz mit Herrn Karl Domenigg in Salzburg, dem langjährigen Begleiter und Freund Wolf Glanvells, erhielt ich zwei Jahre später (1932) Kenntnis von der Tatsache, daß Wolf Glanvell die Sennefer Karspitze seinerzeit über den Nordgrat erreicht hat, eine Tur, die bisher in der alpinen Literatur nicht erwähnt erscheint und die zweifellos auch nicht mehr wiederholt worden ist. Eine Bleistiftskizze Domeniggs aus jener Zeit (1897) — die Nordabstürze der Sennefer Karspitze von der Grünwaldalmhütte aus gesehen — gibt mir Aufschluß über den Verlauf von Wolf Glanvells Aufstieg. Der Einstieg befindet sich nicht weit links (östlich) des unteren Gratbeginnes auf der Grünwaldtalalseite, in einem kleinen Schneewinkel. Der Aufstieg wendet sich zunächst etwas nach links durch die hier schön gebänderte Wand empor, sodann in fast rechtem Winkel nach rechts und erreicht den Grat selbst an jener Stelle, wo derselbe zum fast senkrechten Abfalle niederseht, der hier Grünwaldtal und Seitenbachtal scheidet. Dieser steilste, unterste Abbruch wurde somit östlich umgangen. Im weiteren Verlaufe wird stets die Grathöhe beibehalten und hat somit Wolf Glanvell zweifellos auch die von uns aus der Nordwand heraus gewonnene Scharke erreicht und überschritten, seinen Weiterweg zum Gipfel wahrscheinlich gleich nehmend wie über dreißig Jahre später unsere Seilschaft. Leider war Herrn Domenigg über nähere Ein-

zelheiten dieser Tur nichts bekannt, auch über die von Glanvell angetroffenen Schwierigkeiten nichts und ob Glanvell allein oder mit Begleitung den Aufstieg vollführte. Herrn Domeniggs Skizze enthält auch zwei Stellen aus der Nordwand: So ziemlich in deren Mitte die „tiefe Schneeklamm, zweifellos gangbar“ — und links, östlich, davon den „Riesenkamin, wahrscheinlich gangbar“. Am Ausgange der tiefen Schneeklamm, welche die drei östlichen Vortürme vom Massiv trennt, liegt der Einstieg zu unserem Nordwandaufstiege, im selben Wandteile also, durch den, ganz westlich, Wolf Glanvell den Nordgrat früher als wir gewann, während der oben erwähnte Riesenkamin sich in den östlichen Vorbauten befindet, deren Vorhandensein aus Domeniggs Skizze nicht ersichtlich ist. Was am Massiv links unseres Anstieges liegt, kann eher als Ostseite angesprochen werden und ist auch durch diese, aus der inneren Kotlahn, ein direkter Gipfelanstieg sicherlich möglich, wenn auch ziemlich beschwerlich.

Die Seitenbachspitzen (Erste Ersteigung von Norden am 5. August 1932)

Wolf Glanvell bezeichnet dieses Massiv, das sich mit seinem langen östlichen Ausläufer zwischen den Karren Seitenbach und Krippes gegen das Grünwaldtal vorschiebt, mit „Seitenbachspitz“, 2496 m, und stellt drei Gipfel fest, von denen der mittlere die beiden anderen nur um wenige Meter überhöhe. Als erster Ersteiger der „mittleren“ und „südlichen“ Spitze wird Glanvells späterer Begleiter durch die Pragler Seefosel-Nordwand (1892) Joseph Appenbichler und als Ersteigungsjahr 1870 genannt. Die Routenangabe (Glanvells Dolomitenführer, 1898, S. 88) ist kurz und unklar, doch geht aus derselben zweifellos hervor, daß Appenbichler die beiden Gipfel aus dem Seitenbachtale, also von Osten her, erreicht hat. Lage, Benennung und Ersteigungsmöglichkeit des dritten Gipfels werden nicht erwähnt.

Der „Hochtourist“, 1911 (Band III, S. 187) kennt bereits vier Seitenbachspitzen, und zwar ihrer gegenseitigen Lage entsprechend, eine Mittlere, 2496 m, Südliche, Westliche und Östliche, und stellt ebenfalls fest, daß die Mittlere um einige Meter höher sei als die übrigen. Sie ist auf allen im Detail ziemlich ungenau gezeichneten Karten der einzige kotierte Punkt in dem langen, aus dem Col da Ricegon entspringenden Kamme, der sich nördlich des Col da Ricegon-Nordgipfels mit einigen unbedeutenden, auf hohen Schuttlammern fußenden, südlich abgedachten Felszaden fortsetzt und unmittelbar nördlich des Massivs der Seitenbachspitzen rechtwinkelig gegen Osten abbiegt, um sich in den Winkel zwischen Seitenbach- und Grünwaldtal mit senkrechten nördlichen Wänden und zum Teil begrünten, baumbestandenen Südhängen hineinzuziehen. Der von Glanvell übernommenen Beschreibung über den Ostanstieg Appenbichlers auf die Mittlere und Südliche Spitze folgt noch die Bemerkung, daß die Westliche und Östliche Spitze aus den Scharten zwischen ihnen und die Mittlere über steile Platten und Schrofen in je einer Viertelstunde leicht erstiegen werden können. Der Text schließt mit der Notiz: „Einen neuen Weg durch die Westwand der Mittelspitze fanden Dr. W. Wolf v. Glanvell, R. Domenigg, Dr. F. Marschall und Tenner 1902. Näheres nicht zu erfahren gewesen.“ Bertini in seinen „Le Dolomiti Orientali“ (1928) bringt nur die Übersetzung des Textes aus dem „Hochtourist“ 1911. Die Seitenbachspitzen heißen hier, wörtlich ins Italienische überetzt „Punte Rio da Lato“, und der Mittelgipfel wird nach der italienischen Messung mit einer absoluten Höhe von 2504 m angegeben.

Der „Hochtourist“ 1929 (Band VII, S. 280, Gruppenbearbeiter Dr. Roman Lucerna in Prag) wiederholt genau den Text der Auflage 1911 und charakterisiert das Massiv richtig mit folgenden Worten: „Prächtiger Schichtstufenberg mit mächtigen, südfallenden Tafeln.“ Die Seitenbachspitzen werden hier jedoch der Untergruppe „Nördliche Parallelsäue“ der Praager Dolomiten, und zwar dem Krippeszuge zugezählt, was geographisch unrichtig ist. Mit dem Krippesfosel, der eine selbständige,

ijolierte Masse jenseits des breiten Krippesfars zwischen Grünwaldjoch und Krippesjoch ist, stehen die Seitenbachspitzen in keiner wie immer gearteten organischen Verbindung. Ihr Massiv entspringt aus demjenigen des Col da Ricegon, ist mit diesem organisch durch einen gemeinsamen Grat in nord-südlicher Strichrichtung verbunden, weshalb die Einreihung der Seitenbachspitzen zur Untergruppe „Umfassungsgipfel der Sennesalpe“, zwischen dem Col da Ricegon und der Sennefer Karzspitze richtiger wäre.

Das hier Angeführte ist die ganze über das Massiv der Seitenbachspitzen existierende und nun durch mehr als dreißig Jahre in den alpinen Handbüchern weitergeschleppte Literatur, deren erste Basis Wolf Glanvells kurze Notizen in den „Mitteilungen“ des D. u. S. Alpenvereins 1891, S. 304, und in der „Österreichischen Touristenzeitung“ 1892, S. 50, 65—67, 1897, S. 12, bilden. Und seit 1902 scheinen die Gipfel außerdem auch nicht mehr besucht worden zu sein. In diesem Jahre fand die Seilschaft Wolf Glanvell, Domenigg und Genossen den Weg durch die „Westwand des Mittelgipfels“, über den Näheres nicht zu erfahren gewesen ist, bis im Herbst 1932 der Verfasser durch seine Korrespondenz mit Herrn R a r i D o m e n i g g in Salzburg Näheres erfuhr. Herr Domenigg stellt fest, daß Wolf Glanvell und er selbst diese Tur auf die höchste Seitenbachspitze stets als „von Westen“ und nicht als „über die Westwand“ betrachtet und bezeichnet haben, was aus den ersten Berichten darüber hervorgeht. Diese Berichte sind der Jahresbericht der Sektion Bozen des D. u. S. Alpenvereins von 1902 sowie das heute noch im Besitze Domenigg's befindliche Notizbuch des Alpenvereinskalenders 1902 mit den allerdings nur Zeitangaben enthaltenden Eintragungen Wolf Glanvells. Die Erstbesteigung erfolgte am 31. August 1902. Der vierte Teilnehmer an der Tur, mit Namen Tenner oder Tanner, war vermutlich ein Schweizer Bergsteiger. Es herrschten die denkbar ungünstigsten Witterungs- und Orientierungsverhältnisse. Domenigg erinnert sich, daß selbst Wolf Glanvell erklärte, selten eine so komplizierte Besteigung durchgeführt zu haben. Daß diese Bezeichnung „Westwand“ in den „Hochtourist“ kam, ist nach Domenigg vielleicht auf einen Lapsus Günther von Saars zurückzuführen, welcher für die Ausgabe 1911 Texte beige stellt hatte, die das Gebiet der Prager Dolomiten betrafen. Daß die Tur, die vielfach durch außerordentlich brüchige Felsen führte, eine für die damalige Zeit recht schwierige und lange war, beweisen die Zeitangaben in dem oben erwähnten Notizbuche Wolf Glanvells: „Fuß der Felsen 10 Uhr 35 Min. — Seitenbachspitze 3 Uhr 51 Min.“ Also fast 5½ Stunden. Herr Domenigg, der sich leider an die Einzelheiten der Tur nicht mehr erinnert, erwähnt noch, daß Dr. Marschall († 1913) sowie auch Tenner nicht im Training waren, und daß sich die lange Zeit wohl daraus sowie aus der Teilnehmerzahl, der schlechten Sicht und den ungünstigen Witterungsverhältnissen erklären lasse; denn die Höhe der Kletterarbeit dürfte 400 m kaum übersteigen. Leider hat Wolf Glanvell, der Führer der Partie, gerade über diese Tur nichts veröffentlicht, auch fanden sich in den Aufzeichnungen, die nach Glanvells tragischem Tode in den Bergen von dessen Witwe Herrn Domenigg übergeben wurden, hinsichtlich dieser Bergfahrt keine weiteren Anhaltspunkte vor, daß hierbei aber der höchste Seitenbachgipfel erreicht wurde steht außer Zweifel; denn die Seilschaft fand im Steinmandl des Gipfels die Karten seiner früheren Besucher, darunter jene von Wolf Glanvells bergkundiger Tante, der Baronin Lichtenfels. Der Abstieg wurde über die Ostseite gemacht, über die 1870 der alte Appenbichler die erste Besteigung ausführte.

Über die Einzelheiten dieser Besteigung der Seitenbachspitzen von Westen konnte demnach tatsächlich nichts Näheres in Erfahrung gebracht werden. Sicher ist bloß das eine, daß nicht die „Westwand“ durchstiegen wurde; denn auf dieser Seite trägt das Massiv dieser steil aufgebäumten, riesigen Platten senkrecht, teilweise überhängende gelb-schwarze Wandgürtel, die unersteigbar sind. Der Anstieg der Partie Glanvell

und Gefährten mußte daher aus dem Krippesseffel durch eine der steilen Schuttfluchten erfolgt sein, die hier zwischen dem Massiv der Spitzen selbst und der den Ramm zum Col da Ricegon-Nordgipfel krönenden Felszähne niederziehen. Ein direkter Aufstieg durch die „Westwand“ des Massivs hätte die Ersteiger auch nicht direkt auf die Hauptspitze, sondern auf den Westgipfel emporgebracht. Vom obersten Ende der Schuttfluchten wurde dann wahrscheinlich über den Plattenschuß zwischen Hauptgipfel und Südgipfel angelettert, also in der Westflanke des Südgipfels und über die Südwand des Hauptgipfels und die zwischen beiden Gipfeln eingelassene Scharte erreicht. Ein anderer Weg von Westen dürfte kaum möglich sein.

Am 5. August 1932, an einem Tage von zweifelhafter Güte der Witterung, stieg der Verfasser mit den beiden jungen Bozner Kletterern Hans und Theo Röllensperger und seinem Stiefbruder René Reichelt von Prags auf, um die Seitenbachspitzen von Norden anzugehen und um überhaupt dieses problematische Massiv genauer kennenzulernen. Wir nahmen von der Grünwaldalm aus den Weg ins Seitenbachtal hinein und verließen dessen schlechten, zur Seitenbachscharte hinauf führenden Steig dort, wo derselbe den vom Nordfuß der Seitenbachspitzen herabkommenden Bach überquert, um bald darauf in großer Kehre gegen Osten unter den Nordwänden der Senneser Kar Spitze die oberen Mulden des Seitenbachtals zu erreichen. Mühsam ging es im weiter oben ganz ausgeetrodneten Bachbette, das einige Steilstufen enthält, empor, zum Schluß über zementharte, rote Berfener Schichten hintastend, bis an den Eckpunkt, wo die Nordkante des nördlichsten Zadens der Seitenbachspitzen jäh und scharf wie ein ungeheurer Schiffskiel sich in schwarzen und roten Wandwülsten auftürmt. Dort ist ein schmaler Sattel, der die zum Seitenbachtal und zum Krippesseffel abfallenden Gräben scheidet und wo gegen Osten jener tiefer unten begrünte und baumbestandene Ramm ansteht, der das untere Seitenbachtal vom mittleren Grünwaldtal trennt und gegen das letztere mächtige Steilwände absetzt. Die im Vorjahre vom Hochalmzug herüber unternommene Rekognoszierung ließ eine Anstiegsmöglichkeit auf die Seitenbachspitzen von Norden nur von diesem Eckpunkte aus wahrscheinlich erscheinen. Dort zieht, unterhalb der Kante des Nordzadens auf der Westseite eine hohe, geneigte Plattenwand hinan, die vom Wasser ausgehöhlte Risse durchfurchen. Links von ihr sehen die Wände des Nordzadens an, prall und gelb, manchmal weit sich vorwölbend. Am oberen Ende leiten graue Felsen zu einem Schuttfelde, das sich im Massiv zwischen Nordzaden und Hauptgipfel wie die Plombe in einem hohlen Zahn einfügt. Darüber sind die Gipfelsfelsen sichtbar. Höhe des Aufstiegs etwa 250 m.

Plötzlich einfallender leichter Hagel und eine den Händen bei der Kletterarbeit nicht zuträgliche Kälte hießen den Verfasser den Ruhm dieser Erstersteigung seinen jüngeren Gefährten überlassen und zuzusehen, wie dieselben, Theo Röllensperger voran, in fünfmaliger Entwicklung ihres Vierzigerseiles, die Plattenwand nahmen. Unterhalb des Sattels in der aus dem Nordzaden hervorbrechenden Schuttflucht einsteigend, gewannen sie, stets nach rechts querend, in ziemlich schwieriger Kletterei den oberen Rand und die Schuttmulde, nach fast einstündiger Arbeit. Dann verschwanden sie den Blicken mit dem letzten Zuruf, daß es leicht weitergehe. Aber die von ihnen abgelassenen Steine zischten noch lange durch die Luft, so daß der Verfasser länger warten mußte, um seinen Weiterweg am Westfuße des Massivs bis hinüber in den Krippesseffel anzutreten. Als er eine Stunde später im Kar am Nordfuße des Monte Sella di Sennes anlangte, hoben sich gerade die Silhouetten der drei Gefährten auf dem Hauptgipfel der Seitenbachspitzen vom grauen Himmel ab. Nach der Schilderung, die die drei nachher gaben, war der weitere Aufstieg nicht mehr recht schwierig gewesen und hatte vom Schuttfeld direkt auf den Ostgipfel emporgeführt. Leider hatten sie es aber unterlassen, den zweifellos noch unerstiegenen Nordzaden mitzunehmen. Derselbe präsentiert



Abb. 1. Godara Vedla mit Croda Camin



Abb. 2. Die Seitenbachspitzen von Westen

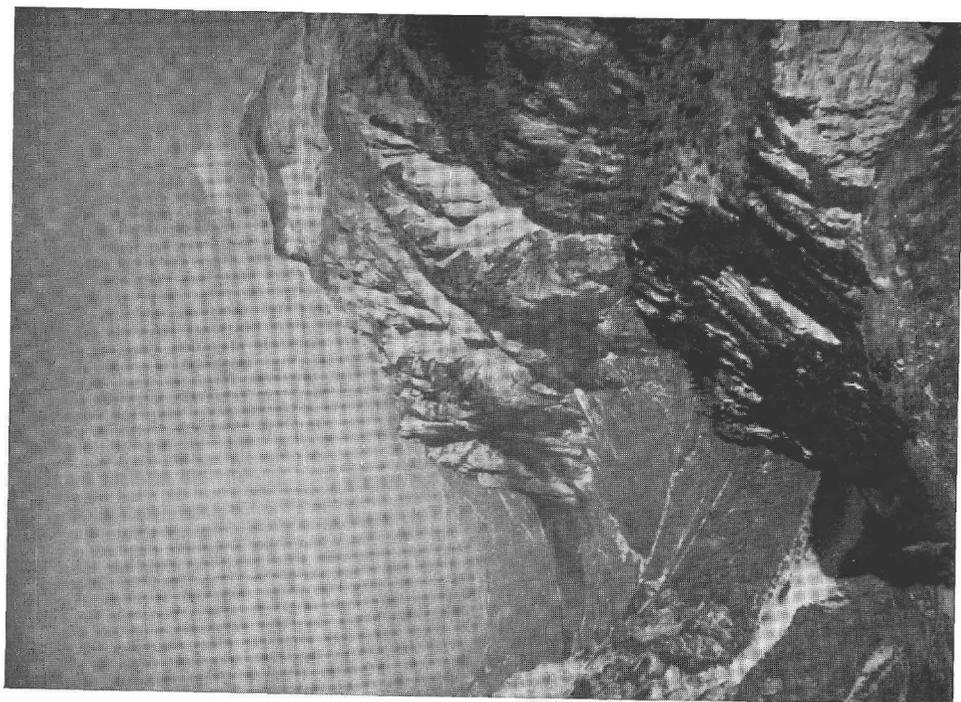


Abb. 3. Kautal mit Monte Cella di Sennes vom Pandoisgipfel aus

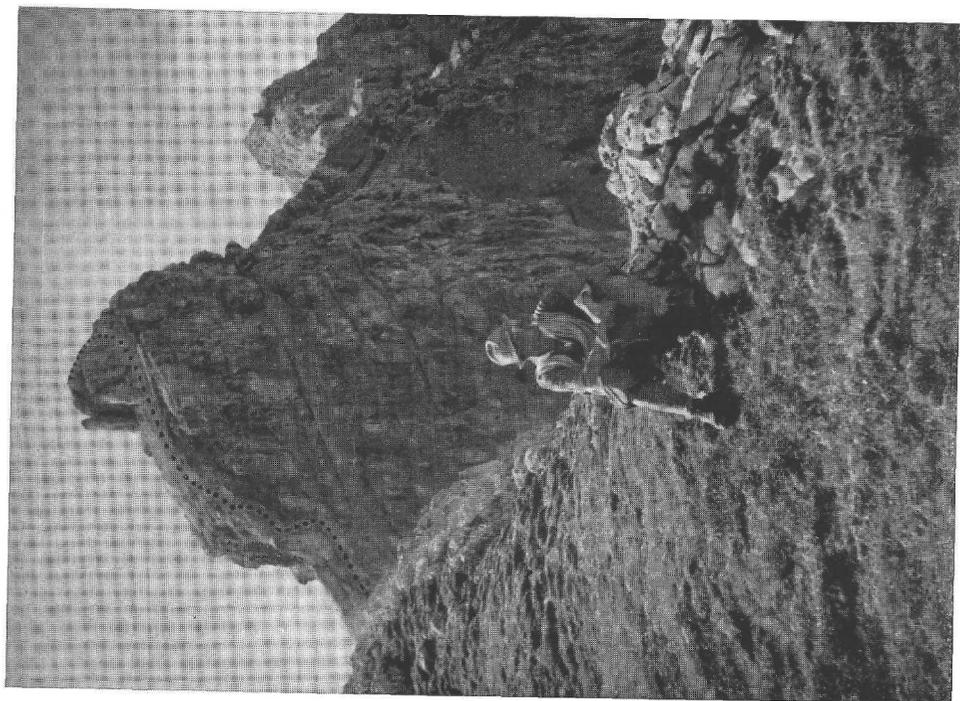


Abb. 4. Nord- und Mittelgipfel der Eroda Samin



nach vom Prager Wildsee aus recht hübsch und so isoliert, daß er die Bezeichnung Nördliche Seitenbachspitze fast verdienen würde. Den Abstieg vollführten die drei Gefährten, die vom Ostgipfel aus über die Trennungsscharte leicht den Hauptgipfel erreicht hatten, über den Normalweg in das oberste Seitenbachtal. Der Aufstieg hatte zwei Stunden beansprucht, und sein Hauptwert besteht darin, daß er sich weniger in Schutt und Bruchfelsen bewegt als die übrigen Wege auf diese einsamen, feltamen Spizen.

Col da Ricegon

Nordgipfel (2647 m); erster direkter Übergang auf den Südgipfel (2650 m);
19. August 1934

Zwei geheimnisvolle Textstellen in der Beschreibung dieser beiden Gipfel im „Hochtourist“ neben dem Wunsche, den schönen Felsbau des Nordgipfels zu besteigen und das einsame, wunderbar geschlossene Hochkar „Hinter dem grünen Bühel“ zu besuchen, veranlaßten meinen Freund Andreas Kreil und mich, uns das Massiv des Col da Ricegon etwas genauer anzusehen.

Die erste geheimnisvolle Stelle ist die Angabe des Weges der Grazer Bergsteiger Dr. Feliz Rönig und Leo Petritsch auf den Nordgipfel von Südosten, 1904, „Näheres nicht bekannt“. Kreil und ich gingen den Nordgipfel nach der Beschreibung des „Hochtourist“ an, welche wortwörtlich aus Wolf Gianvells Dolomitenführer übernommen wurde, heute daher über 35 Jahre alt ist. Die Beschreibung ist gut, wenn auch vielleicht das Urteil „die Besteigung des Nordgipfels erfordert strenge Kletterarbeit“ heute nicht mehr so ernst genommen werden kann. Die Schwierigkeiten auf dem Wege der Erstersteiger, Wolf Gianvelli und J. Appenbichler am 19. August 1892, sind ungefähr jene des Grasleitenturms. Sehr beschwerlich und lang ist allerdings der Anstieg vom Seitenbachtal durch das Kar „hinter dem grünen Bühel“, aber alle Mühen können vergessen werden, wenn man in jenem einsamen, von allen Seiten geschlossenen Felszirkus ein Rudel Gemsen über eine Stunde lang beobachten darf, so wie es uns vergönnt war. Es waren 47 Stück und ihre Flucht über die Bänder nach rechts und links hinaus war ein großartiges Schauspiel. Den Namen hat das Kar zweifellos von den Jägern erhalten, nach dem ersten, am weitesten nach Norden vorgeschobenen Ausläufer jener Felsbauten, welche der Col da Ricegon-Stoß zwischen dem Kar und dem Seitenbachtale austrahlt. Der dem Ricegon-Ostgipfel zunächst stehende ist eine Turmfigur, dann folgen massigere Felsköpfe, und der äußerste, dessen breiten Felsfuß man umgeht, wenn man das Seitenbachtal bei Punkt 1896 der österr. Spezialkarte verlassen hat, trägt auf seiner Innenseite jenen begrüntem Hang, der ihn zum „Grünen Bühel“ stempelt. Genau 42 Jahre nach der ersten Ersteigung folgten wir Gianvells Spuren auf den Nordgipfel des Col da Ricegon. Ich glaube kaum, daß mehr als zehn Partien in dieser langen Zeit den Berg betreten haben. Aber es lohnt sich. Die ersten Kletterstellen in der ausgewaschenen Sekundärrinne, die rechts neben der großen Schneeflucht, die gegen die Scharte zwischen Süd- und Nordgipfel emporzieht, sind hübsch. Der lange Quergang durch die Ostseite — „auf und ab über Geröll und Felsstellen“ — hat manche schöne „Stelle“, führt aber nirgends abwärts; es ist ein die Ostseite des Berges durchziehendes Girlandenband, das nahe der Nordostede abbricht. Kurz vorher in einer breiten Schuttnische erblickt man die beiden Ramine, deren linker den Durchstieg in die Gipfelschrofen vermittelt; eine recht anregende, nicht allzu schwierige Kletterei in gutem, festem Fels. Eine uralte, verbleichte Seilschlinge an der äußeren Raminwand wurde als Erinnerung mitgenommen. Irgendwelche Dokumente im Steinmann des gratförmigen, luftigen Gipfels wurden nicht gefunden. Aber die einzige Möglichkeit des Weges Rönig-Petritsch von Südosten wurden unzweifelhaft festgestellt. Dieser Aufstieg führt aus dem ersten Drittel des Quergangs nördlich der Südostkante empor in die Bucht unterhalb des Gipfelgrats, die auch durch den

Ramin der Erstersteiger von Norden her gewonnen wird. Dieser Weg mag vielleicht schwieriger, sicherlich ausgefetzter sein, ist jedoch nur als Variante des Mittelstückes anzusehen und umgeht den schönsten Teil des Glanvelliweges, den Ramin, im unangenehmen Bruchfels. Vom südlichsten Kopf des nach allen Seiten hin senkrecht abstürzenden Gipfelgrates aus, suchten wir Einblick zu gewinnen in die Verbindung zwischen Nord- und Südgipfel. Fantastisch zerklüftete Felskluftissen und Zaden ragen hier aus tiefen Schluchten empor, ein direkter Zusammenhang der Massive besteht nicht. Was sollte nun die Schlusshotiz des „Hochtourist“ besagen: Der Übergang vom Kleinen zum Großen Ricegon erfolgt über leichte, brüchige Schrofen? Die zweite geheimnisvolle Stelle!

Wo ist der Kleine Ricegon? Ist er mit dem Nordgipfel identisch? Ist es die Osttuppe, die über der Seitenbachscharte aufragt oder eine der nordöstlichen Vorbauten? Keine Karte enthält eine mit „Kleiner Ricegon“ bezeichnete Erhebung; die gesamte, ohnehin so spärliche Literatur enthält keine Stelle, aus welcher ersichtlich wäre, wo und was dieser Kleine Ricegon sei. Da diese Notiz im Anschlusse an die Anstiegsbeschreibung des Nordgipfels steht, muß man logischerweise annehmen, daß dieser „Kleine“ Ricegon nicht der Nordgipfel sei, der niemals derart benannt erscheint. Und wäre er es doch — dann stimmt die Notiz nicht, wie wir uns selbst überzeugten.

Nach der Feststellung, daß es eine Überschreitung von einem zum andern Gipfel über die Trennungsscharte infolge der dazwischenstehenden Zadenmassive nicht gäbe, suchten wir tiefer unten nach der Möglichkeit eines Übertritts in das breite Wandmassiv des südlichen Hauptgipfels. Wir stiegen in der Eisschlucht, die weiter oben unter gelben Überhängen endet, von der Sekundärinne über ein Schärtchen kommend, nach Rückkehr vom Nordgipfel, Raft und Schuhwechsel, ungefähr 20 m empor und erreichten ein erst schmales, dann breiter werdendes Schuttband, welches in die Nordwand des Hauptmassivs hinauszieht und sich dann gegen das Kar hinabsenkt. Über uns pralle, schwarze Wände, von einem wasserbeträufelten, überhängenden Ramin durchfurcht. Links derselben ist ein turmartiger Vorbau abgespalten. In seiner Abspaltung lag die Lösung. Ein erst schräger, dann senkrecht werdender, schlammig-schwarzer Ramin leitet empor in das kleine Trennungsschärtchen. 3 m absteigend und eine Nische querend, erreicht man dann einen zweiten, sich in zwei Überhängen aufbauenden Ramin in der Gegenwand — sehr hübsche Turnerei — und ein begrüntes Plätzchen, von dem aus der weitere Aufstieg auf den Gipfelgrat über Schrofen und Bänder gegen Osten sich von selbst ergibt. Sollte nun auch der „Kleine“ Ricegon mit dem Nordgipfel identisch sein — ein Übergang über „leichte, brüchige Schrofen“ wäre nur tief unten aus dem Kar gegen die Osttuppe des Gipfellochtes des südlichen Ricegon möglich; Wamswechselfspuren zeigen dort den Weg, der im Vergleiche zu unserem Übergang zweifellos 1 ½ Stunden länger und mit einem Höhenverluste von 150 m verbunden ist. Unsere Verbindung beider Gipfel stellt die bestmögliche dar, gewinnt den Felskörper des Südgipfels in gleicher Höhe mit dem Einstieg in die eigentlichen Felsen des Nordgipfels und bietet noch hübsche Kletterstellen. Es war ein Überraschungseffekt in ganz und gar uneinsichtlichem Felsgelände, diesen Ramin hinter der Abspaltung zu finden, der den Schlüssel für den Aufstieg von der unteren auf die obere Schutterraße bildet; eine verblüffend einfache und rasche Angelegenheit, die sich aber nur, aus allernächster Nähe betrachtet, als solche ergab. Von der Egerer Hütte oder Sennes aus, nach Überschreitung des südlichen Ricegon, der ja oft besucht wird, ist dadurch ein rascher, anregender Zugang zum kühnen Nordgipfel eröffnet worden, dessen abschreckenden Anmarsch durch das „Kar hinter dem grünen Büchel“ man nun im Abstiege hinter sich legen kann. Und der „Kleine Ricegon“? Wir suchen ihn heute noch. Und wie die betreffende Notiz in den „Hochtourist“ kam und was damit gemeint ist, muß einstweilen ein noch nicht gelöstes Rätsel bleiben.

Monte Sella di Sennes, 2788 m — Vigiler Monte Sella, 2670 m

Die Überschreitung beider Gipfel und ihres Verbindungsgrates von Ost nach West am 6. August 1932

Herrlich ist es, frühmorgens über die Alpe Sennes zu wandern! Da ist alles so weit und so frei! Da ragt Felszug hinter Felszug aus blauem Schatten in goldne Sonne empor, die kühnen, schneebedränzten Pyramiden des Pelmo, der Tosanen, der Conturines, des Fanefer Neuners und Zehners, der Puezspitzen, der Geisler und des Peitlerkofels stechen gegen hochgetürmte, leuchtende Wolkenballen; weit draußen glänzt der Marmolatagletscher; aus unsichtbaren Schattentiefen heben sich im Osten die Felsburgen der Hohen Gaisl und des Sorapis in grünlichblaue, lichte Himmelsstriche. Und unmittelbar neben uns, wie Schilde aus poliertem Silber, gleihen die Plattenschüffe des Prager Seefofels. Wir steigen von der Egerer Hütte zu den Alpmatten nieder, die den Fuß der gelbroten und graublauen Lammern umfließen wie ein dunkelgrünes Meer eine Klippenküste. Da und dort ein feltamer Zwischenbild: der Felszahn des Becco di Mezzodi in hauchzartem Morgenzwielicht zwischen den riesigen Nachbarn; durch die Kulissen des Pomagognon und der Fiammestürme rinnen die ersten Sonnenstrahlen; die kleinen Schneefelder im Lavinores und unter den Fanesspitzen werden heller, tun, als ob sie die Augen öffneten dem strahlenden Sommertag, der über ihnen immer höher und lichter wird.

Über den Kriegsweg, der von der Hütte hinab gegen Fodara Vedla, Etua und Pederu leitet, gehen wir ein gutes Stück, bis er in weitem Bogen ostwärts schweift. Dann verlassen wir ihn gegen Westen, wandern weglos dem sonnübergossenen ersten Ziele zu: dem Dome des Monte Sella, der wie ein Riesenhaupt die Welt von Sennes im Westen abschließt. Und nun füllt sich unser Auge mit den kleinen Seltsamkeiten dieser merkwürdigen, einsam-schönen Hochalpe. Unwahrscheinlich malerische, wie stilisierte Kalkklippen und Karrentafeln, bald liegend, bald stehend, bald zu Gruppen übereinandergehäuft, bald wie einsame kleine Felsinseln in grünen Grasgolfsen schwimmend, begleiten uns. Aus ihren Rillen und Buchten leuchten die buntesten Alpenblumen, rote und weiße Safrtragen, hellblaue Vergißmeinnicht von unerhörter Satttheit der Farbe, quellende Nelkenbüschel, Hahnenfuß in allen Schattierungen von Gelb, Gloden, Eisenhut und in üppigen Büscheln die niedrige, behaarte Alpenrose. In den saftigen Wiesstreifen hinwiederum herrscht die Brunelle, die kleinen Margueriten, vielfarbiger Klee und Arnika vor, und mancher trockene Südhang der vielen Hügel ist der Sammelpunkt von Edelweiß. Auf Schritt und Tritt eine neue, entzückende Überraschung, ein reizendes Stilleben unberührter Alpennatur, ein kleines Altarbild in der großen Weihe der Berglandschaft, die uns mit ihren Wundern umgibt. Oh, wie herrlich ist es, frühmorgens über diese weite, stille Alpe Sennes zu wandern! Der einzige Ton, der unser Ohr trifft, ist das Summen des Windes durch die Kanäle der Karren und das bald nähere, bald entferntere Pfeifen wachsender Murmenteln, die zu Hunderten hier den fetten Almboden unterwühlt und unter den Steinen den rotgelben Auswurf ihrer Bohnlöcher über das Grün der Wiesflecke gerollt haben. Leicht und frei wandelt es sich hier auf dieser wunderbaren Alpe Sennes!

Eine Talfurche trennt uns vom Fuße des Monte Sella. Wir sind nun schon 1½ Stunden durch die Alpe Sennes gewandert. Nun geht es dem Berg zu, dem Aufstieg, der alpinen Tagesarbeit. Der Bergsteigergeist erwacht in uns nach dem Morgengang durch das Märchen der Alpe Sennes. Meine jungen Begleiter, die Brüder Hans und Theo Köllensperger und mein Stiefbruder Reinhardt, möchten ja wissen, wohin es eigentlich geht!

„Ich möchte über den langen Verbindungsgrat vom Senneser auf den Vigiler Monte

Sella hinüber und von diesem durch das Krippestal hinab nach St. Vigil, wo uns, wie ihr wißt, spätestens um 4 Uhr Freund Felderer mit seinem Auto erwartet!“

„Ist der Grat schon gemacht? Schwierig? Wie lange?“

Auf keine dieser Fragen konnte ich Antwort geben; und das war eben die Ursache, die mich bewog, diese Tur zu wählen.

„Wir werden sehen! Jedenfalls ist es die einzige Tur, die man auf dem Wege Egerer Hütte—Sankt Vigil machen kann; und wenn nicht gerade die einzige, so doch die schönste sicherlich.“

Der „Hochtourist“ wird aus dem Rucksack geholt und Seite 281 aufgeblättert. „Beim Vigiler Monte Sella ist nur der einzige Aufstieg von Osten, von der Krippesalpe aus, angegeben, der Weg, den die Erstersteiger dieses Gipfels, Wolf Blauvelt und Appenbichler am 11. August 1891 gegangen sind. Beim Monte Sella di Sennes findet sich die Notiz, daß derselbe über seinen Nordwestgrat, vom südlichsten Vorgipfel des Vigiler Monte Sella her, schon erklettert wurde, worüber C. Schmolz in den Mitteilungen des D. u. S. Alpenvereins 1899, S. 113, berichtete¹⁾. Dieser Aufstieg auf den Sennejer Monte Sella kann also nur das östlichste Stück des langen Verbindungsgrades berühren, der in seinem Mittelteile, wie ich gestern vom Krippestär aus sah, leicht über Geröll und Schrofen ersteiglich ist. Aber drüben gegen den Vigiler Gipfel zu stehen respectable Gratfirme. Ob schon jemand dieselben überschritten hat, weiß ich nicht; ob sie überhaupt begehbar sind, auch nicht. Deshalb wollen wir eben ein wenig nachschauen gehen!“

Meine Begleiter waren zufrieden. Ich selbst aber neugierig; denn es gibt für mich nun nach fünfundsanzigjähriger alpiner Tätigkeit in den Dolomiten nichts Fesselnderes, als das große Feld meiner Bergfahrten durch die Kenntnis jener kleinen Einzelheiten zu ergänzen und zu vertiefen, welche in wenig bekannten Gebieten noch allenthalben der genauen Erschließung harren und Lücken zu füllen, die sowohl die bisherige alpine Literatur als auch die eigene Anschauung in irgendeinem Winkel einer sonst allgemeinen und mir persönlich wohlbekannten Berggegend offenließ.

Wir gingen den Sennejer Monte Sella gleich stirnseitig über den Osthang an, wo eine steile, rotgelbe Bruchlahn aus dem unteren Teil seiner von Grasbändern durchzogenen Felsflanke abströmt. Über graufige Schrofen rechts der Lahn, begleitet von Edelweißsternen, ging es zunächst hinan bis an die grauen Karrengrütel, dann, die Lahn im oberen Teile querend, gerade über steile, grasdurchsetzte Felsen empor auf die breite, wiesbedeckte Schulter. Zwei Schneehühner im Sommerkleid wurden aufgejagt, hüpfen von Stein zu Stein über uns herum, gar nicht scheu und recht drollig; sie befürchteten jedenfalls einen Angriff auf ihr Nest mit noch nicht flüggen Jungen, das irgendwo in einer Felsklunse sein mochte. Schon unten in der Lahn hatten wir frischgetretene Gamsspuren gesehen; in der Hoffnung, die im Hochsommer hier stets auf den höchsten begrasteten Gipfeln äsenden Gemsen selbst zu erblicken, stiegen wir unter Vermeidung jeglichen Geräusches gegen die Gipfelfuppe empor. Und hatten Glück: Neun Gemsen weideten friedlich auf dem Grasrain unter den Gipfelschrofen. Lange sahen wir ihnen unbemerkt zu, näherten uns ihnen langsam, bis auf ungefähr zweihundert Schritt. Dann plöblich ein schrilles Pfeifen — wie Pfeile schossen die aufgeschreckten Tiere, sich scheu nach uns umblickend, durch das schollende Geshröf und waren bald hinter der Kammlinie unseren Blicken entchwunden. Theo Köllensperger konnte seinen photographischen Apparat wieder einpacken, den er schußbereit vor die Brust gedrückt hatte. Bald darauf betraten wir den Gipfel, genossen dessen prächtigweite Rundschau und setzten uns, es war 10 Uhr 30 Min., zur Mittagstrast nieder.

In voller Sonne lag der lange Grat vor uns, als wir vom Gipfel gegen Westen niederstiegen. Rechter Hand blutrote, brüchige Abflürze des seltsam gebänderten Gipfel-

¹⁾ C. Schmolz, D. Höchst und Junghanns am 13. Juli 1898.

baues, links der leicht geneigte Schutthang, der drunten an saftigen Grasfuppen vorbei die scharfe Linie jenes grandiosen Abbruchs bildet, der in schaurigen Wänden ins Rautal abfällt und oberhalb Tamers die Pfeiler des Tamersfelsens und des Raftlungerturms trägt. Gut gangbar ist das erste Gratstück. Doch bald steilt es zu einigen kleinen Türmen an, das Gestein wird schuppig und äußerst locker. Alles was man angreift bricht. Jeder Tritt setzt klirrende Platten in die Tiefe. Im Süden wettet sich ein ungeheurer, von mehreren Steilkinnen durchfurchter Trümmerkessel. In haar-scharfer Linie bricht das Grün der Sennezalpe ab. Vom hellsten Rosa bis zum dunkelsten Zinnoberrot leuchten die Halben dieser öden, schaurig-schönen Mulde. Zwischen den einzelnen Rinnen ragen ruinenhaft zerbröckelte Gratstücke, oft von absonderlichen Nadeln und Zacken gezinkt, die in ihrer konglomeratisch zusammengesetzten Struktur eher Erdpyramiden gleichen denn Felsgebilden. Ein trostloses Gelände, fetsam und unsagbar öde, häßlich und anziehend zugleich. Auch auf der Nordseite, gegen das obere Krippestal zu, in dem noch große Schneeflecke liegen, ist es nicht anders. Nur ist hier der endlose Schutt grau und bläulich und nur einige rote Streifen, die wie Ströme geronnenen Bluts aus den Gipfelsfelsen des Senneser Monte Sella brechen, durchziehen den Trümmerzirkus. Spuren von Genswecheln überall in der Tiefe, leichte, dunkle Striche durch das Geröll. Das Überklettern der Grattürme ist wegen der enormen Brüchigkeit des Gesteins nicht ratsam, gegen Süden ist der Grat außerdem sehr ausge-seht. Wir umgehen mit leichtem Abstieg gegen Norden die Türme und deren West-abbruch, vorsichtig über das lose Geschroß tastend, alle vier knapp hintereinander. Weit hinab ins Kar poltern die losgetretenen Blöcke, der Hang scheint zu leben unter unseren Tritten. Weiter drüben zwingt uns ein wie ein mächtiger Herrenpilz anmutender Gratblock wieder zu nördlicher Umgehung, sonst ist der Grat, einige plattige Stellen, die Vierfüßlertechnik erfordern, ausgenommen, der reinste Promenadegrat, wenn man auch in Nagelschuhen auf jeden Tritt achten muß. Bald erreichen wir den Bogen seines tiefsten Punktes. Jenseits schwingt sich mit schroffer Flanke schon der erste dem Massiv des Vigiler Monte Sella angehörige Felsbau auf, der Grat wendet sich mehr gegen Nordwesten. Aus dem Krippestal herauf und über das von uns zurückgelegte Gratstück dürfte in elender Schotterkreterei der im „Hochtouristen“ verzeichnete Anstieg Schmolz führen, für den „Kletterei“ ein zu edler Ausdrud ist.

Ungefähr die Hälfte des Grats lag hinter uns. Die Fortsetzung schien technisch fesselnder zu werden. Das Auf und Ab über den südöstlichsten Ausläufer des Vigiler Monte Sella — es ist nun dessen Südostgrat — schenken wir uns, in der Nordostflanke leicht gegen eine auffallend rot gefärbte Scharte hin querend, die von einem der nun den Grat spitzenden größeren Grattürme überragt wird. Knapp unter der Grathöhe wird dieser Turm nördlich umgangen. Die Kletterei hat begonnen. Morsche Gratzacken wechseln mit Platten und leichteren Partien, wir queren einige ausge-sehte Schrofengürtel und oft mehr, oft weniger tief eingerissene Scharten; die Nordseite dient zur Umgehung knapp unterhalb der immer schärfer werdenden, immer wilder gezähnten Gratschneide; an ihr läuft stets die Grenze zwischen dem nordwärts graublauen und dem südsüds roten Gestein, das von jener bröckeligen Beschaffenheit ist, die ein Klettern überhaupt nicht zuläßt, nur ein faches Sich-Hintasten, ein vorsichtiges Sich-Vorschieben, bis man endlich wieder einen Griff erwischt, der zu halten scheint. Eine kleine Querung über ein plattiges, abschüssiges Gestein, ausge-seht und den Körper herausdrängend, ist eine pikante Stelle. Drüberhin wird der Grat selbst wieder gewonnen, und nach Überkletterung einiger unter Hand und Fuß wegbröckelnder Zacken gelangen wir an die merkwürdigste Stelle, die uns zwingt, das Seil zu nehmen: Ein Gratstück von ungefähr 30 m, scharf wie ein Messer, mit spitzen Sägezähnen, rechts und links tiefer Abgrund.

Theo Köllensperger, stets als Vorpatrouille bisher vorausgewesen und Wegansager,

wird als erster am Seil vorgeschickt. Wir werden zu Kavalleristen; eine andere Technik zur Überwindung dieses Gratstückes ist nicht möglich, zumindest in Nagelschuhen nicht. Ein Bein gegen Krippes, das andere gegen Tamers hinabpendelnd schieben wir uns, einer schön nach dem andern, über den schmalen, scharfen Grat, die Hände an meist im Zugriff abbröckelnde Platten gedrückt, balancierend mit schwerem Rucksack, der bald auf die eine, bald auf die andere Seite zieht, die Schenkel fest an den harten Steingiebel gepreßt. Theo räumt vor sich hinab, was er kann, um uns Nachfolgenden den Pfad zu erleichtern. Mit Höllengepöller zerschellen die Felsbroden unten im Rat. So gelangen wir langsam alle vier auf unseren rückwärtigen Hypothekusen am Seil, das wir durch unser Reserveeil verlängert haben, heil hinüber in die soliden Schrofen der nächsten Gratanschwellung. Nur Hans hat ein Loch in der Hose und ich einen Riß in der Windjade; aber das macht nichts. Es war doch ulkig, Gratdragoner gewesen zu sein!

Nun sind wir nicht mehr weit vom Gipfel. Leicht geht es über den Grat, an einem eisgefüllten Spalt vorbei. Ein kurzer, steiler Abstieg auf der Südseite des Gratabbruchs bringt uns in die letzte Scharte und auf den Körper des Gipfelbaues selbst hinüber, den wir längs des ganz zahm gewordenen Grates bis zum großen, auf dem westlichsten Gipfelkopfe stehenden Steinmann verfolgen.

Neue Blicke schenkt uns die wohlverdiente Gipfelkraft.

Besonders fesselnd ist der Tiefblick ins Ennebergtal selbst, wie aus dem rauhen Fels, aus dem öden Kar in stets sanfter werdendem Gefälle das Grün der Alpe, erst in dünnen Streifen und mageren Flecken, dann in stets üppigeren Rainen und Mulden sich entwickelt, wie da und dort der Baumwuchs, Latschenfelder, Zirbeln und verwiterte Lärchen der Höhe zustreben, wie aus Schlucht und Rinne die Bäche geboren werden. Zwischen den felsig stilisierten Felsenmauern des Krippesfels liegen die Almhütten auf grünem Plan, der im Toben wilder Wolfenbrüche von blendendweißen Kalklahnen übermurt wurde. Tiefer unten schließt sich der Baumbestand zum Walde zusammen, geengt in dem schluchtartigen Talgrunde. In lebhaftem Farbengegensatz steht das müde Dunkelgrün des Fichtenforstes zum rotgelben Bruchfels der Paratscha, aus deren zerklüfteter Flanke wie Speere eine Reihe von Türmen und Zaden gegen den blaublauen Himmel stehen. Im äußeren Kautale aber schillert der Kreidesee, geteilt in Sonnenlicht und Wolfenschatten auf seiner von blauem Geäst umrahmten Oberfläche, und weiter draußen, im Mittelpunkt des von saftigen Wiesen und gelben Kornädern geschachtelten Talkessels, leuchten die sauberen Häuser von Sankt Vigil um ihren Kirchturm. Eine wunderbare Warte zwischen dem Leben der Tiefe und der Einsamkeit des felsigen Hochgebirgs ist dieser Gipfel!

Es ist 1 Uhr. Allzuviel Zeit, um noch vor 4 Uhr in Sankt Vigil einzurücken, haben wir auf keinen Fall, zumal wir erst den Abstiegsweg suchen müssen. Es ist die Anstiegsrichtung der Erstersteiger, ist im „Hochtourist“ kurz und gut beschrieben; außerdem halfen uns leichte Trittsuren im Schutt den Weg rasch finden. Über das große, schräge Band der Nordseite fährt man flott ab; eine halbe Stunde später stehen wir schon auf dem ersten grünen Sattel der Krippesalpe, die die Einheimischen auch Crespeina heißen, und nach einer weiteren Viertelstunde wandern wir an den verlassen Almhütten von Krippes vorbei, zu Tal, in den Wald hinein, der an vielen Stellen von Kalkmuren durchfurcht ist, in denen manche Bäume schon halb erstickt sind. Nirgends rundum ein Tropfen Wasser. Unsere Kehlen brennen, die Lippen sind verklebt. Vergebens lauschen wir auf das ersehnte Murmeln eines Quells. Auch weiter unten bei den Hütten von Castellins, deren Gehege am wildesten vermurt ist und die ebenso leer und baufällig sind wie jene von Krippes — beide werden nur als Rastplätze für die gegen Senes getriebenen Schafherden benutzt — gibt es keinen Brunnen, keine Quelle, kein auch noch so spärliches Bächlein. Das Tal wird immer romantischer, je tiefer wir steigen; es gleicht mit seinen scharfen Felskulissen dem berühmten Tschamin-

tales im heimatischen Rosengarten drüben, nur der großartige Gipfelhintergrund fehlt, wenn auch der Krippeskofel, der Gruopes, von hier aus eine ganz hübsche Form zeigt. Endlich, fast am Ausgang des Tales, kommen wir zu einem Wasser, das im weichen Bachbett rinnt, und gönnen uns eine halbe Stunde notwendiger Erfrischungskraft mit Fußbad und Kopfdusche. Noch weiter unten aber springt mit Wucht in herrlichen Raskaden ein ganzer Bach aus den Felsen, überstäubt mit seinem Wasser die ganze Talenge und die Brücke, über welche der Steig die andere Talseite gewinnt, um direkt beim Kreidesee die Nautalstraße zu erreichen. Als wir dann um 3 Uhr 30 Min. in Sankt Vigil einmarschierten, stand Freund Felderer mit seinem Auto schon da und entführte uns in schneidiger Fahrt nach Kolfuschg, zu anderen Bergen und anderen Taten.

Ob der Verbindungsgrat zwischen Monte Sella di Sennes und Vigiler Monte Sella seiner ganzen Länge nach schon einmal turistisch begangen wurde, ist nicht feststellbar. Die Überschreitung der beiden Gipfel auf dem hier beschriebenen Wege über den Verbindungsgrat, der die markanteste Linie in den Bergen südlich des Grünwaldtales aufweist, ist in diesem engeren Gebiete zweifellos die wertvollste Tur auf die beiden bedeutendsten Gipfel der westlichen Sennesumrahmung, alpin die einzige schöne Tur für Bergsteiger, die es vorziehen, auf den Höhen zu wandeln, statt durch die weiten, etwas langweiligen Mulden zwischen dem Sennesjoch und Krippes auf dem Wege von der Egerer Hütte gegen Sankt Vigil. Vom Grate selbst aus genießt man einen Einblick in ein Zerstörungswerk der Natur, wie es seltsamer und eindrucksvoller anderswo kaum zu schauen ist. Wenn auch die Begehung selbst absolute Trittsicherheit und jene gewisse Bergerfahrenheit erfordert, die in etwas unübersichtlichem Felsgelände zum Finden der richtigen Durchschlüpfe ohne größere Zeit- und Kraftverluste notwendig ist, so sind doch nur einige wenige Stellen als schwierig zu bezeichnen. Immerhin aber ist trotz der allgemeinen technischen Leichtigkeit diese Bergfahrt bei der großen Brüchigkeit des Gesteins und der stellenweisen großen Ausgesetztheit als „schwierig“ zu bezeichnen.

(Schluß des Aufsatzes folgt 1937.)



Horace-Bénédict de Saussure als Alpenforscher

Ein Beitrag zur Geschichte der Geologie

Von Oskar Erich Meyer, Breslau

Nous sommes, non les précepteurs de la nature,
mais les écoliers de l'expérience.

H.-B. de Saussure an seine Schüler.

Noch heute nennt die Welt seinen Namen vereint mit dem des Montblanc. Er war der geistige Urheber der ersten Besteigung des Berges durch Jacques Balmat und Gabriel Michel Paccard am 8. August 1786. Er lenkte durch die eigene Fahrt zum Gipfel des höchsten Alpenberges (3. August 1787) den Beifall der Zeit mit all ihrem Überschwang auf seinen in der Wissenschaft schon vorher leuchtenden Namen. Der Ruhm des Montblanc-Bezwingers ist H.-B. de Saussure bis heute geblieben. Den Meister der Hochgebirgsschilderung kennen nur wenige noch. Den wissenschaftlichen Erforscher der Alpen hat man vergessen.

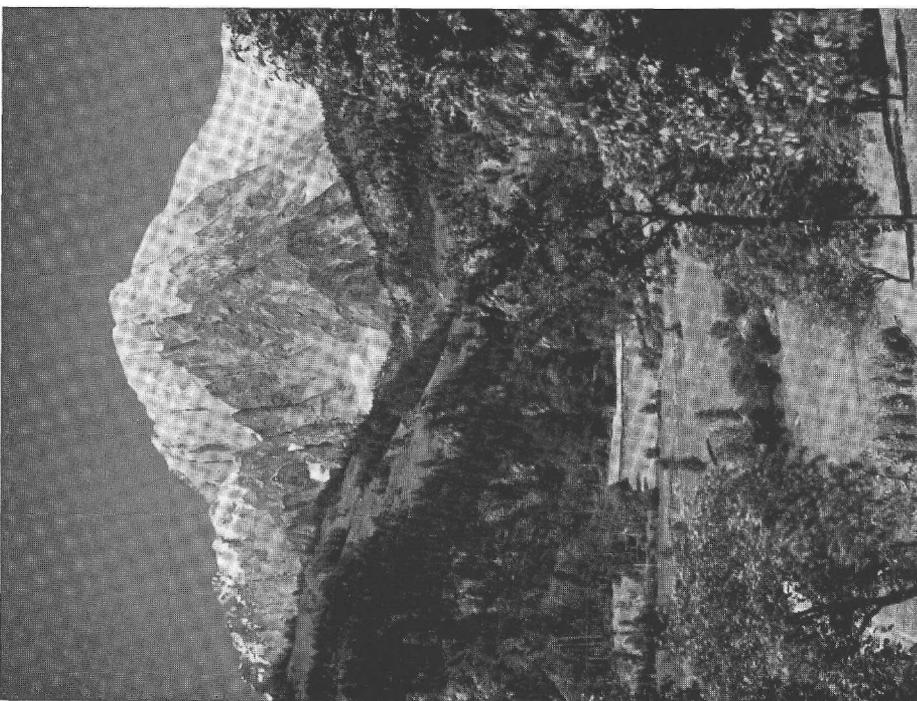
Deshalb will ich sein, des Alpengeologen, Werk vor allem in seiner Bedeutung zeigen. Auch der Bergsteiger und Schilderer wird hier und da durch die Zeilen schauen. Beide sind mit dem Forscher eng verbunden: Drei Säulen, die des Mannes Größe tragen.

Die geologische Erkenntnis um 1780

Die „Théorie de la Terre“, wie man damals sagte — heute würden wir von der Entstehungsgeschichte der Erde reden — war nicht eine Sache der Beobachtung, sondern des Nachdenkens. Wenige, rein örtlich bedeutsame Tatsachen genügten, um ein Lehrgebäude zu errichten. Die Einbildungskraft, der noch kein hinreichendes Wissen Richtung gab oder Beschränkung auferlegte, schweifte uferlos. Entweder die Sintflut oder das Feuer der Tiefe waren die Bildner der Gebirge.

Von den verschiedenen Ansichten, die alle auf eine dieser beiden Ursachen zurückgingen, erhält man eine gute Vorstellung, wenn man den Gedankengängen von P. S. Pallas folgt, einem Deutschen, der besonders im Ural forschte. Er nämlich versucht, die feindlichen Welten der Feuermächte und Wasserkräfte zu vereinen. Er wirft seinen Fachgenossen vor, daß sie sich an „nur eine besondere Ursach binden und sich in einbildlichen Erklärungen und willkürlichen Mutmaßungen verwirren“. Deshalb gibt seine Lehre ein vor allen deutliches Bild der wissenschaftlichen Zeitmeinung über die Bildung der Berge.

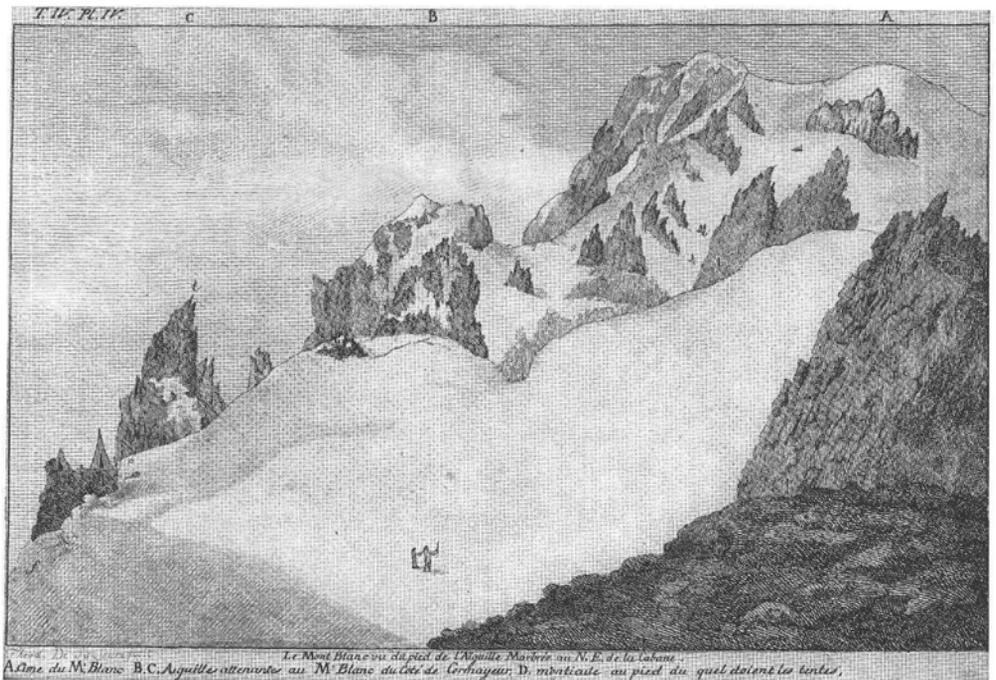
Pallas weist an dem Beispiel des Urals nach, daß die Kettengebirge eine Zonengliederung zeigen, eine Beobachtung, die auch Horace de Saussure unabhängig von dem Deutschen gemacht hat. Die mittleren und höchsten Rämme bestehen nach Pallas aus Granit, der mit seinen Verwitterungsresten die Grundlage des ganzen festen Landes ausmache. Er bildet „die großen Körper oder weittläufige Scheitelflächen und, so zu sagen, das Herz der größten Alpen der bekannten Welt“. Da er keine Versteinerungen enthalte, schein er „älter als die ganze belebte Natur zu sein“. Er sei auch niemals vom Meere überflutet gewesen, da „die größten Erhabenheiten“, die der Granit auf der Erde bildet, „niemals mit Thon oder kalkartigen Lagen, die aus dem Meere entstehen, auf großen Höhen bedeckt sind“. Wären die Gebirge „eine Wirkung des



Blick auf den Montblanc von Süden vom Val d'Aoste



Denkmal des Horace-Bénédict de Saussure in Chamouni



Beide Abbildungen aus dem Werk: Horace-Bénédict de Saussure, Voyages dans les Alpes, Neuchâtel 1779—1796



Centralfeuers und seiner Ausbrüche in den ersten Zeitaltern der Erde", dann hätten sich auch „verschiedene fremde Schichten" mit erheben müssen. Da dies nirgends der Fall sei, müsse der „Brennpunkt" — wir würden sagen: der Herd — der Vulkane über dem Granit liegen.

Dieser Granit der mittleren und höchsten Ketten werde auf beiden Seiten von einem „Schieferstrich" (von kristallinen Schiefen) begleitet. Er setze sich aus Felsarten zusammen, die „in fast senkrechten oder wenigstens sehr steil stehenden Schichten brechen" und ebenfalls „älter als die organisierte Schöpfung zu sein scheinen", weil sie keine Versteinerungen führen.

An den Granit mit seiner Schieferhülle, der nach Pallas die „ursprünglichen", d. h. von jeher vorhandenen Gebirge bildet, legen sich nach außen zu die „kalkartigen Flöze" an, welche die „älteste Chronik unserer Erde" darstellen. Um ihr hohes Alter eindringlich zu kennzeichnen, nennt er sie „die Archive der Natur, die schon vor Erfindung der Buchstaben und eher als die ältesten Sagen vorhanden waren". Dieses Kalkgebirge gliedert er in zwei Teile: der innere, der Hauptkette nähere, ist, ebenso wie die Schiefer, steil aufgerichtet, mit gleichem Streichen, arm an Versteinerungen, reich an Höhlen. Der äußere ist schieflig gelagert und mit „allen Arten von Muschelwerk, von Madreporen und anderen Meerestörpern überflüssig versehen". Über diesen Kalkschichten liegt die „dritte Ordnung der Gebirge": die „Sand- und Mergelflöze". Im Bereiche dieser Schichten der zweiten und dritten Ordnung entdeckt man „bey jedem Schritt die alten Spuren des Meers". In der Nähe der Gebirge sind diese Schichten zerrüttet und zeugen „von einer überaus heftigen Überschwemmung, oder vielmehr von dem gewaltsamen Ablauf einer ungeheuren Wassermasse". Im Flachlande hingegen sind diese Gesteine von „einem lange ruhig verweilenden Meere abgesetzt worden". Die im Meere abgelagerten Tone bergen nach Pallas die Herde des Vulkanismus: „In gewissen schwarzen und schieferichten Thonarten findet man den Rief in so ungeheurer Menge, daß er zuweilen den Thon, welcher ihn enthält, an Masse übertrifft. Eben dieser Überfluß aber eines durch die Feuchtigkeithaltigkeit entzündbaren Minerals mit den mächtigen Lagen kohlenartiger Schiefer verbunden, welche man in den Thonlagen gemeinlich eingeschichtet findet, läßt über den Ursprung der Vulkane, besonders derjenigen, die aus dem Meeresgrunde, wo sich die Materien dazu anhäufen, zuweilen hervorbrechen, keinen Zweifel mehr übrig."

Das Meer, in dem die Schichten zweiter und dritter Ordnung abgesetzt wurden, kann aber niemals „über die Granitgebirge gestiegen seyn, wie der Herr Graf von Buffon meint". Sie „sind immer Inseln und festes Land gewesen, zwar von geringerem Umfange als unsere heutigen Welttheile, aber dennoch für Landtiere und Pflanzen wohnbar".

Wie ist nun „die Meeresfläche von ihrer vorigen Höhe dergestalt herabgesunken, daß dadurch die großen Landstrecken, welche heut zu Tage die Ebenen ausmachen, zum Vorschein kommen können"? Wie ist ein Teil „der ungeheuren Bänke von Seemuscheln zu solchen Gebirgen erhoben worden, deren Höhe zu ausnehmend ist, als daß man jemals zugeben könnte, sie seyn also unter dem Meere erzeugt worden"? Pallas meint die Erklärung in der vereinten Wirkung vulkanischer Ausbrüche und Meeresüberslutungen zu finden. Für diese seine Ansicht, welche die Hauptlehremeinungen der Zeit zu verbinden sucht, findet er eine seltsame Stütze durch Mißdeutung anderer Schichten, die er den „Gebirgen der dritten Ordnung" zurechnet: Auf der „Abendseite" des Ural's nämlich findet er noch weiter westlich als das Kalkgebirge rötliche Mergel und Sandsteine mit Kupfererzen und Gips. Der Erdforscher von heute weiß sofort, daß Pallas in den Bereich der Permformation gelangt ist. „Sehr wenig Seestörper" bergen diese seltsamen Schichten, dafür aber „versteinerte ganze Baumstämme, Eindrücke von Palmbaumstämmen, Pflanzenstengeln, Schilf und fremden Früchten". Die Beobachtung, daß diese Gesteine „über den älteren Kalkflözen aufgeschichtet" liegen, verführte Pallas dazu, sie fälschlich den „Gebirgen dritter Ordnung" zuzuweisen, ja, sie sogar mit den erdgeschichtlichen Urkunden der Diluvialzeit zu vermengen. Er findet nämlich in den tonigen und sandigen Lagen „die Reste großer indianischer Thiere, Knochen von Elephanten, Rhinoceros und ungeheuren Büffeln", die „die Bewunderung der Neugierigen auf sich ziehen". Was könnte überzeugender sein als die Annahme „einer auf unserer Erde vorgefallenen Überschwemmung, von einer Catastrophe"?

Auf diese Beobachtungen nun, die zum Teil recht beachtlich sind und zu den bedeutendsten der Zeit gehören, gründet Pallas seine „Betrachtungen über die Beschaffenheit der Gebirge und Veränderungen der Erdoberfläche": Inselgleich ragten die Granitgebirge über das Meer. Die Schieferhülle, die er für jünger hält als den Granit, ist aus der „Auflösung" des Urgesteines entstanden. Die Überreste der Meeresbewohner, Tiere und

Pflanzen, wurden an die Küsten gespült und in die Schichten „eingeseigt“, die sich auf dem Granit bildeten. Dadurch entstanden die „Riesnester“ als „die Grundursach der feuerpendenden Berge“. Ihre Ausbrüche zerrütteten die Schichten oder schmolzen sie um. So entstand einerseits die Steilstellung der Kalkschichten, andererseits der „Schieferstrich“. Auf gleiche Weise wurden auch die „ungeheuren europäischen Kalkalpen erhoben, die vor Zeiten Corallenfelsen und Muschelbänke gewesen sind“. Allmählich wurde das Meer in seinem Bereiche eingeengt, indem das Land durch Anschwemmung wuchs, der Ozean durch „Feuerausbrüche seines Grundes aus ganzen Gegenden verdrängt wurde“. Diese Mächte genügten aber noch nicht, das ganze Land, das sich durch Versteinerungen als ehemaliger Meeresgrund erweist, „ins Trockene zu versetzen“. Eine neue Reihe viel mächtigerer Vulkanausbrüche erfolgte im tiefsten Grunde des Meeres. Zugleich öffneten sich „in dem Inneren der Erde ungeheure Abgründe, welche einen Teil des Weltmeeres in sich schluckten“. Dadurch senkte sich der Wasserspiegel so weit, wie „er seit den Zeiten der geschriebenen Geschichte der Menschen geblieben zu seyn scheint“.

Wo kam nun die große Meeresüberflutung, die ehemals so weite, heute landfeste Gebiete bedeckte, her? Offenbar aus dem Süden: Das lehrt die Betrachtung „der Farrenkräuter und anderer indianischer Pflanzen, von welchen man die Eindrücke in europäischen Schieferen findet“. Auch die Überreste von Landtieren, „die nur zwischen den Wendezirkeln leben können“, deuten darauf hin. Im Süden auch, meint Pallas, liegt die Kraft, welche die Wassermassen nordwärts bewegte: „Was ist bekannter, als die in allen Inseln des indischen Meeres, von Afrika bis nach Japan und bis in die südlichste uns bekannte Breite so häufige feuerpendende Berge oder deren zurückgebliebene Spuren?“ Sie alle sind „gegründet auf dem ungeheuren Gewölbe einer gemeinschaftlichen großen Feuergruft“. Ihr Ausbruch hat das Meer über die nördlichen Länder getrieben und die Gebirge der dritten Klasse „aufgelöst“. Sein späterer „Abfluss“ hat die „Ungleichheiten des Bodens, die Thäler, die Flußbetten, die Seen und die großen Meerbusen des nördlichen Meeres“ geschaffen und zugleich „die älteren Schichten in Unordnung“ gebracht.

Da man Wert darauf legte, im Einklang mit den Lehren der Bibel zu bleiben, unterläßt Pallas nicht den Hinweis, daß damit „eine wahrscheinliche natürliche Erklärung der sogenannten Sündfluth“ gegeben sei.

Wie aber, wenn sich diese Ereignisse einmal wiederholten? Pallas weiß wohl, daß seine „Muthmaßung für das ruhige Wohlleben der Völker, welche die fruchtbaren Ebenen bewohnen, nicht gar schmeichelhaft seyn“ könne. Aber er weiß uns über die Folgen einer neuen ähnlichen Katastrophe zu trösten: „Glücklich sind alsdenn die Bergbewohner, welchen ein scheinbar ungünstiges Schicksal zwischen den Alpen ihre Wohnplätze angewiesen hat. Sie werden die neue Pflanzschule des menschlichen Geschlechts seyn; Erobeter ohne Blutvergießen, werden sie von den Fluthen verwüstete Ebenen besitzen.“

Pallas selber betont, daß seine Lehre „nur aus demjenigen, was verschiedene große Leute in dieser Materie einzeln gedacht haben, zusammengesetzt“ sei. Um so geeigneter ist sie, ein Zeitbild der erdgeschichtlichen Erkenntnis zu geben. Ob wir nach Paris zu G. L. Leclerc de Buffon gehen oder uns an A. G. Werner in Freiberg wenden, überall tönt ein ähnliches Lied. Mag Pluto dort auch gewaltiger sein als hier Neptun; mag man den Granit, dessen letzte Geheimnisse auch heute noch unentschleiert sind, für „eine Ausgeburt des Feuers“ oder für einen Absatz in Wasser (ein Sedimentgestein) halten; mögen sich die Gegner bekämpfen —: der A r b e i t s g a n g (die Methode) ist überall derselbe: Auf dem schwankenden Sockel weniger Beobachtungen runzelt man nachdenklich die Stirn, um im Flug der Gedanken Himmel und Erde auszuspielen. Das Ziel ist so groß und das Erkenntnismittel so klein, daß ein fast tragikomisches Spiel entsteht. Der Zeitgenosse sieht das nicht, kann es mit zeitgebundenen Augen nicht sehen, er sei denn mit überzeihlichem Blick begabt, wie ihn damals nur E i n e r besaß: Während

es in der „Polterkammer der neuen Welterschöpfung“ tobte, erlauchte der Weise von Weimar den Pulsschlag der Natur: „Sie bildet regelnd jegliche Gestalt, Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.“

Das war die wissenschaftliche Welt, in der Horace de Saussure lehrte und forschte. In die Welt der zügellos schweifenden Einbildungskraft trat ein Mann, der erkannte: Bei dem damaligen Stand der Kenntnis des Tatsächlichen ist die Naturbeobachtung alles, der deutende Gedanke nichts. Immer wieder klingt es zwischen den Zeilen seines Lebenswerkes, wenn die Scheinflugen mahnten: Wo bleibt die Deutung?: Laßt mir Zeit, laßt mich reisen, forschen, sehen. Dann, ja, dann erst bringe ich euch meine *Théorie de la Terre*. — Deutung der Erde? Das heißt bei Saussure: Deutung der Berge — Alpengeologie.

Der Wegbereiter

Er wies den Weg: Aber die Alpen führt der mühevollste Pfad zum Verständnis der Erde: „Die Erforschung der Berge vor allem kann den Fortschritt in der Deutung dieser Erdhügel beschleunigen. Die Ebenen sind einsörmig; man kann hier keinen Schnitt durch die Schichten und ihre verschiedenen Lagen sehen, es sei denn mit Hilfe von Aufschlüssen, die Wasser oder Mensch geschaffen haben: Aber diese Hilfsmittel sind ganz ungenügend, weil diese Aufschlüsse nicht häufig sind, wenig verbreitet, und weil die tiefsten kaum bis 200 oder 300 Toisen hinabreichen. Das Hochgebirge jedoch, unendlich mannigfaltig in Stoff und Gestalt, bietet über Tage natürliche Schnitte von sehr großer Ausdehnung, wo man mit größter Klarheit beobachtet und mit einem Blicke die Anordnung, Lage, Richtung, Mächtigkeit und selbst die Art der Schichten erfährt, aus denen es zusammengesetzt ist, wie auch die Klüfte, die es durchsetzen.“

Aber gerade die vielen und tiefreichenden Aufschlüsse in den Alpen verleiteten manchen Beobachter, sich in Einzelheiten zu verlieren. Der Westruß Rousseau verlor sich in kindlichem Spiel: Auffällig geformte oder glitzernde Steine, Versteinerungen, die mancher noch immer für „*lusus naturae*“ hielt, wurden als Offenbarung angesehen. De Saussure weiß wohl, daß die Freude der Zeit, in einbildungsreichen Deutungen der Erdgeschichte zu schwelgen, ihr ebenso gefährliches Gegenstück hat: den Eifer, planlos Seltsamkeiten zu sammeln: „Das einzige Ziel der meisten Reisenden, die sich Naturforscher nennen, besteht im Sammeln von Merkwürdigkeiten (*curiosités*); sie wandern oder vielmehr sie kriechen dahin, die Augen am Boden, und raffen da und dort kleine Bruchstücke auf, ohne nach Beobachtungen allgemeiner Bedeutung zu trachten. Sie gleichen dem Altertumsräuber, der zu Rom in der Erde scharrt, um im Schatten des Pantheon oder des Kolloseums nach bunten Glasscherben zu suchen, ohne einen Blick auf den Bau dieser stolzen Gebäude zu werfen.“ Aber sogleich fürchtet seine eigene Peinlichkeit als Beobachter, mißverstanden zu werden: „Nicht etwa widertrate ich die Einzelbeobachtung; ich betrachte sie im Gegenteil als die einzige Grundlage einer sicheren Erkenntnis; aber ich wünschte, daß man über diesen Einzelheiten niemals das Ganze und die Zusammenhänge aus dem Auge verlöre, und daß die Erkenntnis der großen Erscheinungen und ihrer Beziehungen immer das Ziel bei der Untersuchung ihrer kleinen Teile sei.“

Zum ersten Male zieht ein Forscher hinaus, entschlossen, keinen anderen als die Natur mit dem Hammer zu befragen. Er weiß, daß die Antworten nicht an die großen Straßen geschrieben stehn, die im Grunde der Täler dahinziehen oder über wenige tief eingeschnittene Pässe führen. Er weiß um die Mühen des Erdforschers: „Es gilt, die begangenen Wege zu lassen und auf die hohen Gipfel zu steigen, von denen das Auge auf einmal eine Menge von Dingen umfassen kann. Diese Fahrten sind mühsam, gewiß, man muß auf Wagen verzichten, auf Reitpferde sogar, große Anstrengungen ertragen

und sich manchmal ziemlich großen Gefahren aussetzen. Oft kommen dem Naturforscher, kurz bevor er einen Gipfel betritt, den er lebhaft zu erreichen wünscht, Zweifel, ob seine erschöpfte Kraft bis zum Ziele ausreichen wird oder ob er die Abstürze wird überschreiten können, die ihm den Zugang verwehren. Doch die scharfe und frische Lust, die er atmet, läßt das Blut wie heilenden Balsam durch seine Adern fließen, und die Hoffnung auf das große Schauspiel, das er genießen soll, und auf die Frucht der neuen Wahrheiten belebt ihm Kraft und Mut von neuem. Er ist am Ziel: seine Augen, zugleich geblendet und angezogen von allen Seiten, wissen zu Anfang nicht, wo sie verweilen sollen; allmählich gewöhnt er sich an das helle Licht; er trifft eine Auswahl unter den Dingen, die ihn besonders beschäftigen sollen und er bestimmt die Reihenfolge, in der er sie beobachten wird. Aber welche Worte vermöchten die Empfindungen wachzurufen und die Gedanken auszumalen, mit denen dies große Schauspiel die Seele des Wahrheitsforschers erfüllt! Über der Erde thronend glaubt er die Mächte zu entdecken, die sie bewegen und zumindest die Hauptkräfte zu erkennen, die ihre Umwälzungen bewirken.“

Dort oben wird Horace de Saussure der weite Blick und das wahre Maß geschenkt. Weit über das Wissen der Zeit hinaus steigt dem Forscher ein Ahnen von der Größe der erdgeschichtlichen Räume auf im Vergleich mit der Kurzlebigkeit der Menschen: „Wie muß er nicht erstaunen, daß sie, die eine so kurze Spanne in Raum und Zeit einnehmen, haben glauben können, sie seien der einzige Zweck der Schöpfung des ganzen Weltalls.“ Doch seine Gedanken kehren zurück zum Gegenstand seiner Forschung, den uralten Bergen, „den ersten und festesten Gebeinen der Erde, die den Namen der ursprünglichen (primitives) verdienen, weil sie, die jede Stütze und jede fremde Beimischung verächtlichen, stets nur auf einem Grunde ruhen, der ihnen gleicht und in ihrem Schoße nur Körper derselben Beschaffenheit einschließen. Er erforscht ihr Gefüge; er entwirrt im Zerstückelungswerke der Zeit die Spuren ihrer ersten Form; er beobachtet die Verbindung des alten Gebirges mit dem einer späteren Bildung; er sieht auf dem ursprünglichen das neuere ruhen, er erkennt, wie seine in der Nachbarschaft des ursprünglichen steil geneigten Schichten sich mehr und mehr verflachen, je weiter sie sich von jenem entfernen; er beobachtet die stufenweisen Übergänge (gradations) der einen in die andern, die die Natur bei ihrer Bildung beschritten hat; und die Kenntnis dieser Übergänge führt ihn dahin, einen Zipfel des Schleiers zu lüften, der das Geheimnis ihres Ursprungs bedeckt“.

Hier kehrt, offenbar unbeeinflusst von Pallas, der Gedanke der Zonengliederung wieder¹⁾; hier dämmern die Begriffe der Autochthonie (Lage am Orte der Bildung) und Allochthonie (Lage fern vom Orte der Bildung) und der Metamorphose (Umwandlung der Gesteine) auf.

Nur selten ergeht sich H.-B. de Saussure in so weit ausschauenden Betrachtungen. Er hält sich im Zügel. Es gilt, eine neue Wissenschaft aufzubauen. Es gilt, den ihr gemäßen Arbeitsgang (die Methode) zu finden. Es gilt, ihre Sprache zu schaffen, das geistige Werkzeug des Fachausdrudes. Er nennt den werdenden Zweig der Naturerkenntnis „Geologie“.

Sein Arbeitsgang

Im Jahre 1779 erscheint der Name „G e o l o g i e“ in der Geschichte der Wissenschaften. In der Vorrede seiner „Voyages dans les Alpes“ schreibt H.-B. de Saussure: „Die

¹⁾ Das Buch von Pallas über die „Beschaffenheit der Gebirge“ erschien 1778, der 1. Band der „Voyages dans les Alpes“, der auf den Beobachtungen der vorausgegangenen 4 oder 5 Jahre“ beruht, ein Jahr später.

Wissenschaft, welche die Tatsachen sammelt, die allein als Grundlage der *Théorie de la Terre* oder *Geologie* dienen können, ist die physische Geographie oder die Beschreibung unserer Erdkugel, ihrer natürlichen Einteilung, der Beschaffenheit, des Gefüges und der Lage ihrer verschiedenen Teile; der Gesteinskörper, die sich an der Oberfläche zeigen und derer, die sie in jenen Tiefen umschließt, in die unsere schwachen Mittel einzudringen erlaubt haben.“

Nicht nur die wissenschaftliche Meinung, der Schlüssel für das Verständnis des Erdgeschehens sei in den Bergen zu finden, führte ihn in die Alpen. Echte Leidenschaft zog ihn hinauf. Wo konnte diese Leidenschaft einen besseren Nährboden finden als in seiner Heimatstadt Genf und ihrer Umgebung? „Genf scheint durch seine Lage wie geschaffen, den Geschmack an der Naturgeschichte zu wecken. Hier zeigt sich die Natur von der glänzendsten Seite: Hier breitet sie eine Unzahl verschiedener Gaben aus, einen See mit klarem himmelblauem Wasser, einen schönen Fluß, der ihm entströmt, reizende Hügel, die ihn umsäumen und die die erste Stufe eines Berggrundes bilden, das die majestätischen Gipfel der Alpen krönen; den Montblanc, der sie alle beherrscht, bekleidet mit einem Mantel von Eis und ewigem Schnee, der bis an seine Flüsse reicht; den staunenerregenden Gegenatz dieser weißen Gefilde und des schönen Grüns, das die Flanken und die niederen Berge bedeckt. Dieses große Schauspiel reizt zur Bewunderung hin und gebiert den lebhaftesten Wunsch, diese Wunder zu erforschen und kennenzulernen“ (§ 14).

Neuland waren diese Wunder, schweigendes Geheimnis, von Sagen umraunt, nach denen ehemals blühende Gefilde, vom Fluche getroffen, unter dem Eise begraben wurden¹⁾. Vor diesen Mauern endete die Weisheit des philosophierenden Schreidtschgeologen. Hier einzubringen genügte die wissenschaftliche Aufgabe als Anreiz nicht. Zu der Freude am Forschen mußte die Freude am Abenteuer treten. Stets brach die Abenteuerlust als Führerin der Wissenschaft Bahn, wo es Neuland auf der Erde zu entdecken galt. Abenteuerlust trieb Fridtjof Nansen auf Schneeschuhen durch Grönland — die jüngste Wissenschaft unkte und höhnte. Abenteuerlust wehte vom Top der Fram. Abenteuerlust trieb den jungen Saussure in die Wildnis der Berge und schließlich auf den Montblanc. Sie ist das feurige Ross, das den Forscher trägt. An ihm liegt es, ob er sich ziellos dem drängenden Willen des Rosses ergibt oder ob er seinen Weg der Aufgabe des Geistes dienstbar macht.

Das Abenteuer lockte Horace de Saussure von Jugend an. Aber kein Tag auf seinen vielen Reisen verging, an dem nicht sein Hammer den Stein befragte, sein Stift die Beobachtung festhielt.

„Seit meiner Kindheit“, schreibt er, „hatte ich die entschiedenste Leidenschaft für die Berge; ich gedanke noch der Ergrißfenheit, die ich empfand, als meine Hände zum erstenmal den Fels des Salève berührten und als meine Augen die Ausblicke von ihm genossen. Schon mit 18 Jahren (im Jahre 1758) hatte ich mehrfach die Berge der nächsten Umgebung von Genf durchstreift. Im nächsten Jahre verbrachte ich 14 Tage in einer der höchst gelegenen Hütten des Juras, um sorgsam die Döle und die benachbarten Berge zu

¹⁾ Das vierbändige Werk „*Voyages dans les Alpes*“ von H.-B. de Saussure ist durchlaufend in Paragraphen geteilt. Hinter den angeführten Stellen nenne ich jeweils die Nummer des betr. Paragraphen. Fehlt die Paragraphenangabe, so ist die Stelle dem „*Discours préliminaire*“ entnommen. Die zeitgenössischen Übersetzungen ins Deutsche benutze ich nicht, da sie uns heute fremdartig anmuten oder nicht befriedigen. Alle angeführten Stellen sind also von mir neu übertragen.

²⁾ Vgl. Namen von Eisbergen wie Mont Maudit oder Blümlisalp. Wir wissen heute, daß solche Sagen im Kerne nicht müßige Erfindungen, sondern Tatsachenberichte sind. Die heutige Vergletscherung der Alpen ist nicht ein Überbleibsel der Eiszeit, sondern eine neue Vergletscherung, die von jüngsten eiszeitlichen durch eine gletscherfreie „Zwischeneiszeit“ geschieden ist. (Siehe hierzu: A. von Klebelsberg, *Mitteil. d. D. u. S. A.-B.* 1932, S. 65.)

befichtigten; und im selben Jahre stieg ich zum erstenmal auf den Molé¹⁾. Aber diese Berge geringer Höhe befriedigten meine Neugier nur unvollkommen; ich brannte vor Verlangen, die Hochalpen von nahe zu sehen, die vom Gipfel dieser Berge so majestätisch erscheinen. 1760 endlich machte ich mich allein und zu Fuß nach den Gletschern von Chamoni auf, die damals nur selten besucht wurden und deren Zugang schon für schwierig und gefährlich galt. Ich kam im folgenden Jahre wieder, und seitdem habe ich nicht ein einziges Jahr vorübergehen lassen, ohne große Turen, ja Reisen zur Erforschung der Berge zu machen. In diesem Zeitraum²⁾ habe ich vierzehnmals die ganze Kette der Alpen auf acht verschiedenen Wegen überschritten; ich bin durch den Jura gezogen, die Vogesen, die Berge der Schweiz, eines Teiles von Deutschland, durch die von England, von Italien, von Sizilien und der anliegenden Inseln; ich habe die alten Vulkanen der Auvergne und z. T. auch von Vivarais aufgesucht und mehrere Berge des Forez, des Dauphiné und der Bourgogne. Alle diese Reisen habe ich mit dem Bergmannshammer in der Hand gemacht, mit dem einzigen Ziel, die Naturgeschichte zu studieren. Ich stieg auf alle erreichbaren Gipfel, die nur irgendeine interessante Beobachtung versprachen, und brachte immer Proben von Erzen und Gesteinen mit, besonders von solchen, die mir irgendeine für die Theorie wichtige Tatsache zu bieten schienen, um sie mit Ruhe zu betrachten und zu erforschen. Ich habe mir sogar das schwere Gesetz auferlegt, immer an Ort und Stelle meine Beobachtungen aufzuzeichnen und sie, wenn irgend möglich, noch am selben Tage ins reine zu schreiben.“

Daß er diese Dinge vermerkt, hat nichts mit Ruhmredigkeit zu tun: Es sind Hinweise, wie der Geologe zu arbeiten habe. Daß sie damals noch erwähnt werden mußten, zeigt, wie neu sie waren; wie wenig die Beobachtung galt; wie sehr sich Sauffures Arbeitsweise von allem Gewohnten unterschied, so daß Buffon wagen konnte zu sagen³⁾, „er folgerte nicht genug“, als de Sauffure durch Jahrzehnte Beobachtungen gehäuft hatte, um zu einer festeren Grundlage zu kommen als der einbildungsreiche, gewandte Pariser, der die Deutung des Weltgeschehens aus dem Armel schüttelte. Wie eine Antwort klingt der klare Satz des Genfers zurück: „Die Systeme sollen immer nur die Ergebnisse oder Folgerungen aus Tatsachen sein.“

Aber seine Arbeitsweise verlangte noch mehr, als unterwegs bunte Notizen zu machen. Vor der Reise entwarf er einen genauen Arbeitsplan:

„Eine Vorsichtsmaßnahme, die ich gebraucht habe und die mir nach meiner Meinung von sehr großem Nutzen gewesen ist, besteht darin, im voraus vor jeder Reise einen streng geordneten, ins einzelne gehenden Arbeitsplan (un agenda systématique et détaillé) der Untersuchungen aufzustellen, denen diese Reise galt. Da der Geologe in der Regel auf der Reise beobachtet und forscht, zieht ihm die geringste Ablenkung einen interessanten Gegenstand vielleicht für immer. Aber die Gegenstände seiner Forschung sind so mannigfaltig und zahlreich, daß ihm auch ohne Ablenkung leicht der eine oder andere entgeht; oft nimmt eine Beobachtung, die wichtig scheint, die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und macht die andern vergessen; ein andermal entmutigt das schlechte Wetter, die Ermüdung nimmt die Geistesgegenwart; und die Nachlässigkeit, die alle diese Dinge verursachen, hinterläßt das lebhafteste Bedauern und zwingt oft sogar zur Umkehr. Wirft man hingegen von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Arbeitsplan, so ruft man im Geiste alle die Untersuchungen wach, denen die Beschäftigung gilt. Mein anfangs beschränkter Arbeitsplan ist ausgedehnter und vollständiger geworden in dem Maße, wie ich an Ideen dazugewann.“

Diese Arbeitspläne, an deren Ausbau de Sauffure schon 1779 gedacht hat, wurden sein wertvollster Nachlaß an die wissenschaftliche Welt: Ein erster Führer für For-

¹⁾ Gipfel, 1869 m, in den Boralpen Hochsavoyens.

²⁾ 1760—1779, dem Erscheinungsjahr des 1. Bandes der „Voyages“.

³⁾ Zum Herzog von Rochefoucault, der am 11. 5. 1780 nach Durchsicht des 1. Bandes der „Voyages“ an de Sauffure schrieb: „M. de Buffon est le seul qui vous ait lu, il vous trouve trop détaillé et trouve que vous ne concluez pas assez“. Mitgeteilt von V. Fabre, 1869, S. 580.

schungsreisendel zunächst aber halfen sie ihm, einen umfangreichen, mit peinlicher Genauigkeit verzeichneten Beobachtungstoff zusammenzutragen.

Auch sein, wie der Buffon, Werner, Pallas Streben ist die „Théorie de la Terre“. Aber er setzt sie nicht, wie diese, an den Anfang der Arbeit, sondern ans Ende. Ein handschriftlicher Entwurf¹⁾ aus dem Nachlaß zeichnet seinen Arbeitsplan im großen und gibt zugleich die erste Begriffsbestimmung der Wissenschaft, die er aus der Taufe hob:

„Die Geologie (Théorie de la Terre) ist die Wissenschaft, welche die Ursachen der Veränderungen darlegt, die die Erdoberfläche seit ihrer ersten Bildung bis auf unsere Tage erlitten hat, und die zur Voraussicht derer führt, die sie in Zukunft erleiden wird.

Wir haben kein anderes Mittel, zur Kenntnis dieser Veränderungen und ihrer Ursachen zu gelangen, als den gegenwärtigen Zustand der Erde zu erforschen, um stufenweise zu ihren früheren Zuständen hinaufzusteigen und zu Vermutungen über ihre Zukunft zu gelangen.

Der gegenwärtige Zustand der Erde ist also die einzige sichere Grundlage, auf der die Theorie zu ruhen vermag.

Die logische Ordnung verlangt also, daß man damit beginnt, diesen Grund zu legen (poser cette base), indem man eine Beschreibung der Erdoberfläche gibt. Soll diese Beschreibung planmäßig (avec méthode) erfolgen, muß sie mit den allgemeinen Zügen beginnen und in der Folge zu den Einzelheiten kommen, die zu vertiefen sind, sobald sie wichtiger oder weniger bekannt erscheinen.“

Dieser Plan vom August 1796 hat heute noch Geltung. De Saussure hat ihn nicht verwirklichen können, wie auch wir Lebenden ihn, nach der Arbeit von anderthalb Jahrhunderten, nicht verwirklichen werden. Aber mittelbar wurde er zum Todesurteil für die Denksprüche jener, die leichtsinig das Ergebnis vorwegzunehmen glaubten, das nur auf dem harten Wege zu gewinnen ist, den der Begründer der neuen Wissenschaft wies.

Oder, in der Sprache der Wissenschaft: De Saussure ersetzte in der Geologie die deduktive durch die induktive Arbeitsweise. Zwar sorgten schon einige seiner Zeitgenossen induktiv: Werner „klassifizierte und beschrieb“ die „verschiedenen Gebirgsarten“ (d. h. Gesteine), die er in „uranfängliche, Flöz-, vulkanische und aufgeschwemmte Gebirgsarten“ teilte; aber das war nicht Geologie, sondern Gesteinskunde. Sowie er geologisch zu denken versuchte, brachen in rascher Folge die Sintfluten als billige Helfer und Deuter des Erdgeschehens „deduktiv“ herein.

Beide Arbeitsweisen bestehen zu Recht. Ja, vielleicht werden die großen Gedanken nicht „erarbeitet“, sondern „erschaut“. Goethe ahnte die Eiszeit, lange ehe Lorell sie bewies. Aber nichts ist die Schau, in deren Gedankenbogen sich nicht die Beobachtungsreihen als tragende Pfeiler fügen.

Damals fehlten diese Reihen durchaus. De Saussure war der erste Geologe, der die Beobachtung lehrte und zu beobachten verstand. Diese Grundforderung seiner Arbeitsweise herrschte bis in unsere Tage. Heut wendet sich im ewigen Kreislauf der Dinge langsam die Sicht: Durch gehäufte Beobachtung, zahllose Versuche hatte man das Gesetz und in ihm die Wahrheit zu finden gemeint, bis man erahnte, daß der Grundstein aller Naturwissenschaft, das Gesetz von Ursache und Wirkung, nur der Glaube an die ewige Wiederkehr derselben Erfahrungen sei.

Gehäufte Tatsachenerkenntnis ohne Tiefenschau führt letzten Endes nur zu gefüllten Museen, zur Kenntnis der wechselnden Oberfläche. Wesentlich ist allein die Gesetzmäßigkeit.

¹⁾ Mitgeteilt von U. Favre, 1869, S. 588/89. Siehe „Schrifttum“, Nr. 4.

²⁾ „Nur der Körper eignet jenen Mächten, / Die das dunkle Schicksal flechten; / Aber frei von jeder Zeitgewalt, / Die Gespielin seliger Naturen, / Wandelt oben in des Lichtes Fluren, / Göttlich unter Göttern die Gestalt.“ (Schiller.) D. h. im Sinne Platons: die Idee.

Werk und Ergebnis

Hieraus erhellt schon, daß man in seinem Werke vergeblich eine jener Kosmogonien suchen wird. Man folgt dem ersten Geologen auf vielen Wegen, wie er Steinchen zu Steinchen trägt und nur selten und vorsichtig einmal Folgerungen allgemeiner Art zieht. Nicht, weil er nicht wagte, sondern weil er sich und seinem als richtig erkannten Wege treu bleibt. So findet man nicht blendende Lichter, sondern Arbeitsergebnisse.

Sie sind, soweit sie die Alpen betreffen, niedergelegt in dem vierbändigen Werke „Voyages dans les Alpes“. Wie bescheiden tönt dieser Titel neben der Fanfare, mit der Buffon seine „Histoire Naturelle“ eröffnet: „Die Naturgeschichte, in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, ist eine ungeheure Geschichte; sie umfaßt alle Dinge, die uns das Weltall bietet.“

Dem einfachen Titel, den H.-B. de Saussure seinem Lebenswerke gegeben hat, entspricht die Anlage: Er schildert seine Beobachtungen im Verlaufe der Reisen. Eine Ausnahme macht nur das erste Kapitel über die Naturgeschichte der Umgebung von Genf. Hier teilt er das Gebiet nach natürlichen Grenzen: Er behandelt den See, die Voralpen, den Jura. Er beschreibt, als Einführung in das Verständnis der folgenden Alpenreisen, die vorkommenden Gesteine. Das ist um so eher möglich, als sich in den Schottern (cailloux roulés) des Vorlandes die Gesteinsarten des Hochgebirges finden, wie er, wohl als erster, richtig erkannt hat. Er weist auf die Bedeutung der chemischen Analyse hin, die er für den Bedarf des Geologen vervollkommen hat. Ihre Anwendung zur Gesteinsbestimmung war keineswegs allgemein. Deshalb liefen seinen Fachgenossen „die größten Schnitzer“ unter, ja, sie „strauchelten fast bei jedem Schritt“. (Hier nennt der sonst so höfliche sogar Namen!)

Dennoch irrte wer die „Voyages“ für ein rein geologisches Werk halten wollte. De Saussure war „Professeur de Philosophie dans l'Académie de Genève“. Wir erfassen den Sinn, wenn wir „Philosophie“ mit „Weltweisheit“ übersetzen, d. i. die Lehre von den irdischen Dingen, im Gegensatz zu den himmlischen, die der Kirche offenbart sind. Er lehrte „physique“ und „metaphysique“. Das erste Fach umfaßte alle Zweige der Naturwissenschaft. Deshalb enthalten die „Voyages“ neben Reiseschilderungen Beobachtungen über Pflanzen und Tiere, über die Luftkühle, zur Seenkunde, über Land und Leute; sie handeln von Instrumenten, die de Saussure erfand²⁾, mag auch stets die Geologie als bevorzugter Forschungsbereich erscheinen. Mit Recht bemerkt Freschfeld³⁾, daß jeder Verleger von heute dem Verfasser raten würde, aus dem einen Werke drei zu machen: Die Alpenreisen, die geologischen Beobachtungen und schließlich gesammelte wissenschaftliche Abhandlungen verschiedener Art.

Über auch H.-B. de Saussure war zeitgebunden: Es war nicht üblich, Wissenschaft und Reiseeindruck zu trennen. Man machte nicht „zwecklose“ Reisen. Es gab kein Bergsteigen um seiner selbst willen. Die Reise erhielt ihren sittlichen Wert durch die heimgebrachten Ergebnisse. Ein anderes kommt ausschlaggebend hinzu: Auch de Saussure hatte das ferne Ziel, die „Théorie de la Terre“ zu finden. Also schildert er folgerichtig nicht fertige Ergebnisse, sondern den eigenen wissenschaftlichen Weg. Hier gleicht sein Werk einem geologischen Tagebuch, dort spinnt er seine Gedanken zu kleinen Abhandlungen aus, über die Gletscher, über den Granit, über die Alpwirtschaft. Ja, er ändert die Meinung, so daß für den oberflächlichen Leser Widersprüche entstehen. Zu Anfang können senkrecht gestellte Schichten in dieser Lage gebildet worden sein, späterhin nicht

¹⁾ Whiston, Woodward, Lazaro Moro.

²⁾ Unter anderen das Altimeter, den Neigungswinkelmesser, noch heute ein unentbehrliches Rüstzeug des Geologen. De Saussure hat das Gerät im III. Bande der „Voyages“ auf Taf. II, Fig. 5, abgebildet. Er benutzte es, wie wir, „um die Neigung von Schichten und Hängen zu messen.“

³⁾ S. 396. Siehe unter „Schrifttum“, Nr. 7.

mehr. Er schrieb für den Forscher, der seinen Spuren folgen wollte, nicht für den Empfindsamen, der Anregung suchte.

Vielfach geht das begriffliche Werkzeug des Geologen auf H.-B. de Saussure zurück. Und da Naturwissenschaft nichts anderes ist als Erfassen der Erscheinungen im Begriff, so bedeutet die rechte Prägung des Fachausdrucks zugleich Vermehrung der Arbeitsergebnisse.

Ich erwähnte schon, daß er die Bezeichnungen „Géologie“ und „Géologue“ eingeführt hat¹⁾. Die Gletscherkunde verdankt ihm die wissenschaftliche Weihe von „moraine“ und „sérac“, die er der Savoyer Mundart entlehnt.

Es ist ihm bereits klar, daß die Seiten- und Stirnmoränen vom Eise bewegt und abgelagert worden sind. Das ergibt sich aus seiner Begriffsbestimmung, die deshalb noch heute gilt:

„Alle großen Gletscher haben an ihrem unteren Ende und längs ihrer Ufer große Anhäufungen von Sand und Trümmern, entstanden aus dem Zerfall der Berge, die sie beherrschen. Oft sind die Gletscher sogar in ihrer ganzen Länge umbäumt (encaissés) wie von Brustwehren oder Verschanzungen, die sich aus denselben Trümmern zusammensetzen und die das randliche Eis dieser Gletscher auf ihren Ufern abgelagert hat. Waren die Gletscher ehemals größer als heute, dann beherrschen²⁾ diese Brustwehren das gegenwärtige Eis. Sind sie umgekehrt größer als sie gewesen wären, dann sind die Brustwehren tiefer als das Eis“; schließlich sieht man auch solche, die in gleicher Höhe mit ihm liegen. Die Bauern von Chamonix nennen diese Trümmerhaufen die Moräne des Gletschers“ (§ 536).

Schärfer als diese Begriffsbestimmung von 1779 ist die aus dem 3. Bande der „Voyages“ von 1795: Moränen sind „Geröll und Felsbroden (des cailloux et des rochers), die die Gletscher mit sich führen und die sie schließlich auf ihren Ufern und an ihrem Ende ablegen, und die gewissermaßen Umwallungen bilden, welche die Grenzen bezeichnen, die die Gletscher erreicht haben“ (§ 1722).

Seltam ist, daß er, der häufig am Zusammenfluß zweier Gletscher gestanden hat, nicht erkannte, wie aus der Vereinigung zweier Seitenmoränen die Mittelmoräne des Hauptgletschers wurde. Wohl ist er sich klar (§ 537), daß sie nicht vom Gehängeschutt unmittelbar gespeist werden könne, aber er nimmt in einem künstlichen Deutungsversuch an, daß die Mittelmoränen aus Seitenschutt entstanden seien, den das Eis in die Mitte getragen habe.

Eine andere Deutung, die für manche Mittelmoränen durchaus Geltung hat, hört Saussure (§ 537) von den „Bewohnern der Alpen“. Ohne wissenschaftliche Vorbildung erkannte der einfache Mann, der mit den Gletschern lebte, „daß die Eismassen alle Fremdkörper, die sich in ihrem Innern eingeschlossen finden, aufwärts treiben und an die Oberfläche schaffen, ja, sogar die beweglichen Felsstücke und den Sand, die unter ihnen liegen“. So können in der Tat aus der Grundmoräne Oberflächenmoränen entstehen. Was erst über ein Jahrhundert später die Stromlinien-Theorie von Finsterwalder deutete, das wußten diese schlichten Berghirten! Der gelehrte Professor hingegen muß eine solche Deutung entschieden ablehnen, gerade um seiner Gelehrsamkeit willen; denn noch ist die Beobachtung nicht in das Herz der Gletscher gedrungen. Wohl weiß er von der Bewegung des ganzen Gletschers, aber nichts von dem Strömen des Eises

¹⁾ Mittelbar geht auch der Name „Dolomiten“, der Felsburgen Südtirols, auf de Saussure zurück. Déodat Dolomieu hatte an Nicolas-Théodore, den ältesten Sohn und treuen Gehilfen de Saussures, eine Gesteinsprobe zur Untersuchung geschickt. Théodore fragte nach der Analyse zurück, welchen Namen er dem neuen Gesteine geben solle. Gern hätte er es, antwortete Dolomieu, nach dem verehrten Horace de Saussure benannt, als dessen ergebenen Schüler er sich bekenne, wenn der Gegenstand dieser Auszeichnung würdig wäre. Der junge Saussure beschrieb, wohl im Einverständnis mit seinem Vater, die neue Felsart als Dolomie (§ 1929) — heute sagen wir Dolomit —, und der also Geehrte gab die höfliche Geste zurück, indem er ein gesteinsbildendes Mineral aus der Klasse der Plagioklasse als Saussurit bezeichnete. (Siehe „Schrifttum“, Nr. 7, S. 392).

²⁾ „dominant“, d. h. dem Sinne nach: überhöhen.

³⁾ Hier ist de Saussure nicht ganz klar: Alte Seitenmoränen werden von dem wachsenden Gletscher zerstört.

im Innern. Nach de Saussure ist eine Kraft, die Grundschutt an die Oberfläche bringt, „ganz unbegreiflich“. Er beobachtete richtig, aber er deutete falsch, wenn er meint, „daß das Eis unter diesen Schuttbänken viel höher ansteigt als im übrigen Tal, so daß diese Trümmer nur Eisgrate bedecken, die sich manchmal 15 oder 20 Fuß höher erheben als das nackte Eis, das sie trennt. Man müßte also annehmen, daß das Eis selber nach oben treibt und zwar gerade und allein an den Stellen, wo es am meisten belastet ist. Das ist ganz ungereimt (absurde)“. (§ 537.)

Nun, es ist nicht ungereimt, sondern im Kerne richtig: Die Stromlinien, die im Firnbeden in die Tiefe streben und den Schutt verschlucken, streichen im Jungengebiet an der Oberfläche des Eises aus. Die von Saussure beobachteten Eisgrate unter Moränenschutt hingegen sind nicht „Austreibungen“ des Eises; vielmehr ist die nicht durch SchuttAuslagerung geschützte Eisfläche neben ihnen durch Schmelzwirkung erniedrigt worden.

Der Begriff „sérac“ oder „sérac“¹⁾, dem de Saussure gleichfalls die wissenschaftliche Formung gegeben hat, entstammt der Savoyer Alpenwirtschaft und bezeichnet einen aus Molken hergestellten festen Weiskäse (§ 293). Der Ausdruck ist noch heute in diesem Sinne gebräuchlich. Dieser Käse wird in rechteckige Kübel gepreßt, die ihm die Gestalt von Langwürfeln geben. Form und Farbe dieser beliebten Nahrung der Hirten waren den Chamoniarden Unlaß, den Namen, den de Saussure in die Wissenschaft einführte, auf die würfel- oder turmartigen Eisgebilde zu übertragen, wie sie in Gletscherbrüchen oder an steilen Firnhängen auftreten. „Oft sind diese Blöcke so regelmäßig, daß man meinen könnte, sie seien mit dem Meißel zugehauen“ (§ 2054). Dem genauen Beobachter geben die sich kreuzenden Spalten, die den Serac begrenzen, Gelegenheit, den Übergang von Firn in Gletschereis zu verfolgen: Die Würfel „sind aus gleichlaufenden Lagen aufgebaut; diese Lagen entsprechen den Jahren (der Ablagerung) und sind um so dünner, je älter sie sind. Die oberen haben keine Festigkeit. . . , aber sie werden stufenweise dichter, und die untersten haben in der Tat die Festigkeit des Eises“ (§ 2054). Das erklärt er richtig durch wiederholtes Tauen und Wiedergefrieren, ohne die Mitwirkung der Druckschmelze (Regelation) zu kennen.

Überrascht wäre H.-B. de Saussure, mich neben „Moräne“ und „Serac“ den gleichfalls von ihm geprägten Ausdruck „montagnes moutonnées“ (§ 1061) nennen zu hören; denn die Entstehung der *Rundköpfe* durch die Schleifwirkung des Gletschereises erkannte er nicht. Er beschreibt nur, ohne zu deuten. Er vergleicht sie mit Rundköpfen (*têtes arrondies*) oder mit gekräuselten Perücken (*perruques moutonnées*), wobei er allerdings in den Vergleich etwas Unwesentliches einbezieht: das Pflanzenkleid, das auf dem Rundkopf häufig als Haarschopf prangt. Auch geschliffene und geschrämte Felsen (§ 991, 996, 2144, 2) bemerkte er wohl, aber sie enthüllten ihm ihre glaziale Entstehung nicht, obwohl er mechanische und chemische Möglichkeiten anderer Art erwog.

Vielleicht hätte ihn seine Entdeckung von *Findlingsblöcken* auf den Hängen des heimatkäthen Salève, der Kletterschule der Genfer, zur Erkenntnis der Eiszeit geführt, wenn er nicht durch die Wernerische Vorstellung gewaltiger Wasserfluten gebildet gewesen wäre.

Er begegnete nämlich auf dem aus geschichteten Kalken aufgebauten Berg einer großen Zahl von Blöcken kristalliner Gesteine (§ 227), die nur aus den Zentralalpen stammen konnten. Er untersucht sie mit peinlicher Genauigkeit in allen Einzelheiten, er stellt ihre Verbreitung fest (§ 228), er erkennt richtig, daß sie noch auf derselben Stelle liegen, an der sie ehemals abgesetzt wurden, er schließt die Möglichkeit aus, sie als vulkanische Bomben zu deuten und folgert, daß Wasserströme, die von den Hochalpen kamen, diese Blöcke mitgeführt hätten. Sande (§ 229), die absetzten an Stelle der Blöcke auf dem Kalk lagern, bestätigen ihm seine Annahme: Der gewaltige Strom aus dem Arveetal, der den Salève überschwemmte, riß dort, wo er am wildesten brauste, die groben Trümmer mit; in sanfterer Strömung, nahe seinen Ufern, setzte er die Sande ab (§ 230).

¹⁾ Anderen Ortes schreibt de Saussure „sérés“ und leitet das Wort von „serum“ ab (§ 2054). Ich vermute, daß es keltischen Ursprungs ist.

So geriet er, trotz feinsten Beobachtung, dennoch auf den von seinen Zeitgenossen gebahnten Irrweg. Seine Moränenstudien hatten ihn richtig die Tatsache der Gletscherschwankung gelehrt. Aber die Gletscherschliffe und Findlingsblöcke führte der nächste geistige Schritt zur Eiszeit. De Saussure tat ihn nicht. Aber staunend steht er wie wir vor dem Wunder der Kraft, die durch seine wie unsre Vorstellung vom Schicksal der Findlinge strömt, „die durch so viele Jahrtausende unerkannt erhalten blieben als schweigende Male einer der größten Katastrophen, die unsre Erde erlitt“ (§ 227).

Blieb ihm auch der Seherblick in die Vergangenheit des Eises versagt, der genaue Beobachter der gegenwärtigen Gletscher erntete seine Frucht: Er legt den Begriff „glacier“ (Gletscher) fest und scheidet den zu seiner Zeit im gleichen Sinne viel angewandten Ausdruck „glacière“ (Eiskeller) aus (§ 518); er unterscheidet Gletscher erster und zweiter Ordnung, die unseren Tal- und Hängegletschern entsprechen (§ 521); er findet, daß die meisten großen Talgletscher der Alpen in Querältern, nicht in Längsältern, liegen (§ 522), Bezeichnungen, die gleichfalls auf ihn zurückgehen (vallées transversales et longitudinales); er mißt die Eisdide; er erkennt die Unebenheiten des Gletscherbedens als die wichtigste Ursache der Spaltenbildung; ihm entgeht nicht die Verschiedenheit von Gletschereis und Flußeis. Das ist um so wichtiger, als noch zu de Saussures Zeiten Marc Théodore Bourrit¹⁾ die Mer de Glace für einen bis auf den Grund gefrorenen See halten konnte. Darum betont er mit Bestimmtheit, das Gletschereis sei aus wassergetränktem Schnee hervorgegangen. Der im Hochgebirge Vielgewanderte weiß, daß nicht nur die Schneefälle die weiten Firnbeden auffüllen, sondern auch die Lawinenstürze das ihre dazu beitragen. Man sieht ein Lächeln um seine Mundwinkel zu den, wenn er beruhigend hinzufügt: „Glücklicherweise hat die Natur dem Wachsen der Gletscher Schranken gesetzt“ (§ 531).

Wir verstehen, wie nötig diese Bemerkung ist, wenn wir bei Jean André de Luc²⁾ 1776 — also nur drei Jahre vor de Saussures Abhandlung über die Gletscher — lesen, diese seien dauerhafter als der Fels; denn sie nähmen ständig zu. Schon ihr Vorhandensein sei ein Beweis, daß mehr Schnee fielen, denn schmolze. So müsse der Montblanc unmerklich immer höher werden.

Schaffende und zerstörende Kräfte, lehrt hingegen de Saussure, stehen in feinem Gleichgewicht (§ 539). An dem ständig gehäuften, zu Eis gewordenen Schnee frißt die Sonnen- und (wie er meint) auch die Erdwärme (§ 531—533). Vor allem aber ist es die Schwere, welche die Eismassen auf ihrem geneigten, mit Wasser gleichsam geschmierten Untergrunde in die Täler hinabgleiten lasse (§ 535).

Damit war ein großer Schritt zur Deutung der Gletscher getan. Wohl wußte de Saussure noch nichts vom Fließen des Gletschereises, von Druckschmelze und Blattverschiebung, aber er hatte erkannt, daß die Abwärtsbewegung des Eises die Schultern des Gebirges entlastet; daß die Zunge erst in Tiefenlagen höherer Wärme endet, in denen sich unter heutigen klimatischen Verhältnissen keine Gletscher bilden können (§ 535). Seine Auffassung des Gleitens steht der unseren, noch immer umstrittenen, des Fließens viel näher als der Deutung seines Vorgängers Schuchzer (1705), der aus der Raumvergrößerung des in den Gletscher eindringenden und dort gefrierenden Wassers eine Dehnung oder Streckung des Eises herleitete.

De Saussures vielfache Beschäftigung mit den Schottern, den cailloux roulés, über die er Beobachtung zu Beobachtung häufte, hat ihn die damals noch ungeahnte Bedeutung der Abtragung der Berge und der tälerröhrenden Kraft des Wassers gelehrt. Zu wahrhaft prophetischer Weite der Schau wächst diese Erkenntnis im Anblick

¹⁾ In seiner Nouvelle description des Glacières. 1785.

²⁾ „Relation“ S. 20 u. 92—94. Siehe „Schrifttum“, Nr. 12.

des Matterhornes, das der zeitgenössischen Wissenschaft als gewachsener Riesenkristall erschien. Er als erster sah in ihm ein letztes Trümmerwerk, herausgeschnitten aus waagrecht gelagerten Schichtentafeln.

„So sehr ich auch“, meint er, „Anhänger der Lehre von der Kristallbildung bin, unmöglich scheint mir die Vorstellung, daß ein solcher Obelisk in dieser Gestalt aus den Händen der Natur hervorgegangen sei, mit seinen scharf an den Flanken abgeschnittenen Schichten. Das ist kein Kristall oder einheitlicher Fels, das ist ein Gemisch von übereinanderliegenden Schichten sehr verschiedener Art“ (§ 2244).

Man bedenke: Keines Menschen Hand noch hatte den Fels des Hornes berührt. Sauffures an den Gesteinen geschulter Blick hat dies allein mit Hilfe des Fernrohres erkannt. Daraus erwuchs ihm die Erkenntnis, die weit in die Zukunft der geologischen Wissenschaft wies:

„Welcher Kraft hat es nicht bedurft, zu zerstören und fortzufegen alles was an dieser Pyramide fehlt; denn in ihrem Umkreis steht man keine Anhäufung von Bruchstücken; man sieht nur andere Gipfel, in gleicher Weise mit dem Grunde verwachsen, deren ebenso zerrissene Flanken von unermesslichen Trümmern zeugen, von denen man keine Spur in der Nachbarschaft sieht. Ohne Zweifel erfüllen diese Trümmer als Blöcke, Riese und Sand unsere Täler und Beden, in die sie abwärts trieben, die einen durchs Wallis, die anderen durchs Aostatal in die Lombardei“ (§ 2244).

Damit war die eine der beiden Mächte gefunden, die am Uflich der Alpen formen. Nicht allein die aufwölbende Kraft, das Steigen des Steins aus Meerestiefen, bestimmt die Gestalt der Berge. Die Schwerkraft wirkt ihr entgegen, als stürzender Stein, als rinnendes Wasser, als glättendes Gletschereis. Nach dem Auf formt erst das Ab den werdenden Berg. Das sagt auch dem geologisch ungeschulten Beschauer sein Gefühl: Schwer und wuchtig sieht er den Berg der Erde verbunden, lastend mit breitem Sockel, unentrinnbar den Massen verkettet. Die Flucht seiner Wände hingegen, die Leitern der Grate, die Finger der Türme weisen zum Licht. Aus dieser Doppelbewegung erwächst des Bewunderers Stimmung. Zum Himmel emporgerissen kehrt der Berg zur tragenden Erde zurück.

Auch die Spuren der Hebung, genauer: der Aufrichtung, konnten dem scharfen Beobachter nicht verborgen bleiben. Zögernd, wie stets, gewinnt er die neue Erkenntnis. Schon sein Heimatberg, der Salève, zeigt dem jungen Sauffure steil gestellte Kalke. Aber ist es nötig, zu ihrer Aufrichtung mit Pallas und Lazaro Moro die Wirkung „unterirdischer Feuer“ (§ 241) anzunehmen? Nicht alle Sedimente, erkennt er richtig, sind mechanisch aus Trümmern gehäuft. Können sie nicht auch aus Lösung in beliebiger Lage chemisch auskristallisiert sein? (§ 239). Aber andere Beobachtungen zwingen ihn, im Sinne heutiger Erkenntnis an eine nachträglich aufrichtende Kraft zu glauben. Da sieht er bei Valorsine ein flach gelagertes Trümmergestein, dessen Bestandteile sandtorn- bis kopfgroß sind. Er geht dem Ursprung dieser Trümmer nach und findet in der Höhe dieselben Schichten senkrecht gestellt! (§ 689). Ein Gestein dieser Art kann nur aus ursprünglich waagrecht gelagerten Schichten entstanden sein. Später erst wurde es steil gestellt (§ 690, auch 695 ff.). Klar steht zwischen den Zeilen, daß er nicht an den Vulkanismus als Ursache glaubt (§ 690 u. 1213, 3). Die eigene, neue Meinung verschweigt er. Die „Théorie de la Terre“, die Ordnung seines Lebenswerkes, soll sie bringen. Vorerst gilt es, den tragenden Grund der Beobachtung weiter zu mehrten. Und er häuft, noch kaum wissend um die Bedeutung, die tektonischen Grunderfahrungen. Er sieht, wie mächtige Schichten zu dünnen Bänken abschwellen (§ 1213). Er entdeckt verschiedene Formen der Faltung: Er spricht von gewölbten Schichten (couches arquées) und vergleicht die Schichtenverbiegungen, die wir „Sättel“ und „Mulden“ nennen mit einem lateinischen S (§ 472). Ja, er zieht die Möglichkeit in Erwägung, daß solche Gesteine in noch plastischem Zustande gefaltet sein könnten (§ 475). Auch hier lehnt

er das „unterirdische Feuer“ als Ursache ab, da es keinerlei Spuren hinterlassen habe (§ 473). Er hat als erster den Schichtenbau einer *stehenden Falte* klar beschrieben und abgebildet (§ 473, Taf. IV). Er hat erkannt, daß die Ketten der Alpen mit den Faltenzügen gleichlaufen (§ 569, 4) und daß die Längstäler im Streichen der Gesteine liegen (§ 2116). Die Montblancfette, die er mit besonderer Liebe umwarb, enthüllte ihm das Wesen der Fächerfalte (*éventail ouvert*, § 656, 2), die den Bau der ganzen Kette bestimmt. Er stellte die Bedeutung der Klüfte für die Verwitterungsformen des Zierats fest (§ 571).

Aber wie viele Fragen bleiben seinem Forschergeiste noch offen! Fragen, die dem Schreiftischgeologen niemals kommen. Denn „nur wer sich auf den Sinnen der Hochalpen solchen Betrachtungen hingab, weiß, wieviel tiefer, weiter und lichter sie sind als in der Enge der Mauern des Arbeitsraumes“ (§ 573).

Noch nicht, noch immer nicht ist es Zeit, die allgemeine Deutung des Erdgeschehens zu geben. Noch fordert sein Forschergewissen: Zieh weiter, befrage den Fels, laß den Hammer sprechen! — Und er gehorcht. Weg reiht sich an Weg, Reisebericht an Reisebericht. Ein Band folgt dem andern. Jeder behält die „Theorie“ dem nächsten vor. Ein erstes Pochen des Todes mahnt: Nun ist es Zeit! (1793). Unwillig wehrt er ab, häuft weiter Beobachtungsreihen zu Beobachtungsreihen. Die Deutung, aller der Wege Ziel, sinkt mit ihm ins Grab (1799).

Größe und Tragik

Nun plappern die Kleinen dem großen Buffon nach, Horace de Saussure habe nicht „folgern“ können, oder er habe gar die Bedeutung der Zusammenschau (Synthese) verkannt. Wie oft hat er sie als Ziel gesetzt! Wie klar erkannte er, was dem Erdforscher not tut: „Ein unvoreingenommener Geist, leidenschaftlich allein der Wahrheit ergeben, mehr als dem Verlangen, Lehrgebäude zu errichten oder niederzureißen, fähig, um der Genauigkeit und Sicherheit der Beobachtung willen sich in die unerläßlichen Einzelheiten zu vertiefen und sich im Weitblick zu erheben zu allgemeingiltiger Deutung“¹⁾.

Den ersten Teil dieser Forderung hat er erfüllt wie keiner vor ihm. Nur Proben, die den Bergfreund angehen, konnte ich aus schier unendlicher Fülle von Horace de Saussures Beobachtungsgabe liefern. Seine geologischen Wegbeschreibungen durch die erhabenste Kette der Alpen sind durch anderthalb Jahrhunderte unübertroffen geblieben bis zu dem Werke der Brüder *Walioz*²⁾ und ihrer Mitarbeiter in unseren Tagen. Wer war befähigter zu deuten als er? Wer konnte sich wie er auf Berge der Beobachtung stützen? Was hielt ihn zurück? Die einfache Antwort lautet: *sein Gewissen*. — Nicht Anzulänglichkeit — Größe spricht aus seinem Verzicht. Ein wissenschaftliches Verantwortungsgefühl von wahrhaft adliger Prägung steht einsam neben der Leichtfertigkeit jener, die rasch erfundene „Systeme“ zum morschen Gerüst ihres Ruhmes machten. Er wußte die Zeit noch nicht reif für die Deutung des Erdgeschehens, um das wir, nur wenige Schritte näher, noch heute ringen: „Wer vermöchte, zumindest mit Wahrscheinlichkeit, einzudringen in diese Nacht des Vergangenen? Seit gestern und nur für einen Tag auf dieses Gestirn gestellt, können wir die Kenntnis nur ersehnen, zu der wir vermutlich niemals gelangen werden“ (§ 2262, 3). Der *Jüngling* glaubte an das Gelingen. Der *Alte* sah das Ziel weiter und weiter entschwinden. Dennoch verfolgte er seinen Weg. Er verschmähte, eine Notwohnung des Geistes (Hypothese) zu bauen und ging aufrecht in seine Tragik, die letzten Endes die Tragik aller geistigen Arbeit ist.

¹⁾ Im Nachwort zum IV. Band der „Voyages“.

²⁾ Description générale du Massif du Mont-Blanc. 1925.

Erschütternd wirken am Ende der „Reisen“ die schlichten Worte des alternden, vom Schlaganfall halb gelähmten Montblanc-Bezwinners. Junge Hoffnung und greise Entfagung zittern in ihnen:

„In meiner Jugend, als ich die Alpen erst auf wenigen Wegen überschritten hatte, glaubte ich, Tatsachen und Beziehungen allgemeiner Art erfasst zu haben. Ja, ich hielt, im Jahre 1774, einen Vortrag über den Bau der Berge, in dem ich diese Ergebnisse klarlegte. Aber seitdem mir wiederholte Reisen in verschiedenen Teilen der Kette Tatsachen in größerer Zahl geliefert haben, habe ich erkannt, daß man fast versichern könne, in den Alpen sei nichts beständig außer ihrer Mannigfaltigkeit“ (§ 2300/01).

Seine Heimatstadt Genf hat sein Grab vergessen. Aber in Chamonix, am Fuße des Montblanc, steht, in Bronze gegossen, sein Mal, heilige Scheu in den Zügen, die linke Hand leicht zum Berge erhoben, anbetend und abwehrend zugleich. Und als den Forscher von wahren Geist zeigt ihn das zeitgenössische Gemälde von S.-B. S a i n t-D u r s in der Société des Arts in Genf: Unter schattenden Tannenzweigen sitzt er auf einer Felsbank, den Hammer in der Rechten, einen Stein in der Linken, den er von der festen Erde schlug; aber das Auge groß und suchend erhoben zu des Berges verborgener Spitze. Des Gipfels im Reiche des Geistes, den auch wir erstreben; zu dem e r den Weg gebahnt.

Schrifttum

1. Saussure, Horace-Bénédict de, *Voyages dans les Alpes, précédés d'un essai sur l'histoire naturelle des environs de Genève*. 4 Bände in 4°. 1779—1796. Zus. 2311 Seiten. Dasselbe Werk erschien auch in 8 Bänden in 8°. 1780—1796.
2. Saussure, Horace-Bénédict de, *Agenda, ou Tableau général des Observations et des Recherches dont les résultats doivent servir de base à la théorie de la terre*. 1796. Aufgenommen in den 4. bzw. 8. Band der „Voyages“; ursprünglich veröffentlicht im *Journal des Mines*, Band IV, auch gefondert in 12^o erschienen.
3. Senebier, Jean, *Mémoire historique sur la vie et les écrits de Horace Bénédict Desaussure*. Genève. An IX. 219 Seiten.
4. Favre, Alphonse, H. B. de Saussure et les Alpes. Bibliothèque universelle et revue Suisse. Band 36. 1869.
5. Borgeaud, Charles, *Histoire de l'Université de Genève*. Band I: l'Académie de Calvin, 1559—1798. 662 Seiten. 1900. S. 574 ff. Diesem Werke ist das beigegebene, wenig bekannte Bild de Saussures entnommen. Es ist von Gide nach einem Gemälde von Saint-Durs gestochen.
6. Vallot, Charles, und Engel, Claire-Elvane, *Tableau littéraire du Massif du Mont-Blanc*. 349 Seiten. 1930.
7. Freshfield, Douglas W., avec collaboration de Montagnier, Henry F., Horace Bénédict de Saussure. 434 Seiten. 1924.
8. Zittel, Karl Alfred v., *Geschichte der Wissenschaften in Deutschland*. Neuere Zeit. 23. Band. *Geschichte der Geologie und Paläontologie*. 868 Seiten. 1899.
9. Pallas, P. S., *Betrachtungen über die Beschaffenheit der Gebürge und Veränderungen der Erdfugel, besonders in Beziehung auf das Russische Reich*. 87 S. 1778.
10. Werner, A. G., *Klassifikation und Beschreibung der verschiedenen Gebirgsarten*. 28 Seiten. 1787.
11. Buffon, Leclerc de, *Histoire Naturelle, générale et particulière*. Band 1—3: *Théorie de la Terre*. Nouvelle édition. An VII.
12. Luc, Jean André de, und Dentand, *Relation de différents voyages dans les Alpes du Faucigny*. 138 Seiten. 1776.
13. Bouvier, Louis, *De Saussure, sa vie, ses voyages et ses observations*. 134 Seiten. 1877.

Deutsche Bergsteigererfolge im Kaukasus 1935

I. Die Rundfahrt der Österreicher

Allgemeines

Immer noch ist das Wort „Kaukasus“ verbunden mit Vorstellungen von Abenteuern von kühnen, bewaffneten Bergbewohnern in wilden Trachten, und die Beschreibungen und Fahrten Schilderungen von Merzbacher und Déchi tauchen in der Erinnerung jedes Bergsteigers auf, der sich jemals mit diesem fernen Gebirge beschäftigt hat. Heute erleichtern Autostraßen und Schutzhütten den Zugang zum 5629 *m* hohen Elbrus, und wenn nicht die gewaltige Höhe und die fremde, ungewohnte Umgebung wäre, so könnte man sich fast in ein erschlossenes Gebiet der Ostalpen veretzt fühlen. Ungefähr 200 *km* weiter östlich ist der Gegenspieler des Elbrus, der Kasbjet, 5041 *m*, der ebenso wie sein Bruder im Westen ein alter Vulkan ist. Er liegt noch günstiger für den Bergsteiger, denn unmittelbar an seinem Fuß führt die große Heerstraße vorbei, die von Wladikawkas, das jetzt Ordschonikidse heißt, nach Tiflis führt. Auch hier haben die Russen durch Wegbauten und Schutzhütten den Berg „ostalpin“ hergerichtet.

Zwischen Elbrus und Kasbjet erstrecken sich in einem fast 200 *km* weiten Zug die Berge, derenthalber der Bergsteiger in den Kaukasus fährt. Dort herrscht noch überall Ruhe, und wenn auch bereits Autostraßen begonnen werden, so werden sie vorläufig noch nicht in die Hochgebirgstäler hineinführen. Wie zur Zeit der ersten englischen Entdecker, so ist auch heute das Tragtier, das Pferd und der Esel, das einzige Transportmittel. Wohl hat die neue Zeit in irgendeiner Form Einzug gehalten auch in entlegenen Dörfern, aber im allgemeinen hat sich nicht viel geändert.

Es ist möglich, daß das Urteil des Bergsteigers durch die ungewohnte Umgebung befangen ist, daß die Berge durch den Mangel jeder in den Alpen gewohnten Erleichterung noch wilder erscheinen. Aber auch bei längerer Gewöhnung bleibt das Gefühl, daß die höchsten Gruppen des kaukasischen Hochgebirges großartiger und wilder sind als die gewaltigsten Berggruppen der Westalpen. Es wäre jedoch wieder über das Ziel geschossen, wenn man die Berge des Kaukasus, was Schönheit betrifft, über unsere Alpen stellen würde. Gewiß gibt es in den Alpen keinen Berg, der der Schhara, dem Düchtau, dem Roschtantau an die Seite gestellt werden könnte. Abstürze wie die Besengimauer, eine über 10 *km* lange Eisflanke von durchschnittlicher Höhe von fast 2000 *m* gibt es freilich weder an den Südstürzen des Montblanc, noch kann sich der Ostabsturz des Monte Rosa mit ihnen vergleichen. Aber der Bergsteiger würde im Kaukasus vergeblich nach Gruppen suchen, wie die Dolomiten es sind. Nach den Nadeln von Chamonix, nach Wänden wie das Karwendel oder die Gefäueberge sie haben oder nach Seen wie der Königssee. Wildheit, Größe und Unberührtheit der Natur findet er im Kaukasus, aber die Vielgestaltigkeit der Bergformen, die Lieblichkeit von stillen Seen, das weiße Leuchten der Zinnen und Wände der Nördlichen Kalkalpen und der herrlichen Dolomiten bleiben unseren Heimatbergen vorbehalten.

Paul Bauer eröffnete den Zug deutscher Bergsteiger nach dem Osten. In kleineren und größeren Abständen folgten deutsche Männer aus dem Reich und aus Österreich dem lockenden Ruf nach Abenteuern und Erlebnissen in fremdem Land und Gebirge. 1928, 1929, 1930, 1931 waren Expeditionen im Düchsu, am Düchtau, im Besengi,

am Koschtantau, in der Swietgargruppe. Die Schhara wurde wieder bezwungen, ein neuer, unerhört kühner Anstieg nach sechstägigem Ringen auf diesen Berg gefunden. Zum ersten Male wagte sich ein Alleingänger auf den 5036 m hohen Ostgipfel des Dschangitau. Ein Jahr später gelang eine Fahrt, der letzteren ebenbürtig: Sämtliche Besengigipfel wurden in einem Zuge überschritten. Die Fünftausender waren sämtlich erstiegen, und die Zahl der bedeutenden Viertausender war nicht mehr sehr groß. Es ist begreiflich, daß auch im Kaukasus neben den Gipfelzielen auch die Wegführung allmählich als Aufgabe an die Bergsteiger herantreten mußte.

Die „Kaukasusfahrt österreichischer Sektionen des D. und. S. Alpenvereins 1935“ sollte beiden Zielen gerecht werden: Auf die großen Fünftausender sollten neue Wege gefunden werden und die wenigen Viertausender, die bisher noch nicht erstiegen worden waren, standen ebenfalls auf unserem Plane. Wir waren 11 Mann und wir konnten erwarten, bei günstiger Verteilung dieser zahlreichen Mannschaft ein reiches Ergebnis bergsteigerischer Tätigkeit nach Hause zu bringen. Denn so angenehm ohne Zweifel bei Fahrten, die überwiegend auf Felsgelände sich vollziehen, die Zweizahl der Teilnehmer ist, so glaube ich, daß für Anstiege, die viel Eis und Schnee haben, bei welchen viel Stufen- und Spurarbeit zu erwarten ist, eine Zweierseilschaft viel langsamer vorwärtskommt als vier Mann. Auch wenn jeder Mann sich in persönlicher Höchstform während des Anstieges befindet, ist es notwendig, daß von Zeit zu Zeit der Führende abgelöst wird, denn anstrengende Spurarbeit in Höhen um 5000 m erfordert längere Erholungspausen. Die Anstiegszeiten, die von einer Vierergruppe, d. h. von zwei Zweierseilschaften, erreicht werden, verkürzen sich gegen die Zeiten, die eine Gruppe von nur zwei Bergsteigern bewältigt, wesentlich, und von Schnelligkeit kann in diesem einsamen Hochgebirge das Gelingen einer Fahrt abhängen.

Es ist wertvoll, bei dieser Gelegenheit auf zwei grundlegende Arten der Erstiegenen hinzuweisen, die sich im Kaukasus entwickelt haben: Die eine, die ich die englische nennen möchte, wurde von den englischen Bergsteigern und ihren Schweizer Führern gehandhabt. Die andere ist die Art, wie nach dem Kriege die deutschen und österreichischen Bergsteiger und die Russen ihre Fahrten ausführten. Die Engländer und ihre Führer pflegen von einem hochgelegenen Lager mit möglichst wenig Gepäc in gewaltigem Tempo, sozusagen im Sturme, die unerstiegenen Gipfel anzugehen. Vorteile dieser Methode sind vor allem die leichte Art des Steigens und die dadurch erreichten Zeiten, die oft ganz unwahrscheinlich klingen. Der augenfälligste Nachteil ist wohl die allzu große Abhängigkeit vom Lagerplatz: Ein unfreiwilliges Bimaf in großer Höhe mußte unbedingt vermieden werden, was wieder unter Umständen mit dem Verzicht auf die Erreichung des höchsten Gipfels gleichbedeutend sein konnte. Die von den Nachkriegsbergsteigern im Kaukasus ausgebildete Methode ist das gerade Gegenteil der englischen Art. Man zog mit gewaltigem Gepäc los und bimarfierte sich sozusagen den Berg hinauf. Die Beweglichkeit und die Schnelligkeit litten naturgemäß dabei sehr, aber die Abhängigkeit vom Lager war fast aufgehoben und auch Wetterschwankungen spielten keine so ausschlaggebende Rolle. Fahrten wie der Schharapfeiler oder die Überschreitung der gesamten Bezugsmauer wären sogar den englischen Hoch- und Schnellläufern mit ihren erstklassigen Führern nach der alten Art niemals möglich geworden.

Wir hatten schon beim Studium des Schrifttums die Nachteile und Erfolge beider Methoden erkannt und bemühten uns, im Verlauf unserer Tätigkeit im Gebirge ihre Vorteile nutzbar zu machen, ohne die Nachteile mitmachen zu müssen. Dies gelang uns selbstverständlich nur teilweise. Was uns besonders für die englische Methode einnahm, war begreiflicherweise die Hoffnung, das Gewicht der Rucksäcke auf ein menschliches Maß zu beschränken, und wir versprachen uns davon neben der größeren Schnelligkeit auch ein genuhreicheres Steigen. Andererseits erforderten die von uns geplanten Fahrten weitgehende Unabhängigkeit vom Hauptlager. Wir wollten also einen mög-



Öpfelbild vom Pjeganjubajsch. Von links nach rechts: Unbenannter Öpfel, Doppachtau, Euganbajsch, Eugantau



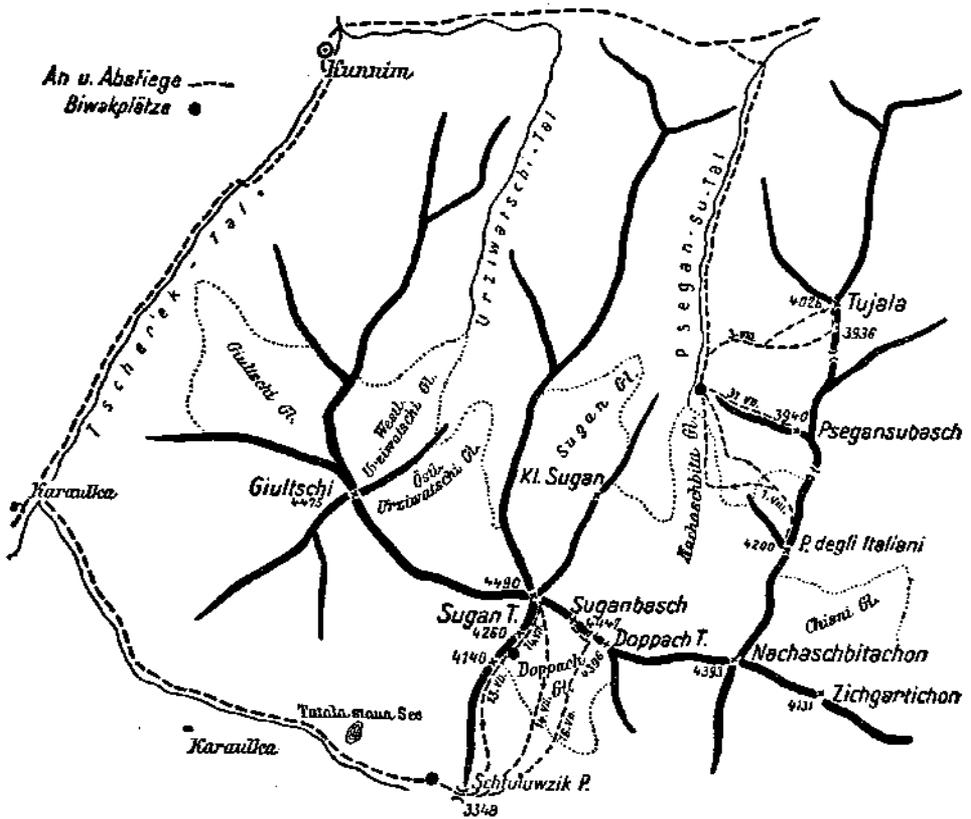
Eisabrinneufung an der Ötztal

lichtst leichten Rucksack tragen und 3 bis 4 Tage ausbleiben können, ohne dabei zu verhungern. Wenn irgendwie Abstriche gemacht werden konnten, so war es nur in der Gruppe „Bequemlichkeit“. Unsere Bivakausrüstung bestand aus nur einem Zdraktsack für je zwei Mann. Weder Schlafsäcke noch Decken, noch Gummi- oder Luftmattzen hatten Platz in unseren Säcken. An Mundvorrat haben wir am Anfang etwas zuviel gespart, aber allmählich fanden wir die richtige Menge, die ausreichte, um bis zur Heimkehr zum Zelt auszukommen.

Die Ausrüstung für eine Expedition in den Kaukasus unterscheidet sich von einer Ausrüstung für eine längere Westalpenfahrt in erster Linie dadurch, daß alles, was mitgenommen wird, zwei Monate durchhalten muß und zweitens, daß Dinge, die nicht mitgenommen werden, auch tatsächlich bis zur Heimkehr entbehrt werden müssen. Nach unserer Erfahrung ist der Fehler, zu viel mitzunehmen, der größere, als zu wenig mitzunehmen (nur das Geld ist eine Ausnahme von dieser Regel). Die Verpackung ist einer der wichtigsten Teile einer Auslandsbergfahrt, und es ist wohl berechtigt, einiges darüber zu sagen, weil die Verhältnisse sich seit der Zeit, als die letzten Expeditionen des Alpenvereins in Rußland tätig waren, sehr geändert haben. Es ist dem nach Rußland reisenden Fremden nicht erlaubt, Lebensmittel in auch nur mäßig großen Mengen mitzunehmen. Durch Entgegenkommen der russischen Handelsvertretung in Wien wurde uns erlaubt, Trockenmilch, Fett, Feig- und Wurstwaren, Suppenwürfel und Brot im Ausmaße von zusammen 300 kg mitzunehmen. Was wir sonst noch brauchten, kauften wir gut und zu ungefähr denselben Preisen wie bei uns in Moskau ein. In Kalschik, dem Einbruchsort für Elbrus, Utscha-, Besengi- und Dschufugebiet, sind Lebensmittel nicht in genügender Auswahl zu haben. Die von uns sehr geschätzten Obstkonserven waren dort z. B. überhaupt nicht erhältlich. Wir führten Brot aus Österreich mit, aber es hielt sich nicht, und bald waren wir auf Zuschuß von russischem Brot angewiesen, das wir, in Widerspruch mit dem Urteil von Teilnehmern früherer Expeditionen, schmackhaft und wohlverdaulich fanden. Schiffs- oder Militärzwieback konnten wir in Rußland ebensowenig wie in Österreich austreiben. Wichtig ist auch die „Rocherfrage“. Wir benützten Primus-Petroleumkocher, die wir den Benzinkochern vorzogen, weil wir letzteren wegen der großen Explosionsgefahr mißtrauten. Diese Entscheidung war klug, denn man bekommt in Rußland, wie sich in Kalschik herausstellte, nur schwer reines Benzin. Der Brennstoff ist, wie jeder Bergsteiger weiß, für den „Primus“ die Seele, und oft streifen diese sonst ausgezeichneten Kocher, wenn der Brennstoff nicht erstklassig ist. Unsere Kocher arbeiteten mit Petroleum, das wir in Kalschik auf dem Markte gekauft hatten, in 5000 m Höhe tadellos. Es empfiehlt sich, Gefäße für das Petroleum von zu Hause mitzunehmen, weil in Kalschik absolut nichts Geeignetes aufzutreiben ist.

Der Anmarsch

Unser „Kriegsplan“ war auf einer Voraussetzung aufgebaut, die nicht eintraf! Wir hofften nämlich, von den russischen Behörden die Erlaubnis zu bekommen, uns länger als zwei Monate, was das höchste gewöhnliche Maß an Aufenthalt für Fremde ist, in Sowjetrußland aufhalten zu dürfen. Die außerordentliche Liebenswürdigkeit und das Entgegenkommen, das uns in Wien von Seiten der dortigen russischen Vertretung gezeigt wurde, berechtigten zu dieser Hoffnung. Wir wollten in Gruppen von Kalschik aus ins Gebirge gehen und uns nach vierwöchentlichem Aufenthalt wieder in dieser Stadt treffen und dann neuerdings in andere Berggruppen ziehen. Als wir verabredungsgemäß nach ungefähr vierwöchentlichem Aufenthalt zurückkehrten, wurde uns mitgeteilt, daß die erhoffte Verlängerung der Aufenthaltsdauer nicht eingetroffen war. So blieben im großen und ganzen die Ergebnisse der „ersten Halbzeit“ auch das Endergebnis der Expedition.



Als wir am 24. Juni 1935 bei gewaltiger Hitze den Wiener Ostbahnhof verließen, waren wir 13 Mann, die als Bergsteiger in den Kaukasus wollten. Vier Mann gehörten nicht zur „S. R. G.“, wie wir unser Unternehmen kurz nannten, nämlich die Münchener Herren Böttner, Rosenschon, Schmaderer und Börg, die mit uns die Reise nach Naltschik gemeinsam machten. Zwei Mann fehlten bei der Abreise, die Herren Dr. Bernhard Bauer und Dr. Ludwig Obersteiner aus Graz, die einen Monat später von Wien wegfuhrten und ihre Fahrten vollkommen selbständig ausführten. Die neun österreichischen Bergsteiger waren die Herren Rud. Fraißl (S. D. Gebirgsverein), Ferd. Krobath (S. Villach), Walter Marin (S. Reichenstein), Ferd. Peringer (S. Reichenstein), Hubert Peterka (S. D. Gebirgsverein), Erwin Schlager (S. Salzburg), Leo Spannrafft (S. Villach), Dr. Hans Thaler (Akad. S. Innsbruck, S. D. Gebirgsverein) und Rudolf Schwarzgruber (Ak. S. Wien) als Leiter.

Gegen Mitternacht erreichten wir Warschau und wurden der Sorgen um die Nützigung durch Herren des „Klub Wyszokorski“ enthoben, die uns ihre Räumlichkeiten in gastlicher Höflichkeit zur Verfügung stellten. Hier erfuhren wir auch, daß neben einer sehr zahlreichen Expedition, die von polnischer Seite in den Kaukasus entsendet wurde, auch aus Frankreich etwa acht Bergsteiger dort tätig sein würden.

Der mehrtägige Aufenthalt in Moskau verrann sehr schnell. Der österreichische Gesandte in Moskau, Erz. v. Pachser-Theinburg, ließ sich die Teilnehmer vorstellen und hatte die außerordentliche Freundlichkeit, uns zu einem Abendessen in den Räumen der Gesandtschaft einzuladen. Herr Leg.-Sekretär Ufr. Schwinner kümmerte sich um uns von

der ersten bis zur letzten Stunde unseres Aufenthaltes in der russischen Hauptstadt, und es darf die Gelegenheit nicht außer acht gelassen werden, um nochmals dem Herrn Gesandten und Herrn Leg.-Sekretär Schwinner für ihre Liebenswürdigkeit und Hilfe zu danken. Wir benützten unseren Aufenthalt in Moskau, um mit den führenden Kreisen der russischen Bergsteigerorganisation OPTÉ Fühlung zu nehmen, die für unsere Pläne größtes Interesse zeigten und uns während unseres Aufenthaltes im Kaukasus in jeder Hinsicht in freundschaftlicher Weise unterstützten.

Am 29. Juni verließen wir Moskau. Als Abschied gab es noch eine unangenehme Nachricht für uns: Das Gepäck, das mehr als 1000 kg wog, mußte in Moskau zurückbleiben, weil wir es zu spät zur Bahn gebracht hatten. Alle Bemühungen, es flottzumachen, scheiterten, aber 24 Stunden nach unserer Ankunft in Naltschik kam die umfangreiche Fracht vollkommen unbeschädigt dort an.

Die Reise nach dem fast 2000 km südlich gelegenen Naltschik mag einförmig sein. Für uns vermittelte sie die erste Vorstellung der ungeheuren Größe der russischen Staaten. Zwar sind die Wagen der Züge, die von Moskau ins Innere der Union führen, nicht so schön wie die Züge, die Moskau mit dem Westen verbinden, aber sie sind reinlich und geräumig. So ging es zwar langsam, aber stetig dahin, durch ungeheure Getreidfelder, große unbebaute Flächen, unendlich — weit — unendlich. Am zweiten Tage tauchten an der Sichtgrenze gewaltige Pyramiden auf: es waren die Schladenhalden der Kohlengruben des Donezgebietes, und bald darauf rollte unser Zug langsam an den fruchtbaren Ufern des Asowschen Meeres entlang. Am Abend erreichten wir Rostow am Don, und am Morgen des dritten Tages weckte uns der „Diensthabende“, der die Morgenstunden als Wache übernommen hatte, und zeigte auf ein wunderbares Bild: im Süden stand im Dunst der noch dunklen Ebene, in rotem Licht unwirklich ferne und schön der weiße Doppelfegel des Elbrus. Obwohl wir noch viele Stunden Zeit hatten bis zum Endpunkt unserer Eisenbahnreise, war doch an Schlafen nicht mehr zu denken. Jeden Augenblick sah ein Gesicht zum Fenster hinaus, um die aus dem Schriftwerk so vertrauten Berge in Wirklichkeit zu sehen.

Naltschik selbst stellte uns noch eine harte Probe der Geduld, die nicht jeder von uns bestand. Nach Ankunft des Gepäcks wurde mit Feuereifer ausgepackt, gewogen, wieder eingeteilt und in Lasten von je 100 kg für Pferde und je 48 kg für Esel zusammengestellt. In einem Tage war alles fertig, und wir glaubten ins Gebirge abreisen zu können. Es ist begreiflich, daß wir mit aller Sehnsucht und Ungeduld warteten, von Naltschik wegzukommen, aber in Rußland ist es nicht so eilig, und schon gar nicht begriffen die Russen unsere Eile in bezug auf die Berge, denn — so meinten sie — die Besengiberge werden uns bestimmt nicht davonlaufen. Zu allem Überschuß kamen noch die Franzosen einen Tag nach uns an, und wir erfuhren mit Erger, daß sie ebenfalls ins Besengigebiet gehen wollten, und mußten mit Grimm zusehen, wie sie ihre Lasten auf Tragtiere verstaute und wegzogen.

Aber der 5. Juli war für uns der Tag der Erlösung. Wir verstaute alles auf zwei Lastkraftwagen und fuhren los, Kaschkatau zu, wo wir uns auf einen Monat trennen wollten.

Wir hatten uns in Moskau bei russischen Bergsteigern über die bisherige Erschließung der Berge im Besengi- und Düksugebiet genau erkundigt und bauten auf Grund dieser Nachrichten unsere Tätigkeit in den beiden Gebieten auf: Fünf Mann wurden in das Gebiet des Düksufjessels entsendet, vier waren im Besengital tätig, und das Gebiet des Chevfurischen Kaukasus, über das bisher fast gar nichts bekannt geworden war, blieb den beiden Grazern Dr. Ludwig Obersteiner und Dr. B. Bauer vorbehalten.

Krobath war der Leiter der Mannen, die in die Berge um den Düksugletscher und in die Sugangruppe zogen. Mit ihm gingen Fraißl, Peterka, Schlager und Spanntast und der russische Dolmetsch Kola Krottow. In die Besengigruppe zogen wir zu viert: Marin, Peringer, Dr. Thaler und ich.

Die Verhältnisse, in welchen die Sagan-Düchsu-Gruppe, nach ihrem Hauptlager *Karaulka* nach diesem genannt, arbeitete, waren grundverschieden von den Verhältnissen, die die Besengigruppe vorfand. Bei dem Vergleich der Lagerplätze, die beiden Gruppen als Stützpunkte dienten, fällt vor allem auf, daß die Karaulka-Leute das Mißgeschick hatten, ihr Lager nicht so anlegen zu können, wie es die Besengi-Leute tun konnten, die ihre Rippen und Säcke von den Tragtieren auf den Boden stellten und fast auf demselben Fleck ein Dauerlager errichten konnten. *Misse Rosch*, 2550 m, der traditionelle Lagerplatz der Bergsteiger im Besengi, ist mit Tragtieren erreichbar. Die Karaulka ist nur 1800 m hoch und ist als Lager für sämtliche Fahrten des Sagan- und Düchsu-Effekts gleich gut und gleich schlecht geeignet. Es mußte also, wenn irgendeine Fahrt begonnen werden sollte, dort erst ein Lager 800—1200 m höher eingerichtet werden, was wieder einen recht mühsamen Proviantnachschub bedeutete, der natürlich von den Teilnehmern selbst besorgt werden mußte. Bei der Ersteigung der Gipfel machte sich die hohe Lage der Lagerplätze dagegen wieder angenehm bemerkbar, um so mehr als die zu ersteigenden Gipfel, mit Ausnahme von *Schhara* und *Koschtantau*, wesentlich niedriger sind als die Riesen des Besengitales.

Die Besengi-Leute waren bei ihren Fahrten tagelang unterwegs: bei der Ersteigung der *Gistola* über die *Katünrippe* kamen sie nach 70 Stunden zum Zelt zurück, bei der Ersteigung der *Dschangiflanke* nach 97 Stunden. Der Versuch auf den *Düchtau*, der in 4900 m Höhe endete, dauerte, obwohl das Lager in 3450 m stand, gegen 36 Stunden, die Ersteigung nahm dann allerdings, als wir zu zweit waren, weniger Zeit in Anspruch. Die lange Dauer der einzelnen Fahrten erklären sich einerseits aus den zu überwindenden großen Höhen (Lager — *Gistola* rund 2100 m, Lager — *Dschangitau* rund 2400 m, Lager 3450 m — *Düchtau* rund 1750 m) und aus den recht ungünstigen Schneeverhältnissen, die bei den Fahrten angetroffen wurden. Die im Vergleich zur Karaultagruppe scheinbar geringe Tätigkeit der Besengileute ist aus diesen Gründen schon teilweise erklärt, dazu kommt aber noch der Umstand, daß die im Besengigebiet ausgeführten Bergfahrten die Teilnahme von vier Mann an jeder Bergfahrt aus den schon eingangs geschilderten Ursachen notwendig erscheinen ließ. Nach der *Dschangifahrt* waren überhaupt nur mehr drei Mann marschtauglich, weil Dr. *Thaler* sich bei dieser Besteigung Erfrierungen zugezogen hatte.

Rudolf Schwarzgruber, Wien.

1. Im östlichen Kaukasus

Ein Traum ging in Erfüllung. Ich habe ihn lange geträumt. Durch 15 Jahre. Den „*Merzbacher*“, die Berichte in den Jahrbüchern unseres Vereines über die Erschließungsfahrten der großen Bergsteiger, kannte ich auswendig. Damals war ich 21 Jahre alt. Als acht Jahre später einige Expeditionen auf Gipfeln dieser Gebirgswelt stehen konnten, versuchte ich, die Einreise zu erhalten. Es blieb leider beim Versuch, ein zweiter zwei Jahre später mißglückte ebenso. So resignierte ich still und glaubte nicht mehr an eine Erfüllung. Sie kam plötzlich, wie das oft auch bei Bergen in der Heimat, die man schon jahrelang zu besteigen wünscht, der Fall ist.

Der Kaukasus ist schön. Der Traum war schöner. 15 Jahre gegen knappe sechs Wochen Wirklichkeit. Ich will aber nicht undankbar sein. Ich habe diese Stunden des Berg-erlebens voll genossen, vielleicht stärker, als wenn ich schon als Junger in diese Berge gekommen wäre.

Der Schwierigkeiten in bergsteigerischer Beziehung gab es für meinen Kameraden Dr. *Bernhard Bauer* und mich als gesonderte Abteilung der österreichischen Kaukasus-Expedition 1935 keine unmäßigen.

Die Berge östlich der grusinischen Heerstraße haben Westalpencharakter mit oft noch geringerer Vergletscherung. Auch hatten wir Glück, denn wir kamen zufällig immer ohne

Rekognoszierung über die Westflanken auf die Gipfel. In diesen ist die Vergletscherung ganz außerordentlich zurückgegangen, während in den Ostabstürzen oft steile Eisrinnen und Hängegletscher den Aufstieg erschweren.

Merzbacher nennt das Berggebiet östlich des Terek „Chewsurische Alpen“. Ob die Bezeichnung richtig ist, läßt sich schwer sagen. Chewsuretien liegt nämlich südlich des wasserscheidenen Hauptkammes, der nach Merzbacher im Süden der hohen Gipfel ostwärts gegen den großen Barolo als Hauptknotenpunkt streicht, während die von diesem Kamm nordwärts ziehenden Bergketten bereits im Gebiet der Inguschen liegen. Zwei dieser Ketten waren unser Ziel. Die eine zwischen dem Ristinkatal, einem östlichen Seitental des Terek, und dem Schan-Tschotsch-Tal gelegene Kette mit dem höchsten Gipfel, dem *Schan-Tau*, die andere wieder östlich dem Schan-Tschotsch-Tal gelegene mit dem *Ridenaiss-Magali* als höchstem Punkt.

Während dem Ristinkatal und seiner westlichen Begrenzung, dem Kuru Tau, etwa 4200 m, und dem Schino Tau, etwa 4000 m, von Andreas Fischer und einem grusinischen Führer vor 30 Jahren ein Besuch abgestattet wurden, wobei Fischer genannte Gipfel und zwei Gipfelpunkte im Süden des Tales vom Ribischagletscher aus erstieg, sind die östlicheren Ketten bisher von keinem Bergsteiger betreten worden.

Wir brachten etwas Bewegung in diese stillen Täler. Das heißt, so weit es überhaupt möglich war, Tal- und Umbewohner dieser Gegenden in Bewegung zu versetzen. Geduld und noch einmal Geduld ist das Lösungswort für Reisen außerhalb der Alpen.

Am 27. Juli fuhren wir mit einem Inturistauto auf der grusinischen Heerstraße bis zur Mündung des Ristinkabaches in den Terek. Ursprünglich war vom Direktor des Inturisthotels daran gedacht gewesen, uns auf der Straße viel weiter nach Süden ins Tal der schwarzen Uragwa zu bringen. Die vom Hochwasser verschobene Eisenbrücke vereitelte jedoch die Ausführung dieses Planes, so daß wir doch unseren Willen, vorerst ins Ristinkatal zu gehen, durchführen konnten. Erstaunlich schnell fanden wir Pferde für den Transport eines Teiles unseres Gepäcks und zogen eine steile Talstufe hinauf bis zu einer Alm auf etwa 1600 m Höhe im Tale, wo die Treiber erklärten, man könne mit Pferden nicht weiterkommen. Es gelang nach vierstündigem Palaver, um 6 Uhr neue Tragtiere für den Weiterweg aufzunehmen. Spät abends schlugen wir in 2410 m Höhe unser Zelt auf, leider an sehr ungünstiger Stelle, dem Winde ausgesetzt, ohne Trinkwasser. Als wir anderen Tages das Lager höher verlegen wollten, waren die Pferde nicht mehr da, der Dolmetsch schon heimgezogen und die noch anwesenden Treiber für einen Weitermarsch zu vernünftigen Preisen nicht mehr zu bewegen.

So verschlossen wir das Zelt und gingen taleinwärts auf unsere erste Bergfahrt.

Die Merzbacherkarte ist hier falsch gezeichnet. Der Punkt 2791 dieser Karte liegt nicht am Zusammenflusse der Ristinka mit dem vom Schinogletscher herabkommenden Bache, sondern auf der nächsten Talstufe. Dort wäre für Nachfolger der richtige Lagerplatz bei gutem Wasser und schönem Almboden. Von den Gipfeln der Schan-Tau-Kette ist vom inneren Tale aus nichts zu sehen, da massige Felsvorbauten alles verdecken. Daher stiegen wir die geröllbedeckte Flanke empor, wo es leicht und gut erschien. In etwa 3200 m ist die mehr als 1000 m höher gelegene Kammlinie wohl schon zu sehen, eine Beurteilung, wo der höchste Gipfelpunkt liegt, wegen der Steilheit aber durchaus unmöglich. So kamen wir denn auch zu weit südlich empor. Ein etwa 1200 m hohes, sehr steingefährliches und eisgefülltes Couloir mußte — nach mehreren hundert Metern verlassen und die südliche Begrenzungsflanke — emporgestiegen werden. Durch diese erreichten wir schließlich einen Grat, auf welchem wir in einer Scharte auf etwa 3900 m ein Freilager bezogen.

Am nächsten Morgen benötigten wir noch ein Stück den Grat, der einige schwerere Kletterstellen aufwies, und querten, bevor er an einer Felswand endigt, im obersten Teile des Couloirs das hier eingelagerte sehr steile Eisfeld zur nördlichen Begren-

zungsrinne. Vereiste brüchige Rinnen brachten uns auf den Hauptkamm. Zahllose größere und kleinere Grattürme ließen auch hier noch nicht erkennen, wo sich der höchste Punkt befand. So wandten wir uns auf gut Glück nach Süden. Ein steiler Schneegrat, ein Felsaufschwung, mehrere Abstiege dazwischen und schließlich ein längerer Zackenrat ließ uns um die 2. Nachmittagsstunde den Mittelgipfel des *Schan Tau*, nach unserem Höhenmesser etwa 4460 *m* hoch, erreichen. Jetzt konnten wir den Gratverlauf und die Gipfelpunkte erschauen. Der *Schan Tau* hat drei Gipfelpunkte, die ziemlich weit voneinander entfernt liegen. Südlich von uns lag der vielleicht einige Meter höhere Südgipfel, nördlich überragte der Hauptgipfel als mächtiger Felssturm, von unserer Aufstiegscharte durch mehrere hohe Felstürme und einen sehr steilen, sehr schwierig erscheinenden Aufschwung getrennt, unseren Standpunkt um ein Beträchtliches. Die Merzbacherkarte gibt für den *Schan Tau* 4430 *m* an. Da wir schon 30 *m* höher standen, mußte der Hauptgipfel über 4500 *m* sein. Den Abstieg nahmen wir auf gleichem Wege. Nach einem Rasttage querten wir in den Nachmittagsstunden des 31. Juli das Kar unter dem Couloir unserer ersten Fahrt und umgingen auf ungeheuren Schuttströmen die nördliche Begrenzungsrinne. So gelangten wir ins nördlicher gelegene Kar, in welchem ein Hängegleitser in der Falllinie des höchsten Gipfels eingebettet ist. Er wurde ebenfalls an seinem unteren Rande unter den Eisabbrüchen gequert, ein noch nördlicher gelegenes Seitenkar betreten und in der Südflanke der Begrenzungsrinne desselben, in etwa 3600 *m* Höhe, die Nacht verbracht. Schon um 8 Uhr morgens erreichten wir durch Rinnen den Hauptgrat und glaubten in kurzer Zeit den nun südlich von uns gelegenen Hauptgipfel bezwingen zu können. Jedoch zuerst ein ebener Grat, dann ein Felssturm, ein sehr steiler Eisgrat, der mit den Eisen bewältigt wurde, ein Grataufschwung, wieder ein Schneegrat und zuletzt ein langer besonders brüchiger Grat mit aufgestellten losen Blöcken und Platten hielten uns trotz vielfach seilfreien Kletterns vier volle Stunden in Spannung, so daß wir uns erst um die Mittagsstunde am Gipfel niederlassen konnten. Unsere Höhenmesser zeigten 4525 *m*.

Irgendwelches Zeichen eines früheren Besuches war nirgends vorzufinden, so daß wir sicherlich die erste Besteigung ausgeführt hatten.

Damit beschlossen wir unsere Tätigkeit im Risikofatal. Der nördlich von uns im Hauptkamm liegende Gipfel des *Ritj Tschortj Kort*, etwa 4200 *m* hoch, weist fast gar keine Vergletscherung auf, weshalb er aus unserem Programm gestrichen wurde.

Die Hitzewelle wirkte sich langsam aus. Starke Gewitter im Süden und Norden stiegen auf, und Hochbewölkung ließ auf baldige Änderung des Wettercharakters schließen. So wollten wir vor dem Schlechtwetter noch die vom *Schan Tau* aus mächtig lodende Pyramide des *Rasbjet* ersteigen.

Mit Hilfe eines russischen Ingenieurs, der im Tale geologische Aufnahmen machte, konnten wir uns am 3. August Pferde für den Rücktransport unseres Gepäcks beschaffen. Ein Snturifauto wurde von uns im Augenblicke unseres Eintreffens beim Talbeginn aufgehalten und sogleich die Fahrt nach *Gwiseti* angetreten. Auf einem Rotstege überschritten wir den *Terek*, da die Bauarbeiten an der Brücke und Straße noch immer nicht vollendet waren. Am anderen Ufer glückte es uns, in kurzer Zeit in einem Autobus Platz zu finden und zeitlich die Station *Rasbjet* zu erreichen. Die ehemalige Station, die dem Pferdewechsel und der Übernachtung der Reisenden gedient hatte, umgibt jetzt ein großer Ort mit vielen neuerbauten Landhäusern. In der „*Basa*“ der russischen Bergsteigervereinigung fanden wir gute Aufnahme. Zwei französische Bergsteiger, die soeben von einer Besteigung des *Rasbjet* zurückgekehrt waren, orientierten uns trefflich über den Aufstiegsweg.

Am Anstiegsstage hatten wir außer unseren gewöhnlichen Säcken noch einen dritten mit den Lebensmitteln und anderen Dingen zu tragen. Alle hundert Meter wurde gewechselt, bis nach 500 Höhenmetern, etwas oberhalb der Kirche *Iminda Sameho*, uns der

Führer von drei mit Holz belasteten Tragtieren zur Einsicht brachte, daß es besser wäre, alle Säcke den Tieren anzuvertrauen. So erreichten wir, fast mühelos aufwärts bummelnd, schon in den frühen Nachmittagsstunden das Observatorium, eine kleine schon ziemlich schadhafte Holzhütte, am orographisch linken Ufer des Orzferigletschers. Unser Höhenmesser zeigte 3670 *m* gegenüber der von den Russen behaupteten 4000 *m*, was auch erklärt, warum der Rasbjet von hier nicht in 3 oder 4 Stunden erstiegen werden kann. Es war der letzte Schönwettertag. Als wir nach sechsstündigem Anstiege und kurzem, bereits sehr windigem Aufenthalt um 12 Uhr 30 Min. den Gipfel verließen, verschloß der Nebel die herrliche Aussicht, die weit über das Besenggebiet bis zum Elbrus reichte. Im unteren Teile, wo der Weg am Gletscherrande unter einer etwa 50 *m* hohen sehr lockeren Moräne, über der sich ein vom Sattel zwischen beiden Rasbjetgipfeln herabziehender Hängegletscher wölbt, entlangführt, entrannten wir knapp einer Salve riesiger Blöcke. Die Aufnahme im Observatorium war außerordentlich gut. Wir verdankten sie einer Gruppe Tifliser Bergsteiger, darunter besonders in Tiflis festhaften Deutschen. In der Nacht schlug das Wetter endgültig um, brachte schweren Regen und einen sehr süßbaren Wasserstrahl auf meine Lagerstätte.

Die Tifliser suchten uns zu bewegen, mit ihnen ihren zur zweiten Ersteigung des Gimarai Hoch, 4778 *m*, vorausgezogenen Kameraden zu folgen, angesichts des Wetters aber und des Planes, mit unserer Hauptgruppe zusammenzukommen, mußten wir ablehnen. Unter den Tiflisern waren sehr gute Bergsteiger: Alegria Dschaparize und seine Schwester Alexandra, die zusammen mit einem Dritten als erste russische Partie im Jahre 1934 den Südgipfel des Ušba erstiegen hatten. Dschaparize und seinen Kameraden gelang am Tage unseres Abstieges nach Station Rasbek trotz ungewöhnlich schlechten Wetters die zweite Ersteigung des Gimarai Hoch auf teilweise neuem Wege. Einige Tage später übergaben sie uns Photos der Gipfelfarte und der Blechbüchse Merzbachers, die dieser im Jahre 1891 am Gipfel hinterlegt hatte.

Wir verbrachten nach dem Abstiege einige Tage in Ordşonikidsze in der Hoffnung, Nachricht von unserer Hauptgruppe zu erhalten. Als diese jedoch ausblieb, da die Rückkehr der Gruppe aus dem Besenggebiet sich um einige Tage verzögert hatte, entschlossen wir uns, unseren Plan der Erschließung des östlich das Schan-Tschotisch-Tal begrenzenden Kammes durchzuführen. Ausschlaggebend war die Möglichkeit, einen Teil des Armchitales, das erst in seinem Oberlauf Schan-Tschotisch-Tal heißt, mittels Auto zurückzulegen, da auf der Nordlehne des Tales mehrere Erholungsheime erbaut wurden. Bis zum Weiler Mogutischal, etwa drei Kilometer vor den Erholungsheimen, verblieben wir zur Aufnahme der Pferde für den Gepäcctransport und nächtigten recht bequem in einem halbverfallenen Wachturm bei einem alten, doch recht lebendigen Herrn, der auch einige Brocken deutsch konnte. Der 10. August verging mit dem Anmarsch. Am späten Nachmittag schlugen wir in etwa 2100 *m* Höhe in einer kleinen Mulde neben einer herrlichen Quelle das Zelt auf.

Am nächsten Tage betraten wir nach fünfstündigem Aufstieg bei starkem Nebeltreiben und Wind den Sacharis-gele, etwa 3600 *m* (Gele heißt Paß). Ein breiter ebener Sattel zwischen Ridenais Magali und Sacharis Magali, der in früheren Zeiten sicherlich oft von Einheimischen überschritten worden ist. Nachmittags wurde der S a c h a r i s M a g a l i, etwa 3970 *m*, erstiegen. Er dürfte wohl noch unbetreten gewesen sein. Er ist ein leicht ersteiglicher Berg, der uns in kurzen Augenblicken des Nebelaufstieges eine herrliche Aussicht schenkte.

Auf das folgende Bivak auf dem Paß denke ich mit sehr gemischten Gefühlen zurück. Schon am Morgen drückten dichte Wollen über den Hauptkamm von Süden her und verhießen baldiges Schlechtwetter. Ab 9 Uhr waren wir bis auf einige Augenblicke am Gipfel tagsüber im dichtesten Nebel. Wir begingen den etwa 2 *km* langen Nordgrat des Ridenais Magali. Sechs volle Stunden mühten wir uns ab, immer wieder tauchte ein

noch höherer Felsturm auf, auf den Nordseiten fast ebenso tief geschartet, wodurch sich die lange Anstiegszeit erklärt. Am Eckpunkt des langen Gipfelfammes beendigten wir den Aufstieg. Der erreichte Gipfelpunkt des *Ridenaia Magali* ist etwa 4230 m hoch. Der höchste Gipfelpunkt lag noch etwa 1 km entfernt und dürfte unseren Standpunkt um etwa 20 m überragen. Dieser Umstand konnte uns aber nicht mehr zum Weitergehen bewegen. Hauptsächlich deshalb, weil uns hierbei ein zweites, womöglich noch schlechteres Biwak, nicht erspart worden wäre. Der Abstieg über den Grat verlangte vier Stunden flotten Kletterns. Glücklicherweise hatten wir im Aufstieg kleine Steinmännchen gebaut, die uns jetzt sehr zustatten kamen. Die nächsten 1000 m Abstieg vom Paß weg bewältigten wir in kurzer Zeit, bei den letzten 500 m aber gestaltete sich die Orientierung in den Almwiesen sehr schwierig. Es blieb uns nichts anderes übrig, als geradeaus bis zum Gletscherbache des Haupttales abwärts zu gehen und die Steilhänge oberhalb des Baches zu queren, um das Zelt zu finden. In letzter Minute der Dämmerung tauchte dieses aus dem Nebel auf.

Nachtsüber regnete es, und auch am nächsten Tage trieben uns zahllose Regenschauer immer wieder ins Zelt. Am 14. August besuchten wir den im südöstlichsten Talabfluß gelegenen *Selis Mta*, eine herrliche Berggestalt. Bei Nebel, Regen und Schneetreiben erreichten wir die tiefste Scharte im Süden und erkletterten über den neuschneebedeckten Westgrat den Nordgipfel des Berges, etwa 3900 m. Wir fanden einen Steinmann vor, vermutlich aus der Zeit der Landesvermessung Anfang des Jahrhunderts.

Im Abstieg unterstülzte uns der Schnee wesentlich, so daß wir schon nach 2½stündigem scharfem Marsche um 4 Uhr nachmittags trotz der 1800 Höhenmeter und der weiten ebenen Talböden am Lagerplatz standen. Der Aufstieg erforderte sieben Stunden. Der Berg soll nach Aussagen einheimischer Bergsteiger nicht *Selis*, sondern *Quelis Mta*, d. h. Schlangenberg, heißen.

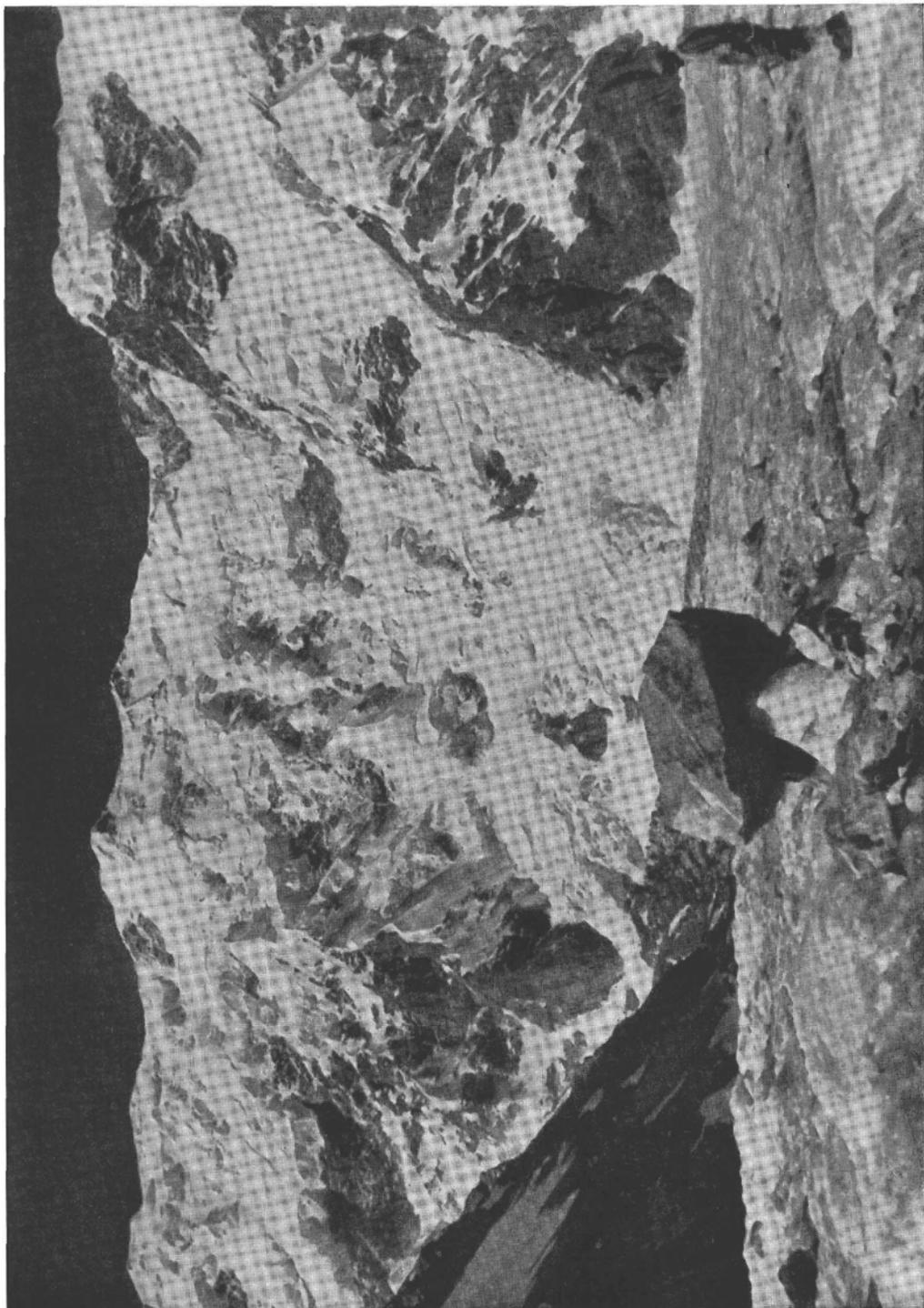
Am Rasttag und folgenden Abmarschtage herrschte regnerisches Wetter. Die gewaltigen Ostabstürze des Schan-Tau waren bis tief herab weiß verschneit. Die Treiber mit den Tieren kamen nur deshalb vereinbarungsgemäß an, weil ihnen unser Quartiergeber in Mogutschal energisch nachgeholfen hatte.

Wir benötigten fast 10 Stunden Marsches bis zum Ausgangspunkte Mogutschal, da die Pferde im Abstieg weitaus schlechter als bergan vorwärtskommen und an zwei Stellen des sonst guten Weges abgepackt und das Gepäc ein Stück getragen werden mußte. Das Tal selbst ist in seinem Mittelstück von großer Schönheit. Ein herrlicher klarer Gebirgsbach mit zahllosen kleinen Wasserfällen, schattigen Nadelbäumen, dazwischen wieder Almböden und nicht zuletzt wohlschmeckende Himbeeren im reichlichsten Maße.

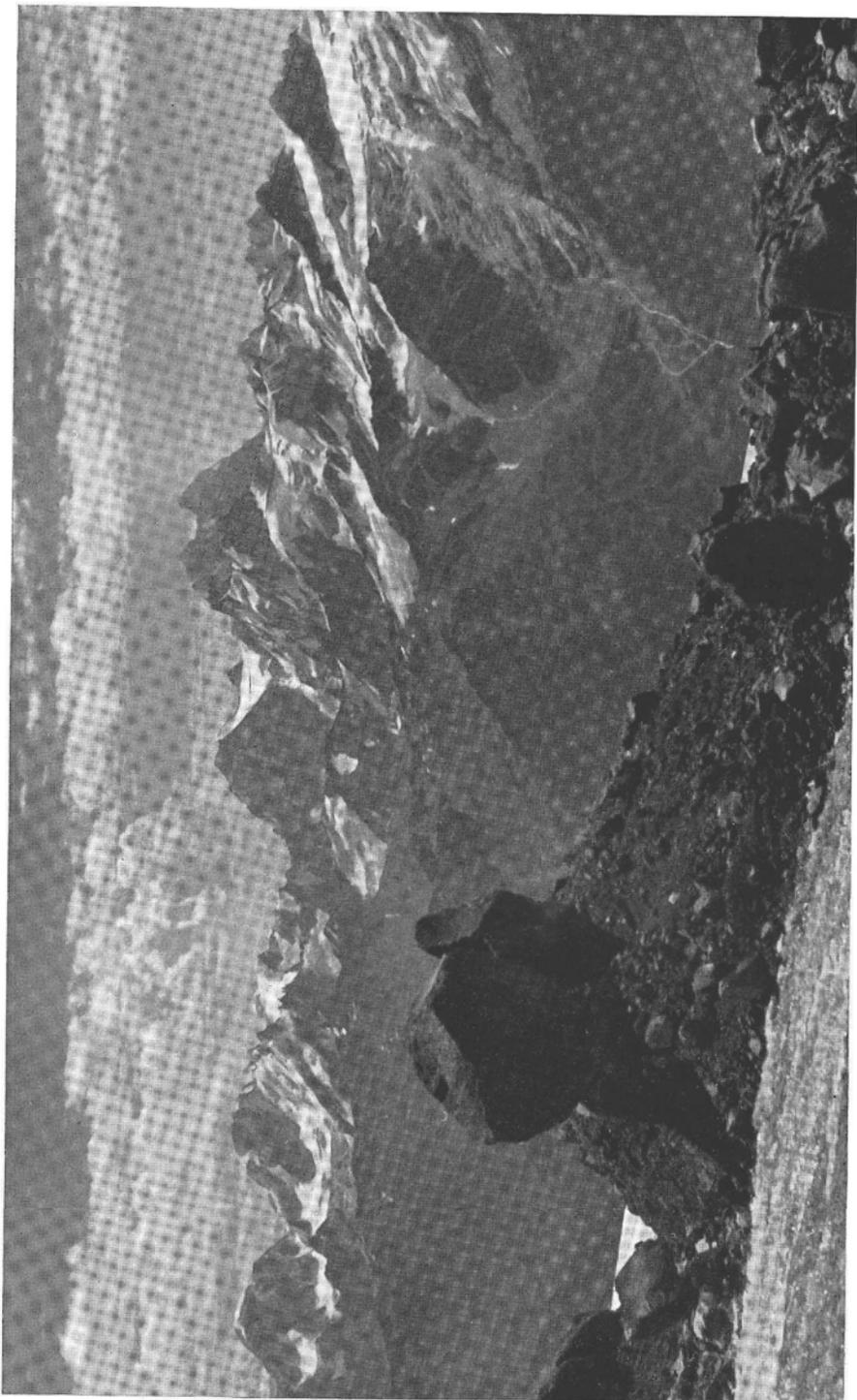
Weiter draußen im Armchital verändert die Trodenheit und der Einfluß der Steppe winde das Landschaftsbild vollkommen. Auf den Nordhängen wachsen niedrige Laubbäume und Buschwerk, die Südhänge sind vom tief eingeschnittenen tosenden Bache bis zu den Rämmen ganz kahl. Nur die Festungsdörfer der Inghusen mit den schlanken, oft bis 30 m hohen Wachtürmen wirken belebend. Jetzt haben sich die Bewohner Lehmhütten neben den alten Steinbauten errichtet, die Mauern und Türme sind bereits dem Verfall preisgegeben und bald werden Steinhäufen die letzten Zeugen einer vergangenen kriegerischen Zeit sein.

Nach Ordschonikidze zurückgekehrt, entschlossen wir uns, für die restlichen Tage zum Elbrus zu gehen. Wir hofften auch die Hauptgruppe zu treffen, um wenigstens die Heimreise gemeinsam antreten zu können. Eine fünfstündige Autofahrt, in welcher wir das den Bergen nördlich vorgelagerte Ufer- und Steppenland kennenlernten und in 100 km Entfernung den mittleren Teil der Hauptkette vor uns vorüberziehen ließen, brachte uns nach dem etwa 150 km entfernten Raltschik.

Zwei Tage später kamen wir spät abends mit dem Auto nach Terskol im innersten



Defengimauer: Dschangitau und Kattintau von Norden



Ufchogruppe vom Eibrus ans



Bassantal und stiegen noch in der Nacht zum Inturisthotel Krugasor auf 2800 m. Tags darauf erreichten wir in achttündigem flottem Aufstieg die Sattelhütte am Elbrus, 5300 m. Über 5000 m herrschte eisiger Sturm. Die Hütte hat trotz ihres erst einjährigen Bestandes keine Türen mehr, und liegt schon fast bis zum Dache unterm Schnee. Außer uns befanden sich 14 Russen in dem einzigen dunklen Raum. Unser Aufenthalt und das Schlafen am vereisten Fußboden wurde durch die außerordentliche Gastfreundschaft der russischen Bergsteiger so angenehm als möglich gestaltet. Sie gaben uns einen Schlafsack und zwei Pelzmäntel. Trotzdem blieben meine Füße tagsüber eiskalt. Wir überstanden so zwei Nächte und einen Tag, da an eine Erstiegung des Westgipfels am nächsten Tag wegen heftigen Schneiens und Stürmens nicht zu denken war. Erst gegen Abend erkannten wir, daß es sich nur um lokale Wetterstürungen, die sich am höchsten Gipfel besonders stark auswirken, handeln konnte. Tatsächlich war der Himmel, als wir am 22. August um 4 Uhr 30 Min. früh vor die Hütte traten, klar und sternübersät. Nach 1½ Stunden standen wir in der Morgensonne bei der Gipfelpyramide. In der Ferne leuchtete der Kasbjet und zwischen ihm und uns das unübersehbare Gipfelmeer mit den Glanzpunkten Besengi und Uscha.

Unser Plan, im östlichen Kaukasus Erschließungsarbeit leisten zu dürfen und den Kasbjet zu besteigen, war voll befriedigend gelungen. Ein außerordentliches Glück bescherte uns noch dazu den höchsten Berg des wundervollen Kaukasus.

So habe ich das Traumland meiner Jugend wachen und offenen Auges schauen dürfen. Ein großes Erlebnis, vielleicht das größte, in meinem so reichen Bergsteigerleben geht nun ins Reich der Erinnerung, ein nimmermüder Geist aber ruft zu neuen Taten.

Dr. Ludwig Obersteiner, Graz.

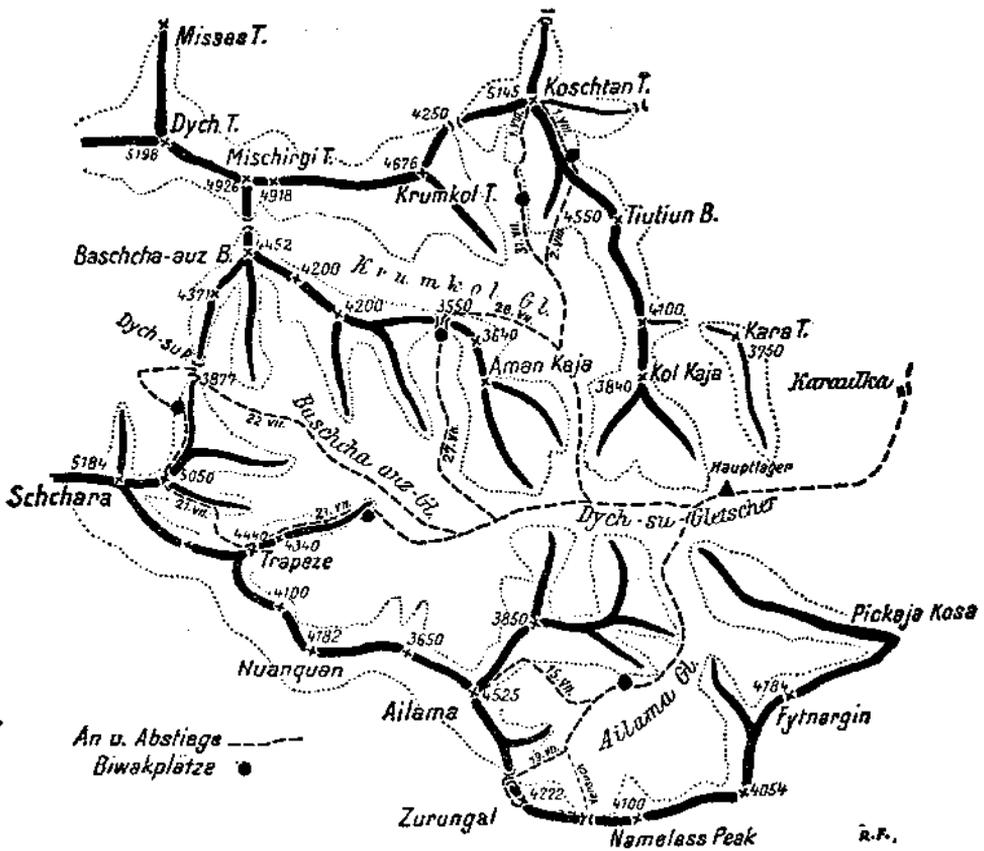
2. Fahrten der Karaulkagruppe

Sugantau, Saganbasch, Sujalatau

Von der Karaulka aus gingen wir los! Peterka und Fraißl zogen in das Dücksu-Tal, Krobath, Spannkraft und ich gingen schwerbeladen längs des Ach-su-Baches hinein gegen den Schtulupaf. Über weite Almböden erreichten wir abends auf 2900 m unter dem Schtulupaf einen günstigen Lagerplatz. In einem Meer von Vergißmeinnicht und anderen Alpenblumen neben einer köstlichen Mineralquelle stand dann bald unser Zelt.

Der 9. Juli sah uns schon um 4 Uhr 30 Min. gegen den Schtulupaf, 3400 m, wandern. Krobath ging es schlecht. Das Schwefelwasser, das er am Vortag getrunken, machte sich übel bemerkbar, er konnte einfach nicht mit und gab schließlich auf. Leo und ich setzten die Tur allein fort und strebten über den Südgrat dem Sugantau zu. Um 10 Uhr erreichten wir den ersten unbenannten, unerstiegenen Gipfel im Südgrat, 3800 m, und stiegen über einen Firngrat zu einer Scharte ab. Weiter ging es über Schnee und eisdurchsetzte Felsen zum zweiten Gipfel, 3950 m, und dann, einen steilen Hang querend, in eine neue Scharte hinab. Nun ließen wir den Grat links liegen und stiegen an der Ostseite über steile Firnhänge zum dritten Gipfel auf. Unter demselben, in einer adlerhorst-artigen Felsnische, beschloßen wir zu bivakieren und bereiteten unser Lager vor. Wir seilten uns an und schlüpfen in den Zdarfsjad.

Über Nacht hatte es uns eingeschneit. Wir wollten aber nicht aufgeben und stiegen über den Eisgrat empor. Wir hatten uns durch die Wächte und betraten den dritten Gipfel im Südgrat, 4150 m. Der Sturm tobte mit aller Gewalt, peitschte uns den Schneestaub ins Gesicht, beraubte uns jeder Sicht für den Weiterweg, und schließlich entschloßen wir uns schweren Herzens zur Rückkehr. Wir stiegen auf unserem Anstiegs-weg ab, hinterlegten im Adlerhorst unseren Proviant, denn wir wollten wiederkommen. Der Abstieg machte uns zu schaffen. Unter der Dreitausenderzone fiel Regen, und durch-



nächst erreichten wir um 12 Uhr unser Hochlager, wo wir Krobath schon wieder in besserer Verfassung antrafen.

Am nächsten Morgen Neuschnee bis ins Tal. Ich holte Proviant aus dem Hauptlager.

Um 12. wanderte ich wieder schwer bepackt zu unserem Hochlager hinauf, wobei mir ein ballarischer Schäferhund nachlief. Am ein Stück Wurst hatte er seinen Herrn verlassen und war mit mir in die Gletscherregion gezogen. Wir nannten ihn „Sugan“.

Tags darauf, am 13. Juli, zogen wir wieder über den Schtulupaf, den uns schon bekannten Weg über den langen Südgrat dem Sugantau entgegen. Auch „Sugan“ war mit dabei und rannte freudig neben uns her. Bei Beginn des Felsgrates nach dem ersten Gipfel, 3800 m, konnte „Sugan“ nicht mehr mit und blieb unter viel Geheul zurück. Auch am zweiten Gipfel, 3950 m, hörten wir noch die Klage laute des armen „Sugan“ herauf. Weiter ging es den uns schon bekannten Weg zu unserem alten Biwak „Adlerhorst“. Wir stiegen noch zum dritten Gipfel, 4150 m, auf, wobei wir über einen weit ausladenden Wächtergrat wieder zu einer Scharte absteigen mußten. Auf der einen Seite die weit überhängende Wächte, von der ein Teil abbrach, auf der anderen Seite 60 Grad geneigte Eishänge in unheimliche Tiefen. In der Scharte bauten wir uns eine Eishöhle, wurden aber dabei von einem Gewitter überrascht. Nach fünf Viertelstunden, um 20 Uhr, bezogen wir, bis auf die Haut durchnäßt, unseren Eisbau.

Am Morgen des 14. war es windstill und Nebel zog über den Grat. Eis wechselte mit Neuschnee bedeckten Felsgraten, die große Vorsicht verlangten. Aber weit ausladende

Wächtergrate kamen wir neuerdings in Felsen und über Gratblöcke und Eisgrate erreichten wir den vierten Gipfel im Südgrat, 4260 m. Da riß der Nebel auseinander und Sonne überflutete das in Neuschnee gekleidete Gelände. Jetzt erst lag unser Hauptziel, der Sugantau, vor uns. Nochmals stiegen wir über eine steile Flanke in eine Scharte ab, dann ging es die teils blankgefegten, teils mit tiefem Neuschnee bedeckten Hänge zum Sugantau, 4490 m, empor, den wir um 11 Uhr erreichten. Wir stiegen zum etwas niedrigeren Nordgipfel, dann in der Südostseite zwischen den beiden Sugangipfeln über eine 60 Grad geneigte Eiswand hinab. Solange wir Firnaufgabe hatten, kamen wir trotz Steilheit rasch abwärts, dann aber zwang uns blankes Eis zum Stufenschlagen, bis wir den Doppachgletscher erreichten. Heiß brannte im Gletscherkessel die Sonne als wir durch die Brücke und die lange Gletscherzunge in das jenseitige Tal abstiegen. Am unteren Gletscherboden verstaute wir dann Seil und Schloßerei in einer Felshöhle, denn wir wollten wiederkommen, um dem noch unerstiegenen Suganbasch einen Besuch abzustatten. Mühsam stapften wir dann zum Vorchongrat hinauf, querten die Hänge hinüber zum Schtulupaf und stiegen zu unserem Lager ab. „Sugan“ kam uns mit Freudegeheul entgegen. Den folgenden Tag hielten wir Rasttag.

Am Mitternacht vom 15. auf 16. Juli verließen wir unser Lager, und stiegen wieder, diesmal bei herrlichem Vollmond, zum Schtulupaf auf. Wir querten die beinhart gefrorenen Hänge zum Vorchonkamm, und „Sugan“, der diesmal wieder mit dabei war, konnte schon anfangs nicht mehr mit und zog es vor, endgültig ins Tal abzuhauen. Dann stiegen wir zum Doppachgletscher ab, den wir im untersten Teil querten. Dort, wo wir unsere Ausrüstung zurückgelassen hatten, kochten wir unseren Frühstückste. Der Silberschein des Mondes wechselte mit dem Purpur der Sonne, als wir den Doppachgletscher weiterzogen. Fast mühelos stiegen wir die steile Eisrinne zur Scharte zwischen Suganbasch und Doppachtau über beinharten Firn empor. Um 6 Uhr waren wir bereits in der Scharte auf 4000 m angelangt. In der warmen Sonne hielten wir kurze Rast, wobei wir dem Berg seine schwachen Seiten abspähten und den Anstieg auskundschafteten. Den Südostgrat hatten wir ins Auge gefaßt, dem sollte unser Versuch gelten. Wir kletterten über Gratblöcke, dazwischen waren kleine und große Eisrinnen zu queren, die in steilen Flanken endeten. Es gab manch schöne Kletterstelle zu überwinden, oftmals stoben Eisp splitter unter den Hieben des Pickels. Glatte Felsplatten zwangen uns in die Ostseite des Berges, wo wir über steile, vereiste Platten, die in einer Eisrinne endeten, uns emporarbeiteten. Dann standen wir vor dem großen Gratpfeller, der die Hauptaufgabe im ganzen Grat bildete. Wir lugten nach allen Seiten aus, wo er leichter zu packen wäre, kamen aber wieder auf den von Eiszapfen strohenden Kamin zurück, der uns zuerst aufgefallen war.

So zwängte ich mich in dem eisgepanzten Kamin empor. Noch ein gewaltiger Eiswulst machte mir zu schaffen. Nach zwei Seillängen kamen wir wieder in besser gangbares Gelände. Schnee und Eisgrate setzten nun an, über die wir durch eine Schneerinne wieder den Grat erreichten und damit die wärmende Sonne. Über steile Plattenwände, die teilweise vereist waren, kletterten wir weiter, bis sich oben der Grat wieder etwas zurücklegte. Wir kamen über Gratblöcke und Firnschneiden zu einem Vorgipfel. In die Scharte absteigend und über neuschneebedeckte Flanken erreichten wir über den letzten Steilaufschwung den Gipfel des Suganbasch, 4447 m. Es war unser erster klarer Tag im Kaukasus und all die Berge ringsum prangten im hellen Sonnenlichte. Um 11 Uhr stiegen wir ab von unserem Gipfel, über den Grat zurück, über den wir gekommen waren. Durch den Eiskamin seilten wir uns ab. Hinunter ging es über Fels und Eis in die Scharte. Die Eisrinne, die wir in der Früh so mühelos heraufgestiegen waren, machte uns jetzt zu schaffen. Der Schnee war weich geworden, rutschte ab und darunter war blankes Eis. Dann freilich liefen wir über den Doppachgletscher hinab und stiegen wieder auf zum Vorchonkamm. Über den Schtulupaf ging es hinab zu

unserem Lager, das wir um 20 Uhr erreichten. Unser Mundvorrat war zu Ende. Nun hieß es hungern, dennoch waren wir guter Laune, schliefen gut und lange.

Am 17. Juli schlugen wir unser Hochlager ab. In den Nachmittagsstunden erreichten wir das Hauptlager, und es wurde ein großes Festmahl veranstaltet.

Tujalatau

Am 30. Juli räumten wir auf der Karaulka unser Hauptlager. Probath stieg ins Büchsu-Lager auf, zu dem dort zurückgebliebenen Spannraft, um noch den Koschtantau zu erklimmen. Peterka, Fraißl und ich, Nikolaus Krottow, unser Dolmetsch, zogen als ganze Lagergemeinschaft mit drei schwer gepackten Eseln hinaus nach Kunnim.

Am 31. Juli zog die ganze Gruppe mit einem Esel und jeder mit einem Rucksack bepackt über weite Almböden ins Piegansutal, wo wir am Nachmittag an der Zunge des Nachaschbitagletschers unser neues Lager aufschlugen. Ich und Peterka unternahmen um 15 Uhr noch einen Photoausflug, und nachdem wir den Tujalatau, den wir auskundschaften wollten, noch immer nicht zu sehen bekamen, stiegen wir am Grat immer höher und höher. Wir waren vom Gipfel nicht mehr weit entfernt, den wir unter keinen Umständen mehr aufgeben wollten.

Wir turnten über den Felsgrat empor und bestiegen als erste um 19 Uhr 30 Min. einen Gipfel, wo wir einen Steinmann errichteten. Das Aneroid zeigte eine Höhe von 3940 m, und wir nannten ihn nach dem dortigen Tal „Psegansubasch“. Wir erreichten erst um 21 Uhr unser Lager.

Am 1. August zogen wir zu gemeinsamer Fahrt aus, auch Krottow durfte mitgehen. Wir stiegen an der Moräne des Nachaschbitagletschers empor, bogen in ein unbenanntes steiles Seitental ein und erreichten über einen ausgeaperten kleinen Gletscher den Ramm. Weiter ging es über Felsgrate und Eis. Auf einem Gratgipfel, 4000 m hoch, ließen wir Krottow zurück und stiegen jeilfrei über den teils Fels- und teils Eisgrat, der an Schwierigkeit zunahm, zum Gipfel. Wir waren in der Meinung, den 4200 m hohen Gipfel als erste erstiegen zu haben, fanden aber oben einen Steinmann mit den Erstbesteigungsdaten der Italiener vom Jahre 1929 vor, die dem Gipfel den Namen „Punta degli Italiani“ verliehen hatten. Jedenfalls hatten wir die zweite Besteigung mit der Erstbegehung des Nordgrates ausgeführt. Denselben Grat wählten wir auch als Abstieg. Über steile Geröllhalden stiegen wir dann zum Nachaschbitagletscher ab und wanderten längs der Moräne zu unserem Lager, das wir um 19 Uhr erreichten.

Nach einem Rasttag am 3. August zogen Fraißl und ich allein, da Peterka erkrankt war, auf Turen aus. Wir gingen talauswärts und bogen an der orographisch rechten Talseite in eine von einem Gletscherbach durchronnene Schlucht ein, in der der Bach oftmals übersprungen werden mußte. Da öffnete sich rechter Hand die Schlucht, und steile Grashalden strebten zur Höhe, die wir benützten, um in freieres Gelände zu kommen. Wir hatten Glück und erreichten die Talsenkung zwischen Tujalatau und Psegansubasch, von der aus wir über den Westgrat zum Tujalatau emporstiegen. Mit leichter, lustiger Kletterei über große Gratblöcke erreichten wir als erste um 10 Uhr den Südgipfel des Tujalatau, 3936 m hoch. Nach kurzer Rast und Errichtung eines Steinmannes kletterten wir über die Nordflanke durch brüchige Felsen in die Scharte, 3800 m, zwischen Nord- und Südgipfel ab und über Gratblöcke zum Tujalatau-Nordgipfel, 4026 m, auf. Auch hier waren wir die ersten, die den Gipfel betraten und bauten als Wahrzeichen einen mächtigen Steinmann. Herrlich war der Rundblick vom Gipfel, der als nördlicher Eckpfeiler den Blick zum Kaschjet und Leplitau, sowie ins Büchsu-Gebiet zum Koschtantau freigab. Im Norden die unendlich weite russische Steppe, die sich grau in grau am Horizont verliert. Um 13 Uhr machten wir uns an den Abstieg. Der Tujalattamm war erschlossen.

Erwin Schlager.

Milama, 4525 m, und Zurungal, 4222 m

Strahlend schön bricht der Morgen des 8. Juli über unseren Karaulkaboden an. Von hier aus trennen wir fünf Mann uns in zwei selbständig arbeitende Untergruppen. Freund Fraißl und ich sind auserwählt, oben im Milamabeden einen Teil unserer bergsteigerischen Aufgaben auszuführen. In erster Linie soll es dem unerstiegenen Zurungal, sowie seinem Nachbarn, dem Milama, gelten, da dieser Gipfel bisher erst einmal erstiegen worden war.

An der rechten Talseite entlang, knapp neben dem wilden Bach, geht es aufwärts, ohne Weg, ohne Spur. Über große Blöcke und Wände, durch Dickicht und ermüdende Geröllmassen schleppen wir geduldig unsere schwere Rückenlast bergauf. Wenn wir die Blicke erheben, dann sehen wir weiße Grate und Berggipfel über den Wipfeln der Birken auftauchen.

Nach stundenlangem Marsch erkennen wir aber, daß wir auf der falschen Seite sind, denn an der gegenüberliegenden, linken Talseite erblicken wir eine schwache Steigspur. Zur Steigerung unseres Argers, sind die Versuche, den Bach zu überschreiten, vergeblich. Dazu setzt später ein Gewitterregen ein, der uns und sämtliche Lasten durchnäßt. In einer kleinen Höhle finden wir Schutz und können später auf einem Lawinenrest den Bach überschreiten und das Steiglein erreichen. Doch schon ist die Dürchsüßlucht überwunden. Wir kommen hinaus in ein ebenes Sandbeden, das dem großen Gletscher vorgeschoben ist, durchwandern einen mit hohem Schilf bedeckten Boden und kommen immer näher dem riesigen Moränenwall des Dürchsüßgletschers. Wir sind stark ermüdet und durch die Belastung ziemlich abgeradert, deshalb entschließen wir uns, hier die erste Nacht zu verbringen.

Nebelgrau und regennah sehen wir den neuen Tag. Wir warten vergeblich auf Besserung und müssen endlich aufbrechen. Wir klettern über Blockwerk empor, um die Gletscherfläche zu erreichen. Doch so weit wir sehen, es gibt nur Schotter und Geschiebe, die das Eis überdecken. Mühsam und kraftraubend ist das Weiterwandern.

Bei einer kleinen Felswand an der rechten Gletscherseite, darunter einige Sandhügel, packen wir ab, mustern die Umgebung, finden Wasser in einer nahen Gletscherpalte und beschließen, hier das Standlager aufzustellen. In ein paar Stunden ist alles in bester Ordnung. Unserem Lagerplatze gegenüber wallen die Eismoggen des Milamagletschers herab. Das Wetter bessert sich von Stunde zu Stunde. Die Gletscherkette strahlt im reinen Weiß, der Sugantau ist sichtbar geworden und nahe recht der Milama seinen Eisgipfel aus den Wolken. Aber die Vorgipfel des Fünmarginstodes breitet sich Sonnenschein aus, nur hinten im Kessel des Namkwam hängen düstere Wolkenschichten fest.

In den Nachmittagsstunden verlassen wir unser Lager. Ausrüstung und Mundvorrat für ein Hochlager im Milamabeden ist auf unsere Schultern gepackt. Die Moräne muß überlistet werden, um den Gletscher zu erreichen, der allmählich ansteigt und hinüberleitet zum Milamabruch. Durch große Längspalten tosen uns zischende Bäche entgegen. Aber blanke, glitzernde Eisgrate wandern wir dahin, in ein gefährliches Spaltennetz empor. Nur mit vielen Umwegen kommen wir weiter im unteren Bruch. Eine hohe Eismauer zwingt uns zu einem weiten Bogen nach rechts. Dort finden wir am Gletscherrand wieder tragbare Brücken, die uns hinaufhelfen auf den mittleren Eisboden, der gewaltig vom oberen Milamabruch überragt wird. Angeheure Eismassen, bald als abenteuerliche Türme und Mauern, dann wieder als zerrissene Grate und Rücken, durchfurcht von unergründlichen Spalten und Klüften, baut der Gletscher steil und hoch auf, daß uns hänge wird. Wir haben nur den einen Wunsch: hier mit heiler Haut durchzukommen, denn überall krachen die Eismassen zusammen. Dazu macht uns das Wetter Sorge.

Als wir den breiten Firnboden des oberen Gletscherbedens betreten, umgibt uns eintöniges Nebelgrau.

Wieder schultern wir unsere Last. Durchwaten einen Gletschersumpf und spuren über eine Bruchharschthede Schritt um Schritt weiter. Ganz eben ist das Gelände, nur hier und da sind kleine ungefährlich zu überschreitende Spalten eingerissen. Am halben Wege, in den hintersten Winkel hinein, kommen wir zu einer abgedrängten Felswand, die ein Vorgipfel weit in die Gletscherbasis vorschiebt und erreichen damit eine geschützte, bestens geeignete Lagerstelle.

Bei einer schiefen Felsplatte schieben wir Blöcke zusammen, und nachdem unser Zelt aufgebaut ist, halten wir endlich Feierabend. Nun könnte das Bergsteigen beginnen. Das schlechte Wetter, die unsicheren Verhältnisse zwingen, hier länger zu bleiben.

Die Bivaknacht vergeht, alle Hoffnungen erstickten im Wogen der Nebelmassen.

Wir krapfen hinaus in den unberührten Schneeboden des Kilamabedens. Bis zu den Knien krachen wir ein, aber wir kommen weiter, im waagrecht eingelagerten Kessel. Jetzt sehen wir zur Rechten einen mächtigen Eisbruch, der hinaufzieht zum Ansatz der Bergflanken des Kilama, und gerade vor uns, vielleicht nur mehr 200 m entfernt, steigt eine rotbraune Felsmauer auf, so steil und gewaltig, daß wir überrascht einhalten. Dies ist der Wandfuß des Zurungal, wie sieht er aus? Wolken verbergen uns den Anblick.

Wir steuern einer Scharte zu, die sich zwischen Nameles Peak und Zurungal einschneidet. Von dort aus wollen wir den Südostgrat erreichen. Die Nordwand kommt nicht in Frage, auch der Nordwestgrat sieht nicht besonders günstig aus, deshalb vertrauen wir auf den langgezogenen Grat, der Nameles Peak und Zurungal verbindet.

Mühsame Spurarbeit folgt. Abwechselnd sind wir tätig, die Hänge vor uns wollen nicht niedriger werden. Tief brechen wir mit jedem Schritt ein, es geht nur langsam vorwärts. Dichter Nebel umgibt uns. Ein Spaltenetz haben wir durchstiegen, dann erreichen wir einen gefährlichen Steilhang. Plötzlich beginnt es zu hageln, die Hänge werden lebendig und schon krachen in den Steilflanken Lawinen.

Da hoden wir uns am Hange zusammen und beraten. Dann kehren wir um, steigen die halbverwehten Spuren abwärts, hinunter zum Gletscher — hinüber zum Zelt.

Wir müssen aber heute noch durch den Kilamabruch, hinab zum Standlager, bis Karaulka kommen. Zu später Abendzeit sitzen wir im Hauptlager, und es strömt der Regen auf unsere Zelte.

Schlechtwetter hält uns im Karaulkalager fest. Wir nächtigen nochmals in den Standzelten, und als der neue Morgen aufdämmer, rücken wir mit kugelrunden Rudsäcken der Dürchschlucht näher.

Die erste Abenddämmerung legt sich um die wilden Eismassen des Kilamagletschers, als wir hinaussteuern aus dem zersplitterten Bruch und hinüberqueren zu unserem Bivakfels. Schwere Wolken hängen abermals um den Gipfelkranz, Zurungal und Kilama sind wieder unsichtbar.

Trotz des schlechten Wetters verlassen wir unser Zelt. Stapfen abermals eine endlose Lochreihe über den Gletscher, über Hänge zu Firnbrüchen, über neue Hänge empor. Immer neue Hänge tauchen auf, wollen erstiegen sein, bis uns ein letzter endlich in die ersehnte Scharte bringt.

Ein einziger Blick raubt uns jede Hoffnung. Wir hatten gehofft, von dieser Scharte nach Süden absteigen zu können, um leichter gangbares Gelände zu finden. Aber es war aussichtslos, der Schartenabsturz ist viele 100 m tief, unten erblicken wir einen zerklüfteten Gletscher, der seine Eismassen hinaus nach Süden, ins grüne Swanetien schiebt. Ungeheuer und wuchtig steigt das Bergmassiv auf, unheimlich hoch, bis es in den Wolken verschwindet. Unser geplanter Anstieg über den Südgrat oder über die Süd- wand ist gescheitert, es kommen nur mehr die zwei übriggebliebenen Grate in Frage.

In der Scharte legen wir unsere Sturmausrüstung an, denn es schneit und stürmt. Wir müssen uns fest verankern, um nicht vom Sturm umgerissen zu werden. An mancher Stelle brechen wir bis zu den Knien ein und dann stoßen wir auf Blankeis, von dem wir

erst den Neuschnee wegräumen müssen. Felsen im tiefverschneiten Zustande sind der weitere Weg. Er führt hinunter in eine Scharte, drüben wieder hinauf und dann wieder hinunter. Türme sind dazwischen, und hoch über allem steht ernst und im Nebel verzerrt, die gewaltige Steilwand des Gipfelaufbaues. Wir kommen nur ganz langsam weiter, sind fast am Ende unserer Willenskraft. Wetter und Verhältnisse haben uns zermürbt und seelisch zerdrückt.

Wieder heißt es in den Spuren zurück. Über den Grat vorsichtig dahin, wird die Scharte erreicht, und ohne Aufenthalt stürmen wir den Hängegletscher hinab. Nebelschleier wehen — und über die Felsen der Berge donnern ununterbrochen Lawinen.

Flott kommen wir vorwärts, meist fahren wir seilgesichert ab. Halbverdeckte Spuren helfen uns, und unten über den Gletscherboden führt uns die große Stapfenreihe zum Birakfels zurück.

Eine große Lawine und ein darauffolgender Eissturz in der Nordwand des Fütnergün erschreckt uns, denn sie kracht direkt vor unseren Augen in die Tiefe nieder. Bis zu unserem Zeltplatz kommt der feine Eisstaub. Erst in den Abendstunden wird es stiller in den Flanken der Umgebung. Es regnet auf, drüben in der Gegend des Koschtantau ist es klar geworden.

Als sich im Dämmerlicht der neue Morgen zeigt, und die Gegend Gestalt und Bild bekommt, sind wir schon hoch oben in einem Hochtal, das von Seitengraten gebildet wird. Dieser eingeschlagene Weg war bisher sehr einfach, wir haben nirgends Hindernisse gefunden, und alles Weitere scheint gut ausgehen zu wollen. Ober uns ist eine breite Scharte sichtbar, darüber sehen Felsen an, die hinaufziehen zu einem Gipfel in der östlichen Alilama-Ausstrahlung. Von der Scharte wollen wir dann hinüberqueren zu dem Gletscher, der direkt unter dem Alilama eingebettet liegt. Mit dem Weg durch das Hochtal umgehen wir die spaltenreiche Eisfläche, und wir sind ehrlich froh, so einfach die Höhe gewinnen zu können.

Wir steigen schnell empor, jeder an anderer Stelle, doch der Hang nimmt kein Ende. Als wir die Scharte erreicht haben, steigen wir vorsichtig über eine dünne Eiskante hinüber und aufgeschlossen liegt der Blick zum Alilama vor uns. So schön und so gewaltig haben wir uns den Berg nicht vorgestellt. Die aufgehende Sonne überflutet die Eisgipfel mit hellem Feuerlicht, über die Flanken ergießt sich ein strahlender Schimmer und schnell kommen auch in die zerklüfteten Gletscherkessel die erwärmenden Strahlen des Tagesgestirns. Oben am Himmel schwimmen einzelne Wölklein mild und feierlich über die Bergkämme dahin. Doch drüben lockt unser Berg.

Schon queren wir über den drüberen Hang, steigen durch eine hartgepreßte Schneerinne hinunter zum Gletscher und schlängeln uns durch Spalten zum Bergschrund empor. Gleich der erste Hang setzt mit großer Steilheit an und findet ein unvermutetes Ende in einem Eisgürtel. Unterhalb können wir noch queren, bei einer eingerissenen Bresche erklimmen wir eine steile Eiskanzel und dann müssen wir vorsichtig über eine große Kluft hinüberkommen. Ein langer Hang erwartet uns und sorgt mit einer gleichmäßigen Steilheit für eine zähe Arbeit. Kerkzengerade steigen wir empor, doch je weiter wir kommen, um so unsicherer werden die Schritte, und schon bereuen wir, nicht um einige Stunden früher daran zu sein. Abwechselnd spüren wir im Zickzack, die Arbeit ist eintönig und ermüdend. Höher oben treten einzelne Klüfte auf. Die Flanke beginnt zu leben, überall bilden sich Abrutschstellen und wir selbst treten hie und da kleine Lawinen los, die sich sammeln, um mit Donnergetöse auf den Gletscherboden hinabzuströmen.

Je höher wir kommen, um so weitreichender wird der Ausblick in den Dicksufekessel. Haarscharf stehen die großen Fünfstausender in den Himmelrand gezeichnet.

Mehrere Seillängen mühsamster Tätigkeit liegen hinter uns, schnaufend stehen wir an der Vereinigungsstelle zwischen Ostgrat und Nordostflanke und schon beginnen wir mit neuer Kraft. Bei jedem Schritt brechen wir bis zu den Knien in dem lockeren Schnee

ein, doch wir setzen unverdrossen unseren Aufstieg fort. Ein schauriger Anblick ist die Nordwand des Berges, die dicht unter uns abbricht und viele 100 m tiefer erst wieder einen einladenden Eindruck macht. Tollheit, der Gedanke, durch diese Wand aufzusteigen!

Mit einem Quergang unterhalb eines mächtigen Schrun des erreichen wir einige harte Schneelagen, wodurch wir flotter an Höhe gewinnen. Leider hängen an den hohen Bergen Wolkenfahnen, schwere Nebel ziehen von Süden herein, wir verlieren jede Sicht. Die Steilheit nimmt jetzt zu. Scharfe Schneiden sind entstanden, die zwischen einzelnen Eismänden auffitzen. Aber sie müssen wir hinweg. Unklar und mächtig hängt eine geschlossene Eismauer über unseren Köpfen. Die richtige Arbeit scheint erst jetzt zu kommen, manch besorgter Blick gilt diesem Ungetüm. Ein wunderbar schöner Eisgrat von sehr großer Steilheit ist zu ersteigen. Dann kommt eine waagrechte Stelle, sie stoßt direkt an die Eismwand. Mit wenigen Schritten Querganges nach links kommen wir auf einen schmalen Eisstreifen, der uns die Wand ersteigbar macht. Die Steilheit ist groß, wir benötigen große Trittlöcher, weil an den Abstieg auch gedacht werden muß. Eine anschließende Stufenreihe führt uns auf die äußerste Kante der Eismwand, die direkt über der schaurigen Nordwand hängt. Trotz des Nebels sehen wir zeitweise in diese düstere Wand hinunter. Das Grollen der stürzenden Lawinen hören wir hier heroben nicht mehr. Eine schneidige Luft zieht uns entgegen, so daß uns richtig „das Hören und Sehen vergeht“. Die Kälte überfällt uns plötzlich. In nasser Kleidung bietet ununterbrochene Tätigkeit den einzigen Schutz. Ein schmaler Grat bringt weiter, bei einer senkrecht aufgestellten Wächte bleiben wir — und sind am höchsten Punkt des Wilama.

Tiefes Grau wogt um uns. Die Kälte ist unerträglich geworden, wir müssen sofort absteigen. Mein Traum, vom Wilamagipfel schöne Aufnahmen zu machen, ist vorbei. Wir lehren um und steigen den Spuren nach, hinunter zu den Eismänden. Dort verbleiben wir einen kleinen Augenblick im Windschuh. Langsam geht es die steilen Hänge hinunter, vorsichtig kriechen wir die Stufenreihe abwärts, und erst unten, wo wir wieder die tiefen Löcher in der Schneelage treffen, kommen wir etwas rascher vorwärts. Bis zum Bauch bleiben wir in dem grundlosen Schneebrei stecken. Große Schneefugeln treten wir los, diese reißen manche Hänge mit sich, es dröhnt und kracht unter uns, alles ist lebendig geworden. Überall sind die Hänge blank geworden, die Lawinen haben allen Neuschnee aus den Flanken gerissen.

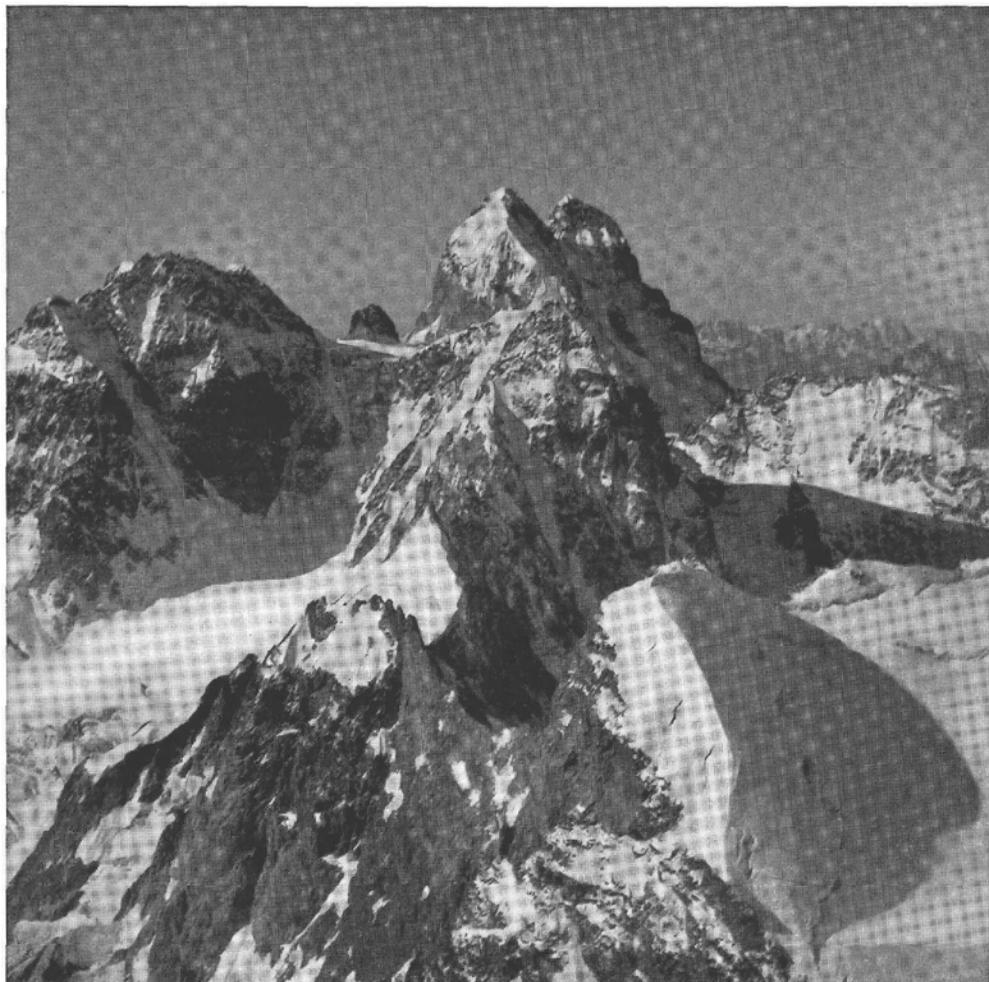
Weit nach rechts hinaus queren wir zu einer mächtigen Lawinentrinne. Sie wird der weitere Weg. Flott fahren wir, mit dem Pickel kräftig bremsend, abwärts und springen, den Abfahrtschwung ausnützend, über den doppelten Bergschrund hinunter. Noch der zusammengepreßte Lawinentegel, dann haben wir endlich gutes Gelände erreicht.

Durch Spaltengewirr schlängeln wir uns tiefer. Manchen Umweg müssen wir legen, denn viele Brücken sind unbenützlich. Hoch und höher wird der Wilama. Gewaltig steht schon der unheimliche Riese über uns, die wir, 46 Jahre nach den Erstersteigern, seinen Gipfel zum zweiten Male betreten haben. Der Wilama hüllt sich fester in seine Nebelwolken, versteckt seinen weißen Mantel hinter tiefem Grau, und eine fürchterliche Lawine stürzt im selben Augenblick über die Nordostwand. Der Berg ist im Nebel verschwunden.

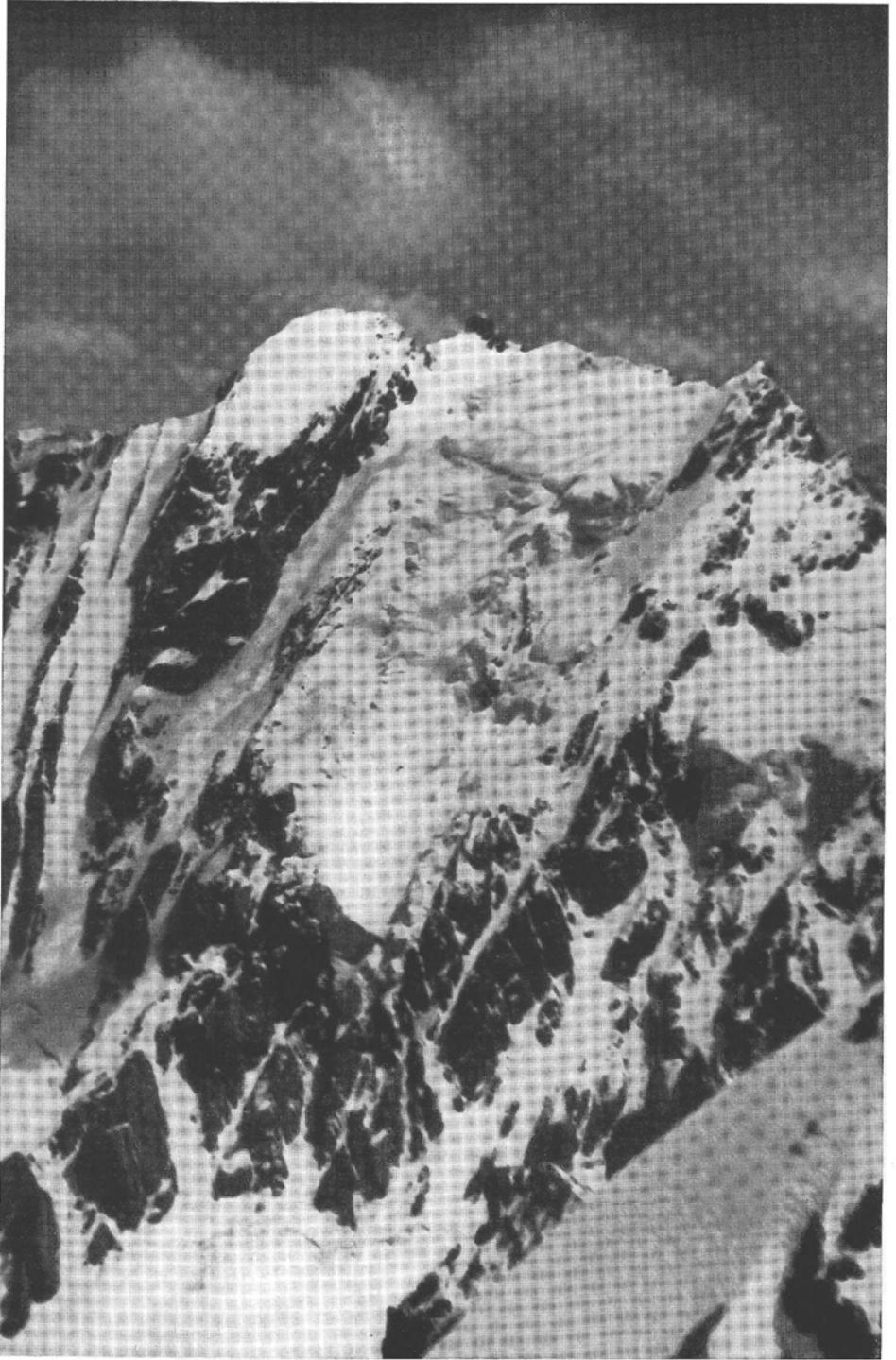
Am nächsten Tage eilen wir hinunter zu unserem Stanzlager am Dölsjügletscher. Der Proviant muß erneuert werden. Das schönste Wetter begleitet uns beim Abstieg durch die Eisbrücke des Wilamagletschers. Die Berge erheben sich in prachtvoller Klarheit. Welche Lust, durch diese schöne Welt wandern zu dürfen!

Der folgende Tag hat Schlechtwetter, wir können nichts unternehmen, die Rucksäcke sind umsonst für die Schmarafahrt gepackt. Aber es sieht nicht hoffnungslos aus — vielleicht morgen? Die Zeit muß ausgenützt werden, bei Schlechtwetter tragen wir immer Proviant vom Hauptlager herauf.

Als es Mittag ist, verlassen wir das Dölsjülagelager und wandern wieder über die Eisbrücke hinauf in unser Hochlager am Wilamagletscher. Von Süden kommen schon wieder



Ushba vom Bsheduchtau



Archontau, etwa 4150 m



die Wolken und Nebel heraufgestiegen, um den Zurungalgipfel hängt längst die gewohnte Schlechtwetterfahne, nur drüben am Fütnergün ist es sonnig.

Am Mitternacht sinken die Nebel, der Talboden wird frei, am Himmel erscheinen Lüden und funkeln einzelne Sterne. Zwei Stunden später verlassen wir unseren geschützten Felswinkel. Der Schnee ist weich, die Luft ist warm und dennoch wird das Wetter immer besser. Im Dämmerchein wandern wir langsam den ebenen Gletscherboden talein. Bis Spalten auftauchen und der Berg steiler wird, wird allmählich der Osten hell. Über dem Fütnergün färben sich die zarten Föhnwolken plötzlich gelb, die langen Nebelfische erhellten sich und unvermutet erscheint die Sonnenkugel aus dem Nebelmeer. Alles erhält mit einem Schlage Licht und Gestalt. Am 19. Juli galt's dem Zurungal!

Um große Querklüfte wandern wir herum, über frische Lawinenkegel geht es empor zum weitklaffenden Bergschrund. Darüber setzt eine immer steiler werdende Schneewand an, die nochmals von einer breiten Kluft durchzogen wird. Hoch über uns ist die Scharte eingeschnitten, der wir zustreben. Sie vermittelt den Zugang zum Nordwestgrat.

Wir steigen schnell empor, der Firn ist gut, große Stapsen legen wir in die Wand, die immer steiler ansteigt. Schief nach rechts steuern wir zu den tiefer herabreichenden Felsen. Dort scheint die kommende Felswand am leichtesten ersteigbar zu sein. Ein großer, ausgehobelter Lawinentanal ist höher oben der beste Weg. Als er uns zu steil wird, verlassen wir ihn und stehen bald darauf auf einigen Felsblöden, die inselartig aus der Schneewand herausragen. Nur eine, bis zwei Seillängen noch, dann haben wir die Felsen erreicht. Bei einem kleinen Kamin klettern wir empor, eine brüchige Platte muß gequert werden, dann stehen wir einem glatten Steilaufschwung gegenüber. Schmelzwasser fließt herunter, jeder Griff bricht aus, jeder Vorsprung zittert, wenn man ihn berührt. Mit den kleinsten Haltflächen müssen wir vorliebnehmen und kein besseres Gelände wird mit dem Weiterkommen erreicht. Um einen Überhang klettern wir herum, erreichen jenseits eine überdeckte Rinne und entschließen uns für diese. Bald jedoch müssen wir die Rinne wegen allzu großer Steinschlaggefahr verlassen und die benachbarte Rippe als Weiterweg benützen. Zwei Schneeflecken müssen erstiegen werden, dann betreten wir die Scharte zwischen Ailama und Zurungal. Der erste Blick gilt dem Nordwestgrat unseres Berges, und aufatmend bemerken wir, daß uns an dieser Schneide nicht allzu große Schwierigkeiten entgegentreten werden. Dann sehen wir hinüber zu der mächtigen Eismauer des Schcharazuges, zum Telnud und zum fernen Ušba.

Der mit rotbraunen Felsen steil aus der Scharte aufsteigende Ailama ist ein lebhafter Gesprächsstoff für uns. Das Wetter hat sich in der Zwischenzeit wieder verändert, die Sonne ist hinter einer gleichmäßigen Wolkendecke verschwunden. Bevor wir die Scharte verlassen, hinterlegen wir unser Gepäc, und nur mit dem Allernotwendigsten ausgerüstet, treten wir die Gipfelsahrt an. Der Grat des Zurungal erhebt sich mit einigen Stufen, die ganz schmal sind und beiderseits mit großer Steilheit in die Flanken abstürzen. Eng hintereinander klettern wir empor, der Grat ist brüchig, es ist Vorsicht geboten. Kleine Scharten sind eingeschnitten, wir spreizen darüber, ein steiler Turm steht vor uns. Schon sind wir bestrebt, ihn zu überklettern. An seiner linken Seite sind prächtige Stellen vorhanden, wir klimmen durch einen steilen Riß weiter, auf die Grathöhe zurück. Dann schleichen wir an der dünnen Schneide dahin, wieder einem Turm entgegen. Eine stumpfwinkelige Verschneidung reckt sich nun entgegen, die oben durch einen gewaltigen Dachüberhang geschlossen ist. Bis wir über dieses Hindernis hinüberkommen, dauert's längere Zeit, dann bringen uns wieder Blöcke in schöner Kletterei weiter. Meist jedoch ist große Brüchigkeit vorhanden, so daß die Begehung des Nordwestgrates keine schöne Bergfahrt wird. Wir müssen ununterbrochen vorsichtig sein, um nicht irgendwo mit den losen Trümmern in die Tiefe zu verschwinden.

Als wir glücklich einen Firngrat betreten, atmen wir erleichtert auf. Von rechts herauf mündet ein Nebengrat ein, die Nordwand schnürt sich plötzlich zusammen und schon

ist die Randwächte des Gipfels in allernächster Nähe. Aus unserem Firngrat wird bald eine Schneefläche, die allmählich in den obersten Gipfelansatz übergeht. Ein vorsichtiges Schreiten noch an einer dünnen Wächtenlinie und wir stoßen unsere Pickel in den höchsten Punkt des Zurungals. Hier sind wir die ersten! Etwas tiefer setzen wir uns zur wohlverdienten Rast. Große Freude beherrscht uns und eine tiefe Glückseligkeit verschönert den kurzen Augenblick der Gipfelstunde.

Wir müssen scheiden. Am ersten Felskopf im Nordwestgrat errichten wir einen Steinmann, hinterlegen unsere Erstbegehungsdaten, dann begeben wir den ganzen Grat im Abstieg. Trotz der großen Brüchigkeit kommen wir rascher vorwärts als wir dachten und schon sind wir bei unseren zurückgelassenen Sachen in der Scharte. Mit dem weiteren Abstieg müssen wir uns jedoch Zeit lassen. Ständig bestreichen Laminen und Steinschälle die unteren Firnwände. Soll uns nichts treffen, dann müssen wir warten, bis ruhigere Stunden eintreten. Dadurch haben wir Zeit, die weiten Berggegenden zu betrachten.

Dann verlassen wir auch die Scharte. Es geht wieder zurück, über die Rippe, die feingriffige Wand, nur den Ramin beim Einstieg finden wir nicht mehr. An anderer Stelle betreten wir das Firnfeld, und gleich darauf müssen wir Stufen hangab schlagen. Bis wir endlich beim unteren Blod stehen, ist so viel Zeit vergangen, daß wir mit ruhigem Gewissen die Firnhänge betreten können. Kerkengerade steigen wir ab, der Steilheit wegen mit dem Gesicht zum Hang gewendet. Über die großen Klüfte springen wir hinunter und über die untersten Schneeflächen fahren wir hinab. Schnell geht es dahin, der Nilamakessel kommt näher, und plötzlich stehen wir im ebenen Gletscherboden. Raschen Schrittes eilen wir hinaus zum Bivakplatz.

Hubert Peterka.

Die Schhara von Osten

Im Lager hatten wir Zuwachs bekommen, unsere Freunde Krobath, Schlager und Spannkraft hatten in der Sugangruppe ihre Aufgaben vollbracht und waren nun zu uns herüber in die Döschjugruppe gewechselt. Am folgenden Tag wollten sie der Schhara von Osten her an den Leib rücken. Daß Hubert und ich sofort bereit waren mitzuhalten, war selbstverständlich, den schwerverdienten Rasttag wollten wir uns auf ein anderes Mal aufheben.

Die Schhara von Osten zu ersteigen, ist ein altes historisches Problem, das schon Mummery vergeblich versucht hatte.

Zu fünf bummelten wir um die Mittagszeit des 20. Juli über den ekelhaften Schutt, unter dem der Döschjugletscher begraben liegt, dem sogenannten Grschoi-Kaja (Runder Fels), an der Schhara-Ostseite zu. Schwer drückten die gewichtigen Rucksäcke, heiß brannte die Sonne. Nördlich öffnet sich das Tal, durch das der Chrunfolgletscher herabfließt und der schönste Fünfstausender des Kaukasus, der Roschtantau, seine gigantische Südwestflanke zeigt. Zur Linken, also südlich, schwingt sich die furchtbarste Eismauer auf, die ich je erschaute, die 1800 m hohe Nilama-Nordwand, in der ununterbrochen gewaltige Eisstürze erfolgen und donnernd ihren Widerhall rechts davon in den Nordabstürzen des Namkwam finden. Wahrlich, eine Umgebung, wie man sie sich großartiger nicht vorstellen kann. Am Grschoi-Kaja findet der Döschjugletscher sein Ende. Links mündet der Namkwamgletscher, rechts leitet der Baschcha-aus-Gletscher zum Döschnii-aufsch-Paß hinauf, der die Schhara von dem Döschtaumassiv trennt und den Übergang in den Besengikessel vermittelt.

Durch eine Schneerinne erreichten wir gegen Abend die obersten Felsen des Grschoi-Kaja bei 3520 m, wo wir rasch, angesichts der überalpinen Schhara und der wirklich märchenhaft schönen Nilama, einen hübschen Bivakplatz einrichteten.

Einen Weg wollten wir bahnen, wie er großartiger kaum zu erfassen war.

Vom Zentralkamm des Kaukasus zwischen Namkwam und Schhara zweigt ein lan-

ger Wächtengrat nach Norden ab, dem zwei trapezförmliche Viertausender entragen und der im Grishoi-Kaja sein Ende findet. Zwischen diesem Grat und der Schhara ist ein wilder, arg zerrissener Gletscher eingebettet, der oben in ein ebenes Firnbecken übergeht. Folgende Linie: Grishoi-Kaja — die trapezförmlichen Viertausender — knapp vor Erreichen des Zentralkammes Abstieg nach rechts in das Firnbecken — Ostgrat der Schhara — Nordostgipfel, 5050 m (hier mündet der normale Weg ein, über den Nordostgrat von Besengi herauf), und über einen kurzen Wächtengrat zum Hauptgipfel, 5184 m, das sollte der Weg sein, den wir, 50 Minuten nach Mitternacht vom Biwak am Grishoi-Kaja aufbrechend, antraten.

Der erste Firnhang brachte bereits eine Überraschung, der Vordermann sank bis zu den Knien ein. Langsam begann es zu tagen. Schlagers Aneroid zeigte bereits eine Höhe von 4080 m an. Ein scharfer Firngrat brachte uns an den Fuß des ersten Berges. Wir querten nach links in die Nordostflanke, und über steiles Eis und schwierigen Fels ging's empor zur Wächtenkrone des kleinen Trapezes, 4340 m, das wir damit erstmalig erstiegen. Nachdem wir auf einer schneefreien Stelle einen Steinmann errichtet hatten, setzten wir unseren Weg fort, stiegen eine steile verwächtete Firnkante hinab in eine Scharte und erreichten einen Felsauschwung. Uebermals vertauschten wir den Grat mit der linken Flanke. Über schwierigen Fels, dann ein abschüssiges schneebedecktes Band in die Steilflanke hinauf verfolgend, erreichten wir sehr steile, felsdurchsetzte Eisrinnen, und, durch sie empor, den Gipfelgrat des großen Trapezes, 4440 m. Auch hier waren wir die ersten Menschen, die von dieser stolzen Warte Aussicht halten konnten.

Der junge Tag war angebrochen. Der kalte Purpurglanz der einzig schönen Nordflanke des Hilama wich einer warmen goldigen Strahlenflut. Das Grau aus den Tälern schwand und die Eisflanken leuchteten in makelloser Schönheit! Scharfe Firnschneiden glitzerten in der warmen Morgen Sonne, und die graufigen Hänge zu beiden Seiten unseres wächtengekrönten Weges waren nicht mehr so furchtbar anzuschauen.

Groß war die Verantwortung, die wir auf uns geladen hatten, denn wir gingen einen Weg seilfrei, der alles andere als leicht war, und manche Gefahr lauerte in den trügerischen Wächtengebilden, über die wir hinwegschlichen. Wenn wir aber auf diesem Weg mit Seilsicherung gegangen wären, so hätten wir wahrscheinlich genau so ergebnislos umkehren müssen wie unsere Vorgänger. Denn mehr als das Doppelte an Zeit wäre dann notwendig gewesen. Dieser Grat, dieser königliche Weg auf die Schhara, ist ungleich länger und schwieriger als der Péteretgrat am Montblanc.

Rühn war die Wächtenlinie hinab in die Scharte vor dem Zentralkamm. Gern hätten wir noch den Grat weiter verfolgt, um einigen unerstiegenen Viertausendern im Zentralkamm einen Besuch abzustatten, doch über dem Firnbecken am Westfuß unseres Grates stand fern und hoch die Schhara. 1000 m Steigung und etliche Kilometer Horizontalabstand trennten uns noch von ihrer höchsten Wächte. Über steile Schneehalden ging's hinab auf den ebenen Firnböden. Bis zum Oberschenkel brachen wir stellenweise in den weichen Schnee ein. Acht Stunden im schärfsten Tempo waren vergangen, als wir uns zur ersten und einzigen Rast des Tages niederließen um ein wenig zu frühstücken. Bald zogen wir wieder weiter. Über den ebenen Firnböden und über einen leichten Berggründ hinweg wurden die Felsen des Ostspornes der Schhara in Angriff genommen. Sehr schwierig und brüchig waren die Felsen, manchmal auch vereist. Einmal sah Krobath, Spannraß und ich uns gezwungen, das Seil anzulegen, denn eine 20 m hohe Wandstelle war äußerst schwierig, brüchig und ausgefetzt. Schlager und Peterka hatten wo anders besser durchgefunden.

Das Wetter wurde nun schlechter. Riefige Wolkenheere fegten über uns dahin, die Sonne ertrank in gewaltigen Dunstmassen. Nebel brandete an den Steilflanken der Schhara empor, die Tiefe wurde grau in grau. Ein scharfer Südwest strich über den zur steilen Eiskante gewordenen Ostgrat. Wir gingen nun angeseit in zwei Seilschaften.

Wenn einer aus dem Stand gerissen würde, sollte ihm das sichernde Seil zur Rettung werden. Als der Eisgrat in einen langen Firnhang überging, war mühseliges Spuren notwendig und Schläger sowie Krobath von der ersten Seilchaft lösten sich bei dieser harten Arbeit ab.

Endlich hatten wir auch die letzten, schwerverzeigten Felsen des Nordostgipfels unter uns, wir waren 5050 m hoch. Es war 2 Uhr mittags. Keiner war je vorher auf solcher Höhe gewesen. Unsere reine Freude trübte nur das über uns hereingebrochene schwere Hochgewitter. Sturmböden rasten heulend über die gigantischen Steilflanken des Hauptgipfels und peitschten dichte Schneeschwaden über drohende Wächtegebilde, irgendwo donnerten Lawinen in die verschleierte Tiefe. Eng an den Hang geschmiegt, versuchten unsere Augen die weiße Hölle um uns zu durchdringen, unseren Abstiegsweg, den Nordostgrat zu entdecken. Im Aufruhr der Elemente auf den Hauptgipfel zu steigen, wäre sehr unklug und sehr gefährlich gewesen, da elektrische Entladungen zu befürchten waren. Mit Mühe fanden wir die Firnschneide, die uns tiefer brachte. Wir waren nun eine einzige Seilchaft und in scharfer Gangart, stellenweise rannten wir sogar, eilten wir über die schmale Firnschneide in die Tiefe: Nebel umbrandete furchtbare Eisklippen, bedängstigend steile Eiswände schimmerten zeitweise durch das tolle Schneetreiben, die Wächtenlinie des Abstiegsgrates leuchtete manchmal undeutlich aus der Tiefe herauf. Nur ein Wunsch, ein Gedanke, ein Wollen beherrschte uns; heraus aus dieser Hölle! Als wir tiefer kamen, besserte sich rasch die Wetterlage, dafür wuchsen die Schwierigkeiten des Abstieges. Immer steiler wurden die Schneeflächen unter uns, und schließlich wurde es zur Gewißheit: Im Bestreben, den Dücknii-ausch-Paß direkt zu erreichen, waren wir irrefgegangen! In äußerst steilen Schneewänden, die mit mächtigen Eisabbrüchen ins Bodenlose abbrechen, hingen wir und wollten es nicht fassen, daß es hier kein Hinab mehr gab. Abseilen war auch nicht möglich, da der Abbruch zu hoch und überhängend war. Gefährliche Minuten waren es. Einmal waren wir hart an einer Katastrophe vorbeigegangen: einer der Freunde war auf Blankeis durchgetreten! Höchst ungern entschlossen wir uns, wieder emporzusteigen, und die 100 m, die es wieder hinaufging, waren die mühseligsten des Tages. Eine brüchige Felskante mit sehr steilen Blankeisflächen erlaubte dann ein Tiefersteigen. Steine pfißen herunter, keiner achtete darauf. Rauhe Kehlen, trodene Gaumen murmelten gräßliche Flüche, unsere Körper waren vollständig ausgeglüht, die Nacht kam.

Krobath hatte irgendwo Wasser gefunden. Im schwierigen Gelände, von mir gesichert, hatte er so lange auf einem Eishang herumgehakt, bis er einen dünnen Wasserstrahl freigelegt hatte. Ein Bimaf folgte; das ungemütlichste, das ich je erlebt hatte. Auf einem kleinen abschüssigen Plabe, der für zwei gereicht hätte, kauerten wir zu fünft an Haken verankert. 21 Stunden waren wir fast ohne Pause unterwegs, im schärfsten Tempo noch dazu, wir waren nahezu am Ende unserer Kräfte. Doch der Wille, der die große Fahrt geboren, die nun vollbracht war, schuf neue Kraftquellen und wappnete uns für die längste aller Zeitwachtächte.

Mit 40 m Abseilen über einen Blankeishang hatte anderntags um 6 Uhr morgens alle Not ein Ende. Ich kann die Freude nicht in Worte kleiden, die uns erfüllte, als unsere durchkälteten Körper auf kleiner Schneefinsel warme Sonnenstrahlen trafen.

Voll Wunder war der folgende Gang durch die abenteuerlichen Firnbrüche der Schhara-Nordseite hinab auf den Besengigletscher. Als an diesem Tag 10 Stunden vergangen waren und die Sonne sich wieder nach Westen wandte, hatten wir über den Dücknii-ausch-Paß und den Baschha-aus-Gletscher das Dücknii-lager erreicht.

Die Schhara hat ihren Weg von Osten; eines der größten kaukasischen Probleme ist gelöst.

Rudolf Fraiþl.

Koschtantau, 5145 m, Südwestflanke

Hoch oben auf einer Felskante in der Südwand des Koschtantau in 4000 m sitzen Leo und ich auf unserem Bivakplatz. Der Blick fällt 300 m hinunter durch den Eisbruch auf den Chrumfolgletscher, von wo wir hergekommen waren. Über den Dückjugletscher schleichen schlangengleich die ersten Schatten der Nacht, oben in der Nordwand des Alilama und am Gipfel der Schhara verschwindet langsam der letzte goldene Schein des Tages.

Vier Tage vorher sind wir schon hier geessen; bei strömendem Regen haben wir abziehen müssen.

Mit dem Scheiden des Tages verschwinden auch die leisen Zweifel am Gelingen unteres Vorhabens, eine göttliche Ruhe kommt über uns, und diese Ruhe zeigte sich auch am nächsten Tag, als wir erst um 5 Uhr 30 Min. unseren einzigartigen Platz verlassen.

Vom Bivakplatz steigen wir 100 m über Felsen nach links aufwärts und betreten dann diese ypsilonförmige Eisflanke, die in der Südwestwand des Berges eingelagert ist: sie ist unser Weg.

Die Randkluft ist bald überwunden, nun geht es aufwärts im steilen Eis bis zum ersten fast senkrechten Abbruch. Der Pickel bekommt Arbeit, Stufe um Stufe und Griff um Griff entsteht, nach einer halben Seillänge kommt Leo nach. 100 m höher die nächste Steilstufe; Leo schafft hier geschwind die nötigen Stufen, und so bleibt die Arbeitsteilung den ganzen Tag.

In einer steilen Lawinenbahn geht es höher, teils auf Blankeis, teils im Firn. Den nächsten Steilausschwing umgehen wir nach rechts und stehen an der Gabelung der beiden Ypsilonäste.

Wir entschieden uns für rechts. Zwar führt der Weg hier direkt unter dem einsturzdrohenden großen Eisbruch vorbei, dafür kommen wir aber auf geradem Weg zum Ziel.

Noch ist die Sonne nicht bei uns, aber drüben in der Nordwand des Alilama löst sie bereits die ersten Eislawinen, die donnernd über die steilen Flanken jagen. Ganz im Süden bilden sich schon wieder die ersten Wollen.

Ein Riesenbergschlund durchreißt hier die ganze Flanke. Ganz rechts helfen uns Lawinenreste darüber hinweg, und wir queren die steile Eissrinne, die zwischen dem großen Bruch links und den einzelnen Felsen rechts hinaufzieht. Dort müssen wir durch!

Im Zickzack steigen wir durch die Rinne so rasch als möglich an, nur alle 70 m gibt es eine Standstufe, und abwechselnd führend, geht es höher. Die Rinne wird immer steiler. Nichts ist es mehr mit dem „Schwindeln“, sorgfältig entsteht Stufe um Stufe, zuweilen auch Griffe für die Hände, zum Eishakengebrauch fehlt die Zeit.

Wir steigen nach rechts auf einen Firngrat hinaus und halten dort kurze Rast. Wir waren schon hoch, nur mehr 300 m trennten uns vom Gipfel. Wir blicken hinüber zum Dücktau und zur Befengimauer, hinter der sich schwarzes Gewölk staut.

Der Firngrat geht in eine Eiswand über, und dort bekommt der Pickel nochmals schöne Arbeit, aber nach mehreren Seillängen legt sich die Wand zurück und mit den Eisen allein kommen wir höher.

Vor den Gipsfelsen gibt es noch ein mühseliges Stampfen bei wildem Sturm im Bruchharscht. Tief gebückt kämpfen wir uns die letzten Meter durch.

Mit einer schönen Gipfelfunde war es nichts, denn waagrecht jagten Eiskristalle durch die Luft.

Für den Abstieg wählten wir den Südgrat, der beim großen Gratturn vom Südostgrat abzweigt. Vom Gipfel stiegen wir zuerst über steile Schneefelder ab, steile überwächtete Gratstreden schlossen sich an bis zum großen Turm.

Diesen Turm umgingen wir weftlich über eine steile Eisflanke mit trügerischem

Schneeelag und standen dann am Beginn des Südgrates, den die Österreicher Jassinsky und Heilingner erstmalig begangen hatten. Fels und Eis wechselten wieder gleichmäßig ab, ein ebener Firngrat schloß sich an, und wir standen am tiefsten Punkt des Südgrates. Von hier schwingt er sich wieder als Felsgrat bis auf 4700 m auf. Hier auf 4400 m bauten wir uns einen Bivakplatz auf einer Felsinsel. Der Sturm hatte sich wieder gelegt und ein blitzender Sternenhimmel spannte sich über uns.

Die Sonne steht schon hoch, als wir am nächsten Tag den Bivakplatz verlassen. Rasch klettern wir die 300 m zum höchsten Punkt und genießen hier eine seltene Gipfelschau: alle die Berge mit den bekannten Namen leuchten im Morgenlichte, sogar Ušba und Elbrus können wir erspähen.

In anregender und schöner Kletterei kommen wir immer tiefer bis in die Scharte weißlich der Eutiumscharte. Hier gelingt es uns, durch die Eistrinne zum Chruksogletscher abzustiegen.

Ferdinand Krobath.

3. Fahrten der Besengigruppe

Diese Berichte folgen wegen Raummangel in der Zeitschrift 1937 mit den Ergebnissen der österreichischen Kaukasusexpedition 1936.

4. Letzte Erfolge und Versuche

Die Ersteigung des Dschudtau war der letzte größere Erfolg unserer Mannschaft. Als wir am 11. August zum zweiten Male Kaltschik verließen, um die uns noch verbleibende Frist von 10 Tagen so gut wie möglich auszunützen, hatte sich jede Seilschaft ein hohes Ziel gestellt. Mit Krobath fuhren alle, mit Ausnahme von Spannraft und mir, in einem Auto nach Tegeneffi. Peringer und Fraißl versuchten den Ušba, mußten aber bei Schneefall am 15. August den Rückzug antreten. Krobath und Peterka wollten den Scheldbütau-Ostgipfel ersteigen und verbrachten zwei Tage in der Nordwand des Berges. Am 17. August räumten sie ihr Lager und kehrten am 18. nach Kaltschik zurück. Marin, Schlager und Dr. Thaler ersteigen den Westgipfel des Elbrus und Fraißl tat dasselbe mit Schiern einige Tage später.

Peringer wollte trotz aller Widrigkeiten sich nicht mit dem Elbrus bescheiden und wählte ein schwierigeres Ziel: er ersteig mit einem in Rußland lebenden Wiener den 4271 m hohen Bscheduchtau. Sie verließen das Adülju-Lager am 17. August um 2 Uhr 30 Min. früh und stiegen nach Querung des Raschagletschers durch eine Firnrinne auf den Nordgrat (7.20 Uhr). Über den Felsgrat erreichten sie die steile Eiskante, über welche sie bis zum Abend Stufen hinaufkletterten. Im Bergschlund unter dem Gipfel bezogen sie ein Bivak. Den Gipfel erreichten sie am nächsten Morgen um 7 Uhr 15 Min. Sie wählten als Abstieg einen neuen Weg, nämlich den Südwestgrat und tiefer unten die Nordflanke. Der Abstieg war so schwierig, daß sie erst gegen 16 Uhr das Beden des Bscheduchletschers betreten konnten. Sie fanden jedoch keine Möglichkeit, durch die Brüche abzustiegen, und querten zum unteren Teil des Nordgrates, wo sie neuerdings bivakieren mußten. Erst am dritten Tag kamen sie wieder nach Adülju zurück.

Heimreise

Beinahe wäre die gemeinsame Abreise in Frage gestellt worden. Aber während eines mehrstündigen Aufenthaltes in Prochladnaja kam auch Spannraft aus dem „letzten Bivak“ und am Abend des 21. August waren alle Teilnehmer glücklich in dem Zuge, der uns über Kiew nach der Heimat führte.

Unhang

Es ist Sitte, das fast wichtigste Kapitel an den Schluß zu setzen. Richtig gesehen, müßte es am Anfang stehen, denn die geldliche Bedeckung einer Auslandsbergfahrt ist die erste Sorge einer werdenden Expedition. Unsere Fahrt kostete von Wien hin und zurück für jeden Teilnehmer etwa 1800 S, wobei aber eine vollkommen neue persönliche Ausrüstung angeschafft worden war. Die Kosten dieser Ausrüstung beziffern sich auf ungefähr 500 S, so daß als reine Expeditionskosten etwa 1300 S eingeseht werden können.

Die Teilnehmer wurden durch den Hauptausschuß des D. u. O. Alpenvereins, durch ihre Sektionen und durch den S. Alpen-Klub unterstützt. Der Hauptausschuß stellte der Expedition die Summe von 3200 RM. zur Verfügung, der S. Alpen-Klub gab für jeden Teilnehmer S 226,20, die Sektionen beteiligten sich mit Beihilfen: Akademische Sektion Wien S 300, Sektion Österreichischer Gebirgsverein S 2650, Akademische Sektion Innsbruck S 200, Sektion Willach S 500, Sektion Salzburg S 600, Sektion „Reichenstein“ S 450.

Als Leiter sage ich an dieser Stelle im Namen meiner Kameraden dem Verwaltungsausschuß in Stuttgart, dem Österreichischen Alpen-Klub und den Sektionen nochmals unseren herzlichsten Dank.

Rudolf Schwarzgruber, Wien.

II. Die Rundfahrt der Reichsdeutschen

Vorwort

Gleichzeitig mit den Österreichern und gemeinsam mit ihnen reisten vier reichsdeutsche Bergsteiger: Adolf Böttner, Gottlieb Rosen Schön, Ludwig Schmaderer und Ludwig Börg in den Kaukasus. Es waren Jungmänner der Sektion München, die ihnen die Mittel zu dieser Fahrt gegeben hatte. Die Münchner hatten mit den Österreichern eine Arbeitsteilung vereinbart, derzufolge ihnen die T e p l i - und die A d a i - g r u p p e zufielen, zwei kleinere Gruppen im östlichen Teil des zentralen Kaukasus, aber ebenfalls mit gewaltigen Bergen. Hier bestiegen sie die wichtigsten Gipfel, kehrten dann nach Naltschik, dem Ausgangspunkt, zurück, besuchten vom Bassantal aus den E l b r u s und überschritten zu dritt, jedoch ergänzt durch den Russen H a r l a m p i e w, die beiden A s c h b a g i p f e l. Während Rosen Schön und Schmaderer die Heimreise antraten, folgten Böttner und Börg noch einer Einladung von Herrn Professor M a r t, mit ihm und seinen Gefährten in die Bezingsgruppe zu gehen, wo erstmalig der D ü c h - t a u über den Nordwestgrat bezwungen wurde. Mit der Erstbesteigung des K a s b e l fand die Kaukasusfahrt ihr Ende.

In ein paar Zahlen zusammengefaßt war die bergsteigerische Ausbeute folgende: 3 Fünfstauer und 17 Viertauer, darunter sicher 4, wahrscheinlich aber 7 Erstbesteigungen, etwa 20 neue Wege. Die großartigsten und schwierigsten Fahrten waren die 1. Besteigung und Überschreitung des T e p l i t a u, die 2. Überschreitung des A s c h b a und die 1. Besteigung des D ü c h t a u über den Nordwestgrat. Die Fahrten in der T e p l i g r u p p e und die Überschreitung des A s c h b a seien im Folgenden geschildert:

Die T e p l i g r u p p e

Am 2. Juli waren wir in Naltschik, unserer Endstation am Nordfuß des Kaukasus, nach fast 5000 km langer Bahnfahrt angelangt.

Zwei Tage später verließen wir in einem Lastwagen Naltschik, um einen Vorstoß in die mehr östlich gelegene T e p l i g r u p p e zu unternehmen. Der Tag unserer Abfahrt war

glücklicherweise vom Wetter begünstigt, denn bei Regen sind die schlechten Straßen unter feinen Umständen befahrbar, der Wagen würde buchstäblich versinken. Die Fahrt geht durch fremdartig kaukasische Dörfer, die von riesigen Sonnenblumen- und Maisfeldern umgeben sind, später durch eintönige Steppe; Schotter, Löcher, Bäche und Sümpfe sind für unseren Wagen stetige Hindernisse auf der sogenannten Landstraße, die sich kaum von der Steppe unterscheidet. Nach etwa 100 km langer abenteuerlicher Wildwestfahrt treffen wir auf die ossetische Heerstraße, welche wir durch das Ardontal bis zu dem Bergdorf Anal benützen können. Wir errichten unser erstes Proviandlager und dringen am nächsten Tag durch ein Seitental bis zu dem kleinen Dorfe Archon vor.

Außerhalb des Dorfes bauen wir auf einem alten ossetischen Friedhof unsere Zelte auf. Bei der Arbeit bestaunen uns die neugierigen Dorfbewohner, als seien wir aus einer anderen Welt gekommen. Zur Erkundung des hinteren Archontales unternehmen wir mit dem Feldstecher noch einen Spaziergang. Sollte das Wetter morgen günstig sein, so gilt unser erster Ansturm dem nördlichen Gipfeler der Texpligruppe, einem noch unbenannten Viertausender, in der Karte als P. 4014 eingezeichnet. Um 1 Uhr nachts kriechen wir aus den Zelten. Bei sternklarem Himmel führt uns die Fährte talein über steile, blodbesetzte Grashänge, aus denen zu unserem Leidwesen Disteln und Brennesseln wuchern. Unser heutiges Ziel ist klar vorgezeichnet. Als Anstieg wählen wir eine steile Eisrinne, die durch die Nordwestwand des Berges zum Westgrat leitet. Prächtig greifen die Schuftereisen in den gefrorenen Firn. Die 1400 m hohe, zwischen 40 und 50° geneigte Eisrinne überwinden wir, gleichzeitig gehend, in wenigen Stunden.

Überraschend eröffnet sich uns am Grat eine ungeahnte, klare Fernsicht auf die Besengi-, Udai- und Rasbjelgruppe. Uns gegenüber wuchtet der Texplitau, vor Eis starrend, in der Sonne schillernd, kühn gegen den Himmel. Über den Westgrat des Berges gewinnen wir in schöner Urgesteinskletterei den jungfräulichen Viertausender.

2500 m tiefer liegen unsere Zelte oberhalb Archon. In der kurzen Zeit von 11 Stunden, die wir von Archon aus unterwegs waren, haben wir im schwierigen Gelände die 2500 m Höhenunterschied überwunden. Im Osten schwingt sich, in Eis gepanzert, der Archontau, im Süden die schön gefornete Pyramide des Kolotatau auf. Grauer Dunstschleier lagert über der russischen Steppe.

Über den Ostgrat absteigend, erreichen wir eine schnee-erfüllte Rinne, die uns zum nördlichen Texpligletscher bringt. Unter einem überdachten Felsblock hinterlegen wir verschiedene Ausrüstungsgegenstände, dann steigen wir durch ein unbekanntes Hochtal ab. Als die Kameraden 50 m tiefer den Gletscher queren, bedroht sie starker Steinschlag, der durch die Nachmittagssonne ausgelöst wird. Wörg und ich beschließen daher, in das andere westliche Gletscherhochtal abzustiegen. Hier ist es in der Tat nicht steingefährlich, jedoch etwas länger. Abends 9 Uhr 30 Min. erreichen wir wieder unsere Zelte nach 20stündiger Abwesenheit.

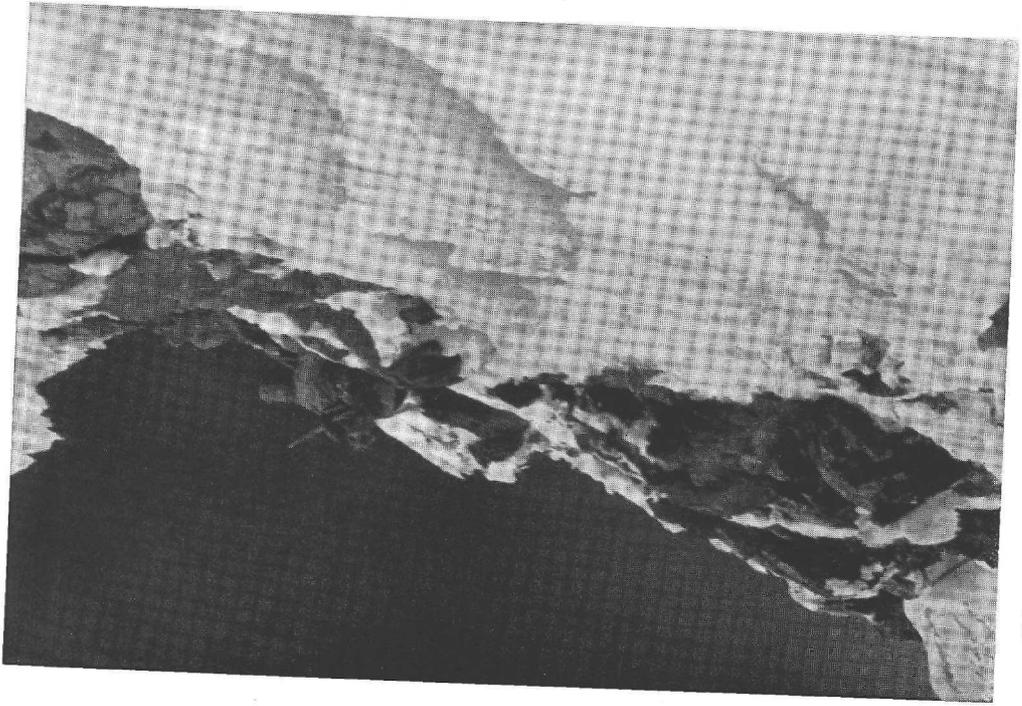
Der kommende Tag ist selbstverständlich ein Ruhetag.

Ein Schlechtwetter-Einfall bannt uns mehrere Tage ins Zelt. Ein halbzahmer, rauf-lustiger Steinbock versucht seine Kraft an unseren Zelten und wäre uns beinahe gefährlich geworden.

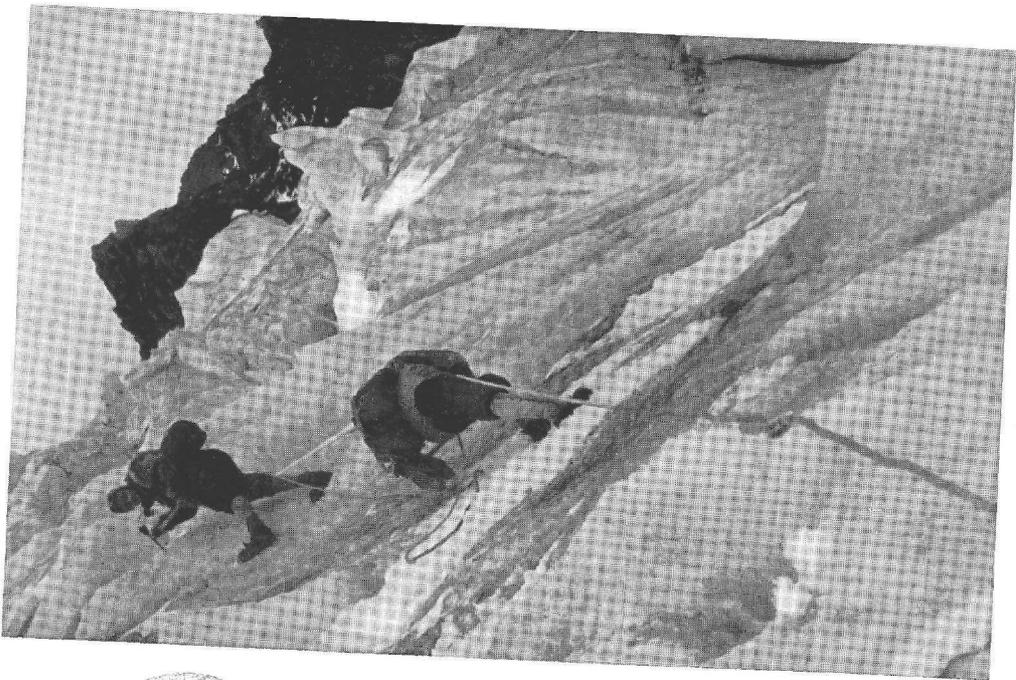
Gegen Abend lichten sich die Wolken, die Wetterlage scheint sich zu bessern. Am kommenden Tag steigen wir wieder 1800 m zum nördlichen Texpligletscher auf, um oben zu bivakieren. Wir rüsten zu einem Generalangriff auf den Texplitau. Göttnier und Rosen-schon wollen den Nordostgrat angehen, Wörg und ich den Nordwestgrat. Die beiden Erstgenannten beziehen ein Eishöhlenbivak in einer Rinne zwischen Kolotatau und Texplitau, während wir am Gletscher bleiben. Gewaltiger Höhensturm fegt um die eisgepanzerten Berge. Das Wetter ist immer noch nicht zuverlässig. In der Texplitau-Nordwand donnern die Lawinen. Sturmwind zischt, wirbelt die Wolken wild im Kreise. In der Ferne starkes Wetterleuchten. Gespensterhaft beleuchtet der Vollmond die Eisriesen.



Rototatau, 4167 m



Schwere Eis- und Gelsarheit beim Aufstieg zum Lepitan



Im Eisbruch des Südlichen Rotoglerschers



Bereits 1 Uhr nachts schälen wir uns aus den Schlaffäden. Eine Stunde später sind wir zum Abmarsch fertig. Eigentümlicherweise wird es immer wärmer, die Atmosphäre beruhigt sich, dichte Wolken umfassen die Berge. Überaus mühsam, bis über die Knie im nassen Neuschnee spurend, dann unter einsturzdrohenden Urgefesteinsblöcken querend, gewinnen wir die Scharte unter dem Nordwestaufschwung des Teplitau. Die Nacht über ist der Schnee nicht, wie gewöhnlich, gefroren, im Gegenteil, er wird immer nasser, Anzeichen eines Wettersturzes. Sollen wir den Teplitau über den Nordwestgrat aufgeben? Keiner will das entscheidende Ja sprechen.

Leichter Schnee wirbelt durch die Wolken, da beschließen wir, den Tepligletscher zu queren und die Eisrinne zum Bivalplatz unserer Kameraden aufzusteigen. Hinterlistig lauern die halbverschneiten Spaltenlöcher, der Fuß findet oft nur trügerischen Halt. Böllige Dunkelheit herrscht jetzt, der Vollmond ist verschwunden. Eisbroden warnen vor einem Eissturz in der Nordwand des Teplitau, und wir weichen in großem Bogen aus. In der lauen Nacht in jähem Pappschnee spurend, von Schweiß triefend, erreichen wir die steile Rinne und durch sie ansteigend die Eishöhle der Kameraden. Groß ist ihr Erstaunen. Auch die Freunde machen sich zum Abmarsch fertig.

Börg und ich steigen einstweilen in der Eisrinne weiter zum Grat zwischen Koloatau und Teplitau. Ein Firnrücken bringt uns zum Gipfel des Koloatau, den wir erstmalig betreten. Mit zunehmender Höhe verstärkt sich auch die Kälte. Allmählich dämmt der Morgen herauf, und mit dem Anbruch des Tages sind sämtliche Wolken vom Sturm geschlagen. Eifriger Wind durchdringt die dichte Kleidung, die Gesichter laufen blau an vor Kälte. Pulverschnee knirscht in 4000 m Höhe unter den Füßen. Langsam schiebt sich der feurige Sonnenball hinter dem Rasbjet höher. Wieder dürfen wir die Wunder des Sonnenaufgangs nach pechschwarzer Nacht auf hoher Warte voll erleben. Trotz Höhensturm und Pulverschnee wollen wir den Berg angehen. Die Gesichter werden ver mummt, der Windanzug dicht geschlossen, und wir bahnen uns über den wächtengefrönten Nordostgrat den Weg. 1000 m tiefer hallt sich ein graues, wallendes Wolkenmeer. Kletterei über verschneite Felsen bringt uns über den ersten, 200 m hohen Steilaufschwung in eine Grateinsattelung und zum östlichen Vorgipfel, der bereits einmal erstiegen wurde. Es folgt ein zerfägter, mit Türmen geschmückter, vollständig vereister Felsgrat zum höheren Hauptgipfel. 30 m über verglaste, brüchige Felsen abklettern, gelangen wir in eine Scharte vor einem neuen Aufschwung. Erschwerend wirkt der Pulverschnee, der vereiste Felsen bedeckt. Der Sturm macht eine Verständigung mit den Seilkameraden fast unmöglich. Wie Nadelstiche schmerzen die windgepeitschten Eiskristalle im Gesicht.

Unter weit überhängenden Türmen queren wir zu einem Aufschwung, der direkt durch einen senkrechten Eiskamin äußerst schwierig erklettert wird. Der letzte, ebenfalls von Eis starrende Turm wird durch eine Steilrinne eingenommen. Im Reitsitz überlisten wir ein gefährliches Gratstück, noch ein paar Meter und der Gipfel des T e p l i t a u ist unser!

Gewaltig schön ist die Aussicht, wolkenlos der Himmel. Im Osten erkennen wir den Rasbjet, im Westen die Abai- und Besengigruppe. Der P. 4014, den wir vor wenigen Tagen erstiegen, bietet sich als schneidiger Felsgipfel, der Koloatau als feingeschwungene Pyramide dar. Etwas rechts, durch ein Seitental getrennt, thront der Archontau, der letzte, noch unerstiegene Viertausender der Tepligruppe. Isoliert, von Wolken umsäumt, die in tiefen Tälern wallen, hebt sich der Kariu-Choq, ein Vorberg im Norden, ab.

Schon nach kurzer Rast verlassen wir den Gipfel, denn über die 1000 m hohe Südostwand wollen wir uns heute noch den Abstieg erzwingen. Steile Eisrinnen, mit Neuschnee bedeckt, gebieten Vorsicht. Im unteren Teil der Wand sind wir von Lawinen und Steinschlag bedroht. Eine Felsrippe, die am Gletscher aufsetzt, benutzen wir für die

letzten paar hundert Meter als Abstiegsmöglichkeit. Der Tag geht allmählich zur Neige, als wir über den südlichen Tepligletscher hinabschleudern und die Schritte ins Tal von Kolota lenken. Ein Steinmann ist das erste Anzeichen menschlicher Anwesenheit.

Im Tal von Kolota stoßen wir auf zwei primitive Zelte, die den Hirten als Behausung dienen. Wir bewundern eine riesige, schwarze Hammelherde, die 2000 Stück zählt. Abenteuerlich verwegene, braune Gestalten, lange Messer am Gürtel, schleichen durch den Nebel und erregen unser Mißtrauen. Vollkommen fremdartig ist hier der Menschentyp gegenüber dem Archontale, sie gleichen mehr Beduinen als Osteten. Wir sammeln unsere russischen Sprachkenntnisse, um mit vereinten Kräften den Hirten verständlich zu machen, daß wir übernachten wollen und Milch wünschen. Doch erst, als wir dem Häuptling unsere Visitenkarten in Gestalt von 15 Rubeln in die Hand drücken, versteht er uns und bietet einen Platz in seinem Zelt an. Man reicht uns spindige Maisfladen und heiße Milch. Zum Kochen benutzen die Hirten getrockneten Pferde- und Schafmist, Holz ist hier nicht vorhanden, die Täler sind vollkommen waldeer und öde.

Am nächsten Morgen bringt ein Hirte in einer Flasche Wasser, das nach Schwefelwasserstoff riecht und perlt.

Mehrere Stunden suchen wir im wilden Eisbruch des südlichen Tepligletschers nach einem Durchstieg. Am späten Nachmittag gewinnen wir nach mühsamem Aufstieg die Scharte zwischen Kolotatau und Teplitau. Börg und Göttner steigen heute noch mit schweren Rucksäcken nach Archon ab, während Rosenschon und ich am Sattel in 4100 m Höhe in einem Eisloch bivakieren. Anschließend wollen wir morgen den letzten, jungfräulichen Viertausender der Tepligruppe, den Archontau, ersteigen. Zur Orientierung besteige ich nochmals den Gipfel des Kolotatau. Am Sattel graben wir zu zweit eifrig das Schneeloch, denn kaum ist die Sonne verschwunden, so erstarrt der weiche Firnschnee zu Eis.

Wie ein schillerndes Märchenschloß aus Kristall erglöhrt der Teplitau in den ersten Strahlen der Morgen Sonne.

Erst 7 Uhr morgens verlassen wir den Freilagerplatz.

Durch eine steile Wand, in der bereits die dünne Firnschicht bis zum blanken Eis aufgeweicht ist, steigen wir schwierig 200 m zum Kolotagletscher ab. In der Scharte setzt der zerhackte Westgrat des Archontau an, den wir anfangs in leichter Kletterei überschreiten, bis zu einem massigen Aufschwung. Zur Linken weist eine wohl über 1000 m hohe, von Wülsten unterbrochene Eiswand jäh zur Tiefe gegen den Zassgületscher. Die Steigeisen greifen prächtig in der gefrorenen Firnauflage und gestatten, trotz der Steilheit des Hanges, ein schnelles Höherkommen. In den Felsen eingelagerte Blankeisrinnen hemmen unser Vorwärtsdringen. Schwierige Stufenarbeit erfordert ein senkrechter Eiskamin. Wir gewinnen durch eine Eiswand eine Scharte, von der uns ein kurzer Felsgrat auf den Rücken des Grat aufschwunges führt. Noch eine Eiswand und ein schwieriges Gratstück, dann ist der jungfräuliche wächtengekrönte Gipfel des Archontau unser!

Der nicht satt werdende Blick schweift in der Runde durch die großartige Bergwelt.

Nach ausgedehnter Gipfelrast mahnt die Zeit an den Abstieg. Wir wollen den Berg von Westen nach Osten überschreiten und ins Kolotatal absteigen. Dem Firne eines riesigen Domes gleich wölbt sich der wächtengeschmückte Ostgrat und stürzt beiderseits in unergründliche Tiefen. An den Steigeisen ballen sich Pappschneestollen. Die Sicherung des Seilgefährten ist hier praktisch unmöglich. Außerst vorsichtig steigen wir, jeden Tritt prüfend, tiefer. Querend bahnen wir uns mit dem Pidel den Übergang von der Wächte auf verglaste, brüchige Felsen. Deutlich erkennt man, wie die senkrechte Wand unten auf einen kleinen Sattel aufsetzt, den wir zunächst erreichen wollen. Harte, gefährliche Kletterarbeit ist hier im Abstieg zu leisten. Das Gestein splittert, große Brocken brechen aus und donnern in die Tiefe. Der steigeisenbewehrte Fuß, die Fingerpißhen, sie

finden oft nur trügerischen Halt. Kräftige Pichelhiebe befreien den Fels von der Eisklatur.

Nach Überwindung des schwierigen Gratabbruches steigen wir von der Scharte über die Südostflanke des Berges durch eine felsdurchsetzte Eiskrinne 700 m tief zu einem Gletscher ab. Über steile Moränenblöcke, dann den wilden Gletscherbach verfolgend, erreichen wir in mühsamem Abstieg gegen Abend Udschat-kam, ein kleines Bergdorf am Ostfuße des Archontau. Dichter Nebel lastet über den Tälern und verleiht der Landschaft einen unfreundlichen düsteren Charakter.

Den nächsten Tag benötigten wir zu einem zwölfstündigen Marsch mit schweren Rucksäcken über den Dschimepah nach Anal zu unserem Proviantlager.

Da wir nun sämtliche jungfräuliche Viertausender der Tepligruppe erstiegen hatten, verlegten wir das Standlager in die Udaigruppe nach Ketom.

Ludwig Schmaderer, München.

Zweite Überschreitung des Ušcha

Nachdem wir unsere Ziele in der Tepli- und Udaigruppe — schneller als erwartet — erreicht und auch dem höchsten Berg des Kaukasus, dem Elbrus, einen Besuch abgestattet hatten, wollten wir unsere Kräfte noch am Ušcha erproben. Der Nordgipfel des Ušcha war bereits im Jahre 1888 von dem Engländer Cookin mit dem Schweizer Führer Christian Almer erstiegen worden. Der Südgipfel trotzte allen Bemühungen, bis ihn im Jahre 1903 der Münchner Adolf Schultze, mit vier andern Teilnehmern der Ridders-Unternehmung, bezwang. Wenige Tage später überschritten Ditle, Leuch und Pfann in einer viertägigen Gewalttät die beiden Ušchagipfel, indem sie über den Nordgrat, also von der entgegengesetzten Seite aus, empor- und auf dem Schulzeischen Wege abstiegen. Nicht weniger als 26 Jahre dauerte es, bis der Ušcha wieder bezwungen wurde, und zwar durch Bechtold, Merkl, Raechl und den Russen Semenovski, die 1929 den Südgipfel erreichten. Seitdem wurde dieser noch zweimal (von einer Schweizer und einer russischen Seilschaft), der Nordgipfel einmal erstiegen, die Überschreitung war nicht mehr wiederholt worden. Diese wollten wir versuchen.

Zum erstenmal sahen wir den Berg beim Aufstieg zum Elbrus, als plötzlich ein Windstoß kam und den Nebel zerriß. Wir schauten zurück und starren wie gebannt auf ein Doppelhorn, das sich steil und kühn in den Äther bohrt, zwei himmelsstrebende Türme aus Granit und Eis, die ein zierlicher Wächtergrat aneinanderkettet: Ušcha, der König der kaukasischen Berge, das Matterhorn des Kaukasus!

Am 8. August, um 3 Uhr morgens, verließen wir: Ludwig Schmaderer, Ludwig Börg und ich — unser vierter Mann war erkrankt und mußte zurückbleiben —, unser Lager im Bassantal und holten den bekannten russischen Bergsteiger Georgi Harlampiew, der uns beim Ušcha begleiten wollte, aus seinem Zelte. Seinen Kameradschaftsgeist und sein bergsteigerisches Können sollten wir bald schätzen lernen, er wurde uns ein vollwertiger Begleiter, dessen Sprachen- und Ortskenntnisse uns sehr zuflatten kamen.

Gog, wie wir ihn kurzweg nannten, zerrte einen Esel herbei, dem wir unsere schweren Rucksäcke aufluden. Der Weg führte uns den Zufengibach entlang über den vergletscherten, 3400 m hohen Betšchopah nach Swanetien. Unser Eselchen war ein störrisches Ungetüm, aber Gog, der bereits im Pamir Tragtiererfahrung gesammelt hatte, war seinen Launen voll gewachsen. Auf einer Alm mieteten wir noch einen zweiten Esel, da nun der Aufstieg sehr beschwerlich wurde und über Schnee und Eis führte.

Knapp unterhalb der Passhöhe nahmen wir das Gepäck auf den eigenen Rücken, denn ein breiter Schrund tat sich auf, den die Esel unmöglich überschreiten konnten. Mittags

erreichten wir den Paß, spät abends, nach zehnstündigem Marsch, zogen wir in Mazeri, einem kleinen Ort am Südfuß des Ušcha, ein.

Wo einst der Fürst von Betscho seine gastliche Burg den Fremden geöffnet, zeigt jetzt eine traurige Ruine den Verfall einer romantischen Zeit. Doch die Häuser und Dörfer der Swaneten stehen noch und tragen noch die auffallenden Wehrtürme, die so mittelalterlich anmuten und der Landschaft einen eigenen Reiz geben. Duster und drohend aber reckt sich über dem Ganzen der Ušcha empor.

Wieder, wie vor 32 Jahren, standen drei junge Münchner am Fuße des Berges. Groß war ihr Wünschen und fest der Wille, den Gewaltigen zu bezwingen.

Der nächste Tag sah uns mit einem Packpferd die Grashänge zum Gulgletscher emporsteigen. Frei jeglicher Last, war das Wandern in dieser großartigen Bergwelt ein herrliches Erlebnis. Besengi- und Lailafette glänzten im Sonnenschein; einem bunten Teppich gleich lag Swanetien zu unseren Füßen. Doch immer wieder wandten sich die Augen dem Ušcha zu, der leider sein Haupt in Wolken hüllte.

Wo die grünen Halden im Moränenhütt verschwanden, rüsteten wir am Gletscherand in 2800 *m* Höhe zum Freilager. Ein kalter Hauch weht vom Eise herüber und läßt uns schon lange vor Einbruch der Nacht in die dünnen Schlaffäden kriechen. Da, ein Ressen und Krachen: Steinschlag in der Ušchawand. Lange noch dröhnt der Donner am Berg, den zähe Nebel umklammern. Endlich fallen die Schleier. Eis und Fels im Verein mit der Dämmerung formen eine Gestalt, unfassbar Kühn und mächtig.

Früh 4 Uhr brachen wir auf. Einen Moränenwall übersteigend, gewannen wir den Gulgletscher und nach seiner Überquerung die 600 *m* hohe Eistrinne, die zur „M a z e r i s c h a r t e“ im Südgrat des Berges emporleitet. Im Schein der Laternen legten wir Seil und Steigeisen an und begannen den Aufstieg. Langsam graute es im Osten, auf der Lailafette glomm das Morgenrot, der junge Tag erwachte.

Die tiefen Lawinenfurchen vermeidend, kamen wir in gutem Firnischnee rasch höher. Bald standen wir unter der Felswand, die den Zugang zur Scharte versperrte. Wir überwandten sie in schwieriger Kletterei und kamen in eine Rinne, die nur wenige Meter breit und mit hartem Wassereis erfüllt war, das ermüdende Stufenarbeit verlangte.

Den Aufstieg verwehrt ein 3 *m* hoher Überhang, bei dem sich unsere gut 35 Pfund schweren Rucksäcke sehr hinderlich zeigten. 8 Uhr 30 Min. morgens waren wir auf der Scharte versammelt.

Hier hatten Distel, Leuchs und Pfann ihre vierte Nacht zugebracht, auch andern Seilchaften hatte dieser Platz als Lager gedient.

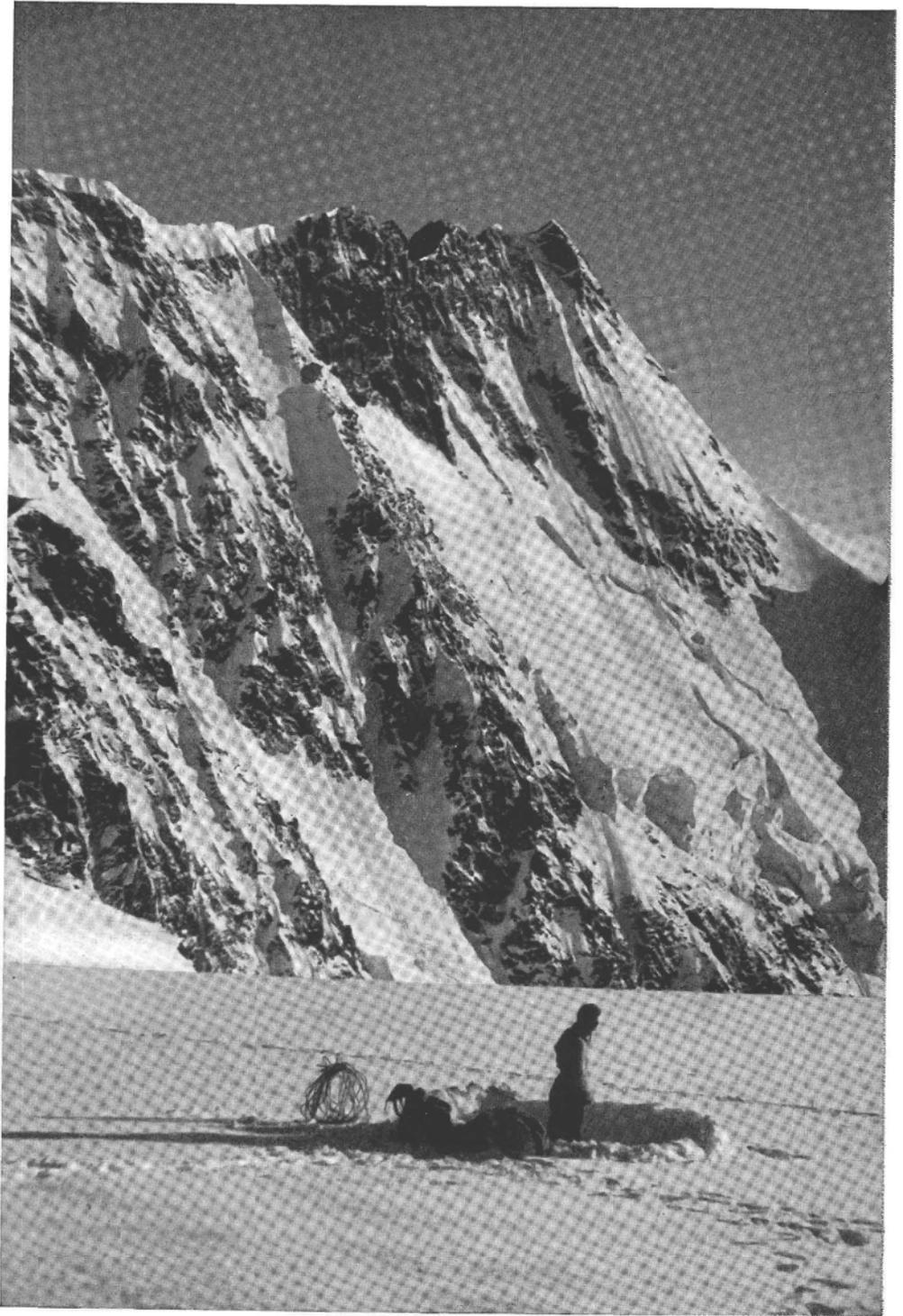
Nach 1½stündiger Rast brachen wir wieder auf. Der Weiterweg sah schlecht aus. Westlich des Grates, auf dem wir uns befanden, ihm entlang, zog ein Eishang herab, das sogenannte U n t e r e S c h n e e f e l d, nach unten trichterartig sich verengend. Den Hang mußten wir queren, um die jenseitigen Felsen zu gewinnen. Er schillerte blau zu uns herauf, und in kurzen Abständen sprangen Steine und Eisbrocken über ihn herab.

Auf einer Felsrippe kletterten wir zu ihm hinab, ich begann zu haken. Ungeachtet der Steingefahr schlug ich mit ganzer Kraft auf das spröde Eis. Doch dem Kraftaufwand war mein altgedienter Pidel nicht gewachsen, schon nach wenigen Hieben löste er sich in seine Bestandteile auf. Rasch eilte ich wieder zurück zu den Kameraden, gerade zu rechter Zeit, eine kleine Schneelawine hätte mich sonst vielleicht aus den Stufen gerissen.

Nur widerwillig und mit eindringlichen Ermahnungen, mich im Zuschlagen zu mäßigen, vertrauten mir die Freunde einen ihrer eigenen Pidel an (Schmaderer hatte noch ein „Eisheil“ im Rucksack), und ohne weiteren Zwischenfall gewannen wir den jenseitigen Rand des Eises. Nach einstündiger Kletterei, mehrmals von Steinschlag bedroht, erreichten wir die Rippe, auf der die Erstersteiger einen Steinmann, den „F a l k e n“, gebaut hatten. Wir erbauten einen neuen Steinmann und steckten die Kette meines Pidels hinein.



Ratántaurippe von der Dschangiflanke (Besengimauer)



Teplitau, 4423 m



Nach links über leichte Felsen ansteigend, erreichten wir um 15 Uhr die sogenannte Rote Ede nahe dem „Oberen Eissfeld“ und unter der 150 m hohen Schlußwand, die die Hauptschwierigkeit der Besteigung bildet. Da die Aussicht, heute noch auf den Gipfel zu kommen, gering war und wir weiter oben keinen guten Bivakplatz mehr erwarten konnten, beschloßen wir, hier zu bleiben. Auf einer weit zum Ushba-Gletscher vorspringenden Kanzel in der Westflanke des Berges ebneten wir einen Platz und bauten Windschutzmauern.

Der nächste Tag, es war der 11. August, sah uns, sehnlichst die Sonne erwartend, zur Gipfelwand emporklettern. Senkrecht und teilweise überhängend türmt sich das Bollwerk vor uns auf. Adolf Schulze war der erste gewesen, der es bezwang. Kurz vor dem Ziel stürzte er, wurde aber am Seil gehalten und in bewußtlosem Zustand von seinen Gefährten v. Fieder und Rieders über die Wand hinabgelassen. Doch schon 5 Tage danach, noch mit verbundenem Kopf, ging er die Mauer von neuem an und — siegte. Nun wollten auch wir seinen Spuren folgen. Doch wo ist der Einstieg, wo ist der Weg?

In dem Büchlein des Russen Ufanassieff: „Hundert Kaukasusgipfel“, das wir mit hatten, ist der Einstieg nur mangelhaft beschrieben. Dazu strichen Nebelseen um den Berg und nahmen uns den Überblick. Wir suchten nicht lange, sondern packten an, wo es uns möglich erschien.

Wir erreichten die Wand oberhalb der Mitte des Eishanges und stiegen an ihrem Fuß noch etwa 30 m rechts aufwärts zu einer Verschneidung, die sich jedoch als ungangbar erwies. Doch gestattete links von ihr eine feingriffige Wandstufe den Einstieg. Sie brachte uns auf einen Schuttflod, auf dem wir die Steigeisen ablegten. Senkrecht und brüchig bäumte sich der Fels vor uns auf und „äußerst schwierige“ Kletterarbeit erforderte die Überwindung der nächsten Stufe. Auf einem Band wieder vereint, spähten wir nach dem Weiterweg. Dachartig wölbte sich der Fels über uns nach außen. Ein Weiterkommen konnte nur östlich davon möglich sein. Wir folgten daher dem Band 30 m weit nach rechts, bis an sein Ende. Doch auch hier war der Aufstieg durch große Überhänge versperrt, nur eine Querung an senkrechter Wand konnte uns wieder in kletterbares Gelände bringen. Börg, der weiter unten einen gut 40 cm langen Eisenstift gefunden und mitgeschleppt hatte, trieb ihn in einen Felspalt ein und schaffte so eine zuverlässige Sicherung für den Vorausgehenden. An kleinen Tritten und Griffen stieg ich in die Plattensucht hinaus, doch mein schwerer Rucksack, der das Gleichgewicht gefährdete, trieb mich wieder zurück. Ich konnte dann ohne Gepäck die Querung ausführen, ein Seilgelande für die Gefährten spannend, die mit den Rucksäcken nachfolgten.

Die beiden nächsten Seillängen führten uns über senkrechten Fels empor, doch boten günstige Einrisse genügend Haltepunkte für Hände und Füße. Haken und Abseilschlingen zeigten uns an, daß sich hier schon einmal jemand heruntergelassen hatte. Vor einem weit nach außen drängenden Überhang kamen wir zum Halten. Da die nächsten Meter große Schwierigkeiten vermuten ließen, vertauschte ich die Genagelten mit den Kletterschuhen. Börg verklemmte sich in einen Spalt, dann stieg ich unter dem Überhang nach links in die Wand hinaus. Zwei Haken und ein Karabiner kündeten von früherem Rückzug. Gog meinte, daß hier der bekannte Bergsteiger Saladin und sein Gefährte umgekehrt seien. Nach einem Bivak unter dem Überhang erzwangen sie am nächsten Tag weiter östlich den Durchstieg zum Gipfel. Auch ich wollte diese Stelle versuchen. Selb war das Gestein und weit nach außen drängend; den einzigen Halt bot ein feiner fingerbreiter Riß, der sich weiter oben in überhängenden Felsen verlor. Die Hände im Riß, mit den Beinen oft erfolglos nach Tritten angelnd, erreichte ich den oberen Haken. In den Karabiner, der daran hing, hängte ich das Seil ein.

Die Nebel hatten den Berg wieder freigegeben, und ungehemmt glitt der Blick

hinab in die Tiefe. Das kleine Eisfeld bot dem Auge noch bescheidenen Halt, und dann, 1600 m tiefer, drohte der zerrissene Aischbagletscher herauf.

Mit einer Linksschleife hoffte ich die überhängende Platte zu umgehen. Seilhilfe ermöglichte mir eine 10 m lange Querung nach links. An einem senkrechten griff- und trittarmen Granitwulst begann ich emporzusteigen. Sehn äußerst schwierige Meter kam ich hoch, dann machte ein dünner Eisüberzug den Weiterweg unmöglich. Ein gefährlicher Rückzug brachte mich wieder zum letzten Haken zurück.

Nun blieb nur noch die Möglichkeit, den Riß und sein gelbes Abschlußdach zu überklettern, was ich auch sofort versuchte. In schwierigster Arbeit gelang die Überwindung des 10 m hohen Bollwerkes, das, bereits in 4500 m Höhe gelegen, größte Anforderungen an Lunge und Herz stellte. Ein abgesprengter Block bot guten Stand zum Sichern und die Kameraden kamen nach. Die nächste Seillänge gab noch eine harte Nuß zu knaden. Glatter und fast senkrechter Granit bäumte sich vor uns auf, geziert mit einigen waagrecht ausladenden Überhängen, die unangenehm zu uns herabschauten. Die ersten 15 m der Wandstufe waren rasch überwunden, die nächsten Überhänge jedoch konnte ich nur mit Hilfe zweier Mauerhaken bewältigen. Durch einen 50 m hohen und stark vereisten Kamin, der von Stein Schlag bestrichen war, kamen wir endlich an den oberen Rand der Mauer und auf das Firnfeld, das zum Gipfel leitet. Es war 5 Uhr abends, 7 Stunden schwerster Kletterei hatte uns die Schlußwand gekostet. Eine Stunde später betraten wir den S ü d g i p f e l des A i s c h b a. Es war das sechstemal, daß Menschen auf seinem Scheitel standen.

Damit hatten wir unser erstes Ziel erreicht. Wir hätten nun umkehren und auf dem gleichen Weg wieder absteigen können. Doch wir fühlten uns trotz den zweitägigen Anstrengungen und den vorausgegangenen Birwaks noch frisch, das Wetter war gut und so blieb es bei der beabsichtigten Überschreitung der beiden Gipfel.

Über die Nordostwand, über die Distel, Leuchs und Pfann herausgekommen waren, seilten wir uns kurzerhand ab, dreimal 30 m. Jedoch noch oberhalb des Aischbafattels, der 200 m tiefen Einschartung zwischen Südwest- und Nordostgipfel, kam die Dunkelheit. Auf schmaler Leiste verbrachten wir eine kalte schlaflose Nacht. Oft donnerten Lawinen in den Wänden zu unseren Füßen. Gegen Morgen begann sich das Wetter zu verschlechtern, Nebel hüllte uns ein und Windstöße zerrten an den Schlaffäden.

Es dauerte geraume Zeit, bis wir uns marschfertig gemacht hatten. Die hartgefrorenen Schuhe mußten lange geknetet und erwärmt werden, bis wir sie an die Füße brachten. Börg suchte noch lange sein großes Messer, kam aber schließlich zur Einsicht, daß er es statt in die Rucksacktasche in die Nordostwand hinabgesteckt hatte. Um 7 Uhr brachen wir auf. Durch Klettern und weiteres Abseilen erreichten wir den stark überwächerten S a t t e l, dessen Überschreitung unsern Vorgängern erhebliche Schwierigkeiten bereitet und sie 4 Stunden anstrengender Arbeit gekostet hatte. Dank den günstigen Firnverhältnissen, die wir trafen, kamen wir in 1 Stunde hinüber. Doch das Wetter war nun endgültig schlecht geworden. Es begann zu graupeln und zu schneien, und die Sicht reichte oft nur wenige Meter. So schnell als möglich kletterten wir die verhältnismäßig leichten Felsen zum N o r d g i p f e l hinauf, den wir schon um 9 Uhr vormittags erreichten¹⁾.

Doch kaum droben angelangt, mußten wir ihn fluchtartig wieder verlassen und in Spalten und Rinnen Schutz suchen, denn das Hochgewitter war nun in vollem Gange, Blitze zuckten, und wir bekamen schmerzhaft Stiche in den Kopf von überspringenden elektrischen Funken.

Als das Wetter nachgelassen hatte, traten wir, wieder zu einer Viererseilschaft ver-

¹⁾ Ein Vergleich der Ausnahmen der beiden Gipfel mit denen vom Jahre 1903 zeigt, daß 1935 die Felsen etwas stärker ausgeapert waren als damals.

bunden, den Abstieg über den Nordgrat an. Über aufgeweichte und weit überhängende Wächten ging der Weg, und steile Gratabstürze erforderten mühsames Stufen schlagen. Börg, der hier als letzter ging, war der größten Gefahr ausgesetzt. Die Sicherung war jedoch zuverlässig, wir gingen in Abständen von 30 Metern, und mindestens zwei hatten immer guten Stand.

Nach stundenlanger Arbeit erreichten wir die Stelle, wo der Nordgrat schroff abbricht. Der Wind trieb dichte Nebel- und Graupelschleier vor sich her, die uns die Orientierung erschwerten. Wir stiegen nach links ab zu einer Felsrippe, die undeutlich aus dem Nebel ragte. Hier entdeckten wir ein 60 m langes Seil, das in den Felsen herabhing. Erst später erfuhren wir, daß ein russischer Bergsteiger bei dem Versuch, allein den Nordgipfel zu ersteigen, hier irgendwo abgestürzt war und daß das Seil entweder von ihm oder von der Rettungsmannschaft hingengelassen worden war. Wir bewerteten es damals als Wegzeichen, stiegen ihm entlang über die brüchige Rippe ab und veräumten so, rechtzeitig nach rechts zu queren zu dem Firnplateau unterhalb des großen Abbruches des Nordgrates. Die Felsrippe verlor sich schließlich in eine Eiswand, die, von Wolken verdeckt, scheinbar ins Bodenlose führte. Sie war so steil, daß sie ohne zeitraubendes Stufenhauen nicht hätte bewältigt werden können. Wir entschlossen uns daher, uns mittels unserer Eishaken über sie abzuseilen. Siebenmal 30 m, also 200 m, ließen wir uns am Seil hinunter, wobei wir öfters durch abrutschenden Neuschnee belästigt wurden.

Noch war der Gletscher nicht erreicht und wieder brach die Nacht herein. Hinter einem Eiswulst, der uns vor den Schneeabrutschungen schützte, hatten wir ein ebenes Plätzchen für das vierte Freilager. Die Windseite verhängten wir mit einem Zeltsack. Da wir auf dem blanken Eise saßen, waren wir bald durchnäßt und durchfroren. Rättschauer schüttelten unseren Körper und der Magen knurrte im Takt dazu, denn der Proviant war längst aufgezehrt. Unermüdlieh fielen die Schneeflocken, deckten uns zu, und die Nacht wollte kein Ende nehmen.

Doch auch der schlimmsten Nacht folgt der Tag. Freudig begrüßt, drangen einzelne Sonnenstrahlen durch das Gewölk und glühten auf den verschneiten Platten des Schemilditaus uns gegenüber. Mühsam und schmerzhaft war die Arbeit, die Glieder wieder gebrauchsfähig zu machen. Die hartgefrorenen Windanzüge frachten bei jeder Bewegung und an den Füßen hatten wir alle vier leichte Erfrierungen davongetragen. Zweimal seilten wir uns noch 30 m ab und waren auf dem Ušchbagletscher.

Durch Lawinenreste stiegen wir zur Scharte östlich des Schemilditaus empor, denn wir wollten nicht wieder nach Swanetien absteigen, sondern über den Schemildigletscher gleich ins Bassantal zurückkehren. Alle Mühsal war vergessen ob des Bildes, das sich uns bei einem Rückblick bot: Zur Rechten die dolomitartigen Türme des Schemilditaus, unten die zerborstene Riesenschlange des Ušchbagletschers und daneben der Beherrscher dieser Bergwelt, der Ušchba. In abweisender Steilheit, mit drohenden Hängegletschern gewappnet, stürzt seine Westwand zur Tiefe, alles in der Runde muß zurückstehen vor diesem gewaltigen Bilde.

Einen zerrissenen und steilen Gletscherarm steigen wir hinab. Nach manchen Irrgängen erreichen wir den Hauptarm des Schemildigletschers und können auf dem aperen Eise die Seile, die uns seit vier Tagen verbanden, ablegen. Stundenlang ging's dann noch talaus, über Spalten und Moränen. Endlich erreichten wir den Wald, konnten uns auf grünen Wiesen ausstrecken und emporschauen zu den Höhen, die, vom Sturm umtozt und wolkenverhängt, uns Tat und Erfüllung schenkten.

Adolf Göttner, München.

Aus den Bergen Ostafrikas

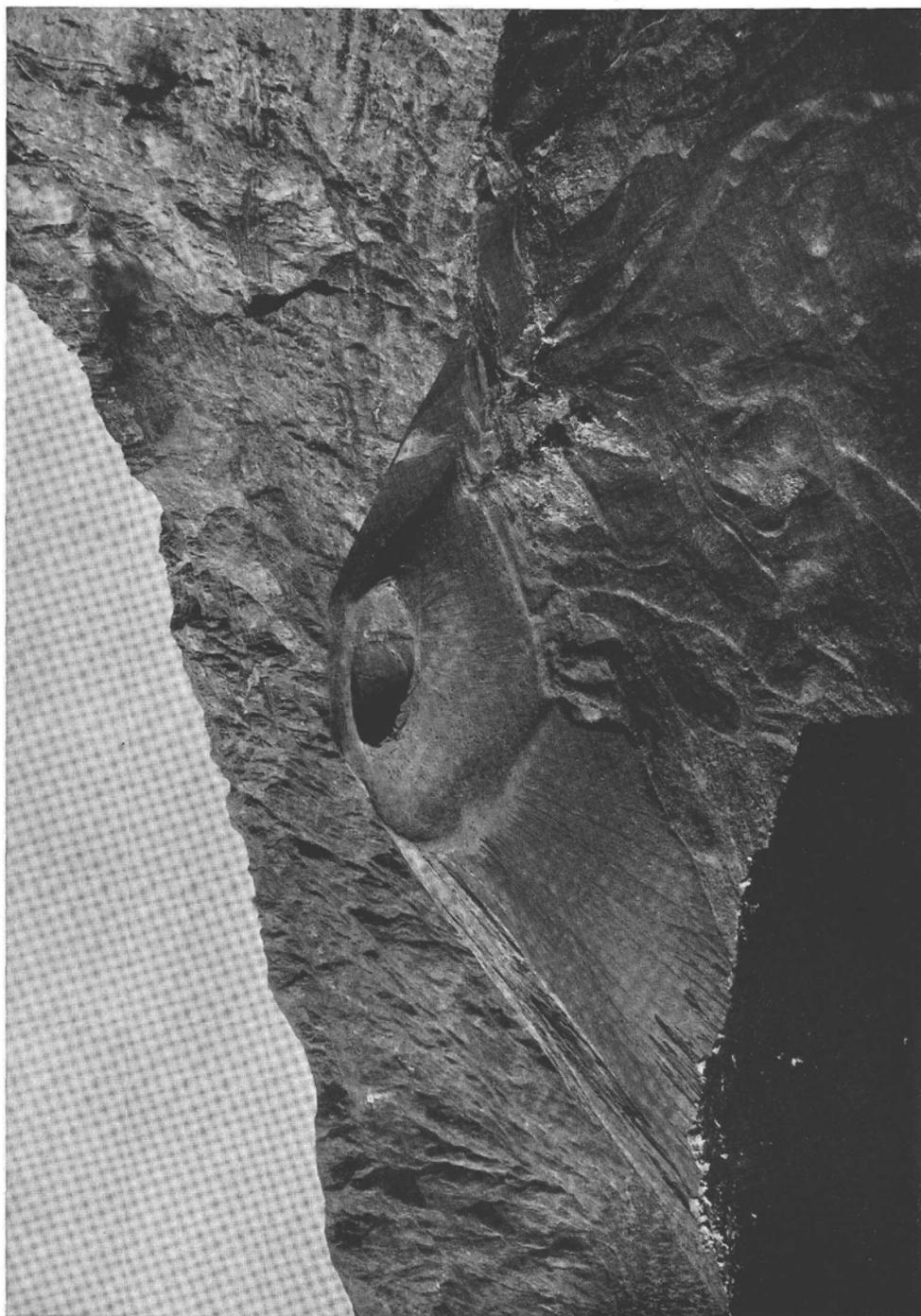
Von Karl Wien, München

Der Kontinent Afrika besitzt den Charakter eines Tafellandes. Das Relief der Landoberfläche, das im Gegensatz zu den mit großen Faltengebirgen ausgestatteten Kontinenten, wie Europa, Asien oder Amerika, mit Ausnahme des Atlas seit den ältesten Zeiten unserer Erdgeschichte keine Faltung mehr erlebt hat, wurde durch Einbrüche, Erosion und Denudation gestaltet. Dazu traten die Kräfte des Vulkanismus, die zu mächtigen Ergüssen geführt haben und, zum Teil im Zusammenhang mit den großen Grabeneinbrüchen, vor allem in Ostafrika, viele Vulkanberge erstehen ließen. Aus diesen Gründen fehlen in Afrika die großen Faltengebirge, die gewisse Teile der anderen Kontinente für den Bergsteiger so ungemein anziehend machen. Trotzdem finden sich Berggebiete, die gerade wegen ihrer eigenartigen Beschaffenheit und Form der Landschaft ein besonderes Gepräge verleihen und die ebene Natur des Landes unterbrechen. Die größte Massenerhebung Afrikas finden wir in Abessinien, die höchsten Berge an der Linie des ostafrikanischen Grabenbruchs, welcher bereits Abessinien durchschneidet und sich dann im allgemeinen in südlicher Richtung bis gegen die Grenze Portugiesisch-Ostafrikas hin erstreckt. Die steilen Bruchstufen dieser Gräben, besonders in Kenia und im nördlichen Teil unserer ehemaligen Kolonie Deutschost, die sich heute noch mit scharfen Kanten und steilen Wänden mehrere hundert Meter über der Grabensohle erheben, geben dem Gebiet einen gebirgsähnlichen Charakter, außerdem ist diese Bruchlinie selbst von einer großen Zahl von Vulkanen begleitet, die besonders dicht im Grenzgebiet zwischen Kenia und unserer ehemaligen Kolonie beieinander liegen. Hier steht der Kilimandscharo, der mit 6000 m die höchste Erhebung Afrikas ist. Der zweithöchste Berg ist der 300 km weiter nördlich gelegene Mount Kenia, 5200 m, der, wie der Kilimandscharo, heute ein erloschener Vulkan ist. Es folgt der Ruwenzori, 5100 m. Er ist nicht vulkanischen Ursprungs, sondern ein emporgehobenes Stück der afrikanischen Rumpfscholle. Ein weiterer hoher Vulkan, in ziemlich isolierter Lage, ist der Kamerunberg, an der Westküste Afrikas gelegen, der sich noch mehr als 4000 m über dem Meeresspiegel erhebt. Das ostafrikanische Gebirgsland setzt sich weiter nach Süden fort, drängt sich in den Drakensbergen zwischen Natal und der Kapkolonie nochmals zu einem steilen und wilden Felsgebirge zusammen, um dann allmählich in den Bergen des Kaplandes ein Ende zu finden.

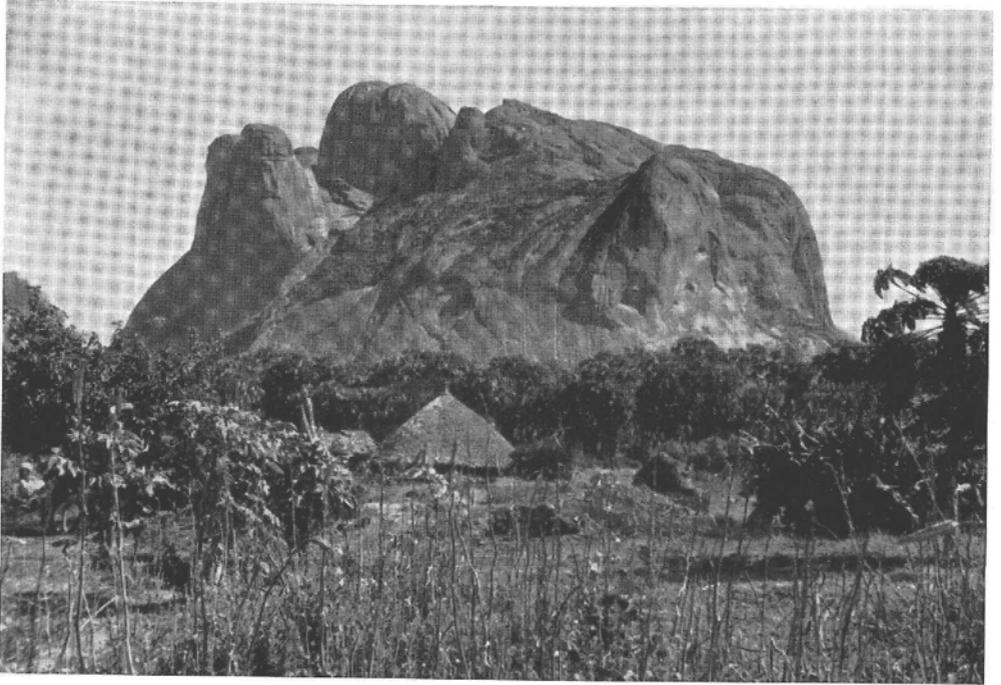
Auf einer wissenschaftlichen Reise, die ich 1933/34 zusammen mit Professor Troll mit bestimmt umrissenen wissenschaftlichen Aufgaben durch einen Teil der Hochländer Ostafrikas durchführen konnte, haben wir einige besonders schöne Gebirgsgegenden durchstreifen können, und von diesen soll hier kurz die Rede sein.

In der Zeit von Oktober 1933 bis Januar 1934 weilten wir im Hochland von Eritrea und im nördlichsten Abessinien. Wenn man von Massaua nach Westen landeinwärts fährt, muß man nach einem flachen, im allgemeinen wüstenähnlichen Küstenstreifen von etwa 70 km Breite, auf einer Strecke von 20 km in der Waagerechten einen Höhenunterschied von über 2000 m zurücklegen und befindet sich dann auf der großen, ebenen Hochfläche, welche die Italiener *Altipiano* nennen, und an deren Rand sie in gesunder Höhe und inmitten eines dichtbesiedelten Gebietes die Hauptstadt Asmara angelegt haben.

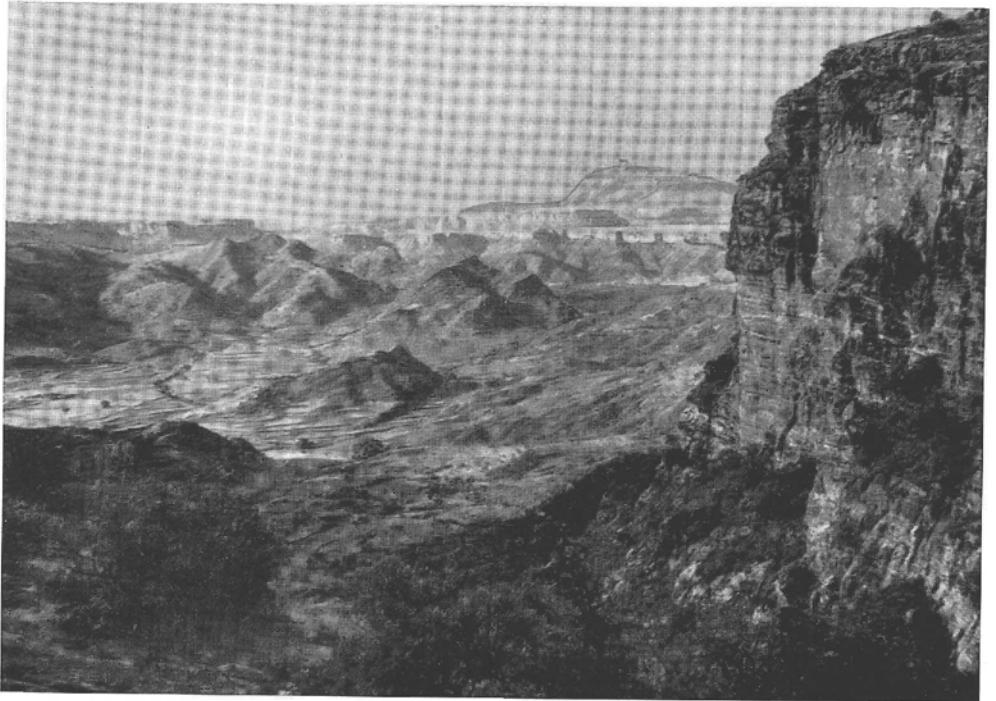
Dieser *Altipiano*, der das Hauptfiedlungs- und Ackerbaugesbiet der Eingeborenen ist, senkt sich nach Westen zu, gegen den Sudan, allmählich ab und geht im Süden in ein



Der Aschenkegel im Krater des Meru



Dschebel Kassala bei Kassala (Sudan)



Berglandschaft im Grenzgebiet zwischen Abessinien und Eritrea (Amba Libanos)



immer höheres und alsbald auch in einzelne große Tafelberge, die „Amben“, zerfägtes Gebirgsland, über. Dort verläuft die Grenze zwischen Eritrea und Abessinien, die bei unserer Anwesenheit noch eine von italienischen Soldaten und eingeborenen Truppen aufs schärfste bewachte Linie darstellte, heute allerdings nicht einmal mehr die Grenze zweier Provinzen des italienischen Ostafrikabesitzes ist. Wir begaben uns von Asmara nach Süden gegen abessinisches Gebiet zu, in der Absicht, der Hochgebirgslandschaft Semien einen Besuch abzustatten. Während in Eritrea die verschiedenen Höhenzonen des Landes, im Grunde gleich wie in Abessinien, sich an Hand gut ausgebauter Straßen und infolge geringer räumlicher Ausdehnung verhältnismäßig leicht und rasch durchqueren und untersuchen ließen, fehlte dort die eigentliche alpine Zone, das Hochgebirge zwischen 3000 und 4000 *m*. Diese Zone wollten wir eben in der Landschaft Semien finden, dessen höchste Gipfel sich bis zu 4500 *m* erheben. Leider war ein Vordringen von Eritrea nach Abessinien schon damals nicht mehr möglich, weil die politische Spannung zwischen Addis Abeba und Rom bereits stark im Ansteigen begriffen war. Man hätte uns gestattet, unser Ziel von Süden her zu erreichen, nämlich mit der Bahn von Djibuti nach Addis Abeba und von dort mit Maultierkarawane nach Norden vorzustoßen. Dieses wäre aber mit einem großen Aufwand an Zeit und Geld verbunden gewesen, der für uns nicht tragbar war, und wir mußten uns daher begnügen, von der höchsten Erhebung Eritreas, dem 3100 *m* hohen Monte Soira, nach Süden zu blicken, wo die hohen Berge des Semien auf eine Entfernung von nahezu 200 *km*, mit Winterschnee bedeckt, deutlich sichtbar waren. Auf dem Wege, der uns ein Stück nach Westen führte, kreuzten wir zwar auf einige Entfernung abessinisches Gebiet, aber weiter nach Süden einzudringen, war uns unmöglich. Die einzelnen allseitig von steilen Wänden begrenzten Tafelberge bieten auf ihrer flachen, weit ausgedehnten Gipfelfläche den Dörfern mit Häusern und Ädern hinreichend Raum, in den steilen Wänden finden sich auf schmalen Band an den Felsen geklebt Klöster der koptischen Mönche. Wir haben auf schmalen Kletterpfad den Gipfel der Amba Libanos erklommen und wurden unter einer großen Sykomore, die dort die Stelle einer Dorfstraße vertritt, von dem Dorfvältesten und der männlichen Bevölkerung des Dorfes mit großen Ehren empfangen und bewirtet. Eine steile Kletterei führte uns dann von oben her über den einzigen Zugang zu dem Kloster, in dem wir mit Freuden die alte Bibel mit ihrer wunderbaren Schrift und den eigenartigen Illustrationen bewunderten. Wir bekamen hier so recht einen Begriff davon, wie kaumermessenswert es ist, daß die Bewohner dieses Berglandes sich durch all die Zeitaläufe hindurch nicht nur ihre Freiheit und Selbständigkeit gegenüber europäischen Eroberungsgelüsten bewahren konnten, sondern auch ihren alten christlichen Glauben gegen den im Norden und Süden Abessiniens Afrika bis zur Westküste überflutenden Islam zu verteidigen vermochten. Aber die gebirgige Natur des Landes, die Kirchen und Dörfer zu natürlichen Festungen macht, verbunden mit dem kühnen Geist eines Bergvolkes hat hierfür die nötigen Voraussetzungen geschaffen.

Wir bekommen auch eine Vorstellung von der Natur des Landes, in dem sich die ersten Kämpfe der abessinischen Nordfront zu Beginn des italienischen Eroberungsfeldzuges abgepielt haben und verstehen heute, daß hier, wo das Land den Bewohnern bis in jeden Schlupfwinkel wohlbekannt war und wo Unwegsamkeit und Wildheit des Landes die Bundesgenossen gegen die Europäer wurden, überhaupt bei derartiger Ungleichheit der Bewaffnung und der Kriegsmittel ein so langer Widerstand möglich war.

Nördlich von Asmara löst sich die einheitliche Fläche des Altipiano auch alsbald in einzelne parallel streichende Höhenzüge auf, bevor sie sich in den sudanesischen Küstenebenen verliert. Diese Höhenzüge, welche Koren genannt werden, bieten im Sommer während der Regenzeit den mohammedanischen Nomadenstämmen der Hadendoa und Habab gute Weidegründe, im Winter ziehen sie sich an die Küste des Roten Meeres zurück, wo dann Regen fällt.

Zwischen den beiden Gebieten, dem Land der sesshaften Bauern auf dem Altipiano und der Nomaden der Noren befindet sich unweit der Stadt Cheren jener seltsame Berg, die Zadamba, 2140 m, der auf seinem Gipfel ein beinahe unzugängliches koptisches Kloster trägt, das der am weitesten vorgeschobene Vorposten der Welt des Christentums nach Norden gegen die des Islam ist. Auf schmalem, exponiertem Grat muß man vom Vorgipfel zum Hauptgipfel klettern, wenn man den Klosterfrieden betreten will, und auf demselben Weg müssen sich Mönche und Priester bewegen, wenn sie mit der übrigen Welt in Verbindung treten oder ihr Kloster mit Lebensmitteln versorgen wollen.

Unser Weg führte uns dann nach Westen in die Ebenen des Sudan herunter, wo wir bei Kassala von eritreischem Gebiet zum Sudan übertraten. In Kassala selbst und weiter auf der Fahrt nach Norden gegen Port Sudan zu fallen die seltsamen Granit-Inselberge auf, die sich aus der Steppe unvermittelt bis 800 m über den Boden erheben. Der schönste unter ihnen ist der Dschebel Kassala, den zu besteigen wir gerne versucht hätten, wenn nicht der ungünstige Fahrplan des nur einmal wöchentlich verkehrenden Zuges nach Port Sudan uns nur einen halbtägigen Aufenthalt in dieser Stadt vergönnt hätte.

Mit dem Dampfer erreichten wir die zweite Etappe unseres Arbeitsgebietes, als wir Mitte Januar 1934 in dem alten Hafen unserer ehemaligen Kolonie Deutsch-Ostafrika Daressalam eintrafen. Das Gepräge der Stadt gibt noch im großen und ganzen den deutschen Stil wieder, und die Zahl der Deutschen in der Kolonie ist, seitdem im Jahre 1925 die Einreise für die nach dem Kriege geächteten Deutschen wieder freigegeben wurde, stark angewachsen, und man kann sagen, daß auch heute wieder die eigentliche Pionierarbeit in diesem Lande von den deutschen Siedlern geleistet wird, die vor allem ganz neue Gebiete in den Hochländern erschlossen haben.

Unser Plan sah vor, zunächst einige der Hochländer im Süden unserer ehemaligen Kolonie aufzusuchen, und so kamen wir erst im April, nachdem wir die Mluguruberge, das Iringahochland und das Hochland der Riesentrater aufgesucht hatten, wo überall neue deutsche Siedlungsgebiete liegen, in den Norden unserer alten Kolonie, und unsere Aufmerksamkeit galt zunächst dem Meru, einem 4600 m hohen Vulkan, der sich 60 km westlich des Kilimandscharo über dem Städtchen Aruscha erhebt. Dieser Ort ist heute der Endpunkt der von Tanga ausgehenden Nordbahn und verspricht der Mittelpunkt eines größeren um den Meru gelegenen europäischen Siedlungsgebietes zu werden, eines fruchtbaren Landstrichs mit großer wirtschaftlicher Zukunft. Der Meru selbst ist von großem Interesse, weil er eine höchst eigenartige Gestalt besitzt. Der ursprünglich gleichmäßige Rand des Kraters ist durch eine viel spätere, nicht zentrische Eruption auf der Ostseite vollständig auseinandergebrochen, so daß heute der Kratertrand die Form eines Hufeisens besitzt, das, sich mit dem nördlichen und südlichen Teil langsam aus der Ebene erhebend, immer mehr ansteigt, bis sich beide im höchsten und westlichsten Punkt des Kraterandes, eben dem heutigen Merugipfel, vereinigen. Das Kraterinnere liegt so nach Osten vollständig offen, so daß man in das Innere des Kraters ohne Hindernis aus der Ebene von Sanja her eintreten kann. Etwas exzentrisch und offenbar urjächlich mit dem zerstörenden Moment des Kraterandes verknüpft, befindet sich heute ein junger Aschentegel im Rund der alten hohen Kraterwände auf drei Seiten eingeschlossen, der ungleich jünger ist als der alte Vulkan. Ihm entspringen auch heute noch an verschiedenen Stellen heiße Dämpfe, und nachdem im Jahre 1910 noch ein kleiner Ausbruch beobachtet worden sein soll, muß man den kleinen Aschentegel des Meru noch unter die tätigen Vulkane einreihen. Es verlockte uns, dieses interessante Gebiet etwas genauer zu kartieren, und zu diesem Zwecke wollten wir vom Gipfel, bzw. vom nördlichen oder südlichen Kraterrand aus eine photogrammetrische Aufnahme durchführen.

Zunächst trachteten wir, den Gipfel selbst zu erreichen, und fuhren zu diesem Zweck auf der ungemein trockenen Westseite des Meru herum nach Oldonjo-Sambu und

begannen von hier aus den Aufstieg. Das erste Lager errichteten wir, nachdem wir mit zehn Trägern aufgebroschen waren, am unteren Rande des Nebelwaldes, der in breitem Gürtel das ganze Gipfelmassiv umschließt, in etwa 2400 m Höhe. Dem Waldgürtel folgt, nach oben ebenfalls vollständig gleichmäßig ausgebildet, ein Gürtel von Erikasträuchern, den wir auf Nashornpfaden durchstiegen. Wir hatten vorgehabt, die zweite Nacht kurz unterhalb des Gipfels zu verbringen, doch wurde das dadurch vereitelt, daß die Träger erst am späten Nachmittag den oberen Rand der Erikazone erreichten. So mußten wir dort in etwa 3300 m Höhe lagern. Kaum hatten wir unser Zelt aufgeschlagen, begann es stark zu regnen und der Aschenstaub, auf dem wir lagerten, verwandelte sich in eine scheußliche, schwarze Schmiere. Am Abend klarte es wieder auf. Unser Blick ging über die weite Massai-steppe zu unseren Füßen, aus der eine Anzahl von Vulkanen herausragen, bis zum Riesenkraterhochland hinüber. Als wir am nächsten Morgen aufbrachen, lag unter uns eine undurchdringliche, weiße Nebeldecke, die sich langsam in demselben Maße, wie wir höher kamen, hob. Gleichmäßig ansteigend, ging es über Geröllhänge, durch den Schutt und die Asche aufwärts, die stellenweise recht rutschig, unangenehm zu begehen war. In 4000 m Höhe erreichten wir die Felsen, eine harte Lavaschicht, über die wir nun, da wir einen festen Grund unter den Füßen hatten, mit geringerer Mühe ansteigen konnten. Kurz bevor wir den Gipfel erreichten, hatte uns die steigende Nebeldecke eingeholt, so daß wir um 1 Uhr mittags in dichtem undurchsichtigem Grau den Gipfel betraten. Nur gelegentlich riß der Blick in den Krater hinein auf, so daß wir eine Vorstellung von seinem Inneren bekamen. Der Gipfelaufbau selbst ist von einer erstaunlichen Schroffheit. Auf dem höchsten Punkt fanden wir einen Steinmann, darin ein Gipfelbuch, dessen erster Eintrag zweier junger Deutscher in seiner klaren Sachlichkeit von einem echten deutschen Bergsteigergeist zeugte. Dort stand in deutscher Sprache: „Gipfelbuch des Meru, niedergelegt am 17. Januar 1926 durch Ulrich Trappe und J. Brindmann.“

Der Abstieg führte uns mit einem großen Umweg über den nördlichen Kraterrand abwärts und durch die nordwestlichen Hänge des Berges zu unserem Lager zurück.

Einige Wochen später stieg ich, um die Vermessung des Kraterinneren zu vollenden, noch einmal von Osten her zum Berge an und erreichte nach einem Anstieg, der im ganzen viel abwechslungsreicher war als der auf der Nordwestseite, auf dem nördlichen Kraterrand eine Höhe von 4000 m, wo ich die photogrammetrischen Aufnahmen gut ausführen konnte. Am anderen Tage begab ich mich dann in das Innere des Kraters und stieg, von einem Eingeborenen begleitet, dessen bloße Füße an den scharfkantigen Lavagesteinen alsbald blutig gerissen waren, teils über die Halden, teils in einem Bachbett an der Wand des nördlichen Kraterandes entlang ins Kraterinnere hinauf und auf den Gipfel des jungen Aschenkegels, etwa 3670 m, wo auch noch eine Standlinie aufzunehmen war. Es machte einen gewaltigen Eindruck, auf diesem gleichmäßig geformten Regel zu stehen, auf drei Seiten von den gewaltigen Steilwänden des Kraterandes umgeben, die mehr als 1000 m bis zum Gipfelpunkt des Meru ansteigen. Nach Osten dagegen schweift der Blick hinaus ins freie Land über die Ebene von Sanja hinweg, über der fast immer eine Wolkendecke wie ein brandendes weißes Meer wogt, aus dem als einsame Insel der Kilimandscharo herausragt.

Wenige Tage später waren wir in Marangu am Fuß des Kilimandscharo. Wir hätten gern einen Versuch gemacht, ihn auf der wenig bekannten Westseite zu besteigen und auch der Frage des Schwindens des Krateres und des Rückgangs der Vergletscherung nachzugehen. Es hatten uns jedoch die Regen eingeholt, denen wir bisher stets, da wir ebenso wie sie nach Norden vorrückten, vorausgeeilt waren, und es war nicht einmal daran zu denken, auf dem gewöhnlichen Weg zum Ribogipfel zu gelangen. Dieser ist ja ebenso wie die Erststeigungsgeschichte des Ribo allen Lesern dieser Zeitschrift wohl bekannt.

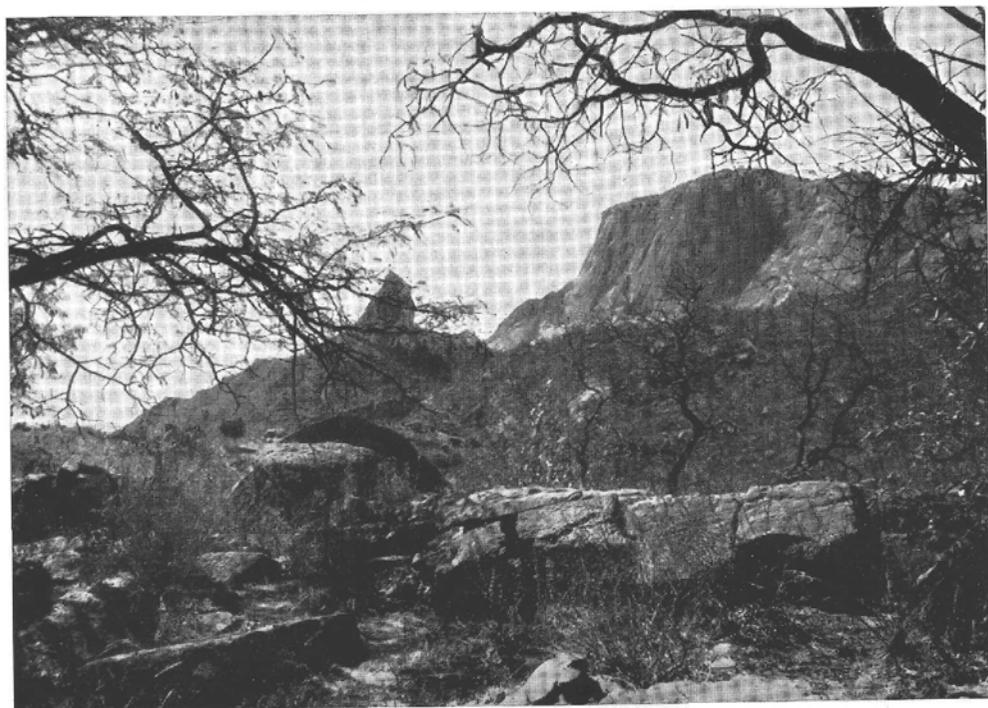
Es war nun höchste Zeit, wenn wir so viel Vorsprung gewinnen wollten, um noch vor Ausbruch der Regenzeit rechtzeitig am Mount Kenia einzutreffen. Der Mount Kenia liegt 300 km nördlich des Kilimandscharo inmitten der britischen Kronkolonie Kenia, der er den Namen verliehen hat. Im Süden und Westen breitet sich zu seinen Füßen das ebene Hochland aus, das in einer Höhe von nahezu 2000 m gelegen ist, und ein gesundes, fruchtbares Siedlungsgebiet darstellt! Auch die Hauptstadt des Landes, Nairobi, liegt hier oben, eine Tatsache, die die Entwicklung der ganzen Wirtschaft des Landes sehr begünstigt hat. Nach Nairobi führt die Eisenbahn von Mombasa herauf und setzt sich dann, den großen ostafrikanischen Graben überquerend, nach Nordwesten gegen Uganda und den Viktoriassee fort. Im Norden des Mount Kenia ziehen sich weite Steppenländer hin, die nach Italienisch-Somaliland und Abyssinien hinleiten. Im Osten senkt sich gleichzeitig mit den Hängen des Berges selbst das Hochland gegen das flache Küstenland ab. Der Mount Kenia gehört, wie der Kilimandscharo und Meru, zu den ostafrikanischen Vulkanen, doch ist sein Alter ein wesentlich höheres als das seines nächst größeren Bruders, des Kibo.

Daher unterscheidet er sich in wesentlichen Punkten vom Kibo. Während der Kibo noch im ganzen seine ursprüngliche vulkanische Gestalt erhalten hat, und seine Gletscher wie breite Lappen über die gleichmäßigen Hänge des äußeren Kraterandes herabhängen, ist die Form des Mount Kenia im Laufe der Jahrtausende von Wetter, Regen und Wind zernagt worden und die kleinen Gletscher liegen zwischen steil aufragenden Felsgraten eingebettet. Das schroffe, doppelgipflige Massiv der höchsten Erhebung stellt einen Teil der ehemaligen Schlotausfüllung dar und hat daher wegen seiner größeren Härte der Abtragung längere Zeit erfolgreich Widerstand leisten können. Der deutsche Missionar Krapf hat den Berg zum erstenmal erblickt, und seitdem ist er wiederholt aufgesucht worden, doch ist er wegen seiner Entfernung von der nächsten größeren Siedlung und nicht zuletzt wegen des unmöglichen und schwer zu durchdringenden Bambusgürtels, der den Berg allseits umgibt, bei weitem kein so oft begehrtes Ziel von Forschern, Reisenden und Bergsteigern gewesen. Besonders genannt zu werden verdienen die Unternehmungen von Gregory, Telleki und Mackinder. Steilheit und klettertechnische Schwierigkeiten im Gipfelaufbau, der sich etwa 250 m über dem Lewisgletscher erhebt, sind auch der Grund dafür, daß der höchste Punkt erst dreimal betreten worden ist. Das erstemal von Mackinder zusammen mit zwei Westalpenführern im Jahre 1899, das zweite- und drittemal 30 Jahre später von dem jungen und ungemein fähigen englischen Bergsteiger Shipton mit Kameraden, der im vorigen Jahre die englische Vorexpedition zum Mount Everest geführt hat und auch heuer bei dem Angriff auf den höchsten Berg der Erde eine maßgebende Rolle spielte. Seitdem sind wieder sechs Jahre verstrichen, doch keine von den Parteien, die auf dem Berg waren und einen der etwa 5000 m hohen Nebengipfel bestiegen haben, konnten den Gipfel des letzten Felsmassivs erreichen.

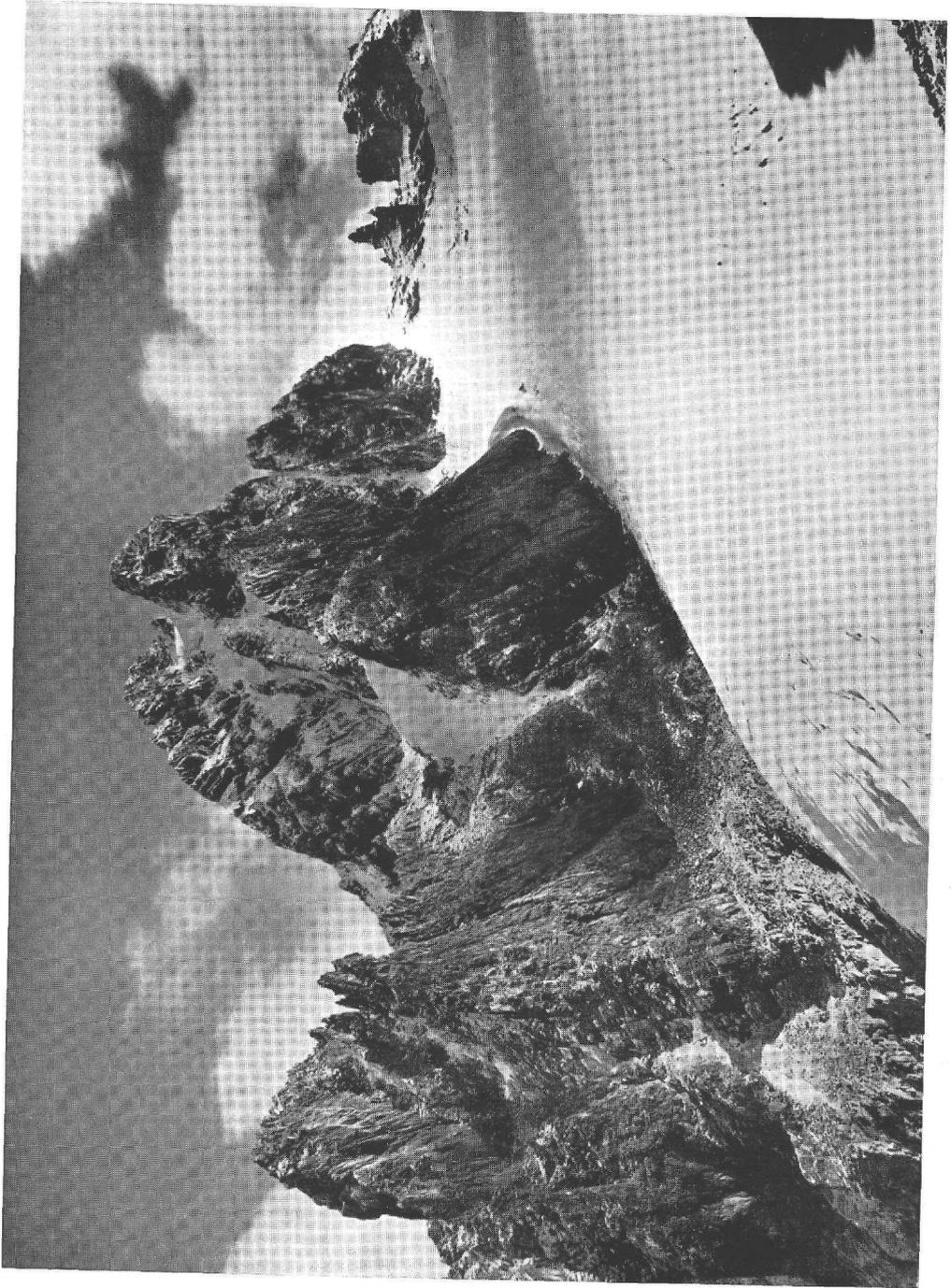
Wenn der Berg auch in seinem unteren Teil wohl von allen Seiten zugänglich ist, so sind doch heute zwei Wege besonders bevorzugt. Der eine führt von Nordwesten her über Nakuru, von wo aus eine Straße ein Stück weit ins Gebirge hinein mit Maultieren begangen werden kann. Man kommt so rasch und bequem dem eigentlichen Bergmassiv nahe. Der andere Weg führt direkt von Osten hinauf und zweigt in Chogoria von der viel gewundenen Autostraße ab, die den Osthängen des Mount Kenia entlang von Embu nach Meru führt. Dieser Weg verliert sich später in Wald und Bambus, ist aber doch der geeignete Anmarsch zum Lewisgletscher, von dem aus der Anstiegsweg zum Hauptgipfel führt. Wir hatten diese Tatsachen von dem schottischen Missionar Arthur in Kiluyu in Erfahrung gebracht, der selbst schon verschiedentlich am Berg war und uns auch in liebenswürdiger Weise an einen anderen Missionar in Chogoria weiterempfahl, der uns dann bei dem Aufstellen der Trägerkaramane helfen konnte.



Der Keniastock von Hall Tarn



Badamba, 2142 m, bei Eheren (Eritrea)



Mount Kenia, 5200 m, Gipfelaufbau Point Barian und Point Nelson mit Lewisgletscher



Wir begaben uns also von Nairobi im Auto über Fort Hall nach Embu und von dort auf der Straße, die durch die unteren Partien des Regenwaldes auf der Keniaostseite führt, nach Chogoria, das in etwa 1700 m Höhe inmitten des feuchten und fruchtbaren Eingeborenen-Siedlungslandes liegt. Wir wandten uns dort an den Leiter der Mission, Dr. Irvine, einen Vetter des am Everest umgekommenen Irvine, der uns gastfreundlich aufnahm und uns in wertvoller Weise unterstützte.

Es ist im heutigen Afrika nicht ganz leicht, eine Trägerkarawane ins kalte, ungasliche Hochgebirge auszurüsten. Die Träger sind im allgemeinen unwillig und haben keine Vorliebe daran, in das von ihnen gefürchtete Gebirge zu gehen. Doch gelang es dem Einfluß von Dr. Irvine, einen Trägerobmann zu gewinnen, der dann seinerseits eine genügende Anzahl von Trägern herbeischaffte. Während dieser Vorbereitungen fuhren wir noch einmal nach dem etwa 60 km entfernten Meru, um den Poscho, d. i. die Trägerverpflegung, zu besorgen. Man wird besser daran tun, den Poscho schon aus Fort Hall oder Embu mitzubringen, weil in Chogoria und seiner Umgegend nicht genügend aufgetrieben werden kann. Die Verpflegung selbst war in ihren Säcken auch nicht viel anders als die der Hochträger im Himalaja, wir rechneten pro Mann und Tag mit 3 engl. Pfund Mehl, einem bestimmten kleinen Betrag Fett und Salz und sind damit auch gut ausgekommen. Als Bezahlung hatten wir uns nach einem langen Schauri auf einen Schilling im Tag geeinigt, mit gestaffelter Höhengulage. Als dann am Morgen des 27. April 1934 bei strömendem Regen sich etwa 20 Mann vor unserem Zelt versammelten und zum Aufbruch bereit waren, da war unser Vertrauen beim Anblick der misshutigen Gesichter und der ganzen Aufmachung der Leute weder in ihre Disziplin noch in ihre Leistungsfähigkeit groß. Aber oben am Berg, als die Leute uns dann durch den tiefen Schnee schweigend und selbstverständlich begleiteten, da wurden wir auf das Angenehmste enttäuscht. So brachen wir, als es ein wenig zu regnen aufgehört hatte, auf und durchquerten an diesem Tage noch die Zone des Waldes. Es war ein schöner Weg durch den verhältnismäßig lichten Wald. An kleineren Flußläufen trafen wir eine herrliche Wildnis von Baumfarnen. Eine dicke Laubschicht bedeckte den Boden und eine Menge bunter Holzpilze sprossen aus den allenthalben umherlagernden Baumleichen. Weiter oben begegneten wir der ersten Elefantenherde, die aber nur seitwärts im Dickicht rumorte und nur von uns Vorausgehenden gesehen wurde. In 2200 m Höhe bezogen wir auf einer kleinen Waldwiese das erste Lager.

Am 28. April waren wir um 8 Uhr wieder auf dem Marsch und kamen bald an den unteren Rand der Bambuszone, 2400 m. Hier begegneten wir einigen Elefanten, welche die vorausgehenden Träger zu einer wilden Flucht veranlaßten. Als wir nachkamen, fielen sie gerade wie reife Pflaumen von den Bäumen herunter, auf die sie in ihrer Angst in für uns rätselhafter Weise hinaufgeklimmen waren. Ohne die Pfade der Elefanten, die auf der Suche nach den jungen Bambusschößlingen den Bambuswald kreuz und quer durchwandern, wobei jedesmal ein wohl ausgetretener Weg entsteht, wäre es überhaupt unmöglich, hier durchzukommen. Aber so ging es, wenn auch nicht immer in gerader Richtung, so doch ständig weiter, gelegentlich nur mußte der Träger, der vorausging, mit dem Buschmesser ein Stück Weg freimachen. Am frühen Nachmittag kamen wir in der Höhe von 2800 m aus dem Bambus heraus. Vor uns lagen nun weite Wiesenflächen mit einzelnen Baumerikas. Leider hatte es sich wieder ganz zugezogen, so daß wir im dichten Nebel weitergehen mußten. Wenig höher fanden wir eine kleine Hütte, etwa 3000 m hoch, in der wir die nächsten beiden Tage, in denen es unaufhörlich regnete, warten mußten.

Erst am 1. Mai ist das Wetter wieder gut, so daß wir an den Weiterweg denken können. Wir steigen auf undeutlichem Pfad an den Moränen der eiszeitlichen Gletscher, die etwa in 3100 m beginnen, entlang hinauf, immer auf der linken Seite des Georgetales, des größten, nach Osten ziehenden Tales und sind bald so hoch, daß wir

den gestuften und ehemals vergletscherten Talgrund und den Michaelsonsee tief unter uns liegen sehen. Hier finden wir die ersten Lobelien und Senecionen, jene seltsamen Riesepflanzen, die hinauf bis zur Schneegrenze das ganze Landschaftsbild beherrschen. Um 16 Uhr kommen wir an einen kleinen See, der inmitten der rundgeschliffenen Höcker des ehemaligen Gletscherbodens gelegen ist, und wo wir lagern, in 4250 m Höhe. In der nächsten Nacht fällt viel Neuschnee, der, als wir am anderen, klaren Morgen zum Kenia hinaufblicken, 300 m unterhalb des Point Lenana noch liegengelassen ist. Wir ziehen nun den Talboden weiter hinauf und müssen den Kamm, der vom Point Lenana nach Südosten zieht, in einer Scharte überschreiten, um auf die Westseite des Berges zu kommen, wo der Lewisgletscher liegt. Noch unterhalb der Scharte stoßen wir in 4500 m Höhe auf Schnee. Auf der Südseite des Grates liegt weit mehr Schnee. Eine lange steile Querung müssen wir überwinden, um an den Rand des Gletschers zu kommen, wo die kleine Hütte, unser Ziel, liegt. Hier bekommen wir Respekt vor unseren Trägern, die sich hier barfuß und mit den schweren Lasten in den tiefverschneiten Blockfeldern bei dichtem Nebel und ziemlich großer Kälte schweigend und ohne Murren vorwärts arbeiten. Kaum sind wir bei der Hütte, da werfen sie ihre Lasten ab und laufen wieder hinunter. Nur drei Mann bleiben bei uns, mit den übrigen hatten wir vereinbart, daß sie uns nach sechs Tagen wieder abholen. Die aus Brettern zusammengezimmerter Hütte — sie soll von einem Engländer gebaut worden sein, der am Lewisgletscher Ski laufen wollte — ist winzig klein, aber fünf Leute haben gerade darin Platz.

Als es am Abend kurz aufreißt, genießen wir einen phantastischen Blick von einer Erhöhung nahe der Hütte auf den Lewisgletscher selbst, auf den Doppelgipfel des Kenia dahinter und auf der anderen Seite weit hinaus ins ebene Land, das durch einzelne große Lücken im Wolkenmeer sichtbar wird. Der Mount-Kenia-Gipfel ist noch ziemlich stark von Neuschnee bedeckt, und darum beschließen wir, in der Hoffnung, daß einige schöne Tage den Schnee schmelzen würden, zunächst unsere Vermessungsarbeiten des Lewisgletschers in Angriff zu nehmen. Wir wollen nach bewährten Methoden durch eine exakte photogrammetrische Aufnahme die Verhältnisse des Lewisgletschers als den Typus eines tropischen Hochgebirgsgletschers — liegt er doch ganz wenig südlich des Äquators — studieren. Um für die Geschwindigkeitsmessung Fixpunkte auf die Aufnahme zu bekommen, tragen wir große Steine auf den Gletscher, die wir im Eis verankern. Die photogrammetrischen Arbeiten lassen sich in den nächsten Tagen, in einigen klaren Morgenstunden mit Schwierigkeiten durchführen. Aber es muß in einzelnen Etappen gearbeitet werden, denn zwischen 9 und 10 Uhr wälzt meist schon dichter Nebel um den Berg, der sich trotz stundenlangen Wartens in windiger Kälte nicht mehr hebt.

Der Lewisgletscher ist der größte Gletscher der Keniagruppe, aber auch er erreicht nur eine Länge von 1,5 km. Er entspringt in einer großen Mulde, die zwischen dem Gipfelmassiv und dem Point Lenana eingebettet ist und fließt dann in großer gleichmäßiger Neigung nach Nordnordwesten. Im Westen bricht er mit einem kleinen Eisbruch ab, an diesen grenzt ein kleiner Eissee, und in unmittelbarer Nähe dieses Eissees, den die Engländer Curling-Pond nennen, liegt die Hütte. Genau gegenüber, auf der Ostseite des Gletschers, erhebt sich die steile Wand des Gipfelmassivs. Der Doppelgipfel des Mount Kenia, Point Nelson und Point Batian entfendet gegen den Gletscher einen scharfen Gratrücken, der auf gut gestuftem Fels erreicht werden kann. Es ist aber unmöglich, ihn weiter gegen den Gipfel hin zu verfolgen, weil hier eine breite, tief eingeschnittene und wegen ihrer beiderseitigen Abbrüche unüberwindliche Scharte den Weiterweg versperrt. Mackinder stieg nun auf der Ostseite dieses Grates ab, erreichte in einer Querung unter dem Hauptmassiv hindurch den kleinen, von der Scharte zwischen Nelson und Batian herabhängenden Diamondgletscher und arbeitete sich über diesen sehr steilen Gletscher zur Scharte und dann zum Batian, dem höchsten Gipfel, hinauf, 5195 m. Shipton dagegen stieg weiter südlich in die Felsen ein, erreichte durch ein

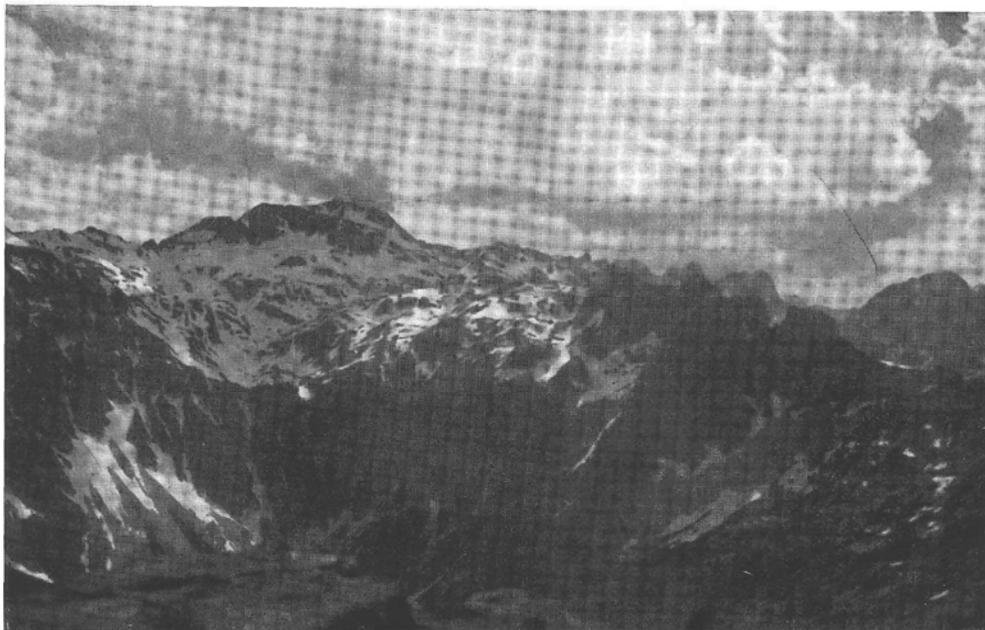
System von Rissen und Kaminen den steilen Grat oberhalb der erwähnten unüberwindlichen Scharte. Er konnte ihn dann weiter verfolgen und sich unmittelbar an der Kante des Neliongipfels in schwerer exponierter Kletterei emporarbeiten. Er überschritt sodann den Neliongipfel, kletterte in die Scharte hinab und jenseits zum Batian wieder empor. Er vergleicht die Schwierigkeiten etwa mit denen einer Meijeüberschreitung.

Am 7. Mai ist es schön, wir steigen zum Point Lenana hinauf, einem der Nebengipfel des Mount Kenia, der etwas weniger als 5000 *m* hoch ist. Aber gut verblasenen und hartgefrorenen Firn kommen wir schnell und mühelos über die steilen Hänge hinauf und photographieren an einem klaren Morgen ein wunderbares Panorama, auf dem wir den Kilimandscharo in mehr als 300 *km* Entfernung festhalten können. Unsere Hoffnungen, den Gipfel anpacken zu können, steigen, und wir sehen uns die Kamine des Shiptonischen Anstiegs genauer an, die allerdings von verdächtigem Eis überzogen sind. Nachdem der übrige Teil des Tages schön bleibt, setzen wir für den kommenden Morgen den Angriff fest.

Am nächsten Morgen stürmt und schneit es, alle Felsen sind mit einer dicken glasigen Eisschicht überzogen, es ist an einen Angriff nicht zu denken, denn nun ist richtiger Winter um den Mount Kenia geworden. Wir sind gerade in den ersten Ausbruch der Regenzeit, die in diesem Jahre sehr verspätet eingetreten ist, hineingeraten und müssen das nun büßen. Man wird in der Trockenzeit, die dort während unseres Sommers herrscht, wenig Schneefälle antreffen, aber wohl auch mit einer ziemlich starken Vernebelung zu rechnen haben. Die günstigste Zeit scheint die kurze Periode vor dem Einsetzen der großen Regen, etwa um die Jahreswende, zu sein.

Für uns ist ein weiteres Warten ausgeschlossen, denn am anderen Morgen erscheinen pünktlich unsere Träger von unten, ergreifen die Lasten und stapfen durch Nebel und Schnee in ihrer Spur hinunter, und uns bleibt nichts übrig, als ihnen zu folgen.





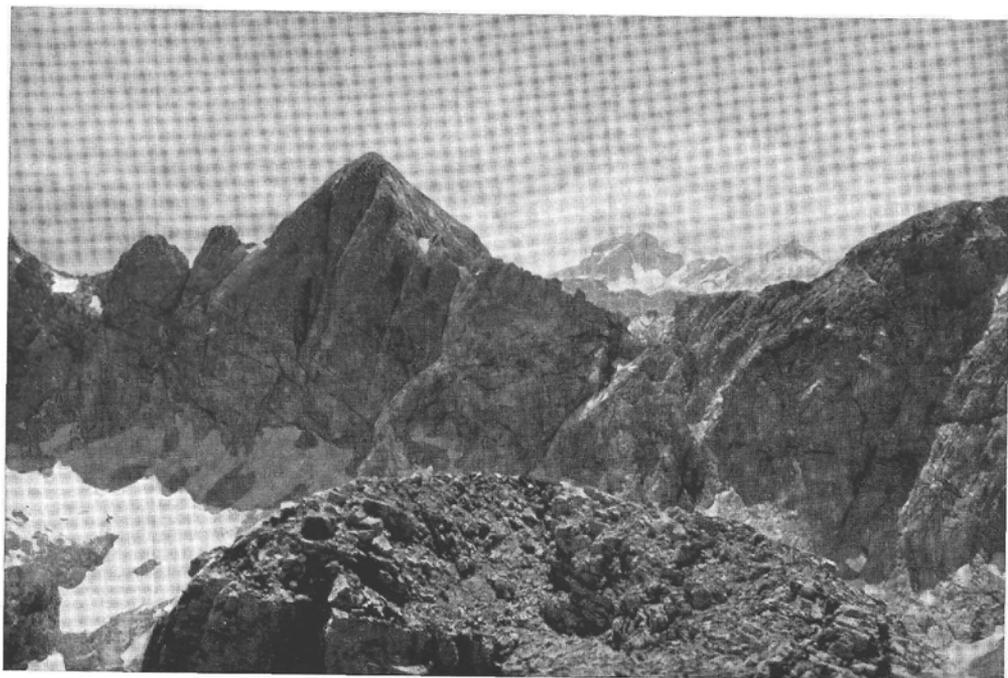
Maja Jezerce Pupluks von der Maja Preslopit



Maja Jezerce Pupluks, Maja Lisit und im Vordergrund die Pupluksberge von der Skurzette



Maja-Schabores-Nordwand und Maja Lugupliffhit aus dem südlichen Balbonatal



Blick vom Gipfel der Maja Raba nach Osten auf die Vogelfette (Maja Zuri)



Erst das Königreich Albanien öffnete den Bergsteigern und Forschern die Pforten zu seinen Nordalbanischen Alpen. Größtes Entgegenkommen findet der Reisende bei den königlich albanischen Behörden. Raum in einem anderen unbekanntem und unerforschtem Land werden dem Fremden alle Wege so geebnet werden, wie dort.

Geographischer Überblick. Das Gebirgsland dehnt sich vom Skutarisee nach Osten bis gegen das große Becken von Spet-Djakova aus. Unvermittelt erheben sich die schroffen Vorberge der Nordalbanischen Alpen aus der Ebene um den Skutarisee. Nur die breiten Tal-mündungen mit ihren Schotterflächen mildern etwas den scharfen Übergang. Die gewaltigen Kalkflöze des Hauptstockes, bestehend aus flachlagernden mesozoischen Schichten, erreichen mehr als 2600 m. Dieses gewaltige Kalkhochgebirge, das einen Vergleich mit unseren Kalkalpen nicht zu scheuen braucht, ist im Nordwesten verknüpft mit dem montenegri-nischen Hochkarst; im Osten finden die Nordalbanischen Alpen ihr Ende am Durchbruchstal des Drin und an den aus Serpentin aufgebauten Bergen der Malciza e Djakovës, den Bergen um Djakova; im Norden heben sie sich ebenfalls deutlich ab von dem aus paläozoischen Schiefer-n aufgebauten Gebirge zu beiden Seiten des Lim.

Die Nordalbanischen Alpen sind also ein etwa 90 km langes und 40 km breites Gebirgsland, das reich gegliedert und keineswegs einheitlich gestaltet ist. Uns Bergsteiger lockt vor allem ihr höchster Teil. Die gewaltigsten und höchsten Berggruppen liegen an ihrem Nordrand im Umkreis um den höchsten Gipfel, um die Maja¹⁾ Sezerce Puplufk (sicher 2700 m). Tiefe Tals-furchen, die von allen Seiten in das Hochgebirge eingreifen, gliedern es auf. Vom Süden reicht das lange und tiefeingesenkte Tal des Ljumi i Shalës (oder Ljesnica) bis an den Fuß des höchsten Berges heran. Aus diesem Tal führt unvermittelt ein Aufstieg auf die Daja²⁾ Pejës, 1690 m. Vom breiten Paß senkt sich jenseits ein steiler Hang hinab in das Tal der Alpe Runtic, 1580 m. Von ihr leitet eine hohe, steile Talstufe abwärts zu einem See, zum Ligeni Gstars, wo die Grenze gegen Südslawien verläuft. Durch das Tal gelangt man nach Gushnje. Diese deutliche Tiefen-furche zerteilt eigentlich das ganze Gebirge in zwei Hauptgruppen. Die Daja Pejës überschritt früher ein wichtiger Weg nach Gushnje, der durch die heutige Grenz-ziehung seine ganze Bedeutung verloren hat.

Vom Osten greift das Valbonatal mit zwei Quelllästen, mit dem nördlichen und dem südlichen Valbonatal in die östliche Gebirgsgruppe hinein. Aus dem südlichen Valbonatal vermittelt den Übergang in das Tal des Ljumi i Shalës, die südliche Valbona-scharte, 1810 m. Aus dem nördlichen Valbonatal gelangt man über die nördliche Valbonascharte, 2050 m, auf die Nordseite des Gebirges und damit nach Südslawien.

Vom Südwesten, aus der Richtung von Shtodra (Skutari), zieht das Tal von Bogë in die westliche Gebirgsgruppe und leitet hinauf zur Daja Shtegut i Dhenvet, 1840 m. Durch dieses Tal und über diesen Paß geht heute die wichtigste Anmarschstraße nach Thethi im Tal des Ljumi i Shalës, dem besten Standortquartier beim Besuch der Nordalbanischen Alpen. Vom Nordwesten erreicht man durch das in die nördlichste Bucht des Skutarisees ausmündende Cemtal und über einen kleinen Paß nördlich der Maja Herapit, aus der Mulde der Dobracalpe, wieder die Daja Pejës, die so richtig im Mittelpunkt des Gebirges liegt.

Die Haupttäler und Pässe gliedern also den Hauptstock der Nordalbanischen Alpen in: 1. Die östliche Hauptgruppe: 1. Östlich der Daja Pejës und umschlossen von den beiden Quelllästen des Valbonatales ragt der höchste Gipfel die Maja Sezerce Puplufk auf; nach ihr sollen auch die Berge ihrer Umgebung unter den Namen der „Maja-Sezerce-Puplufk-Gruppe“ zusammengefaßt werden. Diese Gruppe

¹⁾ Maja = Berg.

²⁾ Daja = Paß.

weist noch am deutlichsten den Plateaucharakter und damit die Formenwelt des montenegrinischen Hochkarstes auf: einzelne Berge und Kämme sind einem hohen Kalkfodol aufgesetzt. Die Maja Jezerce Pupluka erhebt sich im Mittelpunkt dieser Kämme. Gleich einer gewaltigen uneinnehmbaren Hochburg reckt sich diese Gruppe aus den engen und tiefeingeschnittenen Tälern empor. Besonders im Balbonatal, im Osten, überwältigt ihr Anblick. Vom ursprünglich einheitlichen Plateau sind heute allerdings nur mehr Reste erhalten, die in Großkare verwandelt wurden; in diesen liegen während eines großen Teiles des Jahres Schneefelder, die das Überspringen der ausgedehnten Karrenfelder sehr erleichtern. Eiszeitliche Spuren sind in allen Karen zu finden. Auf der Nordseite dieser Gruppe bei „Jezera“ liegt eine ausgedehnte Seenplatte. Die von der Maja Jezerce Pupluka ausstrahlenden Seitenkämme, besonders der zur Maja Rafish ziehende Grat — die Pupluka-Kette —, weisen ausgeprägte Gipfelgestalten und sogar kühne Felsnadeln auf.

2. Südlich der Maja-Jezerce-Pupluka-Gruppe, also südöstlich der südlichen Balbonascharte, erstreckt sich in Ost-West-Richtung die „Südlische Balbonakette“. Hier leiten scharfe Grate von einem kühnen Gipfel zum anderen. Mit steilen, oft unheimlich glatten Wänden stürzen diese Berge hinab in die Täler. Auch hier sind Kare eingelagert, aber meistens viel kleiner als in der Pupluka-Gruppe. Sonst weisen sie den gleichen eiszeitlichen Formenschatz auf. Die schroffen Berge haben meist eine sogenannte „leichte Seite“. Diese Kette zieht nach Osten bis zum Sagenberg der Albaner, bis zur Maja Hefurave. Zu dieser Kette sind auch die Berge um die Maja Rafinje zu rechnen.

3. Von der nördlichen Balbonascharte streicht der Hauptkamm ostwärts; wir benennen diese Gruppe mit dem Namen „Nördliche Balbonakette“. Sie ist ähnlich gestaltet wie die südliche, nur haben die Berge meist mehr kuppige Formen, der kahle Fels tritt weniger auf. Einer der schönsten Felsgipfel ist hier die Maja Preslopit.

II. Die westliche Hauptgruppe: 1. Fast am schönsten ist der Kettencharakter ausgebildet in der Skurzette, die im Westen das Kunicatal begrenzt. Diese Berge erheben sich besonders steil und schroff. Die niederen äußeren Erhebungen zeichnen sich durch steile Grasflanken aus.

2. Die Maja-Radobines-Gruppe, südwestlich der Dasa Pejës, ist ein getreues Abbild der Maja-Jezerce-Pupluka-Gruppe.

3. Über die Dasa Shtegut i Dhenvet steht sie in Verbindung mit der Bogkette, die im Süden vor ihr liegt und wieder den Kettencharakter aufweist. Hier sind allerdings die Bergformen nicht mehr so schön herausgearbeitet.

Formenkundlich ist der höchste Teil der Nordalbanischen Alpen besonders interessant. Denn er ist nicht mehr gestaltet wie z. B. die Durmitorgruppe in Montenegro, wo einzelne Kämme und Grate einem ausgedehnten Plateau aufgesetzt sind, hat aber auch nicht eine typische Kettenanordnung, wie die mittelalbanischen Gebirgsgruppen. Die Nordalbanischen Alpen stehen gerade im Übergangsgebiet, wo der plateauartige Sockel nur mehr in den Großkaren der Gruppen als Rest erhalten ist.

Unvermittelt ist immer der Absturz in die tiefeingesenkten Engtäler, durch welche im Sommer nur spärliche Wasseradern fließen, die oft überhaupt versiegen. Manchmal grüßen die hohen Felsberge mit ihren ungegliederten Felswänden und mit ihren leuchtenden Schneefeldern in ein solches Tal, das eine herbe Schönheit und Schwere an den Tag legt. Diese Täler sind der farge Lebensraum der Bergbewohner.

Das Klima dieser Bergwelt ist rau und niederschlagsreich. Die Winter sind schneereich, streng und hart; die heißen und ziemlich trockenen Sommer geben den Nordalbanischen Alpen ihre Besonderheit. Das Pflanzenkleid mußte sich diesen Verhältnissen anpassen. In den tieferen Lagen ist ein Laubwald anzutreffen, der sich mit zunehmender Höhe in einen Mischwald wandelt und um 1700 m seine obere Grenze findet. Viele

steile Hänge sind auch in tieferen Lagen nur von einer kargen Weide oder von dornigem Gestrüpp bedeckt. Über 1700 m liegt eine breite Kampfzone, in der besonders prächtige Panzerkieseln das Bild beleben. Die Almen sind klein und dürftig, die großen Karrenfelder und Steinvüsteneien pflanzenlos. Das Großwild, das einst sicher Wald und Tal belebt hat, ist fast ganz der Jagdleidenschaft der Albaner zum Opfer gefallen.

Ein solch wildes Hochgebirge ist natürlich dünn besiedelt. In den Vorbergen und Tälern sind wohl einige kleinere Siedlungen zu treffen. Eng drängen sich die kleinen, niederen oft nur einräumigen Häuser zusammen, die manchenmal von einem kleinen gut gepflegten Garten umgeben sind. Haus und Hof sind nicht selten von einem festen Zaun umgeben. Die Häuser gleichen überhaupt oft kleinen Burgen; die Gegend ist eben sehr kriegerisch gewesen. Die wenigen kargen Felder werden mit großer Liebe, aber mit unglaublich primitiven Werkzeugen bebaut. Holzpflüge sind keine Seltenheit. Die Felder liegen terrassenförmig übereinander und werden beriefelt. Dies beweist die Trockenheit der inneren Täler. Die wenigen Felder auf denen in erster Linie Hafer, Gerste und Kartoffeln angebaut werden, vermögen die geringe Bevölkerung nicht zu ernähren. Daher werden große Schaf- und Ziegenherden gehalten; das Rind ist dagegen viel seltener zu treffen. Das eigentliche Hochgebirge wird übrigens nur im Sommer von den großen Herden besucht. So wandert zum Beispiel der ganze Stamm der Kälmeni mit seinen Herden im Frühsommer aus dem Tiefland um den Stutarisee bergan bis zu den Hochweiden. Solch nomadisches Leben führt ein ansehnlicher Teil der Bevölkerung.

Es ist ein hartes und schweres Leben in den Bergen. Doch sein Schicksal beugte den Albaner nicht. Stolz und selbstbewußt treten die Bergbewohner dem Besucher entgegen. Es ist ein großer und sehniger Menschenschlag, der in diesen Tälern wohnt. Der Gesichtsausdruck der Leute verrät Intelligenz. Die Abgeschlossenheit der einzelnen Täler förderte auch die Ausprägung von Stammesunterschieden, so daß die einzelnen Bergstämme erst durch das Königreich zum Bewußtsein einer nationalen Einheit gekommen sind. Es ist auch kein Wunder, daß sich gerade in den Bergen noch jetzt eine altertümliche Stammesverfassung und das Sippenrecht erhalten hat.

Der Bergbewohner ist aber trotz seines schweren, entbehrungsreichen Lebens jangesfreudig; mancher Sänger ist geradezu als Künstler zu bezeichnen. In einem unserer Lager spielte und sang ein solcher Volksänger. Das Begleitinstrument ist eine zweifelhafte Zupfgeige, Distelia, genannt. Kriegslieder wurden vorgetragen, Berichte von Helden, die in Balkankriegen und anderen Kämpfen für die Freiheit ihrer Heimat gefallen waren, Klagelieder, die von trauernden Frauen berichten. So wird die Geschichte des Landes, an der alle regen Anteil nehmen, noch mündlich überliefert und wahrgelassen. Die Sangesweisen sind eintönig und schwermütig. Es ist oft wie ein Aufschluchzen, ein entsagungsvolles Verklingen, das so recht das schwere Leben in den Bergen spiegelt.

Über die Nordalbanischen Alpen zieht heute die Grenze zwischen Albanien und Südflavien. Sie verläuft über die Nördliche Valbonakette, biegt dann bei der nördlichen Valbonascharte vom Kamm ab und zieht willkürlich durch das „Geekar“, über Grate zur Sturzklippe, die überquert wird. Obwohl die Grenze durch Obland zieht, brachte sie doch albanisches Volk unter die Herrschaft des slawischen Nachbarstaates.

Erschließungsgeschichte). Mancher der Berge weist, wie schon erwähnt, eine leichte Seite auf. Daher ist sicher auf der einen oder der anderen Bergspitze gelegentlich einmal ein Hirte oder ein Jäger gestanden. Der erste Bergsteiger in den Bergen war Steinmeh, der 1904 die Maja Efit, 2280 m, in der Maja-Jezerce-Pupluf-Gruppe erstieg. Viele Jahre vergingen ohne eine weitere bergsteigerische Unternehmung. Vielleicht ist der eine oder andere Berg von den österreichischen Truppen, die im Weltkrieg Teile von Albanien besetzt hatten, erstiegen worden. Darüber ist heute kaum

¹⁾ Vgl. Zeitschr. d. D. u. S. A.-V. 1931.

etwas zu erfahren. Erst 1929 unternahmen der Engländer Sleeman und sein Gefährte einen neuen Vorstoß. Wieder wird ein Berg, die Maja Puplufs, erreicht. Nach seiner Beschreibung ist es aber nicht ganz klar, welcher Berg in der Maja-Jezerce-Puplufs-Gruppe damit gemeint ist. In den Jahren vor 1930 war auch eine italienische Vermessungsgruppe in den Bergen tätig, die auf manchem Berg gestanden ist. Besonders in der Südlichen und in der Nördlichen Balbonafette habe ich ihre Spuren gefunden. Auch südlich der Bogefette sollen italienische Wissenschaftler geforscht haben. Leider ist über ihre bergsteigerischen Erfolge nichts veröffentlicht worden.

Eigentlich erst im Sommer 1930 wurde die bergsteigerische Erschließungstätigkeit begonnen. Eine Gruppe von Innsbruckern (Haid, G. Heinsheimer und H. Schah) und ein Linzer (E. Hoffmann) eröffneten den Reigen. 1931 setzten E. Hoffmann, Lechner, R. Leutelt, Meusburger und H. Schah die Erschließung fort. Sie erstiegen Berge der Maja-Jezerce-Puplufs-Gruppe, der Radohinesgruppe, der inneren Südlichen Balbonafette, die Maja Schnigut, die Maja Shtegut und die Maja e Nermajës, die zu den Vorbergen um die Maja Rafinje gehört. Reichen bergsteigerischen Erfolg brachten diese Osterreicher heim. In das Jahr 1931 fällt noch ein kleineres Unternehmen, welches von der südslawischen Seite aus unternommen wurde. Es führte B. Gusić und seine Gefährten in die Nördliche Balbonafette, dabei ist offenbar auch die Maja Koshit erstiegen worden. Bei der Grenzziehung sind dieser Berg und andere der Kette bereits besucht worden. 1933 war auch Frau M. M. Debelakova mit ihren Gefährten in derselben Kette. Dabei erlebte die Maja Koshit wieder einen Besuch.

In das innere Berggebiet wanderten erst 1933 wieder zwei Linzer, L. Fink und R. Einobin. Die Bergfahrten führten sie in die Maja-Jezerce-Puplufs-Gruppe, in die Maja-Radohines-Gruppe, in die Bogefette und auf die Maja Rafinje.

Das Jahr 1934 brachte mehrere Expeditionen in die Nordalbanischen Alpen. Von der Sektion Hochland waren unter der Führung von R. Richter, U. Greindl, O. Mugler, W. Schäfer und H. Schaller in diesen unbekanntem Bergen tätig. Sie erschlossen den westlichen Teil der Maja-Jezerce-Puplufs-Gruppe — die Puplufsberge —, die Sturzefette und die Bogefette. Gleichzeitig waren wir Grazer Bergsteiger (L. Obersteiner, Frau H. Obersteiner, B. Bauer, R. Hüttig, U. v. Martin und R. Udy) ebenfalls unterwegs. Unsere Bergfahrten führten uns in die äußere südliche Balbonafette, in den östlichen und südlichen Teil der Maja-Jezerce-Puplufs-Gruppe, in die nördliche Sturzefette und in die westliche Radohinesgruppe. Durch diese zwei größeren Unternehmungen ist heute die Erschließung des höchsten Teiles der Nordalbanischen Alpen als beendet zu betrachten. Im selben Jahr vollführten auch die Linzer R. Malina und H. Schmidl einige Bergfahrten in der Nördlichen und in der Südlichen Balbonafette. Weiters erstieg der Alleingeher Ludwig Hagenmeyer aus Solle die Maja Kaba in der Bogefette. Zur selben Zeit durchforschte noch der bekannte Botaniker Dr. Lemperg einzelne Gebiete. Die Schweizer W. Lattmann und Labhard durchquerten die Nordalbanischen Alpen von Theti bis in das Balbonatal im Jahre 1935.

Dr. B. B.

Sturzefette

Wenn Bergsteiger heutzutage Pläne machen, verbergen sie diese gerne und hüten sie wie ein kostbares Geheimnis. Der Fernstehende mag das als fixe Idee bezeichnen, der Kundige aber bringt dafür volles Verständnis auf. Denn auch er spricht nicht gerne von seinen bevorstehenden Taten. Einmal um nicht in den Verdacht zu geraten, billige Vorfußflorbeeren ernten zu wollen, und weiterhin um nicht, wie es vorgekommen ist, irgendeinem Konkurrenten ein begehrenswertes Ziel aufzuzeigen, das dieser dem Vater des Gedankens flugs vor der Nase wegschnappt. Leider sind eben die Zeiten vorbei, wo sogar mit klingender Münze laut nach einem fähigen Begleiter für eine besondere Berg-

fahrt gesucht wurde. Ich meine dies nicht um des Geldes willen, sondern vielmehr wegen der schwindenden Möglichkeit zu Bergfahrten neuer und besonderer Art.

Es kann nicht wundernehmen, daß in Graz und in München nichts ahnend zur nämlichen Zeit die gleichen Pläne geschmiedet wurden, und daß ich als Leiter der Münchner Gruppe erst an Ort und Stelle in Albanien von der Anwesenheit österreichischer Bergsteiger Kenntnis bekam. Als wir später auf der Alpe Runic zusammentrafen, begrüßten sich schließlich sogar zwei Bekannte: Dr. Obersteiner und ich.

In den Bergen Nordalbaniens sind wir getrennt marschiert, und nun soll das Ergebnis durch eine gemeinsame Arbeit als Beitrag zur turistischen Erschließung der Nordalbanischen Alpen festgehalten werden. Ein kleines Zeichen der Gemeinsamkeit, die uns Bergsteiger hüben und drüben der Grenze im Alpenverein verbindet.

Mit Oskar Mugler, Toni Greindl, Walter Schäfer und Herbert Schaller von der Sektion Hochland-München war ich am 7. Juni 1934 auf Dasa Pejës, 1690 m, angelangt.

Eine breite Einsattlung, über welche man von der Dasa Pejës die Dobracalpe erreicht, trennt den östlichen Eckpunkt der Radobinesgruppe, die Maja Herapit, von der nördlich vorgelagerten Sturzketten. Zu dieser Kette zählen wir auch den nach Westen ziehenden breiten Kamm der Maja Schnigut. Die große Schnigut, etwa 2500 m, erstiegen 1931 die Ersterschließler über den Westgrat; sie erreichten auch die Kleine oder Westliche Schnigut über den Ostgrat. Der höchste Gipfel der ganzen Kette, die Maja Skurz, etwa 2600 m, war bereits von Unbekannten betreten, weshalb wir uns den nach Norden anschließenden Felsgipfeln zuwandten, für die wir mit geringen Abweichungen Höhen zwischen 2500—2540 m gemessen haben. Aus Mangel an einheimischen Namen bezeichneten wir die drei markantesten Erhebungen auf Grund einer gewissen Ähnlichkeit (von Norden gerechnet) mit Langkofel, Fünffinger Spitze und Grohmann Spitze.

Beim Anstieg von unserem Standlager zu diesen Bergen querten wir die Pejës-mulde in nordwestlicher Richtung, umgingen die Ausläufer der Maja Skurz und erreichten über Karren- und Dolinenfelder eine kleine Scharte, 2150 m, die in ein mit Firnschnee erfülltes Kar leitet. Aus ihm ragen über steilen Schuttreißen und durch scharf eingeschnittene Scharfen getrennt die Berge der „Langkofel-Gruppe“ mit prallen Felswänden empor. — Am 8. Juni betraten Greindl und ich nach schöner Kletterei über den Südgrat erstmals die „Fünffinger Spitze“. Bereits am nächsten Tag folgte die erste Erstbesteigung der „Grohmann Spitze“ durch Schäfer und Schaller auf einem umständlichen Weg von Südosten her. Gleichzeitig bewarb sich Mugler und ich erfolgreich um den südlich anschließenden Gipfel, der die Verbindung zur Maja Skurz herstellt. Über seinen Nordgrat kletterten wir zur langgestreckten Gipfelschneide und über diese bis zu ihrem höchsten Punkt, etwa 2500 m.

Als letztes Unternehmen in der Sturzketten fand am 12. Juni auf verwickelter Route die erste Besteigung des „Langkofels“, 2510 m, statt. An ihr waren von unserer Seite Greindl und Mugler beteiligt, von den Grazern Dr. Zauer, Hüttig, Dr. Martin und Dr. Obersteiner. Die Grazer Gruppe nahm auch noch den nordwestlich vorgelagerten Gipfel, 2510 m, mit, so daß heute in der Sturzketten nur deren untergeordnete nördliche Ausläufer unbetreten sind. Sie liegen bereits auf südslawischem Boden und zeigen keine ausgeprägten Gipfelsformen.

Maja-Tezerce-Puplusk-Gruppe

Am ersten Tage unserer Tätigkeit in der Sturzketten erfreuten wir uns ausnahmsweise sehr guten Wetters mit klarer Sicht. Es war uns möglich, instruktive Einblicke in die im Osten gegenüberliegende Pupluskgruppe zu tun, deren Berge unsere Aufmerksamkeit erregten. Nach unseren damaligen und späteren Beobachtungen treffen sich im Stod der Maja Tezerce Puplusk (Maja Tezera) vier Gratzüge, die ungefähr nach Norden, Nordosten, Osten und Süden verlaufen.

Der erstgenannte Gratzug, die Puplufskette, von der sich nach Nordwesten mehrere kurze Seitenäste abspalten, ist nach Ausdehnung, Höhe und alpiner Gliederung der bedeutendste. Durch die Dafa Puplufs, 2180 m, ob Runic zerfällt die Puplufskette in einen südlichen und in einen nördlichen Teil, den die albanisch-südslawische Grenze nächst dem See Liçeni Gshstars zur Sturzfolge hin überschneidet.

Vom Nordrand der Pejësmulde führen zwei Pfade in nördlicher Richtung. Wir wählten am 10. Juni den oberen und stiegen dann an einer verfallenen Alm vorbei gegen Nordosten an. Eine leichte Rinne brachte uns empor zu fernerfüllten Dolinenmulden und nach deren Überquerung auf die Puplufscharte (Dafa Puplufs). Von hier erstiegen Schäfer und Schaller über die schrofige Südfanke den ersten Gipfel nördlich der Scharte, dem sich zwei weitere Erhebungen mit selbständigem Gipfelcharakter anschließen. Da wir sie in dem uns verbotenen Grenzgebiet vermuteten, wurde zur Vermeidung von Komplikationen von einer Besteigung Abstand genommen. Bei diesen drei Gipfeln, bzw. bei einem davon, dürfte es sich um die Maja Rakfsh handeln.

Bei ihrem Rückweg zum Standlager stiegen Schäfer und Schaller von der Puplufscharte nach Osten in das Jezerakar ab, querten es nach Süden und wandten sich schließlich von der Jezerascharte nach Westen durch das Große Puplufstar wieder nach Dafa Pejës. Auf diese Weise umschritten die beiden den ganzen südlichen Teil der Puplufskette, dem mehrere prächtige Felsberge entragen.

Der erste Gipfel südlich der Puplufscharte, vermutlich Maja e Kolab, 2500 m, von uns „Hochländerspitze“ genannt, wurde von Greindl und mir über seine dreigipfelige Gratkante nach Süden überschritten. Einen Tag später vollführten auf demselben Weg die Grazer die 2. Besteigung. Aus einer Scharte südlich vom Gipfel, die ein großes Felsstor aufweist, gingen wir in brüchigem Fels als zweiten Gipfel die „Münchner Spitze“ an. Bei Wind und Regen lehrten wir um und suchten nach einem Abstieg. Durch das Felsentor westlich hindurch gewannen wir über ein schwieriges Felsband das Kleine Puplufstar. Als erstes und einziges Wild sichteteten wir dort eine Gemse.

Bis zur Pejësmulde hinab waren wir naß und durchfroren. Mit wenigen Ausnahmen hatten wir täglich unter kurzen und teilweise sehr heftigen Gewittern zu leiden, die für das nordalbanische Hochgebirge charakteristisch sind. Andere Bergsteiger berichteten aus den vorhergegangenen Jahren von derselben Erscheinung. Die „Münchner Spitze“ fiel am 12. Juni Schäfer und Schaller zu. Bis zur Scharte mit dem Felsentor benützten sie den Anstieg von Greindl und mir, und erreichten den Gipfel über den Nordgrat.

Wie bereits erwähnt, weist die Puplufskette gegen die Pejësmulde und gegen den Kessel von Runic mehrere kurze Seitenäste auf. Der erste ist wenig ausgeprägt und verliert sich in den südlichen Randerhebungen der Pejësmulde, während der die weiten Böden des Großen Puplufstares jenseits begrenzende zweite Kamm schöne Türme und Zacken besitzt. Mit Ausnahme der ersten und dritten (vermutlich höchsten) gipfelartigen Erhebung wurde dieser zweite und bedeutendste Seitenkamm von den beiden Linger Bergsteigern Fink und Linsobin im Jahre 1933 überklettert. Wie sie, so fanden auch von unserer Seite Mugler und Schäfer am 11. Juni auf dem zuletzt erreichten Gipfel eine kleine Holzstange unbekanntes Ursprungs vor. Da beide Partien unter schlechtem Wetter litten, ist es nicht gewiß, wo und wie sich dieser Seitenkamm mit der Hauptkette vereinigt. Schätzungsweise dürfte der Schnittpunkt zwischen der Jezerascharte im Süden und der „Münchner Spitze“ im Norden zu suchen sein.

Der Hauptgipfel der Maja Jezerce Puplufs, sicher über 2700 m, dürfte fast von allen Bergsteigern, die in den Nordalbanischen Alpen waren, erstiegen worden sein. Der gebräuchlichste Aufstieg führt von der Alpe Runic über die Dafa Puplufs. Von ihr quert man ansteigend in das Kar unter dem Hauptgipfel, von dem man den Westgrat und über diesen den Gipfel erreicht, der mit einem großen Steinmann gekrönt ist. Vermutlich war der erste Bergsteiger, der den Gipfel betrat, 1929 der Engländer C. M. Sleeman und

sein Gefährte. 1930 kamen Heinsheimer und Gefährten auf neuem Weg über den Westgrat, in dem sie über die doppelgipflige Maja Pinjoki und den bereits mit einem Steinmann versehenen Vorgipfel, etwa 2500 m, emporkletterten.

Wer die Maja That, etwa 2610 m, das erstmal besucht hat, ist ungewiß. Jedenfalls wurde sie von den Münchnern erstiegen. Die von der Südlichen Valbonascharte leicht erreichbare Maja Lifit, 2280 m?, hat schon Steinmeh erstiegen.

Vom Ostgrat des Hauptgipfels zweigt nach Süden ein wilder und ungemein brüchiger Sadengrat ab, dessen äußerster Südgipfel die Maja Krogomit, 2325 m, ist. Diese und die zwei nördlich von ihr liegenden selbständigen Gratzaden, 2300 m, erkletterten Bauer und Obersteiner.

Nördlich dem Hauptgipfel vorgelagert erhebt sich ein selbständiger Berg, 2590 m, der wegen seiner gewaltigen Plattenschüsse von den Grazern „Plattentogel“ genannt wurde. Über den Südhang betraten ihn die Grazer. Nördlich von diesem erheben sich im Ramm drei Felsberge, 2410, 2450, 2435 m, die von den Grazern von Süden nach Norden überschritten wurden.

In der Maja-Jezera-Puplufs-Gruppe hat sich die bergsteigerische Tätigkeit früherer Jahre nach den mir vorliegenden Informationen auf die Maja Jezera und ihre nähere Umgebung im Süden beschränkt. Soweit Skizzen und Angaben bekannt sind, weichen diese so stark voneinander ab oder sind so unklar, daß heute eine nachträgliche Übereinstimmung bezüglich Lage, Name und Ersteigung vieler Gipfel leider nicht mehr zu erzielen ist. Hätten alle Bergsteiger vorher so wie wir verfahren und auf jedem erreichten Gipfel trotz schlechtem Wetter oder sonstiger Umstände ihre Karten, wenigstens aber einen Steinmann hinterlassen, wäre mancher Unklarheit von Anfang an begegnet worden.

Bogëkette

Die in Aufbau und Gliederung einfache Bogëkette zieht von der Dhenvescharte nach Südosten, wobei sie einen sanft nach Süden ausholenden Ramm ohne wesentliche Seitengliederung entwickelt. Die einzelnen Gipfel sind durch hochgelegene Scharren getrennt und weisen — besonders nach Norden — steile Wände auf, die sich wie die Südfalsteile über Karren- und Dolinenfeldern erheben. Der Bogëkette gegenüber, jenseits des Tales des Proni i That, steht im Nordost die Radohinesgruppe mit ihren Ausläufern.

Am 14. Juni stiegen wir von Bogë in südöstlicher Richtung gegen die Bogëkette auf und errichteten am oberen Rand der Baumregion auf einem Wiesenplan unser Zeltlager. Der landesüblichen Wasserarmut der Berge begegneten wir dadurch, daß uns ein Träger täglich in zwei Gängen das notwendige Wasser von Bogë heraufbrachte. Erst dort unten auf der Talsohle befand sich weit und breit die einzige Quelle.

Auf der erfolglosen Suche nach einem geeigneten Aufstiege in eine der Scharren in der Bogëkette durchquerten Mugler und ich am 15. Juni die Firnböden am Nordfuß der Gipfel. Nachdem wir einem heftigen Unwetter im Schutze eines großen Felsblockes entgangen waren, glückte es uns nach einigen Irrwegen und nach Überwindung schwieriger Stellen den der Maja Raba im Hauptkamm gegenüberliegenden Gipfel zu erreichen. Leider war uns durch dichten Nebel jede Orientierung genommen, immerhin glaubten wir eine Möglichkeit gefunden zu haben, auf die Südseite der Bogëkette zu gelangen.

Zu derselben Zeit erstiegen Greindl und Schaller, ohne Schwierigkeiten anzutreffen, die durch eine tiefe Einsattelung von dem Hauptkamm getrennte und nach Norden vorgelagerte Maja Raba über ihre Ostflanke. Bei dem schlechten Wetter blieb der erhoffte instruktive Einblick in den Hauptkamm aus. Greindl und Schaller konnten auf dem Gipfel nur Spuren einer früheren Besteigung feststellen, die bereits Fink und Tinsobin im Jahre 1933 vorgelunden hatten.

Mit dem 16. Juni und einem nochmaligen Angriff auf die Gipfel der Bogëkette ging

unsere bergsteigerische Tätigkeit zu Ende. Diesmal bemühten sich Schaller und Schäfer ebenfalls vergeblich um einen Scharenaufstieg. Dafür glückte es ihnen nach Überschreitung der Randkluft in schwerer Kletterei über den Nordgrat den Gipfel der Maja i Zuri zu gewinnen, auf dem sie zu ihrem Erstaunen einen Steinmann antrafen. Sein Ursprung ist nebst dem auf dem Maja Raba nicht geklärt. Da außer Fink und Einjobin vor uns keine Bergsteiger in der Bogekette tätig waren, dürften diese Zeichen der bereits einmal erwähnten italienischen Vermessungskommission zuzusprechen sein.

Vom Gipfel der Maja i Zuri wandten sich Schaller und Schäfer über die grafige Südflanke des Berges nach Osten, und überschritten in teilweise schwieriger Gratkletterei drei Gipfel, die keine Merkmale einer vorhergegangenen Ersteigung aufwiesen. Auf dem dritten Gipfel östlich der Maja i Zuri wurden Schaller und Schäfer von einem Gewitter erfaßt. Sie stiegen mit Hilfe von zweimaligem Abseilen über eine Scharte auf die Südseite der Bogekette ab, wo sie mit Mugler und mir zufällig zusammentrafen. Wir zwei hatten unter Umgehung des von uns am Vortage erstiegenen Gipfels auf schwieriger Route die Südseite der Bogekette erreicht. Es war bereits Nachmittag als wir nach Durchquerung von zwei Karen in östlicher Richtung über steilen Fels eine breite Einsattelung betraten. Angesichts einer aufziehenden Gewitterwand eilten wir zu den zwei Gipfeln östlich und westlich des Sattels, was mit keinen Schwierigkeiten verbunden war. Da Nebelschwaden unsere Sicht stark beeinträchtigten, konnten wir den genauen Verlauf der Bogekette nach Osten nicht feststellen. Bezüglich unseres Standpunktes glauben wir auf Grund einiger Berge im Osten, von uns durch ein Kar getrennt, nicht weit von der Maja Shtegut nächst der Ohnvettscharte gewesen zu sein.

Der gemeinsame Rückweg nach Westen um die Ausläufer der Maja Raba herum gestaltete sich sehr lang und beschwerlich. Erst in später Nacht kamen wir über Bogë etwas abgekämpft im Standlager an, wo man sich bereits um uns sorgte.

In der Bogekette haben wir insgesamt acht Gipfel erstiegen; wenn wir trotzdem keine zuverlässigen Angaben und Skizzen liefern können, liegt das an den durchwegs schlechten Wetterverhältnissen unter denen wir zu leiden hatten. R. R.

Nördliche Valbonakette

Drei Gipfel dieser Kette erreichen eine Höhe von über 2500 m, die Maja Kolač, 2550 m, als höchster Gipfel, in dem von ihr nach Westen streichenden Kamm der Punkt 2545, nach der Kartenskizze Frau Debelakovas (in der S. U.-S., Folge 1151) Maja Mijus genannt, und östlich der Nördlichen Valbonascharte die Maja Koshit, 2522 m.

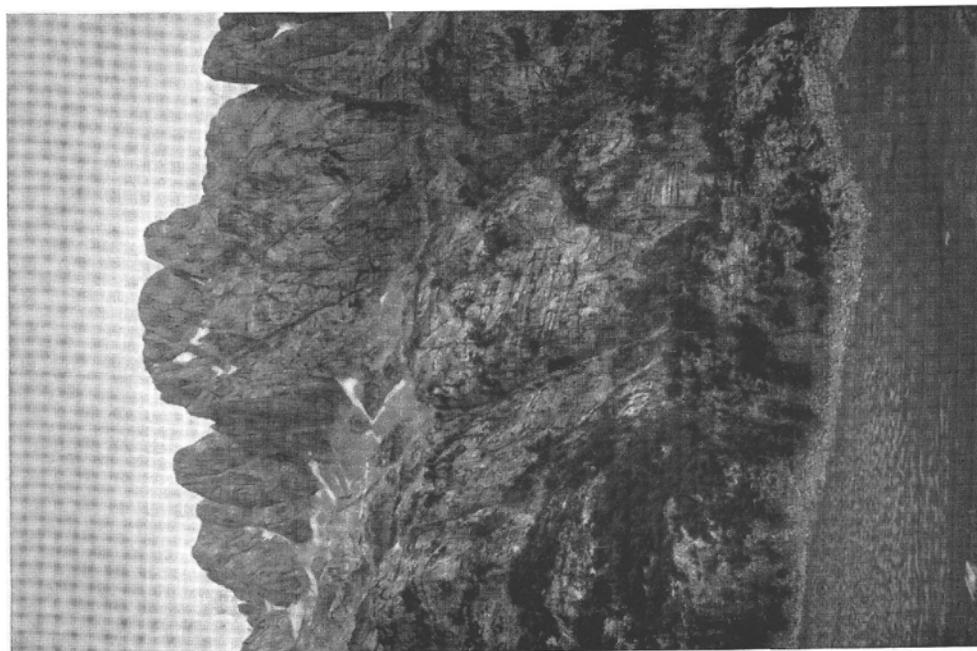
Alle Grenzgipfel in diesem Abschnitt sind vermessen, man findet überall gemauerte Grenzsteine, so daß also, wenn nicht schon vorher der eine oder andere Punkt durch Hirten erreicht wurde, die Gipfel spätestens bei der Grenzlegung erstiegen worden sind.

Der Kamm, welcher von der Maja Kolač über die Maja Mijus nach Osten zieht und die nördliche Begrenzung des Valbonatales bis nach Dragobir bildet, weist schöne Bergformen auf, die Gipfelpunkte dürften bisher noch niemals betreten worden sein.

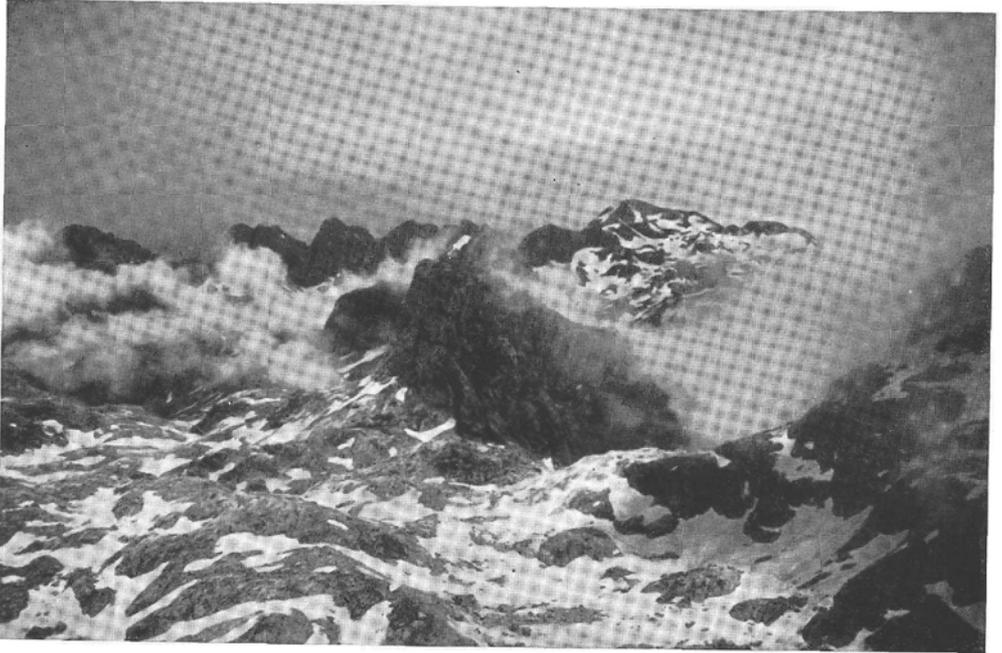
Von Südslawien wird das Gebiet von der Nördlichen Valbonascharte bis zum tiefen Grenzjattel der Dafa Borit im Nordosten, 1858 m, Beličgruppe genannt, nach der Beličalpe, über welche Deržaj und Frau Debelakova mit dem Gufinjaner Salije Uti hot im Juni 1933 zum Gipfel der Maja Koshit kamen. Den zweiten oder dritten turkistischen Besuch bekam der Gipfel durch alle Teilnehmer der Grazer Gruppe am 9. 6. 1934. Diese benützten von Selimaj im Valbonatale, etwa 1000 m hoch gelegen, einem der idyllischsten Lagerplätze in diesen Alpen, bis auf etwa 1800 m Pferde, erreichten in 20 Minuten eine zwischen Punkt 2320 des Grenzammes und der Maja Koshit gelegene Einsattelung und in einer weiteren Stunde über den grafigen Westkamm den Gipfel, der eine umfassende Aussicht und treffliche Einblicke in die Jezeragruppe gewährt.



Maja Preslopit aus dem südlichen Walsonatal



Eufugfette; in der Mitte Punkt 2510 m. Im Vordergrund Alpe Xunic



Maja Jezerce Pupluka-Gruppe; im Vordergrund Maja Herapit von der Radohinesgruppe



Links Maja Thiebs aus dem Livadi Bog



In der Beliçgruppe hielten sich, wie Frau Debelakova berichtet, der Geologe Cvijic und später ein deutscher Zoologe unbekanntes Namens auf, ob aber einer von ihnen den heutigen Grenzflam ober eine Erhebung in demselben betreten hat, ist nicht bekannt.

Zwei Teilnehmer der Grazer Gruppe bestiegen am gleichen Tage den Punkt 2320 des Grenzflammes östlich der Nördlichen Balbonascharte, um den Weg für den geplanten Übergang in die Jezeragruppe zu erkunden.

Der schönste und wildeste Gipfel dieser Kette ist die Maja Preslopit, etwa 2395 m. Ein turmartig aufgebauter Kletterberg, der nach Süden gewaltige, bis 700 m hohe Wandabstürze hat, aber auch nach Norden in das der Maja Roshit im Osten vorgelagerte Kar mit mehr als 200 m hohen Wänden abbricht.

Die erste turistische Ersteigung führten Bauer, Hüttig, Martin und Obersteiner am 8. 6. 1934 aus, die auf dem Gipfel einen Vermessungssteinmann der Italiener vorfanden. Sie benützten jedenfalls den Aufstiegsweg wie einige Jahre vorher der Vermessungstrupp über die Nordwestseite. Von Selimaj stiegen sie durch ein steiles Tälchen östlich des Massives in glühender Sonnenhitze gegen eine Scharte westlich der Maja Kolaç auf, bogen dann in das Kar östlich unter der Maja Roshit ein und kamen längs der Nordwände zur Nordwestseite, wo ein kurzer Felsgrat mit einigen Felszaden die Verbindung zur Westwand des Gipfels herstellt. Es folgte nach einer Scharte hinter den Zaden ein Schrofenanstieg und schließlich etwa 100 m Kletterei zum höheren Gipfel des zweigipfeligen, mächtigen Felsbaues.

Im August 1934 kamen durch das gleiche Tälchen Kurt Makina und Hermann Schmidl, Linz, die von Osten über die Schulter und von der Scharte hinter dieser über die Südostflanke in sehr schwieriger Kletterei die Gipfel erreichten. Auf ihre Fragen über den Bergnamen wurde ihnen von den Einheimischen der Name Pries Gushe angegeben; es dürfte aber Preslopit richtiger sein, weil die Linzer keine Verständigungsmöglichkeit hatten, während die Grazer sich mit Hilfe des aus Theti mitgenommenen Dolmetsch um die Namen erkundigen konnten.

Die Linzer vollführten einige Tage später vermutlich auch die erste turistische Ersteigung der Maja Kolaç, jedenfalls aber die erste Begehung der Nordwand dieses Berges.

In den östlich anschließenden, vollständig unbekanntes und in der Louiskarte sehr schemenhaft verzeichneten Gebirgsgruppen der Maja e Gyarpenit, e Rupes und des mächtigen Massivs des Schlfen wird für jenen, der gerne unbekanntes Wege geht, noch viel zu holen sein. Von der Südlichen Balbonakette gesehen, sind es steile Grasberge mit Wandabbrüchen, die vermutlich eine beträchtliche Höhe erreichen. Für den Schlfen gibt die Louiskarte, etwa 2400 m an, die tatsächliche Höhe aller dieser Gipfel ist aber noch vollkommen unbestimmt.

Nördlich dieser Gruppen stehen an der hier im großen Bogen nach Norden verlaufenden Grenze, zum Teile bereits auf südslawischem Boden, aus den Hochflächen aufragende Berge mit über 2600 m, die ebenso wie die vorgenannten wohl nicht mehr zur Balbonakette, doch zu den Nordalbanischen Alpen gehören. Der höchste, die Gjaravica, 2656 m, hat nach Bildern, die von einem Mitgliede der Grenzkommission aufgenommen worden sind, ähnliche Formen wie etwa die Berge unserer Kalkhochflächen im Toten Gebirge.

Dr. Gusiç, Ugram, hat mit dem Führer Omar Aga aus Tjentiste, welcher ihn und im Jahre 1932 auch die Grazer auf ihrer Montenegrodurchquerung (Bivoç- und Durmitorgruppe) begleitet hat, hier eine Reihe von Gipfeln besucht und wissenschaftliche, besonders ethnographische Forschungen bei der Bergbevölkerung betrieben.

Südliche Balbonakette

Dieser südlich das Balbonatal begrenzende Gebirgsflam ist vom Tale aus gesehen wohl der mächtigste Teil der Nordalbanischen Alpen. Er hat auch die höchsten Wände,

darunter die Nordwand der Maja Madhe e Shabores, etwa 2550 m, mit fast 900 m Wandhöhe; sie ist ein Schaustück ersten Ranges. Auf der Südseite sind die Gipfel der Kette über sanfte Grasrücken und Schrosenhänge leicht ersteiglich.

Als erste Bergsteiger besuchten den Kamm die Teilnehmer der ersten und zweiten österreichischen Albanienexpedition 1930 und 1931. Italienische Vermessungsgruppen waren schon einige Jahre vorher auf einer Reihe von Gipfeln; von der Grazer Gruppe 1934 konnten bis weit nach dem Osten mit dem Fernglase auf mehreren Gipfeln der Siethharuschfette Steinmänner festgestellt werden. Sicherlich ist auch die weit im Osten gelegene, jagenhafte Hekurave (Eisenberg, über 2600 m) von den Italienern besucht worden. Durch ihre Höhe und weitausgedehnten Flächen würde sie sich für einen Frühjahrsbesuch mit Schneeschuhen ausgezeichnet eignen.

Die erste Albanienexpedition (Heinsheimer, Heid, Hofmann und Schaz) 1930 kam von Süden durch das Shalatal über Kodër e Shën (Gergj und Abatë zu den vom Hauptkamm nach Süden streichenden Seitenkamm, in der die Kafinjegipfel, die Maja e Nermajës und als letzter Hochgipfel die Maja e Ershalit (eritere etwa 2300, letztere zwei etwa 2200 m) liegen. Alle diese Gipfel mit Ausnahme eines Kafinjegipfels tragen italienische Vermessungssteinmänner.

Die Maja e Nermajës bekam von den Ersterschließern 1930 den ersten touristischen Besuch mit dem Aufstiege vom Passe Lugu i Nermajës durch die schwierige Ostseite und Abstieg nach Norden.

Die südlich des Südpunktes des Hauptkammes der Maja Boshit gelegenen Kafinjegipfen sahen als erste Bergsteiger Lothar Fint und Rudl Tinsobin im Sommer 1933 auf ihren Gipfeln. Diese stiegen von Lekai nach einem Bivak an den letzten Latschen über Schneefelder und Blodgrate im Nebel auf beide Kafinjegipfel, die 30 Minuten voneinander entfernt sind, stiegen vom zweiten in einen Sattel nach Nordwesten ab und begaben sich dann auf den isolierten, felsigen Rücken, den dritten Kafinjegipfel (oder Maja Nordit oder Kobrit?). Er ist etwas niedriger als die beiden anderen.

Von der südlichen Balbonascharte, etwa 1800 m, erstiegen 1931 Hofmann, Lechner, Leutelt, Meusburger und Schaz in 15 Minuten den südlich der Scharte gelegenen Aussichtspunkt Maja Bythës the Kretshit, etwa 1950 m, den die Grazer 1934 ebenfalls zu Orientierungszwecken besuchten. Letzteren wurde der Name Krupa i Balbons (Aneroidmessung 1910 m) angeden.

Von Krogome, der obersten Alm im Balbonatal, stiegen Hofmann und Kameraden zur Shaborescharte, etwa 2100 m, auf und begingen den zur Maja Boshit ziehenden Westgrat. Zuerst kamen sie auf die Maja Luguplishit, etwa 2400 m, und nach Überschreitung eines etwa 2300 m hohen Zwischengipfels (Kleine Boshit), der den eigentlichen Abzweigungspunkt der Balbonafette darstellt, auf die Maja Boshit, 2480 m, die einen mächtigen Steinmann trägt. Der Abstieg erfolgte auf gleichem Wege und wurde am nächsten Tage nach einem Bivak unterhalb der Shaborescharte der Kamm nach Osten bis zum vermutlich zweithöchsten Gipfel der Kette, der Maja Madhe e Shabores, etwa 2550 m, verfolgt. Über kleinere Gratzaden mit teils leichter, teils mittelschwieriger Kletterei wurde die westliche, etwa 2450 m, und die östliche, etwa 2400 m, Maja Shabores erreicht, dann in eine ebenfalls Dasa Shabores benannte Scharte, etwa 2200 m, abgestiegen und unschwierig die Maja Madhe e Shabores betreten. Den Abstieg nahmen sie nach Süden über die Curaischarte ins Shalatal.

Östlich der Maja Madhe stehen zwei kleinere mit Steinmännern versehene, touristisch noch unbetretene Gratpunkte, dann schließen sich wieder drei mächtige, selbständige Gipfel an, die das Ziel der Grazer Gruppe am 6. Juni 1934 waren. Von Westen nach Osten sind es Maja Grykëfufe, etwa 2560 m, Maja e Briasit, etwa 2620 m, der höchste Gipfel der Kette und die wieder durch eine tiefe Scharte getrennte Maja i Grykëshap, 2490 m, die fast unmittelbar nördlich gegenüber der M. Briasit steht und mit ihr ein nach Westen

geöffnetes, tiefes Kar umschließt, durch das die Grazer aus dem Valbonatal aufstiegen. Der Hauptkamm zieht von der Maja e Briafit nach Osten über zwei schöne, vermutlich noch unbetretene Erhebungen zur etwa 6 km entfernten Hekurave.

Die Grazer Gruppe (Bauer, Hüttig, Martin, Obersteiner, Udy und ein Gendarm) erkletterten aus dem obersten Karboden den Kamm südlich der Maja e Gryfëshap und betraten über Schnee- und Grashänge von Süden her den Gipfel (ital. Vermessungssteinmänner), der im übrigen in gewaltigen, senkrechten Wänden und einem kantartigen Nordgrat abbricht. Die vier Erstgenannten eilten dann teils über den Verbindungsgrat (mit einem sehr schwierigen Abbruch) teils mit Abstieg und Wiederaufstieg durch das Kar zur tiefsten Scharte nordöstlich der Maja e Briafit. Der weitere Aufstieg vollzog sich in mittelschwieriger Kletterei, zuletzt über einen schönen Blockgrat zum Gipfel, 2620 m.

Dieser und auch der dritte Gipfel, die Maja e Gryfëskufe, trugen keine Zeichen einer früheren Anwesenheit, obwohl sie von der Südwestseite her leicht zu erreichen sind. Die Maja e Gryfëskufe hat nach Süden hohe Wandabbrüche und als morphologisches Kuriosum ein knapp unter der Spitze beginnendes, etwa 200 m tiefes Loch von etwa 30 m Durchmesser aufzuweisen, in welches ganz unten durch eine kleine Öffnung von der Südseite etwas Tageslicht eindringen kann. Der Abstieg wurde über eine Rippe unmittelbar gegenüber der mächtigen Nordwand der Maja Madhe e Shabores nach Norden angetreten und eine gute Abstiegsroute ins Valbonatal gefunden.

Im August 1934 erkletterten Kurt Malina und Hermann Schmidl aus Linz die Nordwand der Maja Madhe e Shabores in sehr schwieriger Kletterei. Die Maja Hekurave erhielt 1935 durch die Schweizer Lattmann und Labhard den ersten Besuch von Bergsteigern. Sie stiegen von Dragobije im Valbonatal südwestlich über die Alpe Stan i Droçës, etwa 1500 m, an, wandten sich dann nach Südosten und erreichten, ohne technische Schwierigkeiten zu treffen, den Hauptgipfel der Maja Hekurave, etwa 2600 m. Abgestiegen wurde nach Kolgecaj im Valbonatal.

Die Radohinesgruppe

Die ersten Erschließer (Heinsheimer, Heid, Hofmann, Schak) erstiegen 1930 die unmittelbar von der Dafa Pejës aufsteigende Maja Herapit, etwa 2100 m, ein freistehender, schöner Kletterberg mit festem Gestein, als zweiter Ersteiger folgte im Juni 1934 Kolf Richter und Gefährten und 1935 die Schweizer.

Aus dem großen Kar nördlich der Dobracalpe, das ein ungeheures Karrenfeld ist, ragt ein der Maja Herapit zum Verwechseln ähnlicher Gipfel auf, der im Maiheft 1932 der „Alpen“ irrtümlich als Herapit bezeichnet ist. Ob ihn die Ersterschließer 1930 oder 1931 bestiegen haben, oder er noch unbetretene ist, läßt sich leider nicht feststellen. Er schien der Grazer Gruppe 1934, welche anlässlich der Ersteigung zweier Gipfel nördlich der Maja Radohines von der Dobracalpe her an seinem Westfuß querten, einen Steinmann zu tragen. Die Ersteigung ist nur mit Kletterei möglich, seine Höhe im Verhältnis zu den übrigen Gipfeln der Karumrahmung gering.

Die Skizzen Dr. Leutelts und Dr. Hofmanns (in der S. Alpenzeitung, Juni 1932) stimmen in dieser Gebirgsgruppe nicht überein. Die Beobachtungen der Grazer, die sich auch auf zahlreiche Bilder stützen, ergaben, daß von der Maja Herapit ein Kamm mit einigen, unbedeutenden Erhebungen in südwestlicher Richtung verläuft, der später bei einem turmartig ausgeprägten, ziemlich hohen Gipfel (Maja Chat, etwa 2560 m, vermutlich die Mali i Shtogut Heinsheimers) die Westbegrenzung des Shalatales bildet; es folgen dann einige, wenig ausgeprägte, langgestreckte Erhebungen. Bei den von den Ersterschließern erstiegenen zwei Vorgipfeln der Maja Radohines biegt der Kamm scharf nach Südwesten und stellt so die Hauptkammlinie dieses Stockes von der Dafa

Pejës an dar. Von den zwei östlichen Vorgipfeln der Maja Radohines streicht ein wenig gescharteter Kamm nach Süden, biegt schließlich ebenfalls gegen Westen ab und bildet so die Ostumrahmung des südlichen Radohineskars, das südlich von den beiden Maja Viavets begrenzt wird. Die Skizze Leutelts bringt für dieses Kar die Merkwürdigkeit eines nach allen Seiten abgeschlossenen Kares zum Ausdruck, was aber der ganzen Struktur des Gebirges nach nicht anzunehmen ist, sondern die Karöffnung dürfte wie beim nördlichen Radohineskar im Westen liegen.

Die Maja Thät (Name nach Befragung einheimischer Albaner auf der Dobračalpe) wurde von der Grazer Gruppe (Bauer, Hüttig, Martin und Obersteiner) von einer Scharte südwestlich des Berges am 15. 6. 1934 bestiegen. Von dieser Scharte blickt man bereits ins Schalatal nördlich Thethi hinab. Der Berg hat steile Kletterei im brüchigen Fels. Anzeichen einer früheren Besteigung waren nicht vorhanden. Die von Leutelt als von den Ersterstiegliehern als erstiegen bezeichnete Mali i Shtogut könnte allenfalls mit diesem Berge identisch sein.

Genau nördlich der Dobračalpe steht ein schöner Doppelgipfel mit einer wilden Felsklucht und prächtigen Nordwänden. Er ist von der Maja Thät im Osten durch einen breiten Sattel getrennt, der den Eingang ins nördliche Radohineskar von Norden her bildet. Die Albaner bezeichnen ihn als Maja Ristavet, etwa 2560 m, (vermutlich Maja i Rishkut Heinsheimers). Die Grazer Gruppe fand nach Überschreitung des Sattels und weiterem Anstieg über die leichte schrofige Südseite bis zum Westgipfel keine Schwierigkeiten. Ein kleiner steingebauter Kral und vorgefundene Patronenhülsen zu einem Mannlichergewehr passend, deuteten darauf hin, daß der Westgipfel sicherlich, der Ostgipfel vermutlich schon im Weltkrieg betreten worden sind. Die Scharte vor dem Westgipfel wird nach längerem Abstieg von Süden her erreicht, der Aufstieg weist einige Kletterei auf. Spuren einer Ersteigung waren am Westgipfel nicht vorhanden. Heinsheimer und Kameraden waren vermutlich 1930 die ersten touristischen Ersteiger.

Der höchste Gipfel, die Maja Radohines, etwa 2600 m, liegt im Zentrum der Gruppe, nach Norden und Süden in plattigen Wänden abstürzend, während von Osten und Westen schöne Grate zur Spitze führen, die einen mächtigen italienischen Vermessungssteinmann trägt.

Die erste touristische Ersteigung vollführten die Ersterstieglieher im August 1930, die den Berg von Osten nach Westen überschritten und hierbei auch die östlichen zwei Vorgipfel, etwa 2500 m, erstiegen. 1931 wurde der Berg von Leutelt und Kameraden neuerdings besucht. Im August 1933 erkletterten Lothar Fink und Rudl Einsobin aus dem nördlichen Kar die Nordwand. Sie hielten sich nach Überschreitung einer großen Kluft von rechts nach links in der Falllinie des Gipfels. Nach vier Seillängen mit zweimaliger Hafensicherung waren die Schwierigkeiten vorbei; es folgte ein genußreicher Aufstieg ohne Seil über Platten und Karren stets links haltend zum Gipfel. Den Abstieg nahmen sie über den Ostgrat.

Als südlichste Gipfel der Gruppe, nördlich der Dasa Shtogut i Dhenvet, 1840 m, über die der übliche Übergangsweg von Bogë nach Thethi führt, stehen die turmartig aufragenden Felsklöße der Maja Viavet (Ostgipfel, etwa 2390 m, Westgipfel, 2360 m). Die Scharte zwischen ihnen wurde von Leutelt und Kameraden 1931 anlässlich der zweiten touristischen Ersteigung der Maja Radohines überschritten und am nächsten Tage aus dem südlichen Radohineskar die Ersteigung der Gipfel von Leutelt, Meusburger und Schatz erfolgreich durchgeführt. Den Ostgipfel erreichten die Genannten von der Nordwestseite durch einen tief eingerissenen Kamin und anschließender Schrofentrinne. Der Abstieg erfolgte ohne Schwierigkeiten durch die steile, grasige Westflanke zur Scharte. Der Westgipfel ist ein durchaus schneidiger Kletterberg, der Ostgrat bot sehr schwierige, genußvolle Kletterei. Besucht wurde auch der nördliche Vorgipfel des Ostgipfels, etwa 2380 m.

Im Hauptkamme ragen östlich der Maja Radohines zwei bisher unbestiegene Gipfel auf, von welchen der östlichere von Leutelt als Zuderhut bezeichnet wird. Die folgenden drei Gipfel wurden von der Grazer Gruppe am 15. Juni erstmalig erstiegen.

Von der Dobračalpe querten die Grazer die Ausläufer der Maja Riflavet und stiegen das Kar Livadi Bogš, an dessen Eingang ein kleiner See mit Karstquellen liegt, bis zur Dafa Thiebs, 2360 m, empor. Von der Scharte querten sie ein steiles unter der Maja Thiebs eingelagertes Schneefeld, erkletterten die Felsen in südlicher Richtung und erreichten über den Grat den Gipfel der Maja Thiebs, 2560 m, den bedeutendsten Felsberg dieses Abschnittes. Nach der Rückkehr in die Scharte wurden die zwei östlich von ihr liegenden Erhebungen, der unmittelbar aus der Scharte aufsteigende, schöne Felssturm („Turm“, 2470 m) über die Südseite erklettert und hernach der östliche, anschließende Gipfelpunkt, 2530 m, über Grashänge erstiegen.

Westlich der Maja Thiebs ragen noch eine Reihe schöner, unbestiegener Felsgipfel auf, die, wie die erstiegenen, in das Kar Livadi Bogš mit hohen Wänden abstürzen.

Den Abstieg nahmen die Grazer nach Süden ins Bogšetal über sehr steile Hänge und betraten den Talboden 20 Minuten oberhalb Bogš.

Dr. L. O.



Bergfahrten in den Abruzzen (Italien)

Von Bernh. Chr. Mosl, München

Als ich 1926 auf dem Gipfel des Vesuvius stand und mein Blick bei herbstklarem Bergwetter die nördlich in weiter Ferne verschwindenden Apenninen streifte, da ward erstmals in mir der Wunsch laut, ihnen einen Urlaub zu widmen. Doch ging nahezu ein Jahrzehnt dahin, ehe dieser Wunsch greifbare Formen annahm. Unternehmungen in Nordostitalien, Spanien, Korsika und Bulgarien füllten die Jahre.

Meine Hochzeitsreise 1935 hatte mir mehrere Verpflichtungen auferlegt. Einmal sollte ein schönes, wenig besuchtes alpenalpines Gebiet gefunden werden, geeignet zu neuen Unternehmungen; dann aber sollte außer prächtigen Gipfeln auch das Meer in greifbarer Nähe sein. Denn die zwei gewaltigsten Stimmen der Welt, die der Berge und die des Meeres, liebten meine Frau und ich von jeher. Schon seit Urzeiten waren Meer und Gebirge angetan, dem Menschen die stärksten, bleibendsten Eindrücke zu vermitteln. Als gehorsamer Ehemann löste ich die Forderungen meiner Frau, indem ich in der Truhe meiner Erinnerungen Nachschau hielt und dann zur vollen Zufriedenheit die Abruzzen in Mittelitalien in Vorschlag brachte. Die Abruzzen sind die höchsten Gebirgsstöcke der Apenninen, die sich fast durch den ganzen „Stiefel“ Italiens ziehen. Ihre höchste Erhebung ist der Gran Sasso d'Italia, 2914 m, in der gleichnamigen Gruppe. In der Reihe der anderen, turistisch wenig bedeutsamer Ketten fand dann nur noch die Majellagruppe als die zweithöchste Abruzzengruppe mein Interesse.

Die Vorbereitungsarbeiten wurden mir huldvollst übertragen, und sie waren im Herbst so weit gediehen, daß wir die Fahrt antreten konnten. Am selben Tag erreichten wir spät abends Terni, von wo uns die Abruzzebahn anderntags nach Aquila bringen sollte. Staunend sahen wir die vielen mächtigen Bauten des jetzigen Italien. Herrliche Landschaft, von der südlichen Sonne durchdrungen, hügelige, dicht bebaute Felder bekamen wir auf der Fahrt zu sehen. Immer wieder wanden sich die prachtvollen, asphaltierten Abruzzenstraßen durch Berg und Tal und ließen mehr als einmal den Wunsch aufkommen, auf ihnen das Land zu durchweilen.

Aquila degli Abruzzi — Ausgangspunkt für unsere Fahrten — erreichten wir mittags bei glühender Hitze und fanden im Hotel Rosetta fürsorgliche, nicht teure Aufnahme. Noch wußten wir nicht, wie wir auf schnellstem und bequemstem Wege nach Assergi kommen sollten, den letzten Ort vor dem Aufstieg. Da wir in diesem Orte wohl kaum auf Unterkunft rechnen konnten, beschlossen wir, den restlichen Tag in Aquila zu bleiben. Dieser Entschluß fiel uns um so leichter, als uns das typisch südländische Treiben in diesem herrlich auf dem Mittelgebirge gelegenen Städtchen sofort gefangen nahm. Des lästigen, schweren Gepäcks ledig, spazierten wir durch die von Menschen durchflutete Hauptstraße. In Vorahnung arbeitsreicher, harter Tage ließen wir uns gerne vom Strome der Menschen mittragen, verbrachten müßige Stunden in den Kaffeehäusern und besorgten noch den restlichen Proviant. Mit der Feststellung der Autoanfahrt nach Assergi am öffentlichen Fahrplan glaubten wir in bezug auf Vorbereitung für den Anmarsch der Arbeit Genüge getan zu haben.

Als wir tags darauf, pünktlich 7 Uhr morgens, am Stadtplatz standen, da warteten wir umsonst. Der Verkehrsgefellschaft war es eingefallen, das Frühauto ausfallen zu lassen, ohne jedoch die Fahrpläne zu berichtigen. Wir machten böse Gesichter und schul-

terten unsere umfangreichen Urlaubsrucksäcke. 161½ km Landstraßenmarsch bei glühender Hitze standen uns bevor — wollten wir nicht einen Tag verlieren, da das zweite Auto erst gegen vier Uhr ging. Um diese Zeit mußten wir jedoch schon im Aufstieg sein. Wir wanderten also talwärts auf prächtiger Straße, dann in leichtem Auf und Ab durch Ansiedlungen, über Höhenrücken, stets die ach so weit noch entfernte Gran-Sasso-Gruppe vor Augen, während sich die kahle Velinogruppe in unserem Rücken nur langsam entfernte. Eselreiter begegneten uns häufig, sie fuhren wohl zum Markt nach Aquila. In den Tälern lag der bleierne Glanz der unbarmherzigen Sonne. Durch das öde Paganica lenkten wir unsere Schritte und bogen links gegen die Berge zu ab. Hervorragend waren die Straßen. Was italienischer Straßenbau ist, haben wir immer wieder in den Abruzzen, in Gegenden, die der internationale Verkehr noch fast nicht kennt. Zumeist asphaltiert, wiesen sie im Gegensatz zu den unsaubereren, oft ruinenhaft anmutenden Nestern auffallende Gepflegtheit auf. Die breiten Anlagen, die fein säuberlich gekennzeichneten Kurven und frisch bemalten Steine am Rande machten auf uns den günstigsten Eindruck. In Abständen trafen wir stets auf Wegarbeiter, die ihrer Arbeit nachgingen, kleine Steinchen wegräumten, Betonpfosten setzten und die Bemalung vornahmen: in diesen öden, weltfernen Gebirgsgegenden — will es scheinen — ein spielerisches, selbstvergessenes Tun. Das Tal wurde allmählich enger, der reißende Bach drängte sich knapp an die Straße. Wir kamen an den Felsdurchbruch bei der Kirche Madonna da Para. Dann erschien bald links das finstere Dorf Camarda. An den Pferdetränken der Straße hielten wir meist kurze Rast. Ein Maulseiltreiber sah uns im Schweiß unseres Angesichts dahinwandern und schien Mitleid bekommen zu haben. Ohne unsere Aufforderung verfrachtete er unsere Hauptlasten auf dem geduldigen Muli und wollte später — welch Wunder — absolut kein Trinkgeld nehmen!

Am 10 Uhr 30 Min. hielten wir Einzug in dem typischen, alten Abruzzennest Ussergi. Links oben am Hange dichte, zusammengeschachtelte Häuser, zwischen denen winkelige, enge Gassen hinziehen. Eine Anzahl lohnender Motive galt es im Bilde festzuhalten. Armut, Schmutz und Elend starrten aus allen Winkeln. Doch ungemein malerisch wirkten die Sackgäßchen, die Ruinen, die alte Mauer, durch deren Lücken der blaueste aller Himmel hindurchleuchtete mit den kahlen, ausgebrannten Hängen des Pizzo Cesalone.

Um 2 Uhr 30 Min. verließen wir Ussergi; es war hohe Zeit, denn ein langer, ermüdender Aufstieg stand uns bevor. — Eine Straße führte durch ödeste Bergwildnis. Nicht den kürzesten Weg fanden wir nach Fugnoh. Vier Uhr war es schon, als wir das mächtige, noch im Bau befindliche Stationsgebäude für die künftige Seilbahn verließen. In erschreckendem Gegensatz zu der äußerst dürftigen Umgebung dünkte uns der pomphafte Riesendamm. In unzähligen Serpentinien wand sich der schlechte, steinige Weg empor zum Passo di Portella, den wir noch vor Dunkelheit erreichen wollten; nichts wie grasbewachsene, steile Hänge ließen Körper und Auge vorzeitig ermüden. Immer kürzer wurden die Gehstrecken und öfter unsere Rasten — und noch war kein Ende abzusehen. Angeheuer drückten die schweren Lasten auf unsere Rücken. Längst war die Sonne hinter dem breiten Felsrücken des Pizzo Cesalone verschwunden, die Schatten krochen die gegenseitigen Hänge hinauf und noch sahen wir keinen Paß, keinen Grat, über den der Weg hinüber mußte. Schon dachten wir an Beiwacht. Da tauchte plötzlich unter uns ein Maultreiber auf, dem wir nach einiger Unterhandlung unsere Sacke anvertrauten. Es war völlig dunkel geworden, als wir den Grat gewannen. Um 7 Uhr 30 Min. abends traten wir über die Schwelle des Albergo Campo Imperatore, 2126m, in einiger Entfernung vom Passe. Der prunkvolle Bau stand kurz vor seiner Fertigstellung. Mehrere hundert Arbeiter schafften mit nordländischem Hochdruck. Das Hotel soll die mit der Bahn zu befördernden Gäste aufnehmen.

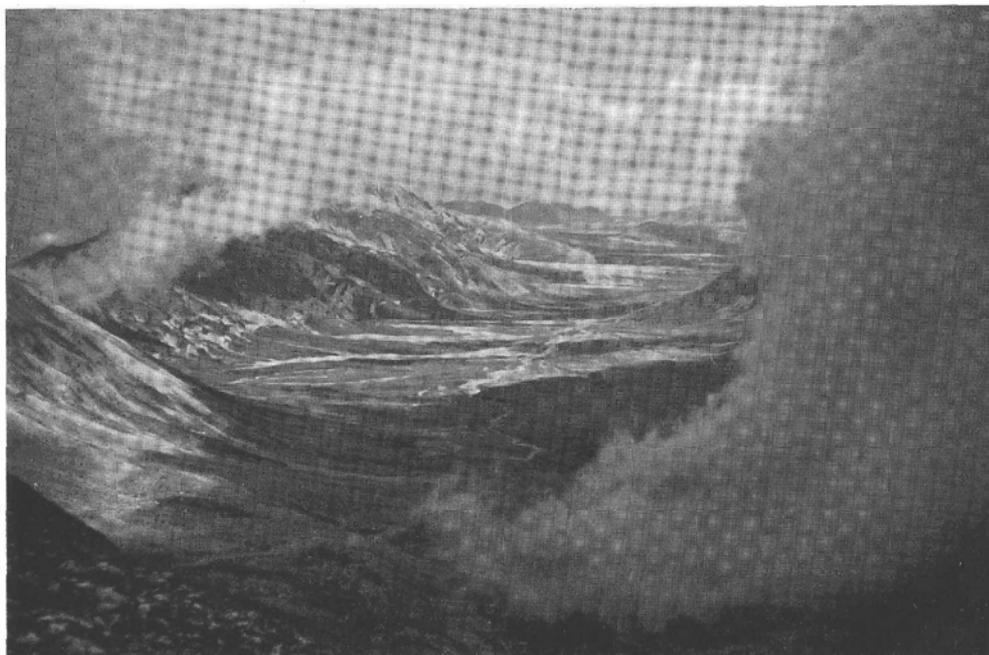
Ein strahlend schöner Tag war angebrochen. Wir hinterließen im Albergo einen Großteil des Gepäcks, um es nach Auffindung eines geeigneten Lagerplatzes für die

nächsten Tage abzuholen. Am neun Uhr verließen wir die lebhafte Stätte, wo Hammer und Meißel ihre für uns zu laute Vorherrschaft ausübten. Zur Rechten rechte sich über einer hochgelegenen Gratsenke ein mächtiger Berg empor: der Gran Sasso d'Italia! Ein gewaltiger Felsberg, der mit seinen 2914 *m* der höchste Gipfel der Abruzzen und damit der Apenninen ist. Über steile Hänge stiegen wir schnell empor, den herrlichen Tag zu nützen. Als wir schließlich den Grat erreichten, bot sich unseren erstaunten Augen ein prächtiges Bild: vor uns tief unten ein riesenhafter, welliger Kessel, dem rundum hohe Berge entfielen. Über allen thronte der Gran Sasso. Wir folgten dem Weglein auf dem Grat und standen bald zu unserer Überraschung vor einer kleinen Hütte. Es war das Rifugio Duca degli Abruzzi der Sektion Rom des Club Alpino Italiano, 2350 *m* hoch, geradezu einzigartig gelegen. Wir wählten sie insolge ihrer günstigen Lage zu unserem dauernden Standquartier. Abgesehen von den sündteuren Übernachtungspreisen muß diese Hütte ein jedes Bergsteigerherz zufriedenstellen. Die einzigen Anwesenden waren eine Frau (wie sich herausstellte, die Bewirtschafterin), ein Junge und ein kleines Mädchen, dem alle möglichen Dummheiten einfielen.

Das Wichtigste war für mich einmal eine Gesamtorientierung. Ich ging diesen Tag allein, um meine Frau nicht schon am allerersten Tage in ein zweifelhaftes Abenteuer zu verstricken. Vor mir rechte sich im Norden der Corno Grande (auch Gran Sasso d'Italia) mit seiner zersurchten Südwand steil empor. Ich bekam daher nicht übel Lust, diesen beherrschenden Berg der Gruppe als ersten zu besteigen. Spät vormittags verließ ich die Hütte, stieg über den nördlich ziehenden Grat in stetem Auf und Ab bei wärmstem, windstillem Wetter zum Felsmassiv des Gran Sasso. Währenddessen wurden mir zu beiden Seiten des Grates wunderschöne Tiefblicke zuteil. Am Wandabbruch des Corno mühte ich mich bis zu einem markanten Block empor. Von hier weg querte ich gegen Westen und kam bald zu einer weißgelben Steilrinne. Ich besand mich am Einstieg.

Gutgriffiger, teils plattiger Fels beschleunigte mein Vorwärtsdringen. Die Rinne ging bald in kleine Risse und Ramine über, die prachtvolle Ausblicke in die Umgebung gewährten. Tief unten in der Ferne konnte ich den Steinlasten des Rifugio Garibaldi erkennen, der alten, nun bald vierzig Jahre bestehenden Hütte. Da ein gerader Südwandanstieg in Gipfelfalllinie noch ausstand, hielt ich mich trotz der sich häufenden schwierigen Stellen stets gerade empor. Über schwere Wandstufen — oft recht unangenehm plattig — arbeitete ich mich ausgezehrt hinauf. Kurze Risse und zwischenhinein Ramine gaben die Möglichkeit, sich vor der brütenden Sonne etwas zu verkriechen. Klemmblöcke luden zu längerem Verweilen ein, doch ließ mir die Angewißheit des weiteren Aufstiegs keine Ruhe. Seillänge um Seillänge wuchs unter mir die Tiefe. Da bäumten sich allmählich die Felsen fast senkrecht auf — hier ein Zeichen von Gipfelnähe. Unvermittelt, wie gezaubert stand vor mir plötzlich der Gipfelblock. Fast 3000 *m* bin ich über dem Meere auf dem höchsten Berge der Apenninen.

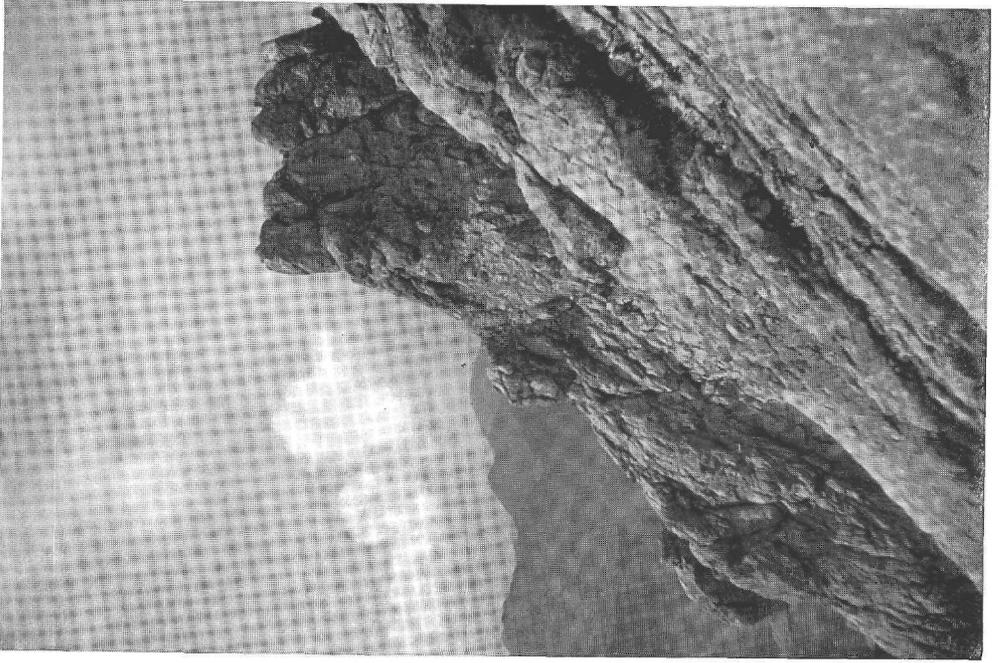
Es war inzwischen fast zwei Uhr nachmittags geworden. Tief hatten sich die Berge der Umgebung geduckt, einzig und allein die nördlich wuchtenden Bettas schienen sich gegen die Alleinherrschaft des Corno Grande aufzubäumen. In den Tiefen bildeten sich mehr und mehr kleine, weiße Wölkchen, die gemächlich höherzogen und sich zu immer dichteren Ballen zusammensanden. In stetem Wechsel verhüllten sie die Umgebung, gaben aber stets von neuem Teilsfide frei, als wollten sie den ersten Eindruck besonders prächtig gestalten. Und dieser war in der Tat erhaben. Ein Bergland lag unter mir mit welligen Ruppen und fruchtbaren Tälern, seitlich begrenzt von den glitzernden Streifen zweier Meere. Farbige zeigten sich die Berge ringsum, langgezogen und doch formenreich, in der Ferne dehnten sich einzelne helle Hochebenen. Als das Eigenartigste der Rundschau aber erschien mir die silberne, glatte Fläche des Adriatischen Meeres. In sattem Blau dehnte es sich entlang der Küste. Es hatte den Anschein, als müßten drei, vier Gehstunden durch die sonnigen Täler genügen, seinen Rand zu erreichen. Der



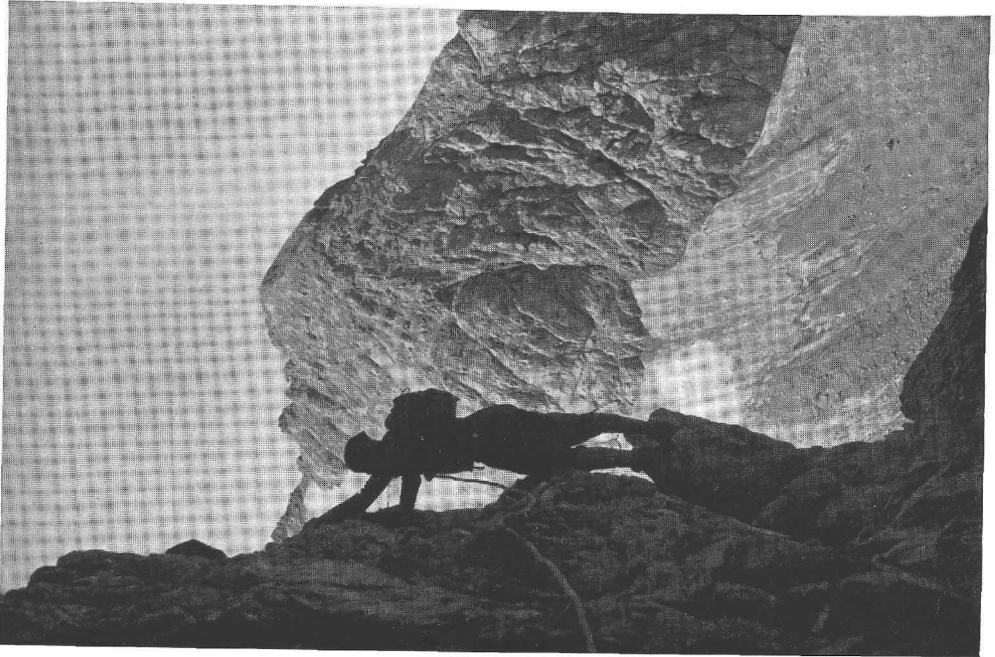
Abruzzen: Gran-Casso-Gruppe. Wolkendurchblick in das Tal zwischen Monte Prenna und Monte Camicia



Gran-Casso-Gruppe. Von links: Betta orientale, 2908 m (Westwand), Betta centrale, Betta occidentale



Blick aus der Gran-Cassio-Italia-Südwand
gegen Südwesten



Kletterei in der Vetta-orientale-Westwand
(Im Hintergrund Corno-Grande-Nordwestgrat)



Blick gegen Norden fließ auf größten Kontrast. Wuchtig und schroff standen die drei Vertas inmitten von Schnee und Eis, mit blanken, wehrhaften Mauern und zinnengefrönten Graten, ein Bild herrlichen Gegenjages zu den gemäßigteren Bergformen.

Nordwärts lag bis zum Gipfel herauf Neuschnee. Ich füllte meine Feldflasche und brach gegen drei Uhr zum unbekanntem Abstieg auf. Gar bald hatte ich das schlechte Steiglein verloren und bahnte mir einen Weg durch die steilen, westwärts eingelagerten Geröllfelder. Auf dem Abstieg gewann ich bald eine Scharte mit großartigem Blick auf den zweithöchsten Gran-Sasso-Gipfel. Ermüdet von der Hitze und dem Geröllabstieg ließ ich mich nieder, um genießerisch meine Pfeife zu rauchen. Leider ließ ich sie bei meinem Aufbruch unbedacht zwischen den Steinen liegen. Der weitere Abstieg zum Rifugio zeigte sich als wenig anregend und es gehört ein gewisses Pfadfindertalent dazu, um den oft kaum mehr sichtbaren Steig nicht zu verlieren. Alle Mühe aber in dieser Richtung ist umsonst, da nach der Quering der Gran-Sasso-Flanken das sadenscheinige Weglein sich im spärlichen Grasboden vollständig verliert. Beim Anstieg über die ausgedehnten, schrägen Hänge bis hinauf zur Hütte zeigt sich, ob man noch Kraftreserven in den Beinen hat. — Den Spätnachmittag und Abend konnten wir leider nicht in süßem „dolce far niente“ hinbringen, da unser Großgepäck vom Campo Imperatore heraufbefördert werden mußte.

Am nächsten Morgen lag wieder jenes abgeklärte, lachende Himmelslicht über den Bergen, wie es vornehmlich dem Süden eigen ist. Dieser Tag galt der ersten Begehung der Ostwand des Pizzo Cefalone, 2532 m. Am neun Uhr früh verließen wir die Hütte. Der Zugang war fesselnd und führte uns hoch über dem Talleffel südlich des Gran Sasso d'Italia in einem weiten Halbkreis über einen Grat. Unschwer wanderten wir unter den heißen Strahlen der vormittägigen Sonne den Grat hinüber zum Monte Portella, 2388 m. Bald darauf gelangten wir zur Gratfente des Passo di Portella, überschritten sie und verfolgten den Grat weiter bis wir vor dem Aufschwung des Pizzo Cefalone standen (10 Uhr 30 Min.). Um in die Mitte der Wand zu kommen, wo wir einzusteigen gedachten, versuchten wir einen Quergang. Der Versuch, von hier einen Anstieg durchzulegen, schlug fehl. Steilste, dabei unglaublich brüchige und mit locherem Gestein bedeckte Plattenlagen waren hier die Waffe des Berges. Eine Sicherung des Zweiten schien zwecklos. Wir wandten uns daher von der Wandmitte nach links, bis uns ein kurzer Ramin zu einem schrägen Grasband emporleitete. Auf diesem hielten wir uns nördlich bis in die Mitte der Wand. Nun kam eine Aufeinanderfolge von brüchigen Felspartien und steilsten Graswänden bei einer solchen Ausgesetztheit, daß man hätte meinen können, in den bekannten Grasflanken der Höfats zu stecken. Von einer Übersicht in der Wand konnte überhaupt keine Rede mehr sein. Nur mehr rein gefühlsmäßig strebten wir empor. So war es nicht verwunderlich, daß meine Frau — die ja viel lieber in ausgesetzten Kalkwänden als auf Grasflanken turnt —, übers ganze Gesicht strahlte, als wir endlich 20 m nördlich des Gipfels auftauchten und der friische Gratwind unsere erhitzten Gesichter kühlte.

Eine unvergleichlich schöne Sicht ward uns zuteil auf das weite, glänzende Meer, auf all die Trabanten um den König der Gruppe, den Gran Sasso, und auf die fernen Berge der Apenninen. Aber das winzige Häufergewirr von Assergi und Camarda schweifte unser Blick bis auf das im Dunste der Ferne liegende Aquila. Drüben über den Tälern thronte die sanft gewellte Velinogruppe. Welch ein Gegenjag lag doch zwischen diesen südlichen Bergketten und unseren heimatlichen Bergen!

Um 1 Uhr 30 Min. brachen wir zum Abstieg auf. Glücklicherweise kamen wir gleich auf den ersten Anhub auf den Grat zurück. Das war wegen der Steile und dem völlig unübersichtlichen Gelände nicht ganz einfach. Und wer möchte bei ungemeiner Hitze gern unnütze Klettereien machen, wenn schon die Hauptfahrt geglückt ist? Auf demselben Weg, den wir kamen, stiegen wir zurück zum Rifugio, wo wir um 3 Uhr eintrafen. Der

Sohn der Wirtschafterin entlodte einem alten, klapprigen Grammophon fürchterliche Weisen, so daß wir vorzogen, den Rest des Tages gemütlich vor der Hütte zu verbringen. — In der Nacht ging's in der unvergeßlichen „Duca degli Abruzzi“ wieder recht lebhaft zu. Es war gerade, als wäre die Hauptstreitmacht aller Flühe der Abruzzen hier versammelt gewesen zu dem einzigen Zweck, uns mit Gewalt aus der Hütte zu ekeln. Meine Frau war ihren vereinten Angriffen bald nicht mehr gewachsen und schimpfte fürchterlich.

Der des Nachts einsetzende Regen hatte am Morgen noch nicht nachgelassen. Es sah recht trübe aus. Immer wieder vertraten wir uns vor der Hütte die Füße. Allmählich tat sich ein lebhafter Wind auf, den wir nicht ungerne begrüßten. Tatsächlich wurde es gegen Mittag freier. Nicht lange sahen wir untätig zu, schulterten bald unsere Rucksäcke und nahmen als Ziel den Monte Aquila, 2496 m, um den Tag nicht ganz unnützlich totzuschlagen zu müssen. Heftig fiel uns der Sturm auf dem Grate an, so daß wir schnell den leichten Weg zum Gipfel stiegen. Auf dem Rückweg wurde unser hochalpiner Spaziergang reichlich belohnt durch die prachtvollen Rundblicke. Mehr und mehr rissen die Wolken auseinander und gaben interessante Blicke auf Berge und Täler der nächsten Umgebung frei. Wir froren jämmerlich, aber trotzdem machte ich mir die Mühe, die eindrucksvollen Bilder photographisch einzufangen. Zurückgekehrt zur Hütte, folgten wir einer Schafherde an den steilen Hängen und ließen uns vom Sturm auf dem windausgesetzten Grate bis auf den steinmanngekrönten Gipfel des Monte Portella treiben. Stets wechselten die Bilder. Von Minute zu Minute verschoben sich die Wolken wie Kulissen, traten Felsgrate und Wände schemenhaft hervor, so daß wir des Schauens nicht müde wurden.

Ein herrlich blauer Himmel hatte die düstere, graue Wolkendecke über Nacht abgelöst. Als die warme Morgen Sonne drüben überm Tal schon den kahlen Buckel des Berges Paganica vergoldete, stiegen wir im frischen Wind hurtig über den nördlichen Grat gegen den Gran Sasso zu. Etwas Besonderes hatten wir uns diesen Tag zum Ziel gesetzt: die Neubehegung einer Wand an den entlegenen, wildromantischen Vettas. In knappen zwei Stunden hatten wir auf mir bereits bekanntem Gelände den Fuß der gewaltigen Sandreise gewonnen, die steil zum Westgrat des Corno Grande hinaufzieht. Mein Plan war ursprünglich, diesen Grat im obersten Drittel zu überqueren, um dann nach Abstieg auf dem Sasso-Hängegletscher zum Einstieg an die Vetta orientale heranzukommen. Was mich damals veranlaßte, rein gefühlsmäßig ohne Plan und gegen die Meinung meiner Frau einen kleinen, im Geröll links abzweigenden Steig zu verfolgen, weiß ich nicht. Ich tat mir vielleicht etwas darauf zugute, nicht „unter dem Pantoffel“ zu stehen. Heute aber sehe ich, daß dies der beste Gedanke war, den ich haben konnte; es wäre ganz unmöglich gewesen, ohne Eispickel den damals beinharten, überaus steilen Gletscher an einem Tage außer unserer eigentlichen Fahrt im Auf- und Abstieg zu machen. Das mindeste, was uns erwartet hätte, wäre ein Bivak gewesen. Mit eindrucksvollem, Hunderte von Metern tiefem Absturz klebt der Hängegletscher (Ghiacciajo calderone) förmlich zwischen den Wänden. Unzählige, feine, dunkle Spalten verschaffen dem gebendeten Auge des Beschauers die einzigen Ruhepunkte. Er hätte uns Stunden schwerer, gefährlicher Arbeit gekostet. So aber entpuppte sich der von mir eingeschlagene Geröllpfad als ein raffiniert angelegtes Steiglein, das leicht auf- und absteigend die Felswände des Westgrates querte. Nur eine Nuß gab es zu knaden: am Ausstieg in das Corno-Grande-Nordkar trafen wir auf recht steilen, ungemein harten Schnee. Es bedurfte immerhin eines starken Entschlusses meiner Frau, mir bei zweifelhafter Seilsicherung in den hohen Schneehang zu folgen. Ohne Unfall gelangten wir ins Kar.

Da überraschte uns nun aber eine Felslandschaft, die an Wildheit und Grobhartigkeit ihresgleichen suchte. Durchschluchtete Riesenwände stürmten titanenhaft ins dunkle Blau des südlichen Himmels, zerschartete Grate verbanden die herrlichen Gipfel. Der sagen-

haft schöne gleißende Ghiacciajo calderone vollendete schließlich ein Bild, das zu einem Erlebnis wurde und mit zu den schönsten und raffigsten Bildern gehört, die ich in außeralpinen Gebieten gesehen habe. Es war eine Dolomitenlandschaft, die um so mehr auf uns eindrang, als sie — fast möchte ich sagen — urplötzlich nach den gemäßigteren Felsformationen der Südseite mit völlig unerwartetem Gegenjaz aufwartete. Unfänglich klein und nichtig kamen wir uns vor, als wir zwischen mächtigen Felstrümmern hindurchsteigend, uns dem Einstieg in die Westwand der Vetta orientale, 2908 m, näherten. Der Gang durch die noch jungfräuliche Wand bot fesselnde, prächtige Felsklettereien, die uns nach jeder Seillänge von neuem begeisterten und in Spannung hielten. Um 10 Uhr 30 Min. begannen wir die riesenhafte Schlucht anzugehen, die zwischen erdrückend mächtigen Wänden zur Höhe strebte. Viel loderes Gestein auf großen Klemmblocken mahnte uns zur erhöhten Vorsicht. Wir querten schließlich die Schlucht, wo sie sich verbreiterte und einen wundervollen Blick auf die wilde Felszenerie freigab. In stetem Vorwärtsdringen gelangten wir endlich dorthin, wo sich die gewaltige Schlucht mit mauerglatten Wänden zu schließen schien. Eine Quering von 10 m brachte uns zu einer glatten Felstrampe, die wir in sehr schwerer Arbeit emporkletterten. Eine Reihe kleiner, senkrechter Risse mußten überwunden werden, um die schon von unten sichtbare, mächtige Felsbastion zu erreichen. Es gelang uns, diese Schlüsselstelle mit Hilfe eines engen, brüchigen, heraushängenden Fensters zu überlisten. Mehrere Seillängen turnten wir noch über steile, gutgriffige Platten empor, bis wir unser Ziel, den Gipfel des zweithöchsten Berges der Abruzzen, gewannen. Es war 1 Uhr nachmittags. Leider war an eine Rast trotz prächtigster Fernsicht nicht zu denken, denn heftiger Sturm brauste um die hohe Warte.

Die längst fällige Rast auf später verschiebend, vollzogen wir den Abstieg auf dem unschweren Nordwestgrat und gelangten unangefochten ins Kar. Nur schwer rissen wir uns von dem herrlichen Platze los. Auf dem Felsendurchstieg liefen wir hinüber zur großen Schutthalde, nachdem wir vorher noch eine falsche Fährte gegen den Corno Piccolo zu eingeschlagen hatten. Eine Besteigung des Gran Sasso d'Italia trotz der erbarungslos brennenden Sonne beschloß den unvergeßlichen Tag.

In der letzten Nacht, die wir im Rifugio Duca degli Abruzzi zubrachten, gingen die Flöhe in aller Form zum Generalangriff über und nur die Aussicht, tags darauf woanders zu sein, ließ uns das Martyrium ertragen. Ein anstrengender Abstieg mit unserem Riesengepäck nach Fagnoli und eine nicht minder anstrengende Autofahrt brachte uns dann über Assergi zurück nach Aquila. Wegen genauer Auskunft über die bisher begangenen Kletterwege im Gran-Sasso-Gebiet machte ich noch dem Präsidenten der Sektion Aquila des C.A.F. im Palazzo Ballila einen Besuch. Dann wechselten wir noch am gleichen Tag in ein anderes Gebiet über.

Die Stadt Sulmona war unser Ausgangspunkt für die Majellagruppe und den Morronefoc — beide den Abruzzen zugehörig. Über unsere dortigen Fahrten zu berichten, kann hier eripart bleiben; denn sowohl die Majella als zweithöchste Abruzzengruppe (Monte Amaro, 2798 m) wie auch der Morronefoc wiesen vom bergsteigerischen Standpunkt aus gesehen durchaus reizlosen Charakter auf. Eine Weitererschließung dieser Ketten kam daher mangels charakteristischer Hochgebirgsstruktur nicht in Frage.

Als uns die Abruzzenbahn in fliegender Eile heimwärts trug, da stand noch lange unvergeßlich schön in weiter Ferne ein wuchtiger Capfeiler über dem hügeligen, kahlen Land: Der Gran Sasso d'Italia! Er stand dort als ein gewaltiger Riese inmitten einer fremdartigen Bergwelt in herber Schönheit, als wollte er uns wieder und wieder erinnern an Stunden und Tage seeligsten Bergglückes auf einsamen Fahrten in seinem Reiche...

Kärntens Freiheitskampf

Von Dr. Martin Wutte, Klagenfurt

Der Kärntner Freiheitskampf erfüllt die Zeit vom Zusammenbruch der österreichischen Monarchie bis zur Volksabstimmung am 10. Oktober 1920. In seinen heiligsten Gütern, Freiheit und Heimat, bedroht, raffte sich Kärnten trotz des vierjährigen Weltkrieges, in dem es am meisten von allen österreichischen Ländern geblutet hatte, zu neuem, schwerem Kampf auf, der schließlich zur siegreichen Volksabstimmung am 10. Oktober 1920 führte. Im folgenden soll nur der Waffenkampf geschildert werden¹⁾.

Die Grenzfrage. Am 26. Oktober 1918 wurde die Kärntner Öffentlichkeit mit der Nachricht überrascht, der slowenische Nationalrat für Kärnten habe am 17. Oktober einhellig beschlossen, für den auf dem Boden der ehemaligen österreichischen Monarchie zu errichtenden Staat der Slowenen, Kroaten und Serben das ganze Gebiet des Herzogtums Kärnten, wo in den letzten Jahrhunderten Slowenen gewohnt hätten, zu fordern. Ist dieser Beschluß nicht ganz klar, so wurden in Laibacher Blättern mit aller Deutlichkeit unter Hinweis auf die Einheit Kärntens, die „zu zerreißten ganz unnatürlich wäre“, die Hohen Tauern als Grenze gefordert. Die am 18. Februar 1919 von der südslawischen Delegation der Pariser Friedenskonferenz überreichte Denkschrift Dr. Zolgers war bescheidener und verlangte als Grenze eine Linie, die von Pontafel nach Norden, dann knapp östlich von Hermagor, nördlich von Villach und vom Zollfeld, dem „slowenischen Amselfeld“, dann über die Saualpe und nördlich von Lavantlind verläuft. Das beanspruchte Gebiet umfaßt mehr als ein Drittel von Kärnten und zählte 1910 194 000 Bewohner, d. i. die Hälfte der Bewohner Kärntens, darunter 114 000 mit deutscher, 80 000 mit slowenischer Umgangssprache. Da man in Laibach wohl wußte, daß selbst die 80 000 Bewohner mit slowenischer Umgangssprache in ihrer überwiegenden Mehrheit eine Losrennung von Kärnten ablehnen, so verlangte man, daß das ganze Gebiet ohne weitere Formalitäten an den neuen südslawischen Staat, das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, das sich mittlerweile am 1. Dezember durch Zusammenschluß des Staates der Slowenen, Serben und Kroaten mit dem Königreich Serbien gebildet hatte, angeschlossen werde.

Der Slowenische Volksrat von Kärnten, der da als Sprecher der nationalen Slowenen in Kärnten auftrat, war erst nach der am 15. August 1919 in Laibach stattgefundenen großen slawischen Heerschau gebildet worden und bestand hauptsächlich aus dem slowenischen Rechtsanwalt Dr. Brejc, einem gebürtigen Flitscher, dem in Unterfeiermarkt geborenen Redakteur des „Mir“, Dombitar Smodej, und dem Kärntner Rechtsanwalt Dr. Müller. Smodej wurde am 2. November von der am 31. Oktober gebildeten Nationalregierung in Laibach zum Generalkommissär des „Slowenischen Kärnten“ ernannt, während Brejc Ende Oktober als Kommissär für innere Angelegenheiten in die Laibacher Regierung eintrat.

Die Laibacher Nationalregierung tat so, als ob das von ihr beanspruchte Gebiet ihr schon von Rechts wegen unterstünde, und schickte an die Bezirkshauptmannschaften Völkermarkt, Klagenfurt, Villach und Hermagor Erlässe über alle Zweige der Verwaltung. Ebenso suchten auch die Laibacher Finanz-, Gerichts- und Eisenbahnbehörden, in die Verwaltung Südkärntens einzugreifen. Doch wurden alle diese Versuche von den Kärntner Behörden zurückgewiesen oder nicht beachtet.

Am 11. November trat die vorläufige Kärntner Landesversammlung zusammen und

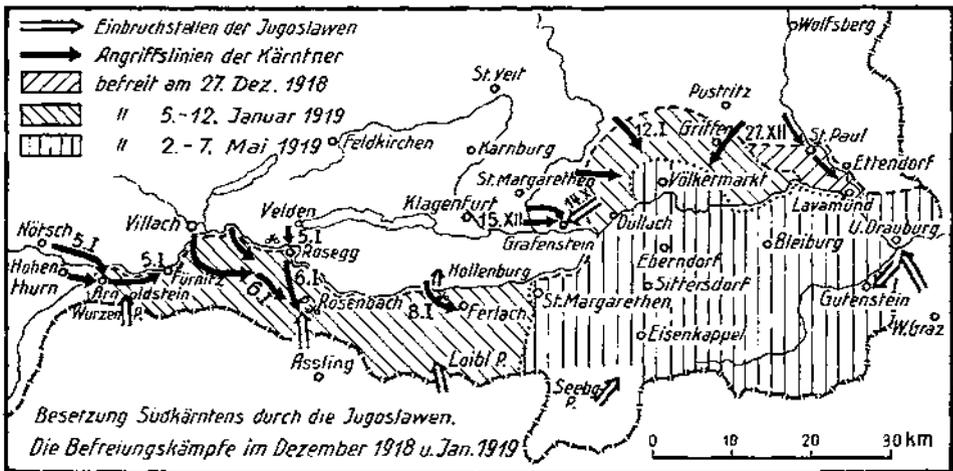
wurde ein zehngliedriger Landesauschuß und aus diesem die neue Kärntner Landesregierung gewählt, an ihrer Spitze als Landesverweser Dr. U. Lemisch, ein Mann allgemeinen Vertrauens und tadelloser Korrektheit. Das gemischtsprachige Gebiet war in der Landesversammlung durch fünf Abgeordnete vertreten. Die nationalen Slowenen hatten eine Beteiligung abgelehnt.

Am gleichen Tage nahm die Landesversammlung auch zur Grenzfrage Stellung, indem sie in der Konstituierungsurkunde des Landes Kärnten erklärte: „Das geschlossene deutsche Siedlungsgebiet des ehemaligen Herzogtums Kärnten und jene gemischtsprachigen Siedlungsgebiete dieses Herzogtums, die sich auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes ihrer Bewohner dem Staatsgebiete des Staates Deutschösterreich verfassungsmäßig anschließen, bilden unter dem Namen „Land Kärnten“ eine gesonderte, eigenberechtigte Provinz des Staates Deutschösterreich, vollziehen hiermit den Beitritt zu diesem Staate und erkennen unter Wahrung des vollen Selbstbestimmungsrechtes der Landesversammlung die Montag, den 21. Oktober 1918, im Landhaus zu Wien konstituierte Nationalversammlung von Deutschösterreich an.“ Nach dem III. Hauptstück der Konstituierungsurkunde sollten jene gemischtsprachigen Gebiete von Kärnten, die den Anschluß an den Staat Deutschösterreich nicht verfassungsmäßig vollziehen, bis zur Durchführung der endgültigen Grenzbestimmung zwischen dem deutschösterreichischen und jugoslawischen Staat unter der Verwaltung des Landes Kärnten bleiben.

Mit diesen Bestimmungen war der Kärntner Landespolitik bis zum Abschluß des Friedensvertrages ein klares und in jeder Hinsicht gerechtes Ziel gesetzt. Es entsprach dem von Wilson feierlich verkündeten Selbstbestimmungsrecht der betroffenen Bevölkerung, das auch die deutschösterreichische Nationalversammlung in ihrer Note vom 30. Oktober an Wilson anerkannt hatte, schuf aber auch die Möglichkeit, die drohende, auch den Laibacher Politikern unnatürlich erscheinende Zerreißung Kärntens zu verhindern und die von Natur und Geschichte gegebene Karawankengrenze, die allein den wirtschaftlichen Bedürfnissen Rechnung trägt, aufrecht zu erhalten.

Nicht so klar war das von der deutschösterreichischen Nationalversammlung am 22. November beschlossene Staatsgebietgesetz. Der Entwurf dieses Gesetzes bestimmte, daß die Republik Deutschösterreich ganz Kärnten mit Ausnahme der Gemeinde Seeland umfasse. Als nun der Kärntner Abgeordnete Gröger von Klagenfurt aus in einem Telefongespräch mit Staatssekretär für Äußeres Dr. Bauer am 20. November die Durchführbarkeit dieses Gesetzes bezweifelte, erklärte Dr. Bauer in Unkenntnis der eigentümlichen nationalpolitischen Verhältnisse in Kärnten: „Dieser Unsinn ist hier gemacht worden und muß korrigiert werden. Ich rate, die kärntnerischen Sicherungstruppen vom Gebiete rechts der Drau zurückzunehmen, da sonst Zusammenstöße unvermeidlich wären.“ Tatsächlich wurde der Entwurf abgeändert und lautete das Staatsgebietgesetz im einschlägigen Satz: „Die Republik Deutschösterreich umfaßt . . . Steiermark und Kärnten mit Ausschluß der geschlossenen jugoslawischen Siedlungsgebiete.“ Diese Fassung war um so bedenklicher, als die Jugoslawen ganz Südkärnten schlechtweg als jugoslawisch betrachteten. Erst die Vollzugsanweisung des deutschösterreichischen Staatsamtes vom 3. Jänner 1919 erhielt wieder den ursprünglichen Wortlaut: „Kärnten mit Ausnahme der Gemeinde Seeland.“ Trotzdem scheint die Wiener Regierung später wieder schwankend geworden zu sein, da die vorläufige Landesversammlung am 21. Februar beschloß, auf dem in der Konstituierungsurkunde eingenommenen Standpunkt unverrückbar zu beharren und den Landesauschuß beauftragte, diesen Beschluß unverweilt dem Staatsamt für Äußeres zu eindringlicher Kenntnis zu bringen.

B e s e h u n g S ü d k ä r n t e n s d u r c h d i e J u g o s l a w e n. So richtig auch das Ziel, das sich die Kärntner Landesversammlung gesteckt hatte, war, so falsch war, wie die folgenden Ereignisse zeigten, der Weg, der zur Erreichung dieses Zieles eingeschlagen wurde. Man glaubte nämlich lange Zeit, durch Verhandlungen mit der Lai-



bacher Nationalregierung wenigstens bis zur endgültigen Regelung der Grenzfrage durch die Friedenskonferenz zu einem vorläufigen Ausgleich kommen zu können. Alle diese Verhandlungen zerschlugen sich und mußten sich zerschlagen, da die Laibacher Nationalregierung auch nach der Erwerbung rein deutscher Gebiete, vor allem der Städte Klagenfurt und Villach, ohne die Südkärnten nicht lebensfähig ist, strebte und sofort zur militärischen Befetzung des von ihr beanspruchten Gebietes schritt.

Der Einfall der Jugoslawen nach Kärnten erfolgte von zwei Seiten her. Von Osten her besetzte Oberleutnant Malgaj mit einer Abteilung des Inf.-Rgt. Nr. 87 in Cilli in den Tagen vom 6. bis 8. November das Nieshtal. Weiter im Westen überschritt Hauptmann Lavrič mit einer in Oberfrain gesammelten Schar den Loibl, um am 19. Ferlach zu besetzen, nachdem in Eisenkappel, Miklaushof und Eberndorf schon einige Tage zuvor jugoslawisches Militär eingezogen war. Am 23. November wurde zwischen der Kärntner Landesregierung und Hauptmann Lavrič unter dem Zwang der Not und dem Eindruck der Haltung Wiens bis zur endgültigen Festsetzung der Grenze durch den Friedensvertrag eine vorläufige Demarkationslinie vereinbart. Sie ging von Arnoldstein die Gail abwärts bis zu ihrer Mündung in die Drau, dann längs dieser bis Völkermarkt. Der Raum östlich von Völkermarkt unterstand dem General Majster, der kurz vorher Marburg überrumpelt hatte.

Die Lage in Kärnten. Die kampflose Besetzung Südkärntens durch die Jugoslawen war nur möglich, weil sich Kärnten damals in einer außerordentlich schwierigen Lage befand. Auf der Bevölkerung lastete der furchtbare Druck des Zusammenbruches der Mittelmächte. Die bisher durch harte Maßnahmen aufrecht erhaltene Ordnung und Disziplin war der Auflösung nahe. Hier und da kam es zu Plünderungen staatlichen Gutes. Die Ernährungsfrage und der Abtransport der aus Italien zurückflutenden Armee bereitete schwere Sorgen. Die in Klagenfurt befindlichen militärischen Formationen lösten sich größtenteils selbst auf. Die Soldaten der in Ordnung vom Feld heimkehrenden Truppenteile verließen sich oder wurden nach Hause geschickt in der Meinung, daß es nie mehr einen Krieg geben werde. So besaß man einige Zeit fast keine oder doch nicht genügend „militärische Kräfte“, um die Ordnung überall aufrecht zu erhalten, oder gar den eindringenden Jugoslawen entgegenzutreten zu können. Man vertraute auf Wilsons Wort vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, durch das fortan alle Streitigkeiten auf friedliche Weise gelöst werden sollten.

Glücklicherweise war es dank der Opferwilligkeit der Offiziere und einer kleinen

Anzahl treuer Mannschaft möglich, die Ruhe und Ordnung dort, wo es notwendig war, nach wenigen Tagen wieder herzustellen. Mitte November konnte bereits die rasch aufgestellte Bürgerwehr, der viele Angehörige der Intelligenz, besonders auch viele Studenten in jugendlicher Begeisterung beigetreten waren, einen großen Teil der Wachen in Klagenfurt übernehmen. Am 19. November war der Truppendurchmarsch nahezu vollendet. Die Nahrungslage besserte sich durch Zuschub ärarischer Lebensmittel.

Schwierig blieb jedoch noch längere Zeit die militärische Lage. Bereits anfangs November war Oberstleutnant L. Hülgerth, beliebt bei Offizieren und Mannschaft, in einer Offiziersversammlung zum provisorischen Oberkommandanten gewählt worden. Am 12. November wurde die Wahl vom neu zusammengesetzten Wehrausschuß der vorläufigen Landesversammlung bestätigt. Am 25. November wurde Hülgerth vom Staatsamt für Heerwesen zum Landesbefehlshaber (Lbh.) für Kärnten ernannt, da der Wehrausschuß die Ernennung eines Feldmarschalleutnants ablehnte.

Damit war ein Kristallisationspunkt geschaffen, von dem aus schließlich auch die militärische Lage verbessert werden konnte. Oberstleutnant Hülgerth schritt zunächst zur Aufstellung eines Oberkommandos und der Volkswehr, die nach den vom Staatsamt für Heerwesen am 11. November erlassenen Richtlinien durch Werbung zu erfolgen hatte. Allein der Erfolg der Werbung war infolge der allgemeinen Kriegsmüdigkeit gering. Immerhin konnte am 17. November das erste WB.-Bataillon Nr. I (ehem. Geb.-Sch.-Reg. Nr. 1) in Klagenfurt aufgestellt werden.

Die Befehlsgewalt des Lbh. war anfangs sehr beschränkt. Die oberste militärische Behörde war zunächst der Wehrausschuß. Der Lbh. unterstand in rein militärisch-administrativen und ökonomischen Angelegenheiten dem Staatsamt für Heerwesen. In allen Fragen der Auflösung der alten Truppenkörper und des Aufbaues der neuen sowie in der Verwendung derselben zur Sicherung des Landes und Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung war er an die Beschlüsse des Wehrausschusses gebunden. Der Wehrausschuß war auch berechtigt, dem Militärkommando Richtlinien für die Durchführung militärischer Unternehmungen zu geben. So verlangte der Wehrausschuß beispielsweise einmal, daß ein von ihm bestellter Kommandant des Panzerautozuges Befehle ausschließlich von ihm zu empfangen habe und daß das Panzerauto nur auf fallweise Anordnung des Wehrausschusses verwendet werden dürfe. Erst Anfang Dezember hörte diese Bevormundung des Lbh. in rein militärischen Angelegenheiten durch den Wehrausschuß auf. So hat er sich schließlich nach dem Zeugnis des Lbh. unter seinem Obmann, dem Sozialdemokraten Melcher, als Vermittlungsstelle zwischen dem Militärkommando und den Parteien sehr bewährt und gegenüber übertriebenen Forderungen der Soldatenräte ausgleichend und beruhigend gewirkt²⁾.

Der Wehrausschuß hatte sich schon am 8. November vom Militärkommando Graz losgelöst. Dadurch wurde Kärnten von Graz, das im Abwehrkampf eine wesentlich andere Haltung einnahm als Kärnten, vollständig unabhängig.

Ein schweres Hemmnis und eine große Gefahr erstand in den Soldatenräten, die sich in verschiedenen Orten Kärntens aus heimkehrenden Soldaten gebildet hatten und anfangs durchwegs unter dem Einflusse umstürzlerischer Wortführer standen. Am 10. November erklärte sich eine Versammlung von Kärntner Soldaten bereit, die nach demokratischen Grundsätzen zusammengesetzte Landesversammlung zu unterstützen, forderte aber zugleich die Wahl sämtlicher Kommandanten durch die Mannschaft, Ablegung der Charge seitens aller alten, von der Mannschaft mit keinem militärischen Posten betrauten Offiziere u. a. m. Der Wehrausschuß und die Landesversammlung stimmten diesem Beschlusse zu, nur sollten die von den einzelnen Abteilungen gewählten Kommandanten vom Oberkommando dem Wehrausschuß vorge schlagen und von diesem bestätigt werden. Die Soldatenräte hatten einen Vertreter im Wehrausschuß, zwei Vertreter beim Oberkommando und einen Vertrauensmann in dessen Kanzlei. Beson-

ders radikal war der Soldatenrat in Villach, der nach russischem Muster gebildet worden war und nach politischer Macht strebte. Wenn das Villacher W.-Bataillon später tatsächlich — wenn auch mit Schwierigkeiten — in den Kampf eingesetzt werden konnte, so war dies nur den Bemühungen seines Kommandanten, Oberstleutnant Sanizer, zu verdanken. Dagegen besserten sich die Zustände im Soldatenrat Klagenfurt schon Ende November, da einige junge Offiziere die radikalen Elemente hinausdrängten.

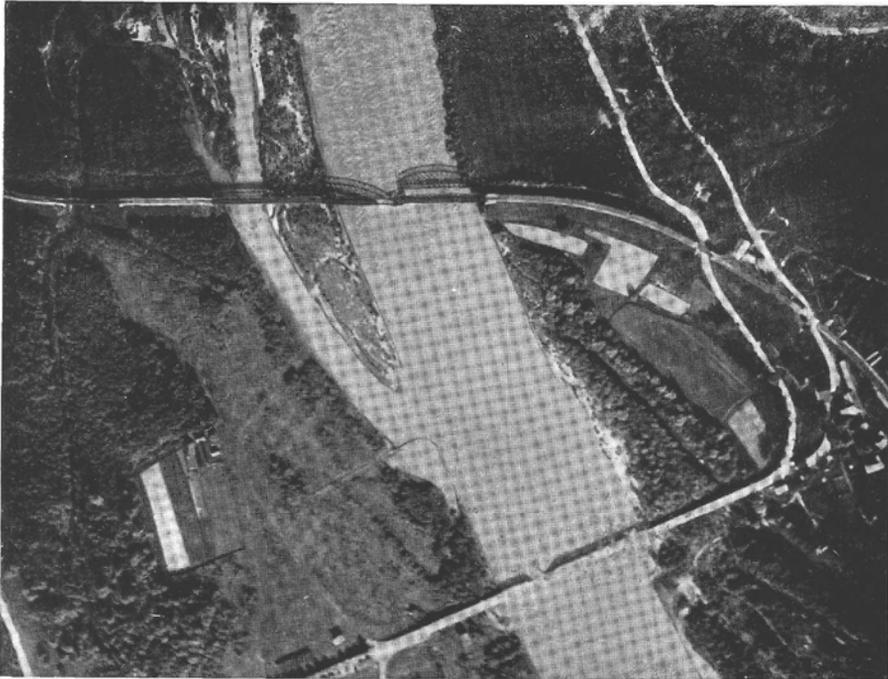
Das Ringen mit den aus dem Zusammenbruch sich ergebenden Schwierigkeiten, das blinde Vertrauen auf Wilson, die Hoffnung auf einen friedlichen vorläufigen Ausgleich mit den Jugoslawen, die allgemeine Abneigung gegen einen neuen Krieg und das Bewußtsein der eigenen Schwäche und der vorhandenen Hemmnisse ließen in den maßgebenden Körperlichkeiten den Willen zur Verteidigung eine Zeitlang gar nicht aufkommen. Am 12. November bestätigte die Landesversammlung den schon am 8. gefaßten Beschluß des Wehrausschusses, daß bei allfälliger Besetzung von Gebieten des Landes Kärnten durch Truppen oder Kommissionen der Entente — die nach den Waffenstillstandsbedingungen vom 3. November berechtigt war, alle strategisch wichtigen Punkte Österreich-Ungarns zu besetzen — die militärischen Kommandanten und die Kommandanten der Bürgerwehr zu erklären haben, daß sie und die ihnen unterstellten Abteilungen nicht zu Kampfzwecken, sondern nur zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung bestimmt seien. Der Wehrausschuß erließ daher an die Kommandanten der kleinen Abteilungen, die in das Mießtal, nach Kühnsdorf und auf den Loibl gegen die einbrechenden Jugoslawen entsendet worden waren, den Befehl ergehen, gegen das Vordringen der Jugoslawen Einsprache zu erheben, aber keinen Widerstand zu leisten, wenn sie mit Wassengewalt drohen, sondern nötigenfalls zurückgehen.

Diese Weisung des Wehrausschusses erklärt die Meinung, die zum Teil in serbische Uniform gekleideten Eindringlinge seien serbische Soldaten, daher Ententetruppen, zumal auch Hauptmann Lavrič immer wieder von königlich serbischen Truppen sprach.

Pläne der Jugoslawen gegen Klagenfurt und weitere Besetzungen. Das Zurückweichen der Kärntner Abteilungen vom Loiblpfah, vom Mülkauthof und im Mießtal ermutigte die Jugoslawen zu weiteren Besetzungen. Ein Telegramm der Laibacher Nationalregierung vom 25. November nahm mit Befriedigung die Zurückziehung der österreichischen Truppen über die Drau zur Kenntnis und gab der Erwartung Ausdruck, daß auch die nördlich der Drau gelegenen slowenischen Gegenden geräumt werden. Malgaš besetzte am 23. Bleiburg, Lavrič aber, mittlerweile zum Major befördert, erschien am 28. unter Begleitung von sechs mit Handgranaten bewaffneten Soldaten in serbischer Uniform im Klagenfurter Landhaus und teilte hier mit, daß er von Gen. Majster auf Grund eines am Tage vorher zwischen dem Bevollmächtigten des Wohlfahrtsausschusses und des Militärkommandos in Graz abgeschlossenen Vertrages den Befehl erhalten habe, die Linie St. Paul — Griffen — W. St. Michael — Karnburg — Feldkirchen — Villach — Hermagor zu besetzen, ein Ansuchen, das von der Kärntner Landesregierung natürlich zurückgewiesen wurde. Doch war ein solcher Vertrag tatsächlich in Marburg entworfen, vom Wohlfahrtsausschuß in Graz aber nicht genehmigt worden. Schließlich wurde er von der Grazer Landesregierung und von der Laibacher Nationalregierung als ungültig erklärt.

Am 29. und 30. November fanden in Marburg zwischen Vertretern der Kärntner Landesregierung und General Majster Verhandlungen statt. Sie verliefen ergebnislos, da Majster für sich das Recht verlangte, nach Klagenfurt, Villach und St. Veit Kontrollkommissionen zu entsenden und den Bezirk Wölfermarkt nördlich der Drau zu besetzen, schließlich aber die Verhandlungen abbrach und die von ihm gemachten Vorschläge für null und nichtig erklärte.

Das Erscheinen Lavrič in Klagenfurt hatte hier große Erregung und Beunruhigung hervorgerufen. Am Abend des 29. fand ein Soldatenumzug statt und wurden



Gesprengte Hollenburger Brücken



Hollenburg, Blick ins Rosental mit den Draubrücken



Loiblpaß, gegen Jugoslawien



Eisenkappel mit Samntaler Alpen



vier Firmentafeln mit slowenischen Aufschriften von den Häusern herabgenommen, nachdem schon vorher die in Kärnten eingedrungenen Jugoslawen deutsche Aufschriften im Niesetal, in Bleiburg und im Rosental entfernt hatten. Am selben Abend faßte der Soldatenrat Klagenfurt eine Entschliebung, nach der dem weiteren aufreizenden Vorgehen der nach Kärnten ziehenden serbokroatischen Abteilungen unbedingt Einhalt geboten werden sollte. Zugleich gab der Soldatenrat die Zustimmung zu einer demonstrativen Unternehmung an der augenblicklichen Demarkationslinie, wodurch jedoch weder einem neuen Krieg noch neuem Blutvergießen Vorschub geleistet werden sollte.

Noch während der Verhandlungen in Marburg besetzte Malgaj am 30. überraschend die Stadt Völkermarkt. Der Landesausschuß beschloß darauf am gleichen Tage, einen Versuch zur Befreiung Völkermarkts zu unternehmen. Dieser Versuch hatte jedoch keinen Erfolg, da der Angriff durch eine irriige Weisung aus Klagenfurt vorzeitig abgebrochen wurde.

Dieser Mißerfolg rief unter den Soldaten lebhaften Unwillen hervor. Die Vertreter der Klagenfurter Formationen (W.-Baon der Kärntner Freiw. Schützen, Marinekomp. und Panzerauto) richteten daher am 4. Dezember über das Militärkommando an den Landesausschuß das Ersuchen, zu einem Entschluß zu kommen, ob Kärnten dem slowenischen Einfall Widerstand leisten solle oder nicht, mit der Durchführung des Entschlusses aber das Militärkommando allein zu betrauen; keine Stelle und kein Ausschuß solle das Recht haben, militärische Befehle zu geben oder Abänderungen zu verlangen.

Schon am 30. November hatte Major Lavrič der Landesregierung angekündigt, daß er aus militärischen Gründen seinen Amtssitz am 2. Dezember nach Klagenfurt verlegen und zum Schutze der an seinem Quartier aufgepflanzten jugoslawischen Trikolore eine kgl. serbische Abteilung nach Klagenfurt entsenden werde. Als ihm daraufhin die Bevollmächtigten der Kärntner Landesversammlung antworteten, daß die Verlegung des Amtssitzes nicht zugelassen werden könne, da sie jeder rechtlichen Grundlage entbehre, und die Verlegung der serbischen Abteilung nach Klagenfurt nur zulässig sei, wenn der Kommandant derselben vor ihrem Einrücken der Kärntner Landesregierung eine entsprechende Ermächtigung vorweisen könne, stand Lavrič von seinem Vorhaben ab und stellte bloß das Eintreffen kgl. serbischer Truppen in Klagenfurt für die allernächste Zeit in Aussicht. Beweis, daß die von Lavrič am 30. November angekündigte kgl. serbische Abteilung eine entsprechende Ermächtigung nicht besaß.

Klagenfurt blieb also von der jugoslawischen Besetzung verschont. Dagegen besetzten die Jugoslawen am 3. Dezember Markt Unterdrauburg, St. Paul und Rosenbach, am 5. Griffen, am 15. Arnoldstein. Doch gelang es ihnen nicht, das Gailtal über Arnoldstein hinaus in ihre Hand zu bekommen, da die waderen Gailtaler Versuche der Jugoslawen, sich in St. Stefan, Göriach und Feistritz festzusetzen, aus eigenem Antrieb mit Erfolg entgegentraten. Im ganzen besetzten Gebiet gingen die jugoslawischen Behörden mit großer Härte und Willkür gegen die kärntner-treue Bevölkerung vor, besonders in Völkermarkt, Bleiburg, Ferlach und Griffen.

Beschluß der Landesversammlung vom 5. Dezember. Die letzten Notizen Lavrič hatten neuerdings mit aller Deutlichkeit die Gefahr gezeigt, in der sich die Landeshauptstadt befand. Die Landesversammlung beschloß daher am 5. Dezember, den eindringenden jugoslawischen Truppen mit allen Kräften entgegenzutreten und den Lbh. zu beauftragen, die hierfür erforderlichen Vorkehrungen und Anordnungen selbst zu treffen; für die richtige Durchführung bleibe er der Landesversammlung verantwortlich; Ententetruppen sei kein Widerstand entgegenzusetzen.

Dieser wichtige Beschluß wurde einstimmig gefaßt — von den Sozialdemokraten allerdings mit gewissen Vorbehalten, insbesondere, daß zur Abwehr Truppen nicht zwangswise ausgehoben werden dürfen — und sofort dem Staatsrat mitgeteilt. Er

befreite Oberstleutnant Hülgerth von der bisherigen Bevormundung durch den Wehrausschuß und gab ihm endlich volle Handlungsfreiheit für die zu ergreifenden Abwehrmaßnahmen. Zur Bearbeitung der nun notwendigen operativen Maßnahmen wurde beim Lbh.-Amte eine Operationsabteilung aufgestellt, zu deren Leiter Hauptmann Rohla vom Lbh. ernannt wurde.

Die ersten Verteidigungsmaßnahmen. Da der Stand der dem Lbh. zur Verfügung stehenden Streitkräfte noch sehr gering war, wurde die Werbung für die Volkswehr im ganzen Lande eifrig fortgesetzt. Nach und nach konnte an die Aufstellung der **WW.-Baone** II (ehem. Inf.-Reg. Nr. 7) und III (ehem. Kärntner Freiw. Schützen) in Klagenfurt, ferner Nr. IV in Villach und weiterer **WW.-Abteilungen** in den anderen Bezirken geschritten werden. Ende Dezember war die Klagenfurter Bürgerwehr so stark, daß sie fast den städtischen Bewachungsdienst übernehmen konnte.

Außerhalb Klagenfurts bildeten sich in einzelnen von den Jugoslawen bedrohten Gemeinden, besonders im Gailtal im Bezirk Arnoldstein, in der Gemeinde Maria Gail und im mittleren und unteren Lavanttal kleine bewaffnete Abteilungen, meist aus Bauern und Knechten bestehend, auf eigenen Antrieb und traten jugoslawischen Gendarmen und Militärpatrouillen mit Erfolg entgegen. Durch Befehl des Lbh. vom 28. Dezember wurden nun die bei den Bezirkshauptmannschaften zu Werbezwecken für die Volkswehr eingeteilten Verbindungsoffiziere angewiesen, jene weisensfähigen Kärntner, die nicht kändig in der Volkswehr dienen konnten und sich freiwillig zur Abwehr zur Verfügung stellten, in Alarmkompanien zusammenzufassen und zum Zwecke der Einberufung in Evidenz zu halten. Die Organisation hat sich später ausgezeichnet bewährt, ist jedoch in Gebieten, die weit abseits von den Kämpfen lagen, wie in Oberkärnten, nicht durchgedrungen. Schon im Jänner konnten die Alarmkompanien bei der Befreiung des Gail- und oberen Rosentales eingesetzt werden. Im Lavanttal stand die Hälfte der Alarmkompanien kändig in der Front und wurde zeitweilig durch die andere Hälfte abgelöst. In der Regel ging die Mannschaft jedoch ihrem Berufe nach und rückte nur im Falle der Gefahr, meist unter Führung von Reserveoffizieren, ein. Im April 1919 wurden die bestehenden Alarmkompanien in Heimwehren umgewandelt und neue Heimwehren gebildet²⁾. Ihre Zahl betrug zuletzt 58, dazu kamen fünf weitere in dem im Mai 1919 befreiten Gebiet des Bezirkes Völkermarkt.

Indes bereitete sich Laibach für eine entscheidende Unternehmung gegen Klagenfurt vor. Vor allem suchte man Anfang Dezember durch wiederholte Audienzen beim serbischen Thronfolger Alexander und Vorgesprächen im serbischen Kriegsministerium serbische Hilfe zu erlangen. Doch wurde vorläufig nicht mehr als ein bloßes Versprechen erreicht. Der jugoslawische Staat, der sich eben erst gebildet hatte, konnte auch nicht so leicht eingreifen, da er völkerrechtlich noch gar nicht anerkannt war und das serbische Königreich dem Friedenskongreß nicht gut vorgehen konnte.

Am 9. und 10. Dezember fanden in Laibach neuerlich Verhandlungen zwischen der Laibacher Nationalregierung und Vertretern der Kärntner Landesversammlung über eine vorläufige Regelung der Grenzfrage und verschiedene wirtschaftliche Angelegenheiten statt. Auch diese Verhandlungen hatten kein Ergebnis.

Die ersten Kämpfe. Grafenstein. Nunmehr schritten die Jugoslawen zur Ausführung ihres lange geplanten Vorstoßes gegen Klagenfurt. Am 14. Dezember abends besetzten, von Völkermarkt her kommend, zwei jugoslawische Kompanien den Ort Grafenstein, 10 km östlich von Klagenfurt. Eine dorthin entsandte Kärntner Patrouille wurde am Bahnhof Grafenstein angeschossen. Daraufhin wurde dieser von einem an der Gurl stehenden Kärntner Geschütz (Oblt. Steinacher) beschossen. Am nächsten Morgen wurden die Jugoslawen auf Befehl des Lbh. von einer kombinierten Abteilung der Klagenfurter Volkswehr mit Panzerwagen und automobilisierten Flakkanonen — die Infanterie befehligte Oblt. Rauter — unter Major Erstka von Westen und Nor-

den her angegriffen und nach kurzem Kampfe gefangengenommen. Es waren sieben Offiziere, darunter sechs Serben, und 270 Mann, darunter 200 ehemals kriegsgefangene Serben). Bei der Einvernahme in Klagenfurt konnte der Kommandant keinerlei Ermächtigung seitens der Belgrader Regierung vorlegen, sondern nur erklären, er habe den Befehl zur Besetzung von Grafenstein telephonisch aus Laibach erhalten. Damit war der Beweis endgültig erbracht, daß die als Serben verkleideten Soldaten, wie Oberstleutnant Hülgerth angenommen hatte, keine Ententetruppen waren und für sie die Bedingungen des Waffenstillstandsvertrages vom 3. November nicht galten.

Dieser erste Erfolg befreite Klagenfurt vor der unmittelbar drohenden Gefahr der slawischen Besetzung und gab dem Abwehrwillen neue Kraft. Staatssekretär Dr. Bauer aber hatte der Landesregierung mitteilen lassen, unter allen Umständen einen blutigen Konflikt zu vermeiden; sollte es ohne bewaffneten Widerstand der Serben nicht gehen, so wäre es besser, sie in Grafenstein zu belassen. Diese Mitteilung kam glücklicherweise in Klagenfurt erst an, als die Jugoslawen bereits gefangen waren.

Die ersten Volkserhebungen nach der Befreiung von Grafenstein.

Am 20. Dezember setzten sich etwa 30 Bauern von Pustriß (nordöstlich Wölkermarkt) ohne Anregung von außen gegen eine jugoslawische Abteilung, die einen der Ihren abführen wollten, am Griffnerberg mit Waffengewalt zur Wehr. Wohl mußten sie sich zurückziehen, da die Jugoslawen Verstärkung erhielten und auch Artillerie einsetzten, aber Pustriß blieb unbefest.

Vor Weihnachten wurde eine dreitägige Waffenruhe vereinbart, die bis zum 27. Dezember mittags dauern sollte. Dessenungeachtet drang ein Teil der jugoslawischen Besatzung von St. Paul überraschend schon am 26. in Ettendorf ein und entwaffnete hier die Heimwehr. Als Gegenmaßnahme wurden am nächsten Tag die Jugoslawen in St. Paul von der erst im Entstehen begriffenen Wolfsberger Volkswehr und zahlreichen Freiwilligen aus den benachbarten Dörfern überfallen und zwei ihrer Offiziere und 80 Mann gefangengenommen.

Noch am gleichen Tag nahm eine Abteilung Freiwilliger die jugoslawische Bahnhofbesatzung von Ettendorf gefangen und entwaffnete die Lavamünder die dort stationierte jugoslawische Gendarmerie). So war das Lavanttal wieder frei.

Befreiung von Arnoldstein, Rosenbach und Ferlach. Um diese Zeit bereitete sich auch im Gailtal eine Erhebung der Bevölkerung vor. Hier hatten heimattreue windische Burtschen und Männer von Hohenthurn und Dreulach jugoslawische Gendarmen, die Achomiz besetzt hatten, entwaffnet und über die Gail gebracht und dann eine ständig bewachte Verteidigungslinie bezogen, um ein neuerliches Eindringen der Jugoslawen zu verhindern. Die Stimmung der Bevölkerung war infolge andauernder jugoslawischer Beunruhigung und der Absperrung der Eisenbahn nach Villach sehr gereizt. In den letzten Dezembertagen erklärte die weisensfähige Mannschaft von Nötsch, Feistritz, Hohenthurn und Saak, in kürzester Zeit loszuschlagen zu wollen, um die Bahnlinie nach Villach freizumachen, forderte aber zugleich, daß die weitere Sicherung des befreiten Gebietes von Villach aus besorgt werden sollte.

Um diese günstige Stimmung auszunützen, bereitete Oberstleutnant Hülgerth für den 2. und 3. Jänner einen Angriff gegen die Jugoslawen bei Arnoldstein, Roslegg und Wölkermarkt vor. Allein der Villacher Soldatenrat verweigerte jede Teilnahme am geplanten Angriff des Lbh. und der Gailtaler und erklärte, daß die Mannschaft des Villacher W.B.-Baons nur für Zwecke der Verteidigung zu haben sei. Der Angriff mußte daher unterbleiben. Trotzdem kündigte Oberstleutnant Hülgerth am 2. Jänner den Vertrag mit Lavric und beschloßen die Gailtaler mit Zustimmung des Lbh., die Säuberung von Arnoldstein und des Gailtales bis Göddersdorf allein vorzunehmen.

Am 4. Jänner fand im Wehrausschuß eine eingehende Beratung über den geplanten Angriff statt. Hierbei lehnten die Soldatenräte von Villach, St. Veit und Feldkirchen

eine Beteiligung am Angriff neuerdings ab und erklärte sich nur der Soldatenrat von Klagenfurt damit einverstanden. Die Sprecher der Sozialdemokraten gaben zwar ihre Zustimmung zur Verteidigung des augenblicklichen Besitztandes, sprachen sich jedoch gegen jedes Vorgehen in das von den Südslawen besetzte Gebiet aus mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß dies auch der Standpunkt der Reichsparteileitung sei.

Indes bereiteten auch die Jugoslawen einen Angriff vor. Sie hatten ihren Stand nach Lavrič durch Heranziehung von Verstärkungen Ende Dezember auf 1600 Mann, 42 Maschinengewehre, 7 Geschütze und 500 serbische „Nichtkämpfer“ gebracht. Auf Kärntner Seite standen um diese Zeit rund 600 Feurgewehre, 25 Maschinengewehre und 6 Geschütze, außerdem etwa 1900 Mann, die jedoch für den Kampf nicht ausgerüstet und verwendbar waren, und zahlreiche Freiwillige zur Verfügung. Am 1. Jänner fand in Laibach eine Versammlung statt, in der Brandreden gegen Kärnten gehalten und die Bildung einer Freiwilligenlegion beschlossen wurde.

Da Major Lavrič erfahren hatte, daß die Kärntner einen Vorstoß gegen Rosenbach planen, beabsichtigte er, seine Streitkräfte in St. Jakob zusammenzuziehen und von dort aus den Kärntnern durch einen Angriff zuvorzukommen. Mit diesen Angriffsabsichten Lavrič' hängt offenbar auch der Versuch der Jugoslawen zusammen, die Wernberger Draubrücke am 3. Jänner zu sprengen. Die Laibacher Nationalregierung wies Lavrič jedoch an, von Ferlach aus gegen Klagenfurt zu demonstrieren. Tatsächlich überschritt eine jugoslawische Abteilung am 3. die Drau bei Guntschach (östlich Hollenburg), wurde jedoch bei Göltschach von der Klagenfurter VB. zurückgedrängt.

In den folgenden Tagen häuften sich die Nachrichten, daß die Jugoslawen in der Zeit vom 6. bis 8. einen größeren Schlag gegen Klagenfurt planen. Allein die Gailtaler (zahlreiche Freiwillige aus dem mittleren und oberen Gailtal und eine Abteilung der erst in Aufstellung begriffenen VB. unter Hauptmann Mahr) sammelten sich schon am 4. unter Führung Major Gressels in Nötsch und nahmen am frühen Morgen des 5. Jänner Arnoldstein im Sturm⁹). Ein Teil der Jugoslawen wurde gefangengenommen, der Rest floh. Hierauf rückten die Gailtaler bis Fürtitz vor, wo sie von einer Abteilung der Villacher Volkswehr unter Major Sanitzer abgelöst wurden. Die Gailtaler hatten ihr Ziel erreicht und fuhren zum größten Teil mit demselben Zug, den sie tags zuvor benützt hatten, wieder in ihre Heimat zurück.

Der Stein war nun ins Rollen gekommen. In der Nacht vom 5. auf 6. stürmte die unter dem Kommando Hauptmann Eglseers stehende Gruppe Velden — ehemalige Marineure (durchwegs Kärntner), Veldener Bürgerwehr, eine VB.-Komp. Spittal, Rosegger und Maria-Gailer Freiwillige —, die Rosegger Draubrücke, nahmen Rosegg und stießen bis St. Jakob und im Verlauf des Tages bis zum Bahnhof Rosenbach vor. Hier leisteten ihnen die Jugoslawen vom unangreifbaren Nordausgang des Tunnels her heftigen Widerstand. Abends traf unter Mj. Sanitzer je eine Abteilung der Villacher und der Spittaler VB. ein. Alle Versuche, den Tunnel zu nehmen, waren trotz größter Tapferkeit und schwerer Blutopfer der Angreifer vergeblich. An Stelle der abgelösten Villacher VB. traten die kleine, aber von vorzüglichem Geist erfüllte Offizierskompanie des Oberleutnants Arneis, die Klagenfurter Soldatenwache unter Leutnant Pirkenau und Maria-Gailer Freiwillige. Für den 15. plante Eglseer einen neuen Angriff gegen den Tunnel, doch wurden an diesem Tage Waffenstillstandsverhandlungen vereinbart und trat daher längs der ganzen Front Waffenruhe ein. In Rosenbach wurde nun von den beiderseitigen Kommandanten an Ort und Stelle eine örtlich bindende Demarkationslinie festgelegt und unter Ehrenwort vereinbart, daß vor allfälligem Wiederbeginn der Feindseligkeiten der Waffenstillstand 12 Stunden vorher gekündigt werden sollte⁹).

Am 7. Jänner begann nach Vorbereitung durch den Lbh. unter dem Kommando Oberstleutnant Schenks der Angriff der ehemaligen Gebirgsschützen über die eisfüh-

rende Drau gegen Ferlach. Die Hollenburger Brücke und die nahe am südlichen Ufer liegenden Häuser wurden trotz heftigen Maschinengewehr- und Infanteriefeuers und des strömenden Regens erstürmt, Major Lavrič verwundet und gefangen genommen. Sein Adjutant fiel. Am Morgen des 8. wurde auch Ferlach trotz des feindlichen Feuers aus den Häusern und von den Bäumen herab genommen. Die Bevölkerung weinte und lachte vor Freude, endlich von den schweren Drangsalierungen befreit zu sein. An den Kämpfen hatten sich außer der WB. auch die Wehren von Röttmannsdorf, Witrting und Maria-Rain beteiligt?).

Nicht so erfolgreich war der am 12. Jänner unternommene Angriff gegen Völkermarkt, da die notwendigen Autos für die Verstärkung nicht rechtzeitig bereitgestellt wurden. Immerhin wurde hier die nördlich von Völkermarkt über Hainburg in das Lavanttal führende Straße durch St.-Veiter WB. und Lavanttaler Freiwillige freigemacht. Völkermarkt blieb in den Händen der Jugoslawen.

Mit dem Unternehmen gegen Völkermarkt schloß der erste, ohne jede auswärtige Unterstützung, sei es an Mannschaft, sei es an Kriegsmaterial, durchgeführte Abschnitt des Kärntner Freiheitskampfes ab. Das Ergebnis war die Befreiung des ganzen besetzten Gebietes mit Ausnahme von Völkermarkt und Unterdrauburg, des Brüdertopfes Dullach und des südlich von der Drau und westlich vom Freibach gelegenen Teiles des Bezirkes Völkermarkt. Von besonderer Bedeutung war es, daß auch ein großer Teil der slowenisch sprechenden Bevölkerung freiwillig und begeistert am Kampfe gegen die Jugoslawen, die sich so gerne als Befreier aufspielten, Anteil genommen und dadurch ihre entschiedene Abneigung gegen einen Anschluß an den jugoslawischen Staat bekundet hatte. Noch wichtiger war es, daß die Jännerkämpfe den Anlaß zur Entsendung einer amerikanischen Kommission nach Kärnten gaben, deren Gutachten über Kärnten für die weitere Entwicklung der Kärntner Frage geradezu entscheidend werden sollte.

Die amerikanische Kommission. Anfangs Jänner war eine amerikanische Studienkommission unter Leitung Prof. Archibald Cary Coolidges nach Wien gekommen. Da sich die Kärntner Landesregierung schon seit Anfang Dezember 1918, wenn auch vergeblich, bemüht hatte, durch Vermittlung der Wiener Regierung eine Neutralisierung und Besetzung der strittigen Gebiete durch britische oder amerikanische Truppen zu erreichen, so ersuchte sie das Staatsamt für Außeres, die Amerikaner zu einer Reise nach Kärnten einzuladen. Zugleich entsandte sie selbst eine aus Landtagsabgeordneten Dr. Pflanzl und Fregattenkapitän Peter bestehende Abordnung zu Coolidge mit der Einladung, nach Kärnten zu kommen und die Verhältnisse an Ort und Stelle zu studieren. Coolidge schickte daraufhin den ihm zugeteilten Oberstleutnant Miles und dessen Adjutanten Ring als stille Beobachter nach Graz, wo am 16. Jänner zwischen Vertretern des Staatsamtes für Außeres, der Kärntner Landesregierung und der Laibacher Nationalregierung Waffenstillstandsverhandlungen begonnen hatten. Da diese wegen des Verhaltens der Laibacher Vertreter, die nur Zeit zur Verbesserung ihrer militärischen Lage gewinnen wollten, zu scheitern drohten, erbot sich Oberstleutnant Miles mit Ring unter Begleitung je eines Vertreters der beiden Parteien nach Kärnten zu gehen und an Ort und Stelle eine administrative Demarkationslinie zu ziehen, die bis zur endgültigen Entscheidung der Friedenskonferenz gelten sollte. Bis dahin sollte Waffenstillstand herrschen und jede Kündigung unterbleiben. Da beide Parteien zustimmten und auch Coolidge den Vorschlag Miles' billigte, so bereiste Oberstleutnant Miles in den Tagen vom 28. Jänner bis zum 5. Februar in Begleitung Rings, zweier amerikanischer Sachverständiger, des Prof. der phys. Geogr. an der Wisconsin Univ. in Madison L. Martin und des Professors der slowenischen Sprachen R. G. Kerner, ferner des Fregattenkapitäns Peter als Vertreter der Kärntner Landesregierung und des Theologieprofessors Ehrlich als Vertreter der Laibacher Nationalregierung das ganze strittige Gebiet von Kärnten mit Ausnahme des Nieß-

tales und verschaffte sich so durch eigene Anschauung und Befragung von Angehörigen aller Berufe einen genauen Einblick in die Stimmung der Bevölkerung und die geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Gebietes. Am 7. Februar sandten drei Mitglieder der Kommission (Miles, King und Martin) einen Bericht an Coolidge, der ihn sofort an die amerikanische Friedensdelegation in Paris weitergab. Er wurde im vollen Wortlaut nie bekanntgegeben, da die Jugoslawen seine Veröffentlichung hintertrieben, enthielt aber im wesentlichen den Vorschlag, das ganze Klagenfurter Becken im Besitze Österreichs zu lassen, weil die natürliche Einheit des Beckens zu ausgeprägt sei, um eine Teilung zu rechtfertigen, und selbst die Mehrheit der Slowenen es vorzöge, unter Österreich zu bleiben. So hatte Kärnten in den Amerikanern gerechte und unparteiische Sachwalter bei der Friedenskonferenz errungen, ein Erfolg, den die Jugoslawen nicht wettzumachen imstande waren⁹⁾.

Die Zeit des Waffenstillstandes. Das Ausbleiben des amerikanischen Schiedsspruches wurde in Kärnten als schwere Enttäuschung empfunden, um so mehr, als es an der Demarkationslinie trotz des Waffenstillstandes fortwährend Schießereien gab. Die Bauern um Völkermarkt und im Lavantale konnten den Frühjahrsanbau nicht besorgen, weil sie entweder als Heimwehrleute an der Front standen oder sich vor dem Feuer der Jugoslawen nicht mehr auf das Feld trauten. So hatten sie den sehnlichsten Wunsch, endlich von der jugoslawischen Plage befreit zu werden und wollten schließlich zur Selbsthilfe greifen. Die Mannschaft an der Front wurde allmählich der ständigen Bereitschaft müde. Ein Teil wollte sich von einem neuen Angriff gegen Völkermarkt nicht mehr abhalten lassen. Als ein sozialdemokratischer Landesrat die Front bei Völkermarkt besuchte, um die Mannschaft zu beruhigen, rief sie ihm zu: „Wenn ihr Klagenfurter fortwährend bremsst, so werden wir einfach nach Klagenfurt kommen und die ganze Regierung ausheben.“ In den letzten Märztagen fanden mehrfach Plänkelleien zwischen der Alarmkompanie Haimburg und den Jugoslawen, die den Waffenstillstand gebrochen hatten, statt. Schließlich wirkte das lange Warten nicht günstig auf den Geist der Mannschaft. Die durch die erfolgreichen Jännerkämpfe hell aufgeloberte Begeisterung begann zu schwinden. Dazu mehrten sich die Hilferufe der heimattreuen Bevölkerung aus dem besetzten Gebiet, die allmählich an ihrer Lage zu verzweifeln begann. Eine Abordnung aus dem Völkermarkter Bezirk und dem Lavantale forderte daher eine teilweise Mobilisierung, um den unhaltbaren Verhältnissen ein Ende zu machen. Etwas besser war die Lage im Abschnitt Rosenbach, wo am 23. Februar ein Halbbataillon Tiroler Jäger unter Hauptmann Dragoni eingetroffen war, hier wie in Klagenfurt begeistert empfangen.

Im Laufe des April trafen sichere Nachrichten von Verstärkungen der Jugoslawen und einem nahe bevorstehenden Angriff gegen Klagenfurt ein. Da die verfügbaren Kräfte zu einer erfolgreichen Verteidigung nicht ausreichten, stellte der Wehrausschuß auf Anregung des Lbh. dem Landesauschuß den Antrag, eine Abordnung nach Wien zu senden mit einer ausführlichen Denkschrift über die Lage und dem Ersuchen, im Sinne des neuen Wehrgesetzes vom 6. Februar 1919 die Jahrgänge 1896—1900 für die Landesverteidigung einzuberufen und dem Lande Kärnten die hierfür nötige Verpflegung, Bekleidung, Ausrüstung und Munition zur Verfügung zu stellen. Am 22. April sprach die aus neun Mitgliedern, darunter dem Landesverweser und dem Lbh. bestehende Abordnung bei den Wiener Stellen vor. Staatssekretär für Heerwesen Dr. Deutsch erklärte, für die Wünsche der Kärntner im Staatsrat einzutreten, aber nur dann, wenn das Unternehmen zu Verteidigungs- und nicht zu Angriffszwecken erfolge. Die Durchbringung werde auf Schwierigkeiten stoßen, da die Entente gerade am Tage vorher den Abbau der Volkswehr verlangt habe. Die Bestellung der notwendigen Ausrüstungsgegenstände sicherte er unter dem Vorbehalte der Zustimmung des Staatsrates zu. Tatsächlich hielt er auch dieses Versprechen.

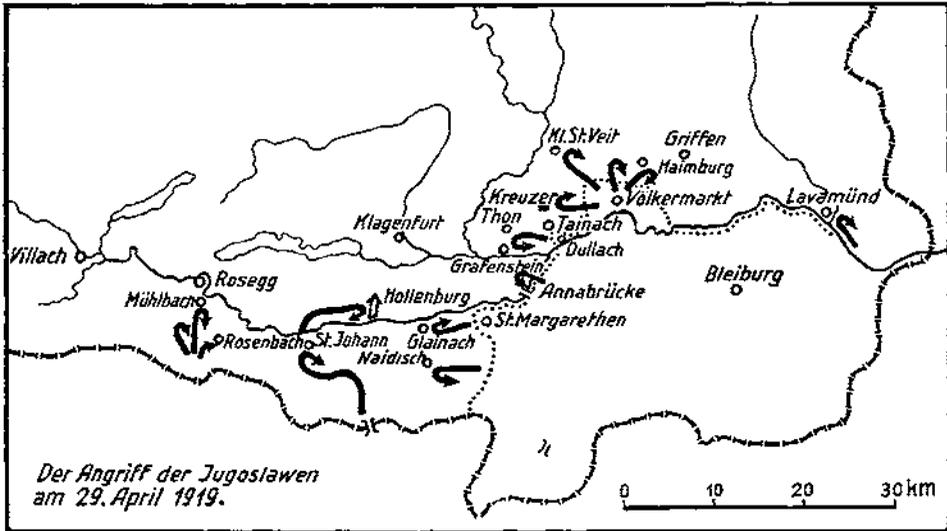
Am 28. April fand in Wien eine Ländertkonferenz statt. Diese stellte es dem Lande Kärnten frei, die ausbezugsberechtigten Jahrgänge des eigenen Landes nach Bedarf einzuberufen, erklärte jedoch, daß Kärnten auf eine allgemeine Unterstützung durch die Länder nicht rechnen könne. Kärnten wußte also, daß es im weiteren Abwehrkampf wieder allein stehen werde. Tags darauf gab der Kabinettsrat der Landesregierung die Ermächtigung zur Einberufung der notwendigen Jahrgänge.

Die Nachrichten über einen bevorstehenden Angriff der Jugoslawen waren richtig. Wir wissen heute aus den Erinnerungen General Majfers, daß Marschall Foch, als die Kenntnis vom Gutachten der amerikanischen Kommission in Paris durchsickerte, den Jugoslawen sagen ließ: „Was ihr von eurem Gebiet besetzt habt, das gehört euch, wenn dort Ordnung herrscht.“ Diese Äußerung des Marschalls wurde von den Jugoslawen mit Recht als Aufforderung zur Besetzung der von ihnen beanspruchten Gebiete aufgefaßt. Sie beriefen daher in Untersteier, Krain und im besetzten Teil von Kärnten die Jahrgänge 1895—1899 ein und zogen im April starke Abteilungen nach Aßling gegen den Rosenbachtunnel, nach Neumarkt gegen den Loibl, nach Unterdrauburg und in das besetzte Gebiet. Im Raume Bölkermarkt—Unterdrauburg standen am 24. April allein etwa 3800 Mann mit ungefähr 50 Geschützen.

Der Angriff der Jugoslawen am 29. April. Am Morgen des 29. April, desselben Tages, an dem der Wiener Kabinettsrat der Kärntner Landesregierung die Ermächtigung zur Einberufung erteilt hatte, griffen die Jugoslawen überraschend und unter Bruch des Waffenstillstandes längs der ganzen Front von Rosenbach bis Lavamünd an. Die Landesregierung — Obstl. Hülgerth weilte damals noch in Wien — berief daher schon an diesem Tage die Jahrgänge 1877—1899 ein. Eine Vertrauensmännerversammlung der sozialdemokratischen Arbeiterschaft erklärte, auf der Einberufung aller wehrfähigen Männer vom 18. bis zum 42. Lebensjahr zu bestehen, beschloß aber gleichzeitig die sofortige Bildung eines aus 250 Mann bestehenden Arbeiterbaons. Damit sollte ein Gegengewicht gegen die Heimwehr geschaffen werden, die damals neu organisiert wurde und den Sozialdemokraten ein Dorn im Auge war. Da jedoch die Einberufung einer so großen Zahl von Jahrgängen aus technischen Gründen nicht durchgeführt werden konnte, wurde die Einberufung tags darauf von den Militärbehörden auf die Jahrgänge 1882 bis 1899 beschränkt.

So gefährlich der Vorstoß der Jugoslawen in seinen Anfängen war, so wurde er doch schon am 29. April unter einheitlicher Führung des Lbh.-Amtes, das nach Klärung der Lage alle Reserven des Landes heranzog, zurückgeschlagen, und gab er schließlich den Anlaß zur Befreiung ganz Kärntens.

Die Hauptziele des Angriffes waren Villach und Klagenfurt. Der Stoß gegen Villach sollte von Rosenbach aus erfolgen. Hier überrumpelten die Jugoslawen unter Bruch des gegebenen Ehrenwortes die Marineure und die Beldener Kompanie in Rosenbach, die Sturmkompanie Arneiß in Schlatten und die in einem Forsthaus untergebrachten Tiroler. Der Großteil der Überfallenen wurde gefangen abgeführt, der Rest entkam durch Kühnheit oder Zufall. Eine Abteilung Jugoslawen schlich sich in der regnerischen Nacht bis Mühlbach, 4 km nördlich von Rosenbach. Doch wurde Mühlbach nachmittags von der Villacher Freiwilligenkompanie Pex wieder genommen. Abends besetzten die Jugoslawen St. Jakob. So war die Lage bei Rosenbach während des ganzen 29. April äußerst kritisch. Wohl gelangte das zur Verstärkung herbeigerufene WB.-Baon Villach von Ledentzen aus bis auf die Höhe unmittelbar über dem Tunnelausgang. Aber der Angriff auf diesen mußte unterbleiben, da der bei der Mannschaft sehr einflußreiche Soldatenrat seine Zustimmung verweigerte. Am folgenden Tag wurden jedoch die Jugoslawen vom Villacher WB.-Baon unter M. Sanitzer, der Freim.-Komp. Pex, der Maria-Gailer Heimwehr, der Weizelsdorfer und der Maria-Rainer Alarmkompanie, die von einem improvisierten Panzerzug (Sptm. Ramsauer) vom un-



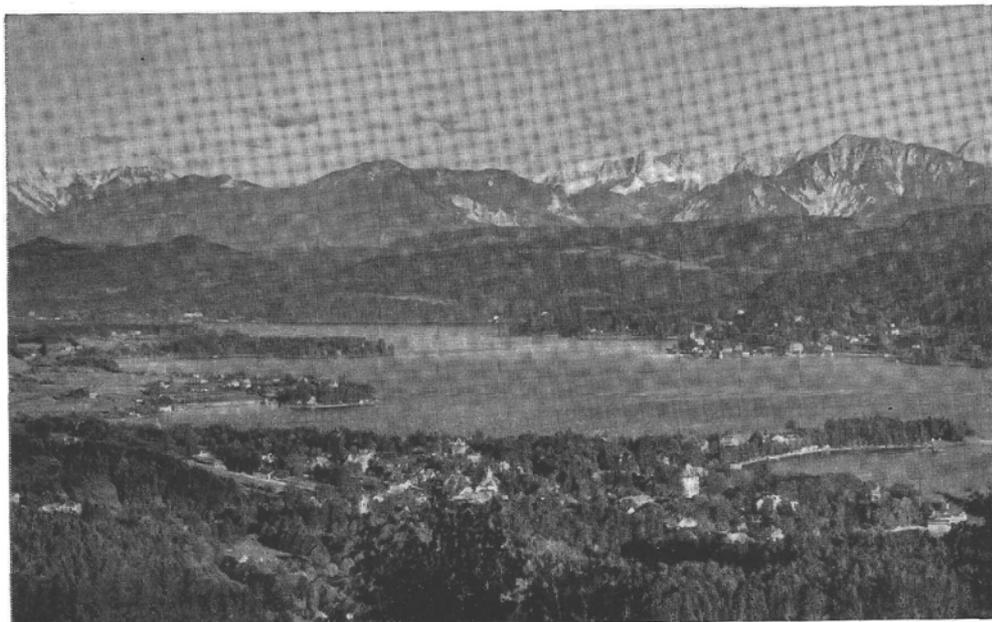
teren Rosental herbeigeführt worden waren, und den Tirolern von allen Seiten her angegriffen und bis zum Tunnelausgang zurückgetrieben⁹⁾.

Sehr gefährlich waren die konzentrischen Angriffe, die von den Jugoslawen vom unteren Rosental, Tainach und Völkermarkt her gegen Klagenfurt unternommen wurden.

Im Rosentale wurden Teile des unter dem Kommando Mj. W. Perkos stehenden WW.-Bataillons I in den frühen Morgenstunden des 29. April in Glainach und Waidisch von den Jugoslawen im Schlaf überfallen. In Glainach wurde der Überfall von der tapferen Mannschaft der 1. Kompanie unter Hptm. Gerstmann mit schweren Verlusten für den Gegner abgeschlagen. Waidisch wurde im Laufe des Vormittags von Hptm. Reinkl mit einer Halbkompanie und der Ferlachener Alarmkompanie wieder genommen. Während dieser Vorgänge war eine 400 Mann starke jugoslawische Abteilung vom Loiblpaß über das Bodental nach Feistritz i. K. abgestiegen. Ihr Vormarsch wurde durch den Panzerzug¹⁰⁾ und eine WW.-Kompanie aufgehalten, worauf sie fluchtartig gegen den Loiblpaß zurückging. Im Verlauf des Kampfes fuhr eine feindliche Gruppe von 30 Mann bei Wellersdorf über die Drau und überfiel zwei bei Hollenburg stehende Geschütze mit Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Doch wurde sie trotz ihrer dreifachen Übermacht durch die tapfere Bedienungsmannschaft der Geschütze in die Flucht geschlagen und schließlich von der mittlerweile eingetroffenen Maria-Rainer Heimwehr bei Wellersdorf über die Drau zurückgeworfen¹¹⁾. Das Schicksal Klagenfurts hatte an einem Faden gehangen. Der Verlust der beiden Geschütze an die Jugoslawen wäre in diesem gefährlichen Augenblick von nicht abzusehenden Folgen begleitet gewesen.

Nördlich von der Annabürcke waren die Jugoslawen über eine Rotbrücke auf das linke Ufer der Drau gelangt, wurden aber hier von einer unter Lt. Stoffler stehenden Kärntner Abteilung wieder über die Drau zurückgedrängt¹²⁾.

Im Abschnitt Tainach drangen die Jugoslawen frühmorgens über den Dullacher Brückenkopf und Lassein gegen Grafenstein und auf der Völkermarkter Reichsstraße gegen den Kreuzerhof vor. Infolgedessen mußte sich auch die in Tainach stehende 2. Kompanie des WW.-Bataillon II unter Oblt. Steinacher bis Schloß Rain an der Gurk zurückziehen. Aber noch am selben Tage wurden die Jugoslawen bei Grafenstein und Thon von WW. und Heimwehr, auf der Völkermarkter Straße durch eine Autokanonenbat-



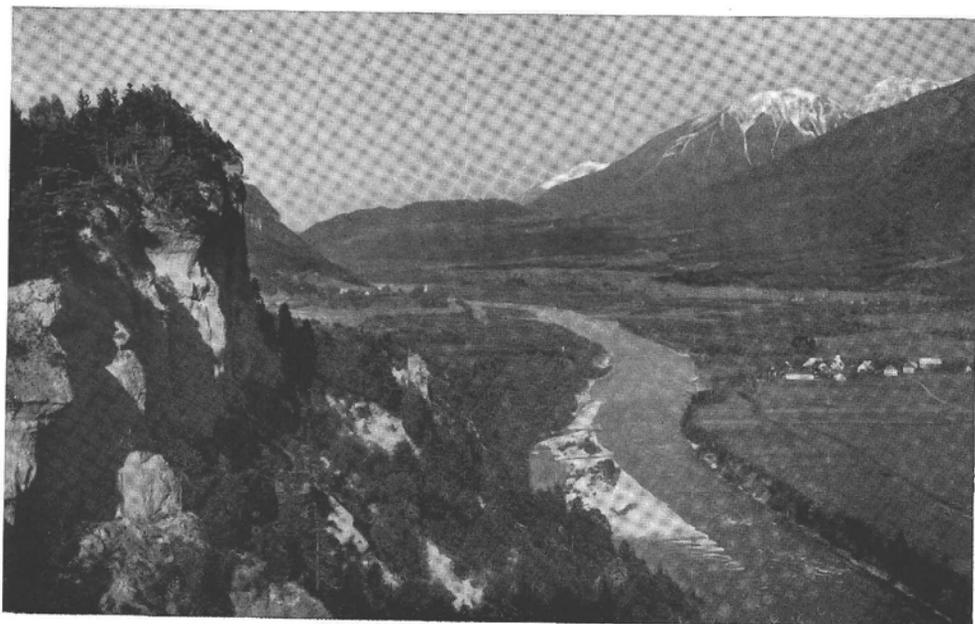
Pörtlach am Wörther See



Maria Saal



Rofschutta



Blick vom Petelitz ins Rosental mit Gleinach (Kampfstätte vom 29. April 1919). Im Hintergrunde St. Margarethen mit der Hochfläche von Abtei (Kampfstätte vom 4. Mai 1919)



terie zurückgeworfen. Auch eine Abteilung Klagenfurter Studenten kam in den Kampf. Zwei von ihnen erlitten den Heldentod¹⁴⁾.

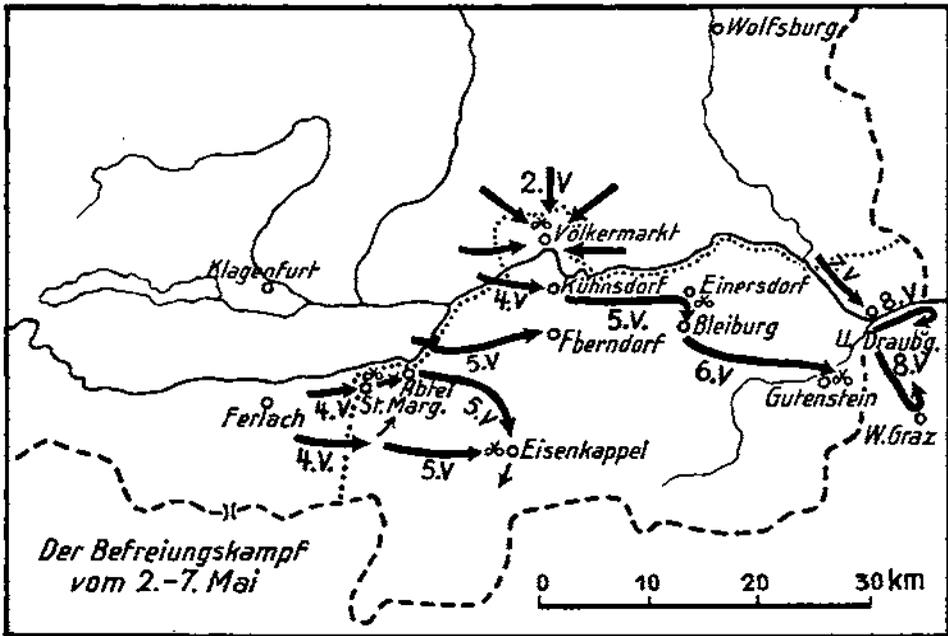
Im Abschnitte Völkermarkt, wo die Jugoslawen auch Gasgranaten verwendeten, mußten die Abteilungen des WB.-Bataons VIII St. Veit unter Mj. Michner bis gegen Klein-St.-Veit zurückweichen. Doch schon am nächsten Tag eroberte die WB. im Verein mit den Alarmkompanien von St. Philippen und Trigen die verlorenen Ortschaften wieder zurück und mußte der Gegner in seine Anfangsstellungen zurückweichen. Sehr kritisch war eine Zeitlang die Lage bei Haimburg, da die Jugoslawen St. Stephan nahmen und jugoslawische Patrouillen die Kärntner Artillerie auf der Wandelhagen umgingen. Trotzdem eröffnete die unter Oblt. Maierhofer stehende Batterie ein mörderisches Feuer gegen den Feind. Zugleich stießen die tapferen Haimburger vor und säuberten die benachbarten Ortschaften¹⁵⁾.

Bei Lavamünd kamen die Jugoslawen nur bis zur Lavantbrücke östlich vom Markt, wo sie von der WB. und Heimwehr in blutigem Kampf überwältigt wurden¹⁶⁾.

So war der Überfall der Jugoslawen auf der ganzen Linie gescheitert. Am 30. April abends hatten die Kärntner überall mindestens die Stellung vom 28. wieder erreicht. Der Abwehrkampf der Kärntner war zu einem wahren Volkskrieg geworden. Allenthalben traten neben die WB. die rasch alarmierten Heimwehren und andere Freiwilligenabteilungen, die sich im letzten Augenblick aus jung und alt und Angehörigen aller Berufe gebildet hatten. An manchen Stellen waren die Freiwilligen entschieden in der Überzahl. Auch Frauen und Kinder taten da und dort durch Herbeischaffung von Munition und Verpflegung mit. Alle Truppen hielten sich vorzüglich. Besonders Lob spendete der Pbh. den Klagenfurter Freiwilligen, die sich in hoher Opferwilligkeit und glühender Heimatliebe der Abwehr zur Verfügung gestellt hatten. Am besten schildert das Bild, das Klagenfurt damals bot, ein Slowene, Dr. Rožić, der am 29. April als Internierter in Klagenfurt weilte: „Die Stadt gleicht einem aufgestürzten Ameisenhaufen.“ „Alles, was flucht und freucht, eilt in die Kasernen und aus den Kasernen mit Waffen hinaus; vom Oberlandesgerichtsrat bis zum Handwerker und vierzehnjährigen Schulbuben, alles hat in wenigen Stunden die Waffen umgehangen. In verschiedenen Formationen, zu Fuß und auf Autos, eilten die Klagenfurter hinaus zur Front.“

Die Laibacher Presse verbreitete noch am 30. April Siegesmeldungen und verkehrte die Erhebung der Kärntner gegen die Jugoslawen in ihr Gegenteil; nicht gegen die Jugoslawen, sondern gegen die Kärntner Landesregierung sei die Bevölkerung aufgestanden. Sogar das halbamtliche Korr.-Büro Laibach verkündete am 29. April die Mär, die auch in Wiener Blätter überging, die slowenische Bevölkerung habe in den von den Deutschen (1) besetzten Gebieten im Rosental und im Gebiet zwischen Völkermarkt und Klagenfurt zur Selbsthilfe gegriffen, die schwachen Widerstand leistenden deutschen Banden, die übrigens teilweise mit der Bevölkerung fraternisiert hätten, entwaffnet, die Vereinigung dieser Gebiete mit dem Königreich SHS. proklamiert und die südslawischen Truppen herbeigerufen. Diese hätten einige Ortschaften jenseits der Demarkationslinie besetzt und seien überall von der Bevölkerung, in der ein vollständiger Stimmungswechsel eingetreten sei, mit größtem Enthusiasmus begrüßt worden. Dieses Lügengewebe sollte den Bruch des Waffenstillstandes durch die jugoslawischen Truppen verschleiern und die Öffentlichkeit über die wahre Stimmung täuschen.

Die Befreiung Völkermarkts und Südkärntens. Staatskanzler Renner hatte schon am 29. April auf Beschluß des Kabinettes telegraphisch die Weisung nach Kärnten gegeben, daß sich die militärische Operation unbedingt auf die Defensiv beschränken müsse, die Demarkationslinie nicht überschritten und keine „Eroberungen“ gemacht werden dürfen. Vom rein militärischen Standpunkt aus handelte es sich jedoch darum, bessere Verteidigungsmöglichkeiten zu schaffen und dafür zu sorgen, daß ein ähnlicher Überfall und eine neuerliche so gefährliche Bedrohung der Lan-



deshauptstadt nicht mehr vorkommen könne. Solange die Jugoslawen Völkermarkt in ihrer Hand hatten, konnten sie von dort aus jeden Augenblick versuchen, gegen Klagenfurt oder in das Lavanttal vorzustößen und die Verbindung zwischen beiden abzuschneiden. Es stellte sich somit die Notwendigkeit heraus, die Jugoslawen aus Völkermarkt zu vertreiben. Die Truppenstimmung war ausgezeichnet, Begeisterung und Kampfesfreude namentlich im Abschnitt Völkermarkt groß, die Zuversicht im ganzen Lande stark. Obfkt. Hülgerth entschloß sich daher, den Brückenkopf Völkermarkt anzugreifen.

Der Angriff erfolgte am 2. Mai früh unter persönlicher Leitung Hülgerths. Auf Kärltner Seite standen etwa 600 Gewehre, 34 Maschinengewehre und 24 Geschütze, auf jugoslawischer 1000 Gewehre, 24 Maschinengewehre und 10 Geschütze. Unterstützt durch starkes Artilleriefeuer, rückten die St.-Veiter WB., die Heimwehren Treibach, St. Veit, Glantal, Gbrtschitztal, Trigen und Haimburg unter dem Kommando Mj. Michners von Westen und Norden, die WB.-Kompanie Wolfsberg und die Heimwehren von Pustriß, Schönweg, St. Andrá, Granitztal, St. Paul und Ruden unter dem Kommando Obfkt. Fürnschlies von Nordosten und Osten her gegen Völkermarkt vor. Die Stadt wurde gestürmt, die Rückzugslinie des Gegners durch Beschießung der Draubrücke und — nach der Erstürmung St. Peters durch Granitztaler Bauern — durch eine bis an das Drauknie südlich Völkermarkt gelangte Abteilung der Lavanttaler bedroht. Die Jugoslawen räumten fluchtartig die Stadt. Unter großem Jubel der Bevölkerung hielten die Kärltner Truppen Einzug in das hartgeprüfte Völkermarkt. Um 9 Uhr vormittag wurde am Rathaus die deutsch-österreichische Fahne gehißt.

Nachmittags wurde die Stadt von Kühnsdorf aus ununterbrochen durch feindliche Artillerie beschossen. Sechs Tote und 53 Verwundete waren die Opfer der Beschießung. Völkermarkt war somit so lange nicht sicher, als jugoslawische Truppen im Raume südlich der Drau standen. Allgemein war die Überzeugung, daß man, nachdem nun einmal die Jugoslawen den Waffenstillstand gebrochen und den Kampf fortgesetzt hatten, nicht bei Völkermarkt stehen bleiben könne, sondern auch den Rest von Kärlnten befreien

müsse. Der Plan des Lbh. war, die jugoslawische Front durch einen Angriff gegen den Cäpfeiler ihrer Stellung bei St. Margarethen i. N. aufzurollen. Ein neuerlicher Auftrag des Wiener Kabinetts, die Demarkationslinie nicht zu überschreiten, traf erst ein, als die Befehle für den Angriff bereits ausgegeben und in Durchführung begriffen waren, kam also zu spät.

Am 4. Mai früh drangen unter Kommando Mj. Perkos befehlsgemäß das WB.-Baon Nr. 1, die Alarmkompanie Ferlach, Unterferlach und Maria-Rain, eine aus den jüngst Einberufenen aufgestellte Marschkompanie und vier Freiw.-Kompanien aus Klagenfurt durch das Zelltal, am Nordhang der Raut, längs der Straße und durch die Drauaue gegen St. Margarethen vor, unterstützt von einem kräftigen Feuer der Artillerie, die zum Teil nördlich der Drau auf der Sattnitz stand. Nach heftigem, blutigem Kampf wurde St. Margarethen genommen. Die Jugoslawen flüchteten und gaben nach einem kurzen Gefecht bei Abtei den Widerstand auf. Am nächsten Tag stießen die Kärntner bis zur Linie Sittersdorf—Eisenkappel vor. Am 6. wurden die Jugoslawen aus den Gehöften südlich von Eisenkappel vertrieben¹⁶⁾.

Am 5. Mai überschritten das WB.-Baon III und Klagenfurter Studenten auf der Anna- und der Steinerbrücke die Drau und ging auch die bei Völkermarkt gestandene Gruppe Michner-Premizner über den Fluß.

Während dieser Kämpfe unternahm die Kompanie Steinacher einen kühnen Entlastungsvorstoß über die halb gesprengte Dullacher Brücke nach St. Kanzian und — am 5. — nach einem erfolgreichen Gefecht bei Einersdorf nach Bleiburg, wo sie von der Bevölkerung stürmisch begrüßt wurde. Am nächsten Morgen stieß sie bis in das Mießtal vor und brach hier im Verein mit der WB.-Kompanie Maier-Raibitsch, zuletzt unterstützt vom Feuer einer Autokanone der Kolonne Michner, den letzten Widerstand der Jugoslawen östlich von Gutenstein. Dabei fand der als slowenischer Nationalheld gefeierte Oblt. Malgaj den Tod¹⁷⁾.

In der Nacht vom 6. auf den 7. gingen die Jugoslawen über Mahrenberg und Windischgraz zurück, so daß die im Lavanttal zurückgebliebenen Kärntner Volks- und Heimwehrabteilungen, sowie die über den Hühnerkogel anrückende Studentenlegion aus Graz, Leoben und Brud am 7. Mai kampflös Unterdrauburg besetzen konnten. Einzelne Abteilungen sowie der wiederhergestellte Panzerzug, der am 5. Mai vor Bleiburg feindliche Maschinengewehre zum Schweigen gebracht, dann aber durch eine Explosion schweren Schaden genommen hatte, stießen in ihrer Begeisterung bis Saldenhofen und Windischgraz vor, zogen sich dann aber wieder nach Unterdrauburg zurück. Inzwischen hatte der Lbh. auf Verlangen der steirischen Landesregierung den Befehl gegeben, die Landesgrenze nicht zu überschreiten, und war in Unterdrauburg ein Telegramm der steirischen Landesregierung eingelangt, wonach die Studenten bei sonstiger Strafe heimzukehren hatten¹⁸⁾.

Schon am 2. Mai waren drei Wiener WB.-Baone in St. Andrä i. L. eingetroffen. Sie weigerten sich jedoch, am Vormarsch teilzunehmen, da sie von Staatssekretär Deutsch die Weisung erhalten hatten, nicht über die Demarkationslinie zu gehen, und wurden daher nach wenigen Tagen zur Freude der Bevölkerung, bei der sie sich durch ihr Auftreten und Benehmen höchst unbeliebt gemacht hatten, vom Lbh.-Ante wieder nach Wien abtransportiert.

Am 4. Mai war auch Hptm. Eglseer mit Zustimmung des Lbh. zum Angriff gegen den Rosenbachtunnel übergegangen, da die Jugoslawen von dort aus die Kärntner Front bei St. Jakob und Mühlbach beschossen hatten. An Verstärkungen war eine meist aus Akademikern bestehende Freiwilligenkompanie unter Hptm. Dr. Dörflinger und Hptm. Dr. Frefacher mit zwei Geschützen, eine Gruppe von Hohenturner und Arnoldsteiner Freiwilligen, ein WB.-Baon aus Klosterneuburg und zwei niederösterreichische Gebirgsbatterien eingetroffen. Während die beiden Batterien sich willig an

der Artillerievorbereitung beteiligten, machten die Kommandanten des Klosterneuburger Baons sofort Schwierigkeiten. Doch meldeten sich 80 Freiwillige des Baons, die auch tatsächlich am Kampfe teilnahmen. Der Angriff wurde durch Artilleriefener aus 16 Geschützen eingeleitet und gelang dank der Tapferkeit der Truppen, obwohl sich die Jugoslawen im schwierigen Gelände zur Verteidigung sehr gut eingerichtet hatten. Die Beute war sehr groß: 13 Geschütze, 40 Maschinengewehre und große Bestände an Munition. Der Tunnelausgang wurde nun von den Kärntnern verrammelt²⁾.

Am 7. Mai stand kein feindlicher Soldat mehr auf Kärntner Boden. Kärnten hatte sich durch eigene Kraft gegen den Willen der Wiener Regierung befreit, allerdings mit schweren Opfern. Seit 29. April waren 43 Mann gefallen. Die Jugoslawen küßten 23 Offiziere und 904 Mann an Gefangenen ein. Die Zahl ihrer Toten ist nicht bekannt. Unschätzbar war der moralische Erfolg der Kämpfe. Ihr siegreicher Ausgang stärkte die Liebe und Begeisterung der Kärntner zu ihrer Heimat und gab ihnen jene Kraft und jenes Selbstvertrauen, die sie befähigten, die lange schwere Zeit vor der Volksabstimmung ungebrochen zu überdauern.

Die Wiener Regierung geriet durch die Fortsetzung des Kampfes in eine schwierige Lage. Am 6. Mai legte der Chef der Entente-Kommission in Wien, der italienische General Segré, beim Staatsamt für Heerwesen Verwahrung gegen die Überschreitung der Draulinie ein. Staatssekretär Deutsch schlug vor, daß durch Vermittlung des Generals Segré mit der jugoslawischen Regierung ein neuerlicher Waffenstillstand geschlossen werden solle. Die Staatsregierung erblickte im Vorgehen Kärntens eine Gefährdung des Staates und war der Ansicht, daß Kärnten bei den nahe bevorstehenden Friedensverhandlungen Gefahr laufe, zur Verantwortung gezogen zu werden. Sie verlangte daher telegraphisch von der Landesregierung die sofortige Einstellung des Vormarsches. Dieselbe Forderung lief vom Hauptausschuß der Nationalversammlung ein. Auch diese Telegramme kamen zu spät, da der Vormarsch am 6. im wesentlichen beendet war.

Am 10. Mai begannen in Klagenfurt unter dem Vorsitz des Staatssekretärs Deutsch die Waffenstillstandsverhandlungen. Die jugoslawische Delegation, unter denen sich auch ein serbischer Generalstabsoffizier, der Chef der serbischen Draudivision, Obšilt. Milotin Medić, befand, verlangte, daß der Stand vom 29. April wieder hergestellt werde, worauf die Kärntner begreiflicherweise nicht eingehen konnten. Da die Jugoslawen auch drei Vermittlungsvorschläge ablehnten, so wurden die Verhandlungen am 16. Mai ohne Ergebnis abgebrochen.

Der Rückschlag. Die Unnachgiebigkeit der jugoslawischen Delegierten ließ bereits vermuten, daß die Jugoslawen eine friedliche Lösung der Frage der Demarkationslinie überhaupt nicht ins Auge gefaßt hatten, sondern einen neuen Angriff mit stärkeren Kräften planten. Schon Mitte Mai kamen Nachrichten, daß die Jugoslawen einen groß angelegten Angriff gegen Kärnten vorbereiteten. Angesichts dieser Gefahr wurden, da die Einberufung vom 30. April infolge der irrigen Meinung, daß sie nach der Befreiung Kärntens und wegen der Waffenstillstandsverhandlungen überholt sei, nicht den gewünschten Erfolg hatte, am 12. Mai die Jahrgänge 1896—1899 neuerlich für eine dreiwöchentliche Dienstleistung einberufen. Auch dieser Einberufung leisteten nur wenige Folge, da die Bevölkerung die Notwendigkeit, noch einmal zu den Waffen zu greifen, nicht erkannte. War doch gerade am 12. Mai die deutsch-österreichische Friedensdelegation von Wien nach St. Germain abgereist, so daß man den Friedensschluß in absehbarer Zeit erwarten konnte! So war das gesamte Ergebnis der beiden Einberufungen nur 730 Mann. Dazu kamen drei — aus Beamten, Studenten und Gewerbeschülern bis herunter zu 17jährigen Jünglingen bestehende — Klagenfurter Freiwilligenkompanien und ein freiwilliger Gebirgs-Kanonenzug³⁾.

Ende Mai standen auf Kärntner Seite im Angriffsraum Eisenkappel—Unterdrauburg 1100 bis 1200 Gewehre, rund 100 Maschinengewehre und 20 Geschütze. Dagegen

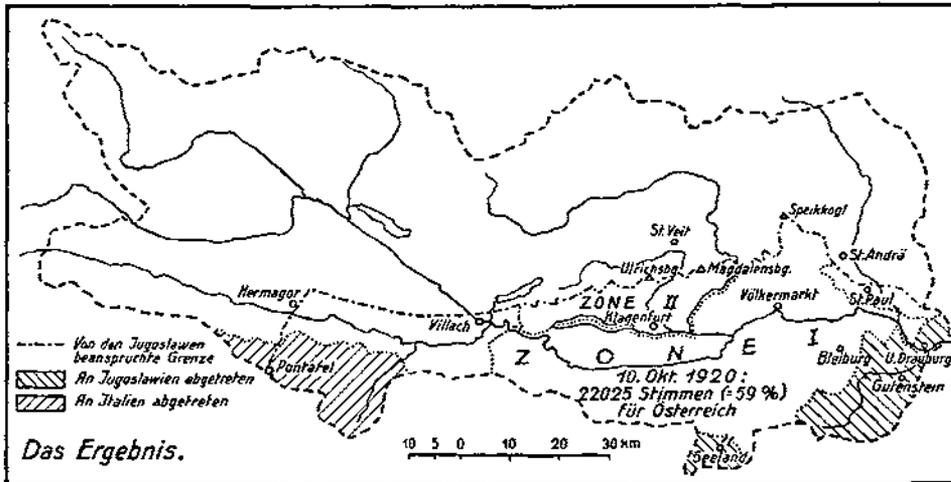
menen Grubergupf am 28. wieder zurückerobert und war nachmittags der Hauptangriff der Jugoslawen am Dullerjattel unter dem Feuer der MG.-Kompanie des Oblt. Maier-Kaibitsch zusammengebrochen. Hingegen hatten die Angriffe der Jugoslawen bei Unterdrauburg und Schwarzenbach mehr Erfolg. Gegen Abend kam der Befehl, hinter die Drau zurückzugehen¹⁸⁾.

Im Abschnitt Unterdrauburg, wo auf Seite der Kärntner fast durchwegs Heimwehren standen, gelang es den Jugoslawen schon am 28., durch überlegenes Artilleriefeuer die Kärntner am Hühnerfogel zurückzudrängen, wodurch auch die südlich davon bei Unterdrauburg stehenden Abteilungen, so auch die tapfere Klagenfurter Soldatenwache, nach heldenmütigem Kampf zum Rückzug in die Linie Lavamünd—Magdalensberg—Brettered gezwungen wurden. Am 29. besetzten die Jugoslawen den Magdalensberg und drängten den rechten Flügel der Kärntner auf das westliche Ufer der Lavant zurück. Am 30. mußten die Kärntner, auch vom südlichen Draufer her heftig beschossen, die Höhen bei St. Paul beziehen. In dieser kritischen Lage eilten vom mittleren Lavanttal, insbesondere von Wolfsberg und Umgebung, zahlreiche Freiwillige, Bürger, Bauern und namentlich auch Arbeiter aus St. Stefan und Frantschach, zu Fuß, zu Wagen und mit der Bahn zu Hilfe. So ergreifend dieses Bild auch war, so kamen diese Verstärkungen doch zu spät. Es fehlte auch an Maschinengewehren, Artillerie, Telephonmaterial und Verpflegung. Am 1. Juni erschien noch eine Abteilung der Studenten der Bruder Forstschule. Aber am gleichen Tage abends wurde der linke Flügel der Kärntner beim Brandl, 1448 m, eingedrückt und mußte der Rückzug bis in die Linie Herzogberg—Maria-Rojach angetreten werden. Die Kärntner Mannschaft war durch den mehrtägigen Kampf bereits ermüdet und zermürbt. Die aus dem unteren, von den Jugoslawen besetzten Teil des Lavanttales stammenden Abwehrkämpfer fürchteten für ihr Heim und waren in verzweifelter Stimmung. Am folgenden Tag griff der Feind nach heftiger Artillerievorbereitung längs der ganzen Front neuerlich an und mußte der Unterbefehlshaber, Obstlt. Fürnschließ, den Befehl zum Rückzug bis St. Andrá geben. Die tapferen Lavanttaler hatten, so lange noch ein kleiner Schimmer von Aussicht auf Erfolg war, jede Spanne ihres heimatlichen Bodens verteidigt. Nur langsam und nur mit großen Opfern hatte sie der übermächtige Gegner zurückgedrängt¹⁹⁾.

Mittlerweile hatten die Jugoslawen am 29. und 30. auch im Loibltale Raum gewonnen. Am 30. wurde bereits Maria-Rain und Grafenstein beschossen. Dagegen wurde Rosenbach noch am 5. gehalten.

Da die Lage für die Landeshauptstadt immer bedenklicher wurde und eine Besetzung durch die Jugoslawen vorauszusehen war, so übersiedelte auf Empfehlung des Lbh. ein Teil der Landesregierung ab 30. Mai nach Spittal, um mit der deutschösterreichischen Delegation in St. Germain in Fühlung bleiben, die Verwaltung des unbefesteten Gebietes führen und mit den deutschösterreichischen Zentralstellen verkehren zu können.

Am 3. Juni brachten Wiener Blätter die irrtümliche Meldung, daß Klagenfurt und Villach nach den am 2. Juni der deutschösterreichische Friedensdelegation übergebenen Friedensbedingungen für Deutschösterreich verloren seien. Diese Nachricht rief bei den ermüdeten und gehezten Soldaten sowie bei der Zivilbevölkerung Bestürzung und Verwirrung hervor. Der Kampf schien nunmehr zwecklos zu sein. Am 4. gingen die bei Bölkermarkt stehenden Kärntner Truppen langsam in den Raum westlich Bölkermarkt zurück. Am Nachmittage des 4. kam vom Staatsamt für Äußeres die Nachricht, daß im Friedensvertragsentwurf die Grenze über den Ulrichsberg gezogen sei, doch mit einem nicht näher bekannten Vorbehalt. Daraus konnte geschlossen werden, daß über die endgültige Grenze doch noch eine Volksabstimmung entscheiden solle. In der Nacht vom 4. auf den 5. zogen sich daher die Kärntner Truppen an die nördliche und westliche Grenze des Klagenfurter Beckens zurück. Am 6. Juni rückten die Serben unter Obstf. Milentović kampflös in Klagenfurt ein.



Weitere Kämpfe wurden dadurch verhindert, daß das italienische 21. Korps unter General De Bono im Auftrage der Entente, aber auch im Interesse Italiens, am 12. Juni die Bahnlinie Tarvis—Villach—St. Veit besetzte. Erst Ende Juli räumten die Jugoslawen Klagenfurt und zogen sich hinter die von der Friedenskonferenz bestimmte Demarkationslinie zwischen den Abstimmungszonen A und B zurück.

Das Ergebnis. Der blutige Kampf um Kärntens Freiheit war zu Ende. Kärnten hatte den Mut und die Kraft gehabt, den Kampf gegen die eingedrungenen slowenischen Truppen aufzunehmen und ihn durch einmütiges Zusammenhalten aller Stände und Parteien siegreich zu bestehen. Für einen Kampf mit den übermächtigen, wohlorganisierten und wohl ausgerüsteten regulären Truppen des südslawischen Staates waren seine Kräfte zu schwach. Über 200 Kärntner, darunter 11 Frauen, hatten ihre Liebe zur Heimat mit dem Tode bezahlen müssen, über 800 waren verwundet. Groß waren die Leiden, die die heimattreue Bevölkerung hatte erdulden müssen. Und nun schienen alle Tapferkeit, alle Opfer und Leiden umsonst gewesen zu sein! Der Gegner hatte sein Ziel erreicht: Klagenfurt war in seiner Hand.

Aber der tragische Ausgang vermochte die Bedeutung und Wirkung des Abwehrkampfes nicht zu schmälern. Das Gutachten der amerikanischen Kommission konnte durch ihn nicht erschüttert werden; denn wenn auch die Jugoslawen schließlich gesiegt hatten: Ihr Kampf war ein wesentlich anderer gewesen als der der Kärntner. Die Kärntner verteidigten ihr eigenes Land mit eigenen, freiwilligen Kräften und unter Teilnahme des überwiegenden Teiles der Bevölkerung des umstrittenen Gebietes. Sie kämpften für sich, ihre Heimat und ihren angestammten Staat, im Bewußtsein, daß die übergroße Mehrheit der Bevölkerung die von Natur und Geschichte gegebene Einheit und Unteilbarkeit des Landes aufrecht erhalten wolle. Die Jugoslawen dagegen führten einen Eroberungskrieg. Fremde Truppen — waren es nun Krainer, Untersteirer oder Serben — sollten das Land unterwerfen für einen fremden Staat. So konnte auch die Friedenskonferenz die von den Jugoslawen vollzogene Tatsache nicht anerkennen, sondern dem umstrittenen Gebiet nur das Recht einräumen, für das Kärnten zu den Waffen gegriffen hatte: Das Recht der Volksabstimmung.

Allgemeine Quellen

¹⁾ Akten des Lbh.-Amtes und des Wehrausschusses im Kärntner Landesarchiv. — L. Hülgerth, Der Kärntner Freiheitskampf 1918—1919, Carinthia I, 1922. — M. Wutte, Kärntens Freiheitskampf, Klagenfurt 1922 (Schilderung der mil. Ereignisse von Obstl. L. Hülgerth). — F. Gruber, Der Kärntner Freiheitskampf, Wien 1923. — H. Steinacher, Der Kampf um Kärntens Freiheit. In Perkonigs „Kampf um Kärnten“, Klagenfurt (1930), S. 40. — Gen. Majster, Das erste Kapitel des Kärntner Plebiszits. Übersetzung aus Slov. Narod, Nr. 231, vom 11. Okt. 1922. — U. Lavrič-Zaplag, Ergänzungen zur hist. Skizze von Gen. Majster über Kärnten. Übersetzung aus Slov. Narod, Nr. 235, vom 15. Oktober 1922. — Derj., Meine Antwort auf das Buch „Der Kärntner Freiheitskampf“. Übersetzung aus Slov. Narod, Nr. 249, 252, 255, 258, 260, 264, 267, 270, 279, vom 1. November 1922 ff. — Obstl. B. Andrejka, Die Entwicklung der Wehrmacht und die mil. Vorfälle vom Umsturz bis heute. Übersetzung aus Slovenci v desetletju 1918 bis 1928, herausg. von J. Mal, Laibach 1928.

²⁾ Vom Kärntner Abwehrkampf, Zusammenfassender Bericht des ehem. Landesbefehlshabers über die mil. Kärntner Landesverteidigung an das österr. Staatsamt für Heerwesen vom 30. August 1919. Mitgeteilt von Major a. D. F. X. Kohla, Carinthia I, 1935. — Oberst Premitzer, Die Heimwehrkompagnien im Abwehrkampf. Festnummer des Kärntner Tagblatts, Nr. 232, vom 10. Oktober 1930, S. 40. — Gattlinger, Die Treibacher Alarmkompagnie in den K. Abwehrkämpfen, Fr. Stimmen vom 10. Oktober 1930.

³⁾ H. Steinacher, Der Luftsturm zum Abwehrkampf. Ebenda, S. 11. — Th. Rauter, Grafenstein, ebenda, S. 11.

⁴⁾ A. Fürnschließ, Der Kärntner Freiheitskampf im Lavantale 1918—1919. 35. Jahresbericht des Stiftsgymn. St. Paul, 1920.

⁵⁾ M. G. Mahr, Die Erstürmung von Arnoldstein, R. Tzbl. vom 10. Oktober 1930, S. 13. — R. Gressel, Die Befreiung von Arnoldstein und Fürns. Fr. Stimmen vom 10. Oktober 1930. — Derj., Kampf um Arnoldstein in Perkonigs „Kampf um Kärnten“, S. 96.

⁶⁾ Eglseer, Um den Tunnel bei Rosenbach, R. Tzbl. vom 10. Okt. 1930, S. 14. — Sanitzer, Das Villacher B.-W.-Baon in den Abwehrkämpfen, ebenda, S. 25.

⁷⁾ Sorlo, Gefecht bei Hollenburg. In Perkonigs „Kampf um Kärnten“, S. 104. — Gerstmann, Wie uns Mj. Lavrič in die Hände fiel, ebenda, S. 105.

⁸⁾ Wutte, Die amerikanische Kommission, Carinthia I, 1935.

⁹⁾ Eglseer, a. a. O. — Sanitzer, a. a. O. — Dragoni, Die Tiroler am 29. April. In Perkonigs „Kampf um Kärnten“, S. 118.

¹⁰⁾ F. Jantsch, Der Panzerzug des Lbh. im Abwehrkampf 1919, Carinthia I, 1930, S. 52.

¹¹⁾ W. Perko, Die Kämpfe um Ferlach am 29. April, R. Tzbl. vom 10. Oktober 1930, S. 26.

¹²⁾ J. Stoffler, Im Abschnitt Annabrücke, R. Tzbl. vom 10. Oktober 1930, S. 31.

¹³⁾ Gartner, Mit der Studentenkompagnie im Abwehrkampf, ebenda, S. 41.

¹⁴⁾ Michner, Die siegreiche Maioffensive, ebenda, S. 39. — Fürnschließ a. a. O.

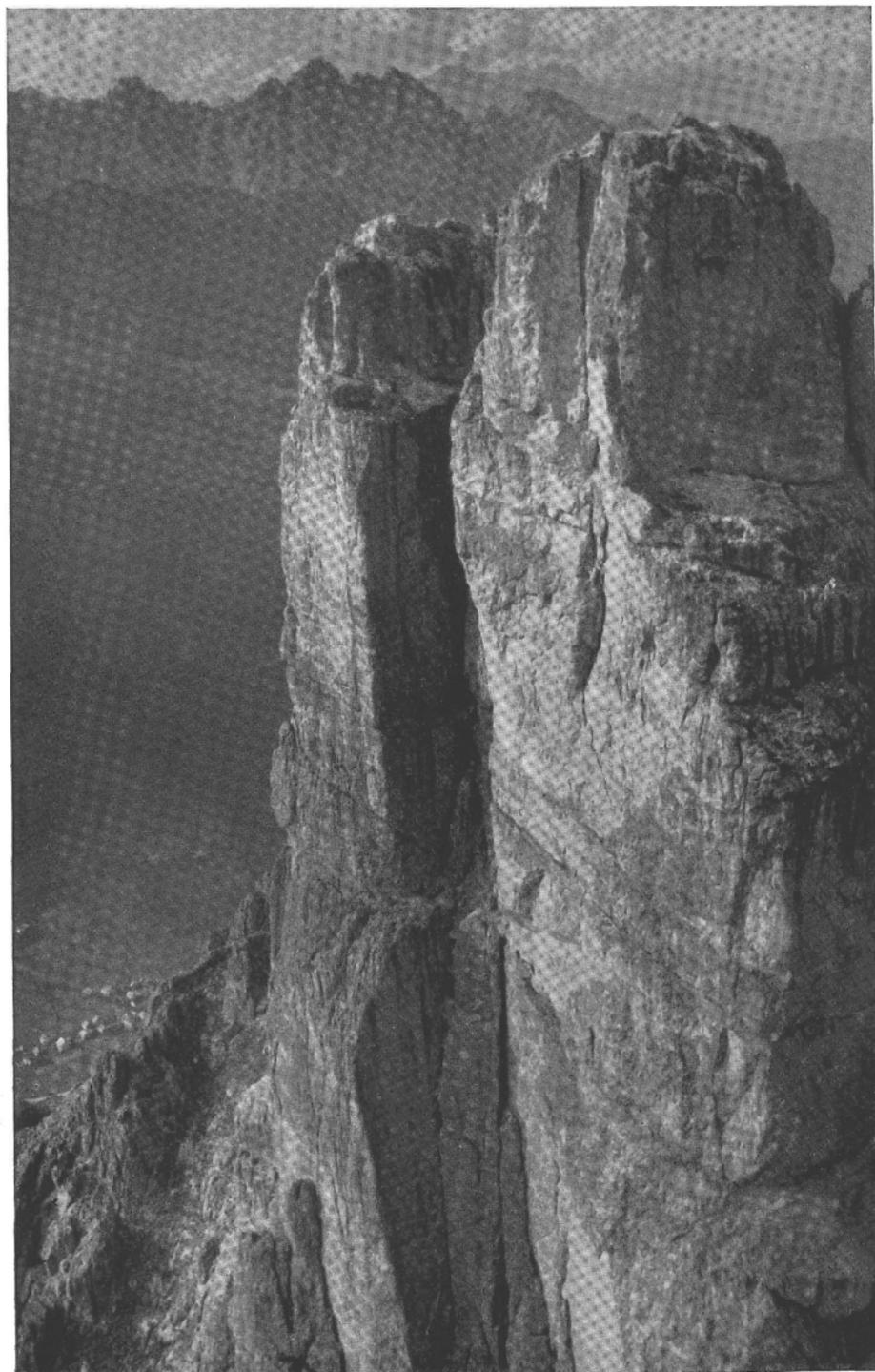
¹⁵⁾ Der Kampf um Lavamünd, Fr. Stimmen vom 19. Oktober 1930.

¹⁶⁾ F. X. Kohla, Das Gefecht bei St. Margarethen am 4. Mai 1919, Carinthia I, 1930. — Perko, Das Aufrollen der Draufont, Fr. Stimmen vom 5. Mai 1929.

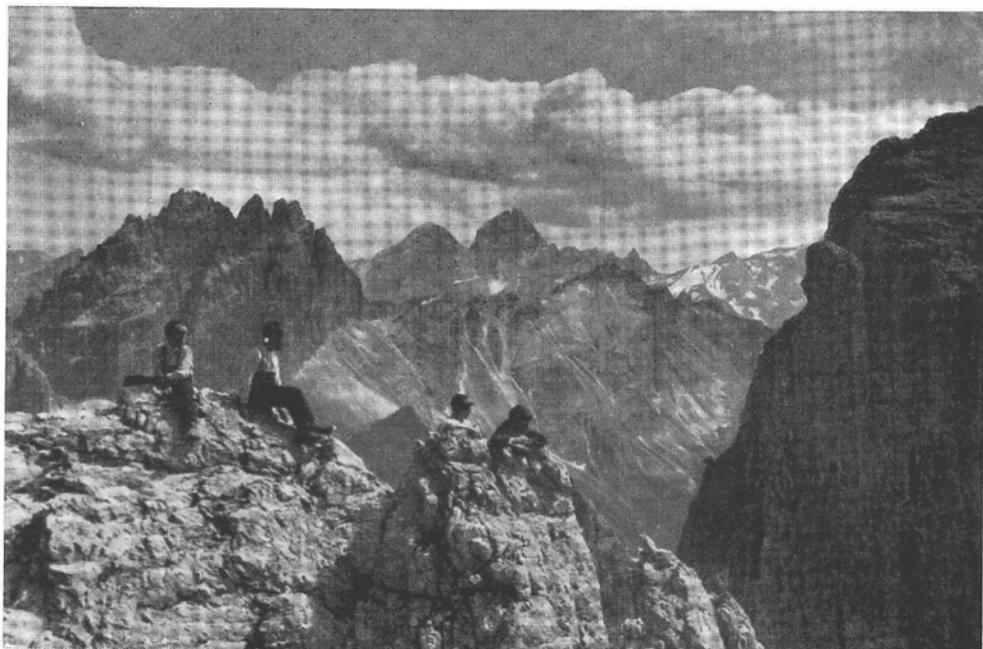
¹⁷⁾ Steinacher, Die Befreiung von Bleiburg, ebenda. — Maier Raibitsch, Die Kämpfe des B.W.-Baons Nr. 2 im Mai 1919, R. Tzbl. vom 10. Oktober 1930, S. 52. — Derselbe, Der Kampf um Gutenstein, Fr. Stimmen vom 5. Mai 1929.

¹⁸⁾ F. Jantsch, a. a. O. — F. Krahnig, Die Leobener Akademische Legion, R. Tzbl. vom 10. Oktober 1930, S. 42.

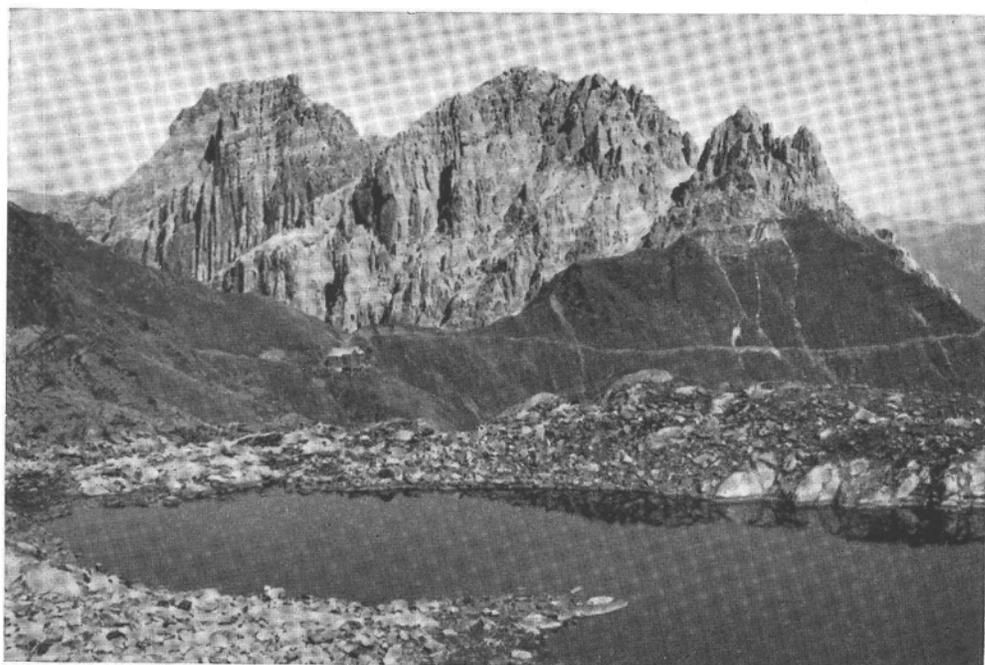
¹⁹⁾ Perko, Die Kämpfe um Eisenkappel, R. Tzbl. vom 10. Oktober 1930, S. 51.



Südliche Elfertürme ober Neustift



Neustifter Jugend am Elferturm, im Hintergrund Almspizzen und Tribulaun



Habichtsee, Innsbrucker Hütte und Innspizzen



Der Habichtkamm in den Stubai er Alpen

Von Karl Krall, Innsbruck

Sonderaufsatz außer der Reihe, beige tragen von der Sektion Bremen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins anlässlich ihres 50jährigen Bestehens am 29. Oktober 1936

Der Habichtkamm ragt zwischen Gschneiz und Stubai auf. Mit einer Länge von ungefähr fünfzehn Kilometern ist er ein recht bedeutender Teil der gesamten Stubai er Alpen. Am Pinnisjoch löst sich von ihm der Serleskamm ab, der mit seinem Kalkaufbau, seinen gewaltigen Wänden und Zaden dem Bild der Landschaft ein eigenartiges Gepräge gibt. Nur wenige Berge des Habichtkammes überragen die Dreitausendergrenze: der Habicht selbst, die gewaltigste und massigste Gipfelgestalt, die dem Kamm mit Recht den Namen gibt, die Glättespitze, die Gaischnaide und die beiden Wetterspitzen.

In gleichmäßigem, raschem Aufschwung steigt der Gebirgszug von Nader im Stubaital, wo der Pinnisbach in die Ruez mündet, zu den Kalktürmen der Elfer Spitze empor. Von da gegen Süden folgen immer höher werdende Gipfel, zwischen denen der Kamm nur wenig abbricht. Im Manteler mit 2814 m erreichen sie vorläufig ihren höchsten Punkt. Es folgt die tiefe Einsenkung der Mischbachnieder, welche jedoch keinen günstigen Übergang vom Stubai ins Pinnistal zu vermitteln vermag. Hier endet der nördliche, bergsteigerisch weniger bedeutende Teil unserer Kette, den man gewissermaßen als Vorgebirge bezeichnen kann. Zwischen Manteler und Elfer sind die Zwölfer Spitze, das Schaffspitzel und die Kelderer Spitze. Von der Mischbachnieder steigt dann der Grat zum Schaufelspitzel empor und ohne seinen Schwung weiter zu unterbrechen zum mächtigen Habicht. Bis hierher verläuft der Grat in fast genauer Nord-Südrichtung zwischen Stubai und Pinnistal. Nun macht er eine leichte Biegung gegen Südwesten, sinkt in einer langen Zadenreihe zur Äußeren Glättenieder ab und schwingt sich zum kühnen Horn der Glättespitze auf. Von hier fällt der Grat noch viel steiler zur Inneren Glättenieder ab, einem günstigen Übergang vom Stubai ins Gschneiztal. Der nun folgende Gipfel des Glücksgrates entsendet gegen Norden einen langen, bergsteigerisch jedoch kaum bedeutenden Kamm mit den kleinen Rückfallstuppen des Goldberges und der Kleinen Rötzenspitze. Was nun im Hauptkamm folgt, gehört mit zu den unbekanntesten Gebieten Tirols. Kaum jemals verirrt sich dorthin ein Bergsteiger, hoch kreist der Adler, Marmeltiere pfeifen, und dann und wann flüchtet eine Gemse aufgeschreckt vom Klirren des Nagelschuhes. Zwerchwände, Gaischnaide und Rötzenspitze sind Namen, die den meisten Worte ohne Inhalt sind. Gewiß, keine Gipfelgestalten, die auffallen, aber um nichts weniger schön, als hundert andere, die „man“ eben kennt oder gar kennen muß. Bei der Rötzenspitze nimmt der Gratverlauf wieder seine Nord-Südrichtung ein. Die beiden folgenden Gipfel, die Äußere und Innere Wetter Spitze, kennt zwar jeder, der je im Gschneiztal als Bergsteiger weilte, ihre Besteigung aber wird verhältnismäßig selten unternommen. Steil bricht die Innere Wetter Spitze nieder zum Simminger Bchl, wo der Kamm endet und sich an das im Alpenhauptkamm liegende Massiv der Feuersteine anlehnt.

Die Vergletscherung der ganzen Kette ist überaus gering. Der kleine Habicht- und Pinnisferner sind an sich unbedeutend. Dagegen ist in der Nordflanke des Habicht der Mischbachferner eingebettet, welcher gewiß auch nicht seinem Ausmaß nach als bedeutend angesehen werden kann, seine Wildheit aber, seine zahllosen Spalten und seine drohenden Eistürme erwecken in jedem, der ihn je aus der Nähe betrachtet oder begangen hat, einen gewaltigen Eindruck, und so behauptet er sich ehrenvoll selbst neben Gletschern, die ihrer Größe nach unseren wilden Ferner duzendmal übertreffen. Auch von der Gaischnaide ziehen zwei kleine Gletscher talwärts, der eine an ihrer Südseite, der Beilgrubenferner, gleich harmlos wie der andere an der Nordseite, der um nichts größere Bergesgrubenferner. Andere Gletscher können wir nicht feststellen, insbesondere ist der „Innere Mischbachferner“ nach meinen Feststellungen nur mehr ein unbewegtes Schneefeld. Solche finden sich auch noch an einzelnen anderen Stellen, besonders an der Westseite der Inneren Wetterspitze.

* * *

Ich habe schon erwähnt, daß es völlig unbekante Teile in unserem Ramm gibt. Richtiger müßte ich eigentlich sagen, es gibt im ganzen, langen Ramm nur einen viel besuchten Berg, den Habicht. Wenn es gerade der Zufall will, wird man auf dem einen oder anderen Gipfel noch einen Menschen antreffen können; aber es ist eben schon ein Zufall. Auf den meisten Bergen jedoch wird man aller Voraussicht nach allein sein. Führt doch mit Ausnahme von Habicht und Elferspitze auf keinen Gipfel ein Weg oder auch nur eine Markierung. Die Anstiege sind zumeist lang, oftmals beschwerlich und nicht selten auch schwierig, allerdings nicht im Sinne des modernen Kletterers mit all seinem Rüstzeug, aber sicher im Sinne der meisten, die in die Berge wandern. Auch das alpine Schrifttum befaßt sich fast gar nicht mit diesem Gebiet; hin und wieder eine Ersteigungsnotiz, und sogar die neuesten Führerwerke weisen nur unzulängliche und, was bedeutend schlimmer ist, auch vielfach unzuverlässige Angaben auf. So ist es kein Wunder, daß dieser Ramm in einer köstlichen Ursprünglichkeit erhalten geblieben ist, während rings um ihn Tausende pilgern, ein Naturschutzgebiet, das nie geschützt wurde. Neben dem Fehlen von entsprechenden Weganlagen trägt daran gewiß auch der allgemeine Aufbau der Kette die Schuld. In einer wohl nur selten zu findenden durchschnittlichen Steilheit erheben sich ihre Berge aus dem Talgrund. Vergleicht man damit etwa die wohl jedermann bekannte Nordkette über dem Inntal, muß man bei ihr von einem geradezu sanften Anstieg sprechen, obwohl sie den meisten als ein Gebilde von abschreckender Steilheit erscheint. Das Gesagte gilt nun beim Habichtkamm in gleicher Weise von seiner Ost-, wie von seiner Westseite. Ganz besonders schwer zu überwinden ist aber der unterste, bis zu einer Höhe von etwa 1500 m meist mit dichtem Wald bestandene mächtige Hang auf der Stubai-er Seite. Nur wenige, kaum auffindbare Steiglein führen durch ein Gewirr von Schrofen und Wald hinauf zu den tief eingebetteten Rarmulden. Wer da etwa im Abstieg von den Gipfeln nicht Glück oder eine besonders ausgesprochene Spürnase hat, der mag sich auf unangenehme Überraschungen gefaßt machen. Dementsprechend finden wir auf dieser Seite auch nur wenige und keineswegs besonders bedeutende Weidestellen, doppelt schwer ausnützlich, da ja das Vieh durch die fast unwegsame unterste Zone aufgetrieben werden müßte. Auf der Schnitzer Seite liegen die Verhältnisse nur insofern günstiger, als der Waldbestand weit geringer ist. Erst im südlichsten Teil der Kette bessert sich beiderseits das Gelände ein wenig und bietet so Mensch und Tier weniger Schwierigkeiten. Ganz hoch oben, schon an der Vegetationsgrenze, betten sich dann eine große Anzahl geräumiger Mulden, getrennt voneinander durch plattige Grate und steile Rippen, in den Gebirgskörper ein, die der Wanderer im Tal gar nicht zu ahnen vermag. Von ihnen seien besonders die gewaltigen Rare der

Mischbachgruben, der Glätte, die Berger- und Beilgrube, die Bod- und Plattengrube, die sämtlich im mittleren Teil der Kette liegen, hervorgehoben. Staunenswert ist der Fleiß und die Arbeitskraft der Bergbauern, die hier an den steilen Hängen bis zu diesen Raren hinauf das spärliche Gras mähen und im Winter in gefahrvoller Fahrt ins Tal bringen. Die letzten Flecken Gras aber werden von den zahlreich dort weidenden Schafen ausgenützt. Ich möchte nicht versäumen zu bemerken, daß meiner Ansicht nach, obwohl ich kein Fachmann bin, der Botaniker dort oben noch manche Entdeckung machen könnte.

Schließlich sei unter diesen Vorbemerkungen noch erwähnt, daß auch derjenige, der sich etwa allzuviel auf die vorhandenen Karten verläßt, und zwar einschließlich der verhältnismäßig neuen Alpenvereinskarte des Brennergebietes, mit allerlei Überraschungen rechnen muß. Es ist zu hoffen, daß die nunmehr in Arbeit befindliche neue Stubai-er Karte das Gebiet wirklich richtig wiedergeben wird.

Wer nun unsere Berge selbst kennenlernen will, hat nicht gerade allzuviel Auswahl an Hütten und Gaststätten. Für den nördlichen Teil bis zum Habicht kommt vor allem die Ortschaft Neustift selbst in Frage, von wo aus man mit mehr oder weniger Zeitaufwand alle Gipfel vom Elfer bis zum Manteler an einem Tag erreichen kann. Eine Stunde unter dem Gipfel des Elfer steht außerdem die Hütte des Bergführers Haas, über welche ich bei der Besprechung dieses Berges einiges nachtragen will. Im Stubaital muß ferner noch das etwa 1½ Stunden von Neustift talein liegende Wirtshaus Wolderau genannt werden, von wo aus man zur Mischbachalm ansteigt. Diese letztere wird stets als Stützpunkt für die Begehung des Mischbachferners und Mischbachgrates gewählt, doch auch Manteler, Glättespitze, Glücksgrat und Gaischneide werden von ihr aus gut erreicht. Der Platz um die Mischbachalm wäre vielleicht einer der wenigen Punkte in unseren Alpen, wo wirklich Bedürfnis nach einer bescheidenen, vielleicht unbewirtschafteten Alpenvereinshütte bestünde. Gewiß ist auf der Alpe ein Heulager zu bekommen, mit welchem der Bergsteiger sonst gerne vorlieb nimmt. Aber verschiedene andere Umstände, die man besser verschweigt, lassen ihn in diesem besonderen Falle eine hoffentlich baldige Änderung erwarten. Es sei bei dieser Gelegenheit auch erwähnt, daß man im allgemeinen besser daran tut, will man die Mischbachalm erreichen, bereits einige Minuten vor Wolderau, und zwar bei der Kapelle von Gasteig, abzuzweigen und den Almweg zu benutzen, als direkt von Wolderau aus das stark verwachsene Steiglein zu begehen. Jedenfalls aber ist es zweckmäßig, sich nach Überwindung der untersten Steilstufe möglichst in der Nähe des Mischbaches zu halten, wenn es einem etwa widerfahren sollte, daß man den Steig verliert. Vom Tal bis zur Alm rechnet man ungefähr 2 Stunden. Als weiterer Ausgangspunkt kommt der Weiler Ranalet in Betracht, von wo aus man in ungefähr 2½ Stunden die Nürnbberger Hütte erreicht. Diese ist ein günstiger Standort für die Besteigung beider Wetterspitzen. Im Pinnistal ist Übernachtungsgelegenheit in der Gastwirtschaft Herzeben und in der Pinnisalm. Von besonderem Wert sind diese Unterkünfte deshalb nicht, weil sich die benachbarten Gipfel, wie schon erwähnt, auch von Neustift aus direkt in einem Tag erreichen lassen. Höchstens für den Aufstieg auf den Habicht über den Nordgrat wird man auf der Pinnisalm nächtigen. Die Hauptstützpunkte aber sind einerseits die Innsbrucker Hütte der Sektion S. T. R., Ortsgruppe Innsbruck, am Pinnisjoch und andererseits die Bremer Hütte am Ostgrat der hinteren Wetterspitze im innersten Schnitztal. Der früher beliebteste und zweifellos landschaftlich schönste Aufstieg auf die Innsbrucker Hütte führt von Neder aus durch das Pinnistal empor. Der kleine Weiler Neder, eine schwache halbe Stunde vor Neustift gelegen, wird heute bequem mit dem Autobus erreicht. Wer aber etwa zu Fuß von Fulpmes herkommt, kann schon 10 Minuten vorher beim Habichtshof von der Straße abzweigen und über den Weiler Rampl in das Tal hineinqueren. Kürzer ist es jedoch von Neder aus, dem Bach entlang aufzusteigen. Der

Weg ist durchaus gut markiert. Das Pinnistal aber gehört zu unseren schönsten Tälern überhaupt. Während westlich steile Rasenhänge bis zu dem schwarzen Urgesteinsgipfel emporziehen, steigen östlich steile Schuttreifen zwischen Latschenhängen zu gewaltigen Kalkwänden hinan. Die wundervollen Formen der Gipfel des Serleskammes bilden einen eindrucksvollen Gegenatz zum gewaltigen Talabfluß, dem Habicht, der mit einer über 1000 m hohen Steiflanke aufsteigt. Rechter Hand aber stehen über dem Taleingang, ganz am Ende des Kammes hoch über dem Urgesteinsfodel, die Kalkzacken des Elfer. Wer je in einer Mondnacht durch dieses Tal hineingewandert ist, vergißt gewiß nicht das silbrige Leuchten dieses Berges im Mondschein. In 4½ Stunden wird der Anstieg von Neder bis zur Innsbruder Hütte im Durchschnitt zurückgelegt. Erst im Tal windet sich der Weg später an den östlichen Hängen in eine Mulde unter dem Pinnisjoch empor und steigt schließlich in schönen Kehren zu ihm hinauf. Die Hütte selbst, die in ihrer ersten Form bereits im Jahr 1884 erbaut wurde, bietet heute hinlänglich Platz für fünfzig Besucher. Seit einigen Jahren zieht man aber diesem Aufstieg jenen von Gschneiz aus vor, der früher einmal geradezu verrufen war. Damals führte ein überaus schlechtes Steiglein von Innerglschnitz unsinnig steil über Rasen zur Hütte empor. Heute zweigt schon wenige Minuten hinter der Kirche ein wirklich vorbildlich angelegter Weg ab. Nur das unterste Stück, das sich an einen ausgewaschenen Graben hält, wirkt wenig einladend. Dann aber geht es fast mühelos in Kehren über Hänge hinauf zu einem Rücken, an den sich der Steig bis unter die Kalkwand hinauf klammert und in einer langen Geraden schließlich hinein bis zum Joch und zur Hütte. Der wunderbare Wechsel im Blickfeld, wenn man die Kehren emporsteigt, ist überaus reizvoll. Einmal schaut man hinaus durchs Tal und darüber hinweg zu den sanften Tuger Vorbergen, dann wieder zu den gewaltigen Gipfelgestalten der Tribulaungruppe und hat man die Kehre hinter sich, liegen die Gletscher der Feuersteingruppe ausgebreitet vor uns. Es ist ein müheloser Anstieg, der so abwechslungsreich wirkt, daß die hierfür nötigen 2½ Stunden vergehen, ohne daß man sich ihrer bewußt wird.

Nach Gschneiz, der Ortschaft, die sich in zahlreiche, zum Teil weit voneinander entfernte Einzelhöfe auflöst, gelangt man heute ebenfalls mit dem Autobus von Steinach aus. Sehr ausdauernde Beher werden von ihr aus allenfalls die Gipfel des mittleren Kamnteiles ersteigen. Es wäre ungerecht, wollte man nicht auch der landschaftlichen Schönheit dieses Tales gesondert gedenken, das eng zwischen gewaltigen Bergen eingebettet, aus dem Hintergrund vom Glanz der Ferner überstrahlt wird. Von Gschneiz aus erreicht man die Bremer Hütte, 2413 m, in vierstündigem Anmarsch. Eine gute halbe Stunde vergeht schon bis man von der Kirche aus den letzten Hof erreicht, dort, wo links das Sandestäl abzweigt, über dessen Eingang die höchste Spitze des Pflerschers drohend aufragt. Nun führt ein breiter Weg talein bis zur Alpe Lapones. Ihr sumpfiger Talboden ist jedenfalls kein besonders günstiger Weidegrund. Es mag aber wohl nicht immer so gewesen sein, denn in früheren Zeiten waren dort zwei ganzjährig bewohnte Bauernhöfe. Ein Stück hinter der Alpe findet sich eine gewaltige Talstufe, über welche der Gschneizbach mit brausendem Wasserfall niederschleift. Der Hüttenweg verläßt deshalb schon wenige Minuten hinter den Hütten den Talgrund, windet sich in Kehren durch Wald und steile Rasen aufwärts bis zur Höhe der Talstufe und quert dann hoch oben hinein zu den Böden der Siminger Alm. Ein Stücklein geht es eben hinein, dann über den vom See herkommenden Bach und weiter steigt man über den Rücken empor, der eigentlich den untersten Teil des Ostgrates der Inneren Wetterspitze bildet. Bevor der Grat steil und felsig wird, ist ein weiter, langer und ebener Absatz, auf welchem die Bremer Hütte steht. Im Jahre 1898 konnte die damals noch recht kleine Sektion Bremen ihr Haus, das dem Opfermut einiger weniger bergbegeisterter Männer im alpenfernsten Teil der deutschen Lande sein Entstehen verdankt, dem Verkehr übergeben werden. Mit Stolz mögen sich diese Männer der Tat erinnern, die

dieses Haus in eine wundervolle Umgebung am Rand der Gletscher einerseits, am Fuß gewaltiger, in voller Ursprünglichkeit erhaltener Felsberge andererseits hingestellt haben. Diese überaus gemütlche, im alten Alpenvereinstil, wenn man so sagen darf, erbaute Hütte bietet ebenfalls über fünfzig Bergsteigern Unterkunft.

Will man die Bremer Hütte aus dem Stubaital erreichen, steigt man von Ranalet, das ebenfalls im Sommer durch eine Autobuslinie mit Neustift verbunden ist, zur Nürnberger Hütte empor. Ein gut angelegter Weg führt in weitem Bogen zum Talschluss des Langentales und durch steile, plattige Schrofen, vielfach versichert, durch das Urfallgrübel zum felsigen Siminger Jöchel zwischen Innerer Wetterspitze und Feuersteinen in schwachen zwei Stunden hinan, von wo man anfangs wieder durch Schrofen, dann aber durch die Mulde heraus ohne Gefährdung in einer weiteren Stunde die Bremer Hütte erreicht. Dieser Weg, überragt von gewaltigen Gletscherbergen und mächtigen Felsgipfeln, gehört zu den beliebtesten Wanderungen im ganzen Stubai.

Zu den reizvollsten Wanderungen aber gehört meines Erachtens die Begehung des Höhenweges von der Innsbrucker Hütte zur Bremer Hütte, die sehr zu Unrecht in Bergsteigerkreisen vielfach unbeliebt ist. Es sei gleich vorausgeschickt, daß sich dieser Weg heute nicht in bestem Zustand befindet, so daß er ganz ungelübten Wanderern vorläufig nicht empfohlen werden darf. Insbesondere gilt dies in der Richtung zur Bremer Hütte, denn dann hat man die schlechtesten und keineswegs ganz ungefährlichen Wegstrecken noch dazu im Abstieg zu überwinden. Es ist gewiß kein Steig, der eine denkbar kurze Verbindung von Hütte zu Hütte herstellen will und jene, die nur solche Verbindungen und nicht auch den Weg selbst suchen, werden vielleicht keinen Gefallen an ihm finden. Es ist wirklich eine Wanderung, die als solche Anspruch darauf erheben kann, erlebt und genossen zu werden: wie der Steig erst durch grüne Rasen unter rotbraunem Gesejse durchzieht, plattenbelegt durch ein Kar emporsteigt zum letzten kleinen Schartel im Alferkamm, einem südöstlichen Ausläufer vom Habicht herab, sich steil hinabwindet durch grüne Hänge, über freundliche Böden hin nochmals tiefer hinabklettert, sich um Eden windet, über Bächlein wegsetzt, um wieder emporzusteigen bis zur Rückfallstuppe im Glättegrat, der Bramarspizze. Wer dorthin gekommen ist, mag wohl einmal rasten. Er hat ja schon bald die Hälfte des Weges hinter sich. Man möchte meinen, weiß Gott, wie weit der Habicht nun schon weg sein mag und bewundert erst jetzt die gigantische Größe dieses Berges. Man blickt hinein in die Kare, die sich bisher verborgen hielten, man bestaunt den Schwung der Grate, welche zur Glättespitze hochsteigen, man blickt hinüber zu den Firnen der Feuersteine und dann wandern die Augen immer wieder zu jenem Berg zurück, der den Weg begleitet, der sich stets ändert und doch immer gleich wild und drohend erscheint, dem Pflerscher Tribulaum. Erst der zerspaltene Scharer (Schere) der Bischhofer, wirkt er später immer geschlossener, schiebt vor sich her das Kleine Goldklappl und triumphiert schließlich als trohiger geschlossener Turm über dem Tal. Wer diesen Weg geht, der wird erst begreifen können, daß man den Pflerscher nicht mit Unrecht das Matterhorn der Stubaier Alpen nennt. — Doch wir wollen weiterziehen, noch allzuoft müssen wir tief hinab, um jenseits eines Grabens wieder gleich hoch hinaufzusteigen, und das wiederholt sich noch einige Male. Gleich das folgende Wegstück gehört im Abstieg für den Ungeübten gewiß nicht zum Unangenehmsten, denn das Steiglein ist oft von Regengüssen tief ausgewaschen, und es geht hier nicht an, die Augen vom Weg abschweifen zu lassen. Allzusteil ist die grasige Flanke und wer dort stürzt, ist um nichts besser daran, wie ein Kletterer, der in steiler Wand Griff oder Tritt verliert. Eines sei bei dieser Gelegenheit auch erwähnt. Wenn Regen den Boden aufgeweicht hat, so daß der Nagelschuh hilflos am lehmigen Grund dahingleitet, dann lasse man diese Wanderung; sie ist unter solchen Umständen sicher gefährlich. Nun schon tief unter unserer Aussichtswarte, der Bramarspizze, überschreiten wir den Bach, der aus der Beilgrube niederstürzt; hier in dieser Gegend ist der Blumenschmud beson-

ders üppig am Weg. Steile Schrofen steigen wieder über uns auf, aber in reizvollem Wechsel windet sich das Steiglein wieder aufwärts, quert nun die untersten Böden der *Bodgrube*, ein kleines Seeauge lacht uns an, zieht um den Ostgrat der *Röthenspiße*, den *Bodgrubentamm* herum und durch die obersten Weideflächen der *Traulalm*. Tief unter uns liegen verstreut ein paar kleine Hütten, die wohl zur Not Untersand geben könnten. Hundertstimmig ist das Blöken der Schafe, die neugierig dem seltenen Wanderer folgen. Wieder geht es aufwärts, diesmal über grobes Geröll zu einem Schartel hinter dem *Burgschrofen* im Ostgrat der *äußeren Wetterspiße*. Gegenüber leuchten die Firne der *Feuersteine*, näher trost der turmbewehrte Westgrat der *Schaffampfspiße*. Wieder folgt ein steiler Abstieg, plattige Stellen, wo einst *Drahtseilversicherungen* den Weg erleichterten, zwingen zur Vorsicht, weiter geht es noch abwärts, doch immer noch hoch über dem *Simminger See* vorbei und so kommen wir schließlich zu den obersten Mulden der *Simminger Alm*. Die blinkenden Fenster der *Bremer Hütte*, die uns schon von weitem gegrüßt hatten, verschwinden wieder, und im Weiterwandern fragt man sich, wie man zu ihr, die hoch über plattigen Wänden steht, wohl ohne Schwierigkeiten hinkommen mag. Man ist ein wenig enttäuscht, daß man noch bis zum *Bach* hinab muß, denn jetzt ist man schon gewaltig tief unter ihr, während man noch vor kurzem eben zum freundlichen *Obdach* hinübersah. Aber das Steiglein findet auch hier listig den Weg über *Eden*, über *Gräben*, durch *Schrofen*, es leuchten die roten *Farbkleck*, schon sieht man *Rauch* zum Himmel steigen, und dann ist es geschafft. Hat man fünf Stunden gebraucht oder sechs? Gleichgültig, der Weg war des Weges wert, und wer nun weit hinaus durchs *Schnitztal* blickt, wird sich seiner gerne erinnern, wenn er ihn in *Ruhe* gewandert.

Und nun will ich mich den Bergen selbst und den Aufstiegen, die zu ihren Gipfeln führen, zuwenden. Es würde zu weit führen hier von *Bergfahrten* zu berichten, ich muß mich vielmehr im allgemeinen darauf beschränken, ein kurzes, aber deutliches Bild von dem zu geben, was für den Wanderer *wissenswert* ist.

Elferspiße, 2499 m

Aus dunklem *Fichtenwald* zu hellem *Lärchengrün* steigt zwischen *Stubai* und *Pinnis* der *Ramm* empor. Darüber hinaus breiten sich *saftige Bergmähder* bis das Gelände *rauer* wird und schließlich *helle Kalkfelsen* vor dem *Düster* des *Zwölfers* unsern *Gipfel* bilden, der mit *gewaltiger, senkrechter Kante* gegen das *Stubai* *niederbricht*. So ist das *Bild* der *Elferspiße*, des *nördlichsten Berges* im *Habichtkamm*, wenn man von *Fulpmes* *talein* blickt. Steht man erst oben am *letzten Aufbau*, sieht man, daß kein *geschlossener Gipfelkörper* vorhanden ist. *Drei Türme* sind gegen *Nordosten* zu *vorgeschoben* und *scheinen vom Tal* aus die *höchste Erhebung* zu bilden. Nach *Südwesten* setzt sich der *Grat* mit *einigen felsigen Köpfen* fort, bildet dann die *breitere Kuppe* des *Elferhauptgipfels* und weiter folgt *Zaden auf Zaden* und *Turm auf Turm* bis zur *Zwölfernieder*.

Der nächste *Aufstieg* vom *Tal* führt von *Neder* aus ins *Pinnis* hinein zur *Alpenwirtschaft Herzeben*. Von dort *zweigt ein Steiglein* gerade beim *Gasthaus* rechts ab und *windet sich* durch *Lärchenwiesen* und *Kahlschläge* in *bequemem Anstieg* zum *Ramm* empor und führt über ihn zu einem *latschenbestandenen Abfah*, dem *Dhrensopf*, *2080 m*, wo der *Neustifter Bergführer Haas* im *Jahre 1933* eine *schöne Unterkunfthütte* erbaut hat. Mit *zwanzig Matrasenlagern* und *sieben Betten* ist sie schon ein *ganz ansehnliches Haus* an einem der *schönsten Punkte* in der *näheren Umgebung* von *Neustift*, wenn sie auch einem *bergsteigerischen Interesse* eigentlich nicht zu dienen vermag. Für den *Anstieg* von *Neder* bis zur *Hütte* rechnet man etwa *2½ Stunden*. Etwas weiter ist der *Weg* direkt von *Neustift* über die *Autalm*. Von dieser führt ein *guter Steig* unter den *Elfertürmen* durch in *mäßiger Steigung* ebenfalls zur *Hütte*

(siehe Zwölfer Spitze). Von ihr folgt man der allerdings recht spärlichen, blauen Markierung, die sich im wesentlichen an die Kammlinie hält, um schließlich durch eine Rinne auf Steigspuren nach einer weiteren Aufstiegsstunde zum Gipfelförper zu gelangen. Will man nun den Hauptgipfel ersteigen, geht man ein Stück am Grat weiter bis er zerrissen wird und hält sich nun auf guten Bändern stets in der Stubai-er Flanke. Schaut man so zum Hauptgipfel hin, glaubt man, nicht ohne Kletterei abkommen zu können. Aber er täuscht nur und versucht abzuschrecken. Man quert so lange weiter bis gerade unter dem höchsten Punkt, der von einem mächtigen Steinmann gekrönt ist, eine tiefe, von senkrechten Wänden begleitete Rinne, von einem mächtigen Block überdacht, zur Höhe emporzieht. Durch sie ansteigend und an ihrem oberen Ende links wendend erreicht man ohne jede Beschwerde, ja, fast ohne Kletterei, den Gipfel. Wundervoll ist der Talblick, überaus eindrucksvoll der Anblick der mächtigen Elfertürme, an welchen man so vorbeigewandert ist.

Will man nun ins Autengrüb- und zur Autenalm absteigen, um nach Neustift zu gelangen, kehrt man am besten bis zum Fuß der im Aufstieg rechts liegen gebliebenen Türme zurück. Wieder weisen spärliche blaue Farbflecke, an der linken Seite der von einem mächtigen Abbruch gesperrten, ins Autengrüb- niedersiehenden Rinne, den Weg. Er führt durch die Stubai-er Flanke des Hauptgipfels über brüchige Schrofen, Rasen und Geröll abwärts bis er den guten Steig erreicht, der von der Autenalm zur Zwölfer- nieder führt. Es ist aber auch möglich vom Elferhauptgipfel an ungefähr am Ramm zu bleiben, sich auf Bändern zwischen und unter den vielen Türmen durchzuwinden und so zur Zwölfer- nieder zu gelangen. Als wesentliche Richtlinie mag hierbei gelten, daß die Stubai-er Seite die günstigere ist. Endlich muß noch erwähnt werden, daß auch von der Hütte am Elfer aus über die Ostseite dieses Gipfels die Zwölfer- nieder erreicht werden kann. Man hält sich ungefähr in Hüttenhöhe auf der Pinniser Seite über die Berg- mähder hin und erreicht bald einen Schafsteig, der in die oberste Mulde des Grazen- grübels und von dort zum Joch hinaufführt.

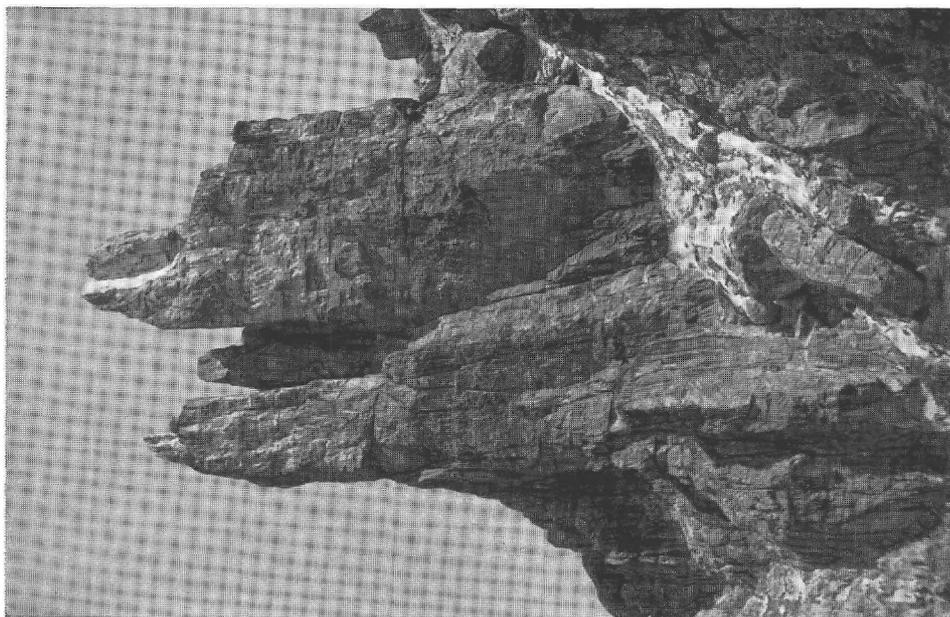
Bedeutend wilder als der Elferhauptgipfel sind die Elfer- türme, wie man diese gewaltigen Felsbastionen richtig benennen muß. Wir können süglich ihrer drei unterscheiden: den n ö r d l i c h e n, ein mehrzackiges Gebilde, deren höchste Erhebungen vom Ende der obersten Mulde, die zum Elfergrat von der Hütte heraufführt, über einen Schrofensattel und ein kleines Schartel hinweg in kurzer, unschwieriger Kletterei erreicht werden können, und die b e i d e n s ü d l i c h e n Türme, aus einem mächtigen Block gebildet, der in der Mitte gespalten ist. Die Ersteigung der Südtürme geschieht am leichtesten auf folgendem Weg: Von der schon erwähnten obersten Gratmulde geht man unter dem Nordturm, dessen Ersteigung nur wegen seines gewaltigen Tiefblickes lohnen kann, beziehungsweise unter seinem schrofigen östlichen Vorbau herum und steigt ein Stück durch die Schuttrinne, die ins Autengrüb- hinabführt, den Wänden entlang ab, bis eine tiefe Schlucht zur Scharte zwischen Nordturm und Südtürmen emporzieht. Durch diese Rinne steigt man zu den Felsen empor, durch die ein Loch ohne Schwierigkeit zum ersten Abßatz hinaufführt. Der Ausstieg aus diesem ist allerdings sehr eng, und wer allzu wohlbeleibt ist, wird am Ende dort steckenbleiben. Etwas links von der Mündung dieses Durchschlupfes führt ein tiefer Stemm- kamin empor, den man nach rechts um eine Ecke verläßt. Aber ein Band nach links querend und eine kurze Stufe überwindend, erreicht man ein Schartel an der senkrechten Wand des östlichen Südturmes. Das letzterwähnte Felsband kann man auch gleich vom oberen Ende der großen Schuttrinne aus direkt erreichen, wenn man ein unangenehmes Schotterband zwischen den Wänden über eine plattige Abbruchstelle hinweg verfolgt. Zweifellos ist dieser Weg aber viel unangenehmer. Will man nun den höheren östlichen Turm ersteigen, quert man in gleicher Höhe des zuletzt erreichten Schartels nach links um eine Ecke in die Steil- rinne, die von der Gipfelkrone niederzieht. Bis zum ersten Abßatz ist das Gestein gut,

dann aber wird der Fels enorm brüchig, weshalb der weitere Aufstieg, trotzdem er keine wesentlichen Schwierigkeiten bietet, sehr unangenehm ist. Man erreicht nun den Grat und über ihn gleich auch den höchsten Punkt. Die Erstbesteigung ist mittelschwer und bedarf ungefähr einer halben Stunde Zeitaufwand.

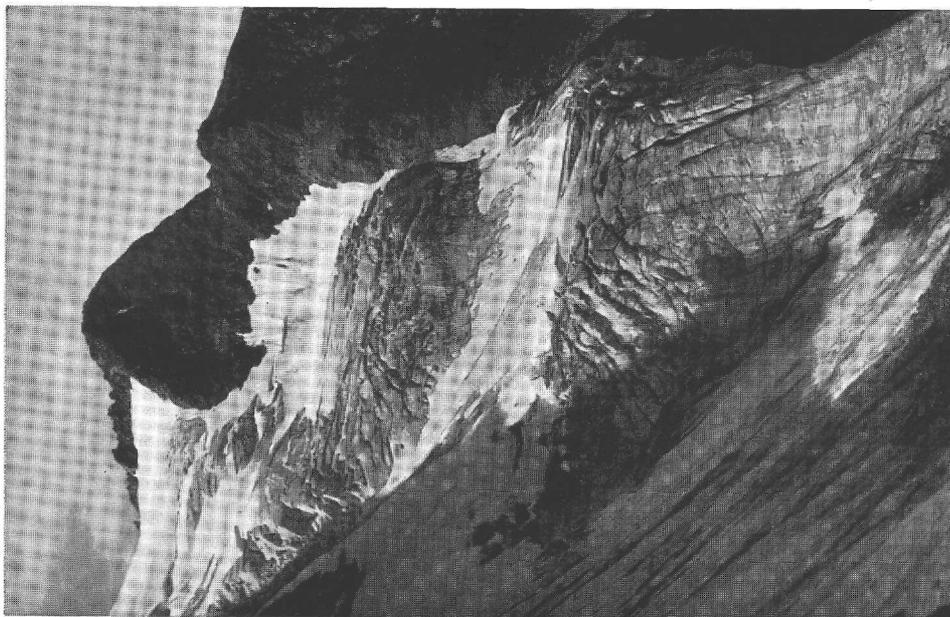
Will man den westlichen Turm ersteigen, klettert man vom gleichen Schartel über eine Kante nach rechts auf einen Felsabsatz und jenseits hinab zum Fuß der Gipfelwand dieses Turmes. Über einen fast senkrechten Absatz und einen Riß nahe der linken Turmkante wird in etwas schwierigerer Kletterei die Schneide des westlichen Südturmes erreicht.

Einen prachtvollen Aufstieg durch die fast senkrechte Wand, die etwa 150 m hoch ins Autengröbl niederbricht, haben Regensburger und Ribis aus Neustift im Jahre 1935 eröffnet. Er führt durch die Risse, die in die Scharte zwischen den Türmen führen, in teilweise äußerst schwieriger Kletterei empor. Das Gestein ist bis zur Scharte zwischen den Türmen gut und so ist dieser Weg einer der schönsten Kletteranstiege in den Stubaiern überhaupt. Von den Erstbesteigern erhielt ich folgenden Bericht: „Der Einstieg befindet sich im rechten der beiden niederziehenden Risse. Dieser ist gut griffig und führt zu einem Standplatz (Steinmann). Nun durch einen Ramin zu einem Band, über dieses nach Westen zu einem Stemmkamin mit einem Sperrblock und über ihn hinweg. Nach Überwindung eines weiteren Blockes gelangt man wieder zu gutem Stand und dann leichter über Blöcke und Schotter zum Schartel zwischen den beiden Eifertürmen.“ Ferner wurde auch die Nordwestwand des Nordturmes durch Josef Salchner aus Neustift ersteigen. Nach seinem Bericht verfolgt man den Weg von der Autenalm zur Zwölfersnieder bis dahin, wo er den Eifertürmen am nächsten kommt, quert auf einem Gamssteig unter den Türmen durch bis zur großen Schlucht zwischen Nordturm und westlichem Südturm. Der Einstieg in die Wand befindet sich links von dieser Schlucht. Man steigt über eine 10 m hohe Wandstufe gut griffig empor, erreicht einen Ramin, worauf neuerdings eine kurze Steilstufe folgt, die zu einem Riß führt. Nach ihm geht es einige Meter leicht über Wandstufen aufwärts, worauf man kurz nach rechts quert. Ein 10 m hoher Riß führt zu einem nach links aufwärts steigenden Band, welches begangen wird. Wieder folgen zwei kurze steile Wandstufen und ein sehr schwieriger Riß. Man steigt nun weiter gerade aufwärts, wobei der Fels brüchig und das Gelände zum Teil schotterig wird, bis zu einem Schartel gerade über einer gelben Wand. Von hier aus wird der Gipfel über die kurze Grat Schneide erreicht. Die Kletterzeit wird mit 2 Stunden angegeben und bemerkt, daß infolge der Brüchigkeit der Anstieg gefährlich und äußerst schwierig sei. Heinrich Pedit aus Innsbruck hat die direkte Nordwand des Nordturmes ersteigen. Der Einstieg liegt in der Falllinie des Gipfels (Steinmann). Durch einen mit mehreren Blöcken versperrten Ramin und Wandstufen erreicht man ein demooftes Band, das nach links zu einem Riß, der sehr griffarm ist, verfolgt wird. Durch ihn gelangt man auf einen guten Standplatz. Neuerlich führt ein kurzer Riß nach rechts zu einer Verschneidung, die durch ihr dunkles Gestein auffällt. Ein gut ausgeprägter Ramin und einige steile Wandstufen führen zu einer gelben Fels tafel bei dem Schartel. Über die Gratkante wurde dann der Gipfel gewonnen. Auch dieser Anstieg ist teilweise äußerst schwierig, erfordert eine dreistündige Kletterzeit und ist überdies durch Stein schlag gefährdet.

Ich mußte mich bei diesem Gipfel etwas länger aufhalten, weil die Literatur bis her nur eine Eiferspizze genannt hat und von den erst in letzter Zeit ausgeführten Aufstiegen naturgemäß überhaupt nichts zu melden wußte. Außerdem sind hier eben die Aufstiegs möglichkeiten beschränkt, während bei den meisten der folgenden Berge Abweichungen von den Wegen, die ich beschreibe, möglich sind, ohne die Erreichung des Siles zu verhindern oder zu gefährden.



Eisferrinne, Südbachferrinne



Milchbachferrinne (rechts Milchbachgrat)

Zwölfer-
spitze →
Schaf-
spitz →
Felderer-
spitze →
Manteler-
Spabicht →
Stüds-
grat →
Zwerch-
wände →
Gais-
schneide →
Stöcken-
spitze →



Spabicht von der Starfenburger Hütte



Die Zwölfer Spitze, 2562 m¹⁾

Es ist eigentlich merkwürdig, daß die Zwölfer Spitze, die hoch über dem Stubaital hinter den Kalkriffen des Elfer aufragt, so wenig Beachtung findet. Gewiß gehört sie nicht in den Kreis der Dreitausender, gewiß kann sie sich nicht eines weißen Firnkleides rühmen, aber sie blickt so auffallend ins Tal hinab, hinab in jeden verborgenen Winkel und hinaus bis zu den Karwendelbergen, daß man sie eigentlich aufsuchen müßte, wollte man das Tal und seine Berge richtig kennenlernen. Ebenso unbekannt wie sie selbst ist der überaus reizvolle Weg, der vom Neustifter Verschönerungsverein angelegt wurde und wirklich bequem zur Einsattelung zwischen Elfer- und Zwölfer Spitze, der *Zwölfer- und Elfer* emporführt. Ihn zu verfolgen überschreitet man in Neustift hinter der Kirche den Ruezbach und trifft dort gleich auf eine Wegtafel, die auf ihn aufmerksam macht. Er ist wohl eingehalten und führt in schönen Rehren durch den Hochwald empor, bietet immer wieder wundervolle Tiefblicke auf das Dorf, das, wie aus einem Baukasten aufgestellt, im Talgrund steht, überschreitet die Wasserläufe und quert schließlich weit nach Süden zur Autenalm auf ungefähr 1600 m Höhe. Sie selbst bietet einen Anblick, der sich wundervoll in die Landschaft schmiegt, die ringsum steil empormuchtet. Da sind die gewaltigen rotbraunen Türme, die Wände und Zäden des Elfer, die gleich Dolomitenburgen hoch über das Grün der Lärchen hinauswachsen, da sind die rasenedeckten Berge gegenüber im Ramm zwischen Obernberg- und Unterbergtal, da leuchten die Firne an der Ruderhospitze aus dem Hochmoos herüber und tief unten schlängelt sich der Bach hinaus durchs Tal. Die Alm selbst hat eine bescheidene Gastwirtschaft, doch ohne Unterkunft. Schon hierher lohnt sich der Weg. Wer auf einen Gipfel verzichten will, mag noch eine halbe Stunde dem Steig nach weitergehen bis zum *Sünderegg*, einem wundervollen Platz an der Waldgrenze im Nordgrat der Zwölfer Spitze. Noch weiter und freier ist dort der Blick. Vom *Sünderegg* führt ein allerdings nur schlechtes Steiglein hinein in die äußere Klammerberggrube zur bescheidenen Klammerbergalm, von wo aus ein Aufstieg ins Tal hinab auf schlechtem Steiglein möglich ist. Dies sei nur nebenbei gesagt, weil gerade hier die Karte keinerlei verlässliche Auskunft gibt. Wir aber wollen bergwärts wandern. Durch Lärchen- und Zirbelbestände geht es nun mäßig steil ins Autengrübl. Es ist ein gewaltiger Kessel, wo die Neustifter Jugend gerne im Frühjahr ihre Schikünste verwertet. Es ist beklagenswert, daß selbst die Junsbruder Bergsteiger diese Gegend kaum kennen. In weitem Sitzack führt der Steig an der Elferseite empor bis zu den Wänden, von wo er hoch über einem Schrofengürtel gegen Süden zu die Zwölfernieder erreicht. Der Zeitaufwand bis zur Alpe beträgt zwei gemächliche Stunden und etwa 1½ Stunden weiter bis zum Joch. Wer nun den Gipfel der Zwölfer Spitze möglichst leicht erreichen will, mag jenseits bis zum obersten Boden des Grahengrübels, jenes Rares, das von der Zwölfer Spitze und dem quergelagerten Schaffpizl umgrenzt wird, absteigen und sich jener Grasflanke zuwenden, die rinnenartig von der Scharte zwischen dem Haupt- und Vorgipfel des Berges herabzieht. Aber sie erreicht man ohne jede Kletterei den obersten Aufbau, und nun geht es über einige plattige Felsen zum Gipfel. Reizvoller aber ist es dem Nordostgrat zu folgen, wobei man die oftmals plattigen Zäden meist an der Nordseite umgehen kann und so zum Vorgipfel gelangt. Ein kurzes, scharfes Gratstück führt in die Scharte, und dann erreicht man wie beim ersten Aufstieg den Gipfel. Für jeden der beiden Anstiege benötigt man etwa eine Stunde von der Zwölfernieder aus. Die Schwierigkeiten am Grat sind unbedeutend, der Anstieg über ihn ist wegen des Ausblickes vorzuziehen. Auch vom *Sünderegg* über den Nordgrat kann der Gipfel oder, genauer gesagt, der Vorgipfel in etwa zwei Stunden

¹⁾ Diese und die folgenden Höhenzahlen halten sich an die Vermessung für die Neuaufnahme der Stubai-er Karte des D. und S. U.-B.

erreicht werden. Dieser Grat ist jedoch steiler und plattiger, das Ausweichen in die Flanke ist nicht immer leichter als der Grat selbst, doch ist auch seine Begehung möglich, ohne daß man auf ernsthafteste Schwierigkeiten stößt.

Wie man erwarten muß, ist die Schau vom Gipfel eine überaus lohnende. Von kaum einem anderen Punkt aus bieten die zentralen Stubai-er ein so abgeschlossenes, harmonisches Bild. Offen liegen vor dem Bergsteiger die gewaltigen Wände der Kirchdachspitze und Ilmspitze, dahinter grüßen die Tribulaune und weit im Süden das Felsenreich der Dolomiten. Aber fast am schönsten ist der Blick in die Tiefe, ins Tal.

Kehren wir zur Zwölfernieder zurück, haben wir die Wahl, ob wir nun am Aufstiegs-
weg heimkehren wollen oder kurz vor der Autenalm dem gleichfalls markierten Steig folgend, unter den Wänden des Elfers hintwandern und der Hütte am Ohrenkopf einen Besuch abstatten. Wir können aber auch durchs *G r a s e n g r ü b l* zur Pinnisalm hinabsteigen. Der Weg dorthin ist im oberen Teil freilich schlecht, und die roten Markierungsflecke wird sich der Angeübte manchmal erst suchen müssen. Er ist aber nicht zu verfehlen, wenn man sich einfach in der tiefsten Mulde hält. Wo diese aufhört, bei einer recht bescheidenen Almhütte, wird der Steig erst deutlich und weiter unten sogar gut. Ohne Anstrengung überwindet man dort die überaus steilen Hänge, die ins Pinnistal niedergleiten. Auch auf diesem Weg gibt es reizvolle Ausblicke in Hülle und Fülle. Eine Zeitangabe zu machen ist mit Rücksicht auf die allzugroße Verschiedenheit der Gangart bei steilem, aber gefahrlosem Abstieg kaum möglich, wer schnell geht braucht aber bestimmt nicht mehr als eine Stunde für die Überwindung von fast 1000 *m* Höhenunterschied.

Schafspizl, 2663 *m*

Daß dieser Berg mit einer Verkleinerungsform bezeichnet wird, ist eigentlich unrichtig, denn er ist ein mächtiger, breiter Gipfel. Trotzdem er die Zwölfer Spitze wesentlich überragt, lohnt er aber für sich allein doch kaum einen Besuch. Nur wer in die unbekanntesten Räre der Westseite und in die gewaltige Nordflanke des Habichts einen belehrenden Einblick erhalten will, mag ihn bestiegen. Der Berg kann über alle seine Flanken ohne Schwierigkeiten erreicht werden, wobei sich zur Umgehung einzelner, zum Teil brüchiger, zum Teil plattiger Felspartien genügend Gelegenheit bietet. Am leichtesten und kürzesten ist seine Erstigung wieder aus dem Grasengrübli und die Nordflanke, wo man sich fast in der Gipfelfalllinie halten kann. Von der Zwölfernieder genügen fünf Viertelfunden für diesen Anstieg. Leicht ist der Aufstieg auch über den Südgrat, doch ist der Zugang zur Scharte zwischen Schafspizl und Keldererspizze sehr mühsam, denn es führt dorthin nicht einmal eine Wegspur. Am ehesten wird der Gipfel wohl noch von der Zwölfer Spitze her bestiegen werden. Der Abstieg von der letzteren in die erste Grat-scharte scheint steil und schwierig. Geht man ihn aber einmal an, dann flieht man gleich seine Harmlosigkeit. Mächtige Blöcke sind aufeinander geschichtet und führen wie eine Stiege abwärts. Es ist aber eine gute Stunde nötig, um den Übergang durchzuführen, denn eine Reihe von Saden sind zu überklettern oder an der günstig geschichteten Westseite zu umgehen. Sind auch keine ernstlichen Schwierigkeiten vorhanden, so erfordert der Weg doch Vorsicht und volle Aufmerksamkeit. Ein gewaltiger Steinmann schmückt den Gipfel. Die Aussicht ist, trotzdem er nicht unwesentlich höher ist, weniger schön, besonders aber weniger harmonisch als vom Zwölfer. Den Botaniker mag es interessieren, daß im Nordgrat auf über 2500 *m* Höhe ein kleines Zirbelbäumchen zu finden ist. Es dürfte dies der höchste Standort in den Ostalpen sein.

Keldererspizze, 2695 *m*

Mit diesem Gipfel treten wir in ein nur sehr selten begangenes Gebiet, fehlen doch alle irgendwie erhaltenen Zugangswege und fehlt auch der Fernblick als Anziehungs-

punkt, da der schon recht nahe gerückte Habicht einen großen Teil des Rundbildes verdeckt. Dementsprechend ist auch nicht damit zu rechnen, daß für die Keldererspitze oder den Manteler weitere Kreise überhaupt jemals Interesse aufbringen werden. Letzterer aber hat wenigstens in seinem *Ujba* gegenüber unserer Keldererspitze, die nach allen Seiten ziemlich steil mit unangenehmen, grasdurchsetzten Schrofen abfällt und so auch in ihrer Erstiegung selbst keinen Anziehungspunkt aufzuweisen vermag, einen Vorteil. Wer sie ersteigen will, benützt am besten den Weg, der von der Pinnisalm im Pinnistal zur Zwölfnieder aufwärts führt bis zu einer großen, verfallenen Almhütte. Von dort zieht sich ein Steig, der allerdings im Rasen öfter unkenntlich wird, dem ganzen Hang entlang in ungefähr 2000 m Höhe südwärts bis in das Kar unter der *Mischbachnieder*. Man verfolgt diesen Weg bis um den Ostgrat des Schaffspihls herum, steigt dann durch die Mulde bis knapp unter das Joch (2574 m) zwischen ihr und der Keldererspitze weglos empor und erreicht durch eine Rinne ohne besondere Schwierigkeiten den nördlichen Vorgipfel. In einer weiteren Viertelstunde wird über den Grat der höchste Punkt gewonnen, wobei lediglich der letzte Gipfelaufbau mittelschwere Kletterei erfordert. Dieser Anstieg dauert von der Pinnisalm aus ungefähr 4 Stunden. Kommt man vom Schaffspihl her, so steigt man über dessen Südgrat ohne Schwierigkeiten in einer Viertelstunde zum Joch hinab, quert nach links zur erwähnten Rinne und erreicht wie vorher den Gipfel. Der Übergang bedarf einer schwachen Stunde. Dieser Weg scheint mir empfehlenswerter als der erstere. Man kann aber auch den Schaffsteig bis in die nächste Karmulde verfolgen, gewinnt wieder pfadlos die Scharte zwischen Manteler und Keldererspitze und klettert über den Südgrat der letzteren ohne besondere Schwierigkeiten zum Gipfel. Von den nord- und südwärts gelegenen Einsattelungen kann man von der ersten in die Äußere und von der letzteren in die Innere Klamperberggrube absteigen, wobei man allerdings unschwierige, aber unangenehme Schrofenhänge zu begehen hat.

Manteler, 2814 m

Der Manteler ist der letzte, selbständige Gipfel im Kamm nördlich vom Habicht. Im wesentlichen gilt für ihn das gleiche, wie von der Keldererspitze. Steigt man aus der Scharte nördlich des Gipfels über den Grat empor, so gewinnt man einen vorgelagerten Kopf in einer schwachen halben Stunde ohne Schwierigkeit. Dieser bricht jedoch steil ab, und die Überwindung dieses Absatzes ist zumindest recht unangenehm und nicht leicht. Der Weiterweg bietet dann keinerlei Schwierigkeiten mehr. Steigt man etwa durch die *Innere Klamperberggrube* empor, dann tut man am besten daran, sich in den steilen aber nicht schwierigen Westhängen möglichst nahe gegen den Gipfel zu halten. Wer dagegen von der *Mischbachalm* aus geht und den Anweg in das vorgenannte Kar nicht machen will, kann in den steilen Rasenhängen und Schrofen unterhalb des Nordwestgrates emporsteigen. Es bleibt dann ganz dem Geschmac und der Kletterfreudigkeit des Betreffenden überlassen, ob er diesen Grat früher oder später selbst betreten will. Jedenfalls aber möge man sich nicht darauf einlassen zu tief zu bleiben, da sich gegen den Südgrat hin die Schwierigkeiten immer mehr vergrößern. Der *Nordwestgrat* selbst weist eine Reihe plattiger Stellen auf und bietet mittelschwere Kletterei. Steigt man durch das Kar unter der *Mischbachnieder* von Süden her auf, so sieht man ungefähr aus der Mitte zwischen Vor- und Hauptgipfel eine auffallende, gelbe, lehmige Rinne herabziehen. Diese führt ohne Schwierigkeiten zum Gipfelgrat, ist aber wegen der großen Steilheit nur recht mühsam zu begehen. Vom alpinen Interesse ist dagegen die gewaltige *Gratkante*, die vom Manteler zur *Innere Mischbachnieder* herabbricht. Diese Kante bietet einen der eindrucksvollsten Anblicke im gesamten Habichtkamm und, ich übertreibe nicht, wenn ich offen zugebe, daß ich derartig

schroffe Aufschwünge eines Urgebirgsgipfels in den Ostalpen selten getroffen habe. Um diese Kante zu begehen, ist es vorerst nötig, die Innere Mischbachnieder (2642 m) zu erreichen. Aber selbst dieses Joch ist nur unter ganz wesentlichen Schwierigkeiten zu gewinnen. Kommt man vom Süden, so hält man sich in jener Rinne, welche von der tiefsten Einschaltung niederzieht. Besonders die letzten zwanzig Meter sind eine sehr unangenehme Kletterei in plattigem, rasendurchsetztem Fels. Von der Mischbachalm aus wird es am besten sein, sich möglichst weit links gegen den Manteler zu halten und dann, schon beinahe in Schartenhöhe hineinzugueren. Man kann aber auch ein kleines Stück den Mischbachferner am nördlichen Rand emporsteigen fast bis unter die Schaufelspitze. Dort emporsteigend gewinnt man ein Band, das ebenfalls schwierig zur Scharte hin leitet. Der direkte Aufstieg von Westen, bei welchem man etwas rechts der Scharte bleiben muß, ist in gleicher Weise schwierig wie gefährlich. Über die Ersteigung der Südkante sind im Schrifttum nur einige Hinweise zu finden. So schreibt Spöttl in der Osterreichischen Alpenzeitung 1901, er habe die südlich folgende Schaufelspitze nach Ersteigung des Manteler direkt über den Verbindungsgrat erreicht. Irgendwelche nähere Angaben fehlen. Nach einem Bericht in der gleichen Zeitschrift aus dem Jahre 1921 hat Hagspiel mit mehreren Gefährten am 16. 10. 1921 den Südgrat begangen. Von der Mischbachnieder weg hielt er sich in schwerer Kletterei stets an der Gratkante bis zum großen Aufschwung. Von dort querte er nach links auf einem Bande ungefähr 20 m in die Südwestwand und erreichte durch einen Ramin und später über gut griffigen Fels den südlichen Vorgipfel und in ungefähr 10 Minuten von dort aus den Hauptgipfel. Eine weitere Zeitangabe fehlt. Jedenfalls ist auch dieser Bericht sehr knapp, denn ich halte den unteren, bereits schwierigen Teil doch noch für ganz wesentlich leichter als den darauffolgenden Steilaufschwung. Sicherlich bedarf diese Tour eines großen Könnens, dürfte aber eine außerordentlich eindrucksvolle Urgefesteinkletterei bieten.

Schaufelspizl, 2834 m

Ich wähle bewußt im Gegensatz zur Karte die Verkleinerungsform, denn diese ist bei den Einheimischen üblich, entspricht weitaus besser der ganz untergeordneten Bedeutung dieses Gipfels und unterscheidet ihn gleichzeitig von der Schaufelspitze im Zentralkamm. Der leichteste Aufstieg führt über die *D s t s e i t e*. Man steigt von der Karalm im Pinistal gegen die Mischbachnieder hinan und erreicht eine vom Gipfel herabziehende Gratrippe. Aber Felsstufen, Platten und Rasen steigt man, immer möglichst nahe an ihr bleibend, mittelschwer zum Gipfel empor. Ebenfalls von Hagspiel und Gefährten wurde die Nordwestwand durchstiegen. Von der Mischbachalm hält man sich bis zum äußeren Rand des Mischbachfernens. Unter seinen Eisbrüchen steigt man über loses Blockwerk zum Fuß der Wand. Der Einstieg befindet sich direkt in der Falllinie des Gipfels bei einer Plattenrinne, welche sich, von einem links befindlichen Köpfl verdeckt, dort aufwärts zieht. Diese Rinne verflacht sich nach ungefähr einer Seillänge und geht in schräge Plattenschüffe über. Nach ungefähr 30 m folgt ein kurzer Wandgürtel, der schwierig zu überwinden ist. Oberhalb desselben ziehen einige Zeit leichtere Hänge empor, bis die Wand jäh zum Gipfel aufsteigt. In geradem Anstieg klimmt man über die Platten empor bis zu einem grasdurchsetzten Band, welches nach rechts südlich der Schaufelspitze zum Hauptgrat führt. Von diesem Band gingen die Erstersteiger einige Meter nach links aufwärts zu einem senkrechten Riß, dann nach rechts zu einer Kante, hinter welcher in schöner Kletterei der Gipfel erreicht wurde. Sie benötigten von der Mischbachalm weg ungefähr 3 Stunden.

Geht man von der Mischbachnieder über den *N o r d g r a t*, so hat man erst einen kleinen Turm zu überwinden, wobei man knapp links der Kante desselben in die erste Scharte absteigt. Der nächste Turm wird mittelschwer überklettert, und es folgt nun ein

breiter, plattiger Grat auf den nächsten, den großen, gegen Osten hin abfallenden Plattenschuß überragenden Kopf. Der nächstfolgende Zaden wird auf einem Band östlich umgangen. Auf schmaler Gratschneide klettert man nun bis kurz vor deren Ende. Hier ist es möglich, durch einen schwach überhängenden Riß die Scharte zu gewinnen. Vor dem nächsten, sehr steil aufsteigenden Turm steigt man durch eine Steiltrinne nach links zum oberen Rand des großen Plattenschusses ab. Man quert diesen schwach aufwärts zu einem Spalt, der durch den Bergkörper und einen abgesprengten, mächtigen Block gebildet wird. Hinter diesem windet man sich durch und kommt so auf den nunmehr breiten, plattigen Rücken, über den man nach rechts wieder zum Hauptgrat zurückkehrt. Man verfolgt nun teils den Grat direkt, teils hält man sich etwas links desselben bis zum letzten Steilaufschwung, der wieder linkshaltend über gutgestufte Platten überwunden wird. Hierfür ist eine durchschnittliche Kletterzeit von 2 Stunden anzusehen. Dieser Aufstieg ist die Fortsetzung oder besser gesagt, der untere Teil des Habichtnordgrates, wie auch der Gipfel selbst nur als mächtigerer Kopf in diesem gewaltigen Grat erscheint.

Habicht, 3277 m

„Der Hager im Gschnitz, der Willerspiz und die Martinswand sind die Höchsten im Land.“ So heißt ein alter Tirolerspruch. Gewiß hat man auch damals schon gewußt, daß es nicht die höchsten Berge Tirols im wörtlichen Sinne sind, die in diesem Satz aufgezählt werden. Es kann sich hier nur um einen Hinweis auf die volkstümlichsten, auffallendsten Gipfel unseres Landes handeln. Welcher Berg hierbei als Willerspiz bezeichnet wird, läßt sich wohl nicht feststellen, jedenfalls aber dürfte er nicht die heute so benannte Willerspiz sein. Der Hager aber, wie der Habicht im Volksmund heißt, gehört fürwahr zu den gewaltigsten Bergen von ganz Tirol. Selten ragt ein Berg so wuchtig und so geschlossen über den Tälern auf, wie dieser Gipfel, der mit Recht dem ganzen Kamm den Namen gibt. Dunkle Felswände steigen in breiter Flucht auf, und lassen die Mehrzahl der Grate, die zwischen ihnen liegen, fast nur mehr als unbedeutende Kanten erscheinen. In diesen Wandfluchten eingebettet liegen kleine Gletscher, von welchen der *Mischbachferner* wohl einer der wildesten in ganz Tirol ist. Als Ausichtsberg verdient der Habicht an erster Stelle unter allen Stubai-er, ja vielleicht unter allen Tiroler Bergen genannt zu werden. Steht man auf seiner Spitze, glaubt man im Mittelpunkt eines ungeheuren Kreises von Bergen zu sein, von den fernsten Dolomitgipfeln bis zur ganzen langen Kette der Nördlichen Kalkalpen, von der Passieerspiz bis zum Dachstein, von der Wildspiz bis zum Benediger liegt das Land offen vor unseren Augen. Immer wieder aber schauen wir am liebsten hinunter ins deutsche Südtirol, das aufgeschlossen vor uns liegt.

Zum erstenmal wurde der Berg vermutlich durch Thurwieser am 1. September 1836 erstiegen. Heute gibt es am Habicht kaum mehr eine Wand oder eine Gratrippe, die nicht begangen worden wäre. Trotzdem werden aber eigentlich nur zwei Aufstiege häufig ausgeführt. Das ist vor allem der versicherte Steig, welcher von der Innsbrucker Hütte in ungefähr 3 Stunden zum Gipfel führt, und der Aufstieg von der Mischbachalm über den Mischbachferner.

Der Weg von der *Innsbrucker Hütte* zum Gipfel gilt als ausgesprochen leicht; und wenn man ihn nach wirklichen Schwierigkeiten beurteilen will, so ist dies auch richtig. Der Steig führt von der Hütte zuerst über eine, dem Bergkörper südöstlich vorgelegte Rampe hinan zu einer Gratrippe, an welcher er sich steil aufwärts windet, bis er diese gegen die Pinniser Seite zu überschreitet, führt nun in dieser Flanke wieder in zahlreichen Windungen empor bis zur Ostede des Berges und dann über den kleinen Habichtferner zum letzten steilen Felsaufbau des Gipfels. An den schwierigeren Stellen sind Drahtseile angebracht, aber der Angeübte wird trotzdem manchmal die Versicherung

als unzulänglich betrachten und hilflos umherblicken, wenn der Steig plötzlich unvermutet seine Richtung ändert, um sich über kleine Felsstufen, brüchige Rinnen oder plattige Felsen emporzuziehen. Wer aber auf der schon erwähnten Rampe steht und zu der gewaltigen steilen Wandflucht emporblickt, durch welche der Weg aufwärtszieht, der erkennt auch sofort die Gefahr, die dieser einfache Anstieg für Jedermann birgt. Eine kleine Unachtsamkeit, ein bloßes Stolpern wird in den meisten Fällen bereits zum Verhängnis. Es ist eine alte Erfahrungstatsache, daß gerade der Angeübte bei einem kleinen Mißgeschick, etwa bei einem bloßen Straucheln, die Beherrschung über seinen Körper verliert und dann wird er sich nicht vor einem folgenschweren Absturz bewahren können. Zu zahlreich sind an diesem Berg bereits die tödlichen Unglücksfälle, als daß ich nicht auf diese Gefahr ausdrücklich hinweisen müßte. Wer auf dem gewöhnlichen Weg vom Habicht absteigt, ist versucht, über den mäßig geneigten *H a b i c h t f e r n e r* abzufahren und kostet dieses Vergnügen gerne aus, soweit es ihm möglich und ungefährlich erscheint. Aber auch dieses Abfahren hat bereits zahlreiche Todesopfer gefordert. Der Gletscher nimmt gegen das Pinnistal plötzlich an Neigung zu und endet unvermittelt über der gewaltigen Wandflucht, mit welcher der Berg in das Pinnistal abstürzt. Darum muß auch darauf aufmerksam gemacht werden. Wesentlich besser ist es dagegen, vor Erreichung des östlichen Vorgipfels durch eine Rinne gegen Süden in die *G l ä t t e - g r u b e* abzufahren oder allenfalls, wenn der Schnee nicht ganz hinunterreicht, dort abzustiegen. Diese Seite ist viel harmloser, und hat man das Kar erreicht, wendet man sich in einem rechten Winkel ostwärts und steigt über eine harmlose Plattenstufe zu den Böden herab, über welche der Verbindungsweg von der Innsbrucker Hütte zur Bremer Hütte leitet. Besonders im Frühjahr, bei reichlicher Schneelage, ist dieser Abstieg sehr zu empfehlen.

Wer von der Glättespitze kommend die mühselige und nicht ungefährliche Überkletterung des Verbindungsgrates vermeiden will, kann vom *G l ä t t e f e r n e r* durch eine aus der innersten Mulde steil zum Habichtgipfel emporziehende Plattenrinne aufsteigen. Man hält sich hierbei zuerst im Grund der Rinne und dann, je nach den Verhältnissen, besser an ihrer rechten Begrenzung. Der Anstieg ist jedoch etwas steinschlaggefährlich und teilweise durch die glatten Platten ziemlich erschwert. Gegenüber der Gratüberschreitung hat er jedoch den großen Vorteil des kaum halben Zeitaufwandes.

Zweifellos der schönste Anstieg ist der *E i s w e g* über den *M i s c h b a c h f e r n e r*. Wir haben ja nicht allzu viele Eisturen, die man als klassisch bezeichnen kann. Gewiß gibt es eine Reihe schöner Eiswände, gerade auch in den Stubai Alpen, die aber doch größtenteils schon als recht schwere Fahrten bezeichnet werden müssen. Der Mischbachferner aber mit seinen drei gewaltigen Eisbrüchen ist für einen guten Geher sicherlich zu machen. Wer die überaus steile Gipfelwand scheut, kann vor dem dritten Bruch nach rechts hinaus zu einem Grat, den ich als Mischbachgrat bezeichnen möchte, queren und erreicht so über mäßig schwierige Felsen den Gipfel. Will man diesen klassischen Weg gehen, wandert man von Neustift hinein nach Volderau, steigt hinauf zur Mischbachalm, wo man die Nacht verbringt. Von ihr aus hält man sich südöstlich durch grobes Blockwerk in die innere Mischbachgrube und erreicht so den Gletscher. Von links nach rechts wird der erste Bruch überwunden, in der Mitte der Mulde steigt man empor und quert wieder von links nach rechts die Eismülde des zweiten Bruches, und wer nun genug der Eisarbeit hat, der benützt nun die schon oben erwähnte, sogenannte „*Rneifroute*“. Nun wird die Arbeit wesentlich schwerer, will man den Ferner seiner ganzen Länge nach begehen. Wie bei allen Eisanstiegen läßt es sich nicht eindeutig sagen, wo man gerade am besten geht. Meistens aber wird es zweckmäßig sein in der Mitte des dritten Bruches gerade emporzuhaufen. Nun geht es die oberste Gletschermulde hinan. Sind die Verhältnisse gut, so wird man sich nicht scheuen von der Randflucht in einer Geraden die steile Gipfelwand zu durchsteigen. Sonst aber geht man ebenfalls ungefähr bis unter den

Gipfel zur Randluft und hakt dann eine Stufenreihe nach rechts heraus zum obersten Teil des Mischbachgrates. Wie die Verhältnisse aber auch immer sein mögen, dieser letzte Teil erfordert bereits ein hohes Maß von Können, Mut und Sicherheit. In diesem Zusammenhang muß ich erwähnen, daß dieser Aufstieg nun bereits einige Male im späten Frühjahr mit Schiern, besser gesagt mit teilweiser Benützung von Schiern ausgeführt wurde. Es ist eine alte Erfahrungstatsache für uns, daß so mancher Eisweg, der im Sommer ganz wesentliche Schwierigkeiten bietet, im Frühjahr bei Firn bedeutend leichter begangen werden kann. Daran hindert auch nicht die Steilheit des Geländes, denn wenn der Schnee gut ist und keine Lawinengefahr vorhanden ist, kann man sich da allerlei leisten. So haben die Winterbegeher tatsächlich ihre Bretter zum allergrößten Teil angeknallt lassen können. Trotzdem ist natürlich eine solche Bergfahrt nicht jedermanns Sache, denn neben einem großen schitechnischen Können ist hierbei vor allem eine langjährige Erfahrung für die Beurteilung der Verhältnisse, insbesondere für die Lawinengefährlichkeit, notwendig.

Ich selbst erinnere mich noch gerne an jenen Tag, als ich zum erstenmal den Mischbachferner, es war allerdings nur die „Kneifroute“, begangen habe. Damals war diese Bergfahrt für mich die erste, die ich wirklich im Eis ausgeführt habe. Schon das Schaukeln der Laternen in dunkler Nacht, das Suchen nach der Steigspur im groben Gelände, die ersten fallenden Steine, als wir in den Bereich des Eises kamen, haben auf mich einen unvergeßlichen Eindruck gemacht. Dann kam die erste wirkliche Eisarbeit, die vielleicht damals etwas allzu sorgsame Stufenarbeit, die Befriedigung nach der Überwindung der ersten Schwierigkeiten, das Gehen durch die Mulde, das mir wie eine Rast schien, der neuerliche Kampf und schließlich der Aufstieg zum Fels, den ich längst gewohnt war und am Gipfel die Freude über unsern Weg und die weite Schau an einem wundervollen Tag. Damals war es noch ganz selten, daß der dritte Bruch und die Gipfelwand durchstiegen wurden. Heute sieht man fast an jedem schönen Sonntag die Stufenleiter in der mächtigen Schlußflanke. Es ist ein deutliches Zeichen für die Entwicklung des Könnens gerade unserer Jungmannschaft. Und so ist denn auch der Habicht gerade für sie eine wirkliche Schule für das Eis geworden.

Ein weiterer Aufstieg auf den Habicht führt über den westlichen Nordgrat, welcher die beiden Mischbachgruben voneinander trennt, empor. Ich habe für ihn bereits in diesem Aufsatz einmal die Bezeichnung Mischbachgrat, um Verwechslungen zu vermeiden, vorgeschlagen. Dieser Anstieg ist ein reiner Felsweg, der erstmalig im Jahre 1921 durch Delago und Hagspiel begangen wurde. Man steigt von der Mischbachalm durch die äußere Mischbachgrube aufwärts dorthin, wo knapp westlich des Ferners eine steile Gratflanke den Anstieg bildet. Auf dieser geht es steil, aber nicht schwierig zum ersten Gratkopf empor. Stets am Grat bleibend übersteigt man in schöner Blockletterei einen zweiten und dritten Gratkopf und gelangt etwas absteigend zu einem Sattel, von welchem das letzte Gratstück aufragt. Steile Plattenschüffe, die zum Teil mit Moos und Flechten überzogen sind, bieten auch hier anregende Kletterarbeit. So erreicht man schließlich in etwa fünf Stunden von der Mischbachalm aus die westliche Schulter des Habicht und leicht den Gipfel selbst. Besonders eindrucksvoll ist der ständige Ausblick auf den Mischbachferner.

Auch die ungeheure Steifflanke, die vom Habicht ins Pinnistal abfließt, ist bereits durchstiegen worden. Hierüber berichtet Moschitz in unserer Zeitschrift vom Jahre 1920. Es ist jedoch die Enttäuschung über diesen Anstieg aus jeder Zeile der Beschreibung deutlich herauszulesen. Was eine gewaltige Wand scheint, löst sich in tausenderlei Platten und Wändchen und Grassleden auf, die Neigung ist im Durchschnitt zwar eine sehr große, dennoch hat man nirgends den Eindruck einer wirklichen Wand, und die Kletterei selbst bietet keinerlei Reiz. Die Erstersteiger gingen von der Karalm im Pinnistal aus, hielten sich zum mittleren der drei großen Firnfelder, welche am Fuß der

Wand liegen, stiegen rechts von einem kleinen Wasserfall empor und erreichten so einen bereits von unten deutlich sichtbaren, dreieckigen Grasfleck. Im geraden Anstieg ging es über die Schrofen empor, und in der unglaublich kurzen Zeit von 4 Stunden nach ihrem Aufbruch standen sie bereits am Gipfel.

Der letzte erwähnenswerte Aufstieg ist jener von der Mischbachnieder über den östlichen Nordgrat, den man mit Recht als den eigentlichen *Nordgrat* bezeichnen muß. Diesem Grat entragt das früher besprochene Schaufelspißl. Die Führerwerke befassen sich mit diesem Anstieg fast gar nicht, sondern erklären nur kurzerhand, daß man den Gipfel auf diesem Weg in mäßig schwieriger Kletterei erreichen kann, wobei die Zeitangaben schwanken. Der Bericht der Erstersteiger Ampferer und Hammer, welche diese Bergfahrt am 29. Juni 1901 ausführten, ist kurz und unzulänglich. Der Grat sinkt vom Schaufelspißl zuerst in einer Steilstufe gegen Süden zu ab, bildet dann eine scharfe, turmbewehrte Schneide und schwingt sich weiter in gleichmäßiger Steigung empor, nach oben zu breiter und blodiger werdend. Die Steilstufe am Schaufelspißl haben die Erstersteiger westwärts umgangen, die Zaden größtenteils überklettert oder ostseitig sehr schwierig vermieden. Der Gesamtzeitaufwand von der Karalm über den Ostgrat zum Schaufelspißl und weiter zum Habicht betrug 11 Stunden. Leider habe ich diesen Bericht erst nachträglich gefunden. Als ich mich daran machte, diesen Aufsatz niederzuschreiben, war ich mir klar, daß ich diesen Grat unbedingt begehen müsse, um die Lücken in den Führerwerken schließen zu können. Die Schwierigkeitsbezeichnung in diesen Angaben aber verleitete mich dazu, mich mit einem kurzen Seil zu begnügen, und mit Rücksicht auf den angegebenen Zeitaufwand beschloß mein Gefährte Dr. Lechner aus Hall und ich, gleich noch die Besteigung des Manteler und den Übergang vom Habicht zur Glättspiße in unser Tagesvorhaben einzuschließen. Wir nächtigten auf der Innsbruder Hütte, stiegen dann über den Weg ins Pinnistal hinab bis zum Talschluß und fanden nun ein kaum kenntliches Steiglein, das südlich vom Bach, der aus dem Kar unter der Mischbachnieder herabfließt, steil emporzieht. Als wir im obersten Karboden standen, war es uns schon klar, daß bereits der Anstieg zur Mischbachnieder nicht ganz einfach sein würde. Die beste Möglichkeit hinaufzukommen schien uns eine enge, schrofige Rinne, die in der tiefsten Einschartung mündet. Es ging erst über unangenehme Platten, dann außerordentlich steile Rafen zum letzten Teil der erwähnten Rinne. Es war keineswegs leicht, sich über die losen Blöcke, die gleichzeitig oft als Griff und Tritt benützt werden mußten, hinwegzuschwindeln, und wir waren herzlich froh, als wir schließlich nach Überwindung einer kurzen, senkrechten Stufe die Scharte erreicht hatten. Damit war bereits ein Stück nicht ungefährlicher Arbeit hinter uns. Da wir natürlich länger gebraucht hatten, als wir am Vortag für dieses Wegstück eingeplant hatten, verzichteten wir gerne auf die Besteigung des Manteler, dessen gewaltiger Steilaufschwung allein schon eine Bergfahrt für sich bilden würde. Zweistündige Kletterarbeit lag hinter uns, als wir den Gipfel des Schaufelspißls unter uns hatten und noch waren wir eigentlich erst am Anfang des Grates. Schon von unten aus hatten wir angenommen, daß der Abstieg vom Schaufelspißl in die tiefste Scharte mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden sein werde. Wir hielten uns erst am Grat, sahen aber schon bald, daß dieser senkrecht und wohl kaum kletterbar abbricht. Da die Abseilstelle mindestens 15 m hoch gewesen wäre, mußten wir nach einem Ausweg suchen. Wir stiegen knapp unterhalb des Gipfels über steile Felsen und schließlich eine sehr plattige Wandstufe auf ein Band in die Westseite, das nun unter den senkrechten Abbruch hinleitete. Wieder ein kurzer senkrechter Abbruch, der jedoch gut gestuft war, brachte uns in die Scharte. Außerordentlich schmal und ausgefetzt ist nun die Schneide, viel mehr als wir von unten aus angenommen hatten. Aber sie hinweg kletternd kamen wir zu einem drohenden, dunklen Turm, der in der Westflanke umgangen wurde. Hinter ihm kehrten wir wieder zum Grat zurück. Neuerdings bricht dieser mit einem schwarzen Turm senkrecht ab. Unsere Stimmung



Pfaffengruppe vom Habicht (im Mittelgrund Glättespitze, Glücksgrat und Gaischneide)



Blick vom oberen Simminger Ferner gegen den Habicht



Innere Wetterspitze von der Simminger Grube aus



war nicht die beste. Wir bereuten es, uns nicht anders ausgerüstet zu haben, wir sahen schon jetzt, daß wir unser weiteres Vorhaben nicht zur Gänze ausführen könnten, wir schauten hinüber zum Mischbachferner, wo sich zwei Seilschaften ungleichlich schneller vorwärtsbewegten wie wir, und wir blickten immer hinauf gegen den Gipfel des Habicht, der noch so weit von uns entfernt war. Dennoch waren wir uns klar darüber, daß wir möglichst rasch handeln mußten, wollten wir überhaupt unser erstes Ziel erreichen. Das Seil schien zum Abseilen über den Turm zu kurz, außerdem bestand die Gefahr des Abpendelns, so versuchte ich denn, von oben gesichert, wenigstens zu erkunden, ob wir überhaupt weiterkommen würden. Ich kletterte von der scharfen, höchsten Turmschneide ein Stück zurück und stieg dann in die Ostwand ab. Überhänge ließen ein gerades Abwärtskommen nicht weit zu, und so querte ich auf Leisten gegen Norden zurück und fand dann eine Stelle, wo es einigermassen möglich war, auf ein Grasband zu kommen, über das ansteigend schließlich die Scharte unter dem Turm erreicht wurde. Nun konnte ich aber wenigstens feststellen, daß unser 25-m-Seil zum Abseilen knapp reichen würde. Das Seilende konnte ich halten und so die Gefahr des Abpendelns beseitigen und bald darauf kam mein Freund das lustige Stück herab. Wieder ging es über den scharfen Grat, Zaden um Zaden blieb hinter uns bis schließlich wieder ein schwarzer, ungangbarer Turm als Fragezeichen vor uns stand. Durch eine überaus brüchige Rinne stiegen wir westlich ein Stück ab, querten kurz nach Süden, wo wir einen Kamin fanden, der zur Grathöhe zurückleitete. Damit standen wir endlich vor dem nun steiler aufsteigenden Teil des Grates, der dann auch nur mehr geringere Schwierigkeiten bot. Wo immer es ging, hielten wir uns an der Gratkante selbst, nur dort, wo eine der beiden Flanken ein wesentlich rascheres Vorwärtskommen erlaubte, benützten wir diese und endlich, endlich standen wir am Gratkopf, wo sich der Grat östlich wendend der Nordschulter des Habichts nähert. Umpferer hat recht, wenn er diese Bergfahrt als überaus anstrengend bezeichnet. Der letzte Teil ist nur mehr aus übereinandergeschichteten Blöcken aufgebaut und bietet keine Schwierigkeiten mehr. Dorthin reicht auch bereits das Eis des Mischbachferners. Elf Stunden nach unserem Ausbruch von der Innsbrucker Hütte standen wir schließlich am Gipfel des Habicht und hatten uns kaum jemals eine längere Rast gegönnt. Rein Wunder, daß wir uns mit diesem Ziel zufriedengaben und unsere weiteren Pläne begruben. Ich kenne viele Grate in unseren Bergen, aber dieser Nordgrat des Habicht ist sicher eine der großzügigsten Turen, die ich in meiner engeren Heimat ausgeführt habe.

Glättespitze, 3134 m

Würde dieser stolze Gipfel nicht von der Wucht seines großen Nachbarn geradezu erdrückt, so würde er bestimmt zu den beliebtesten Bergen im Kamm gehören. So aber wendet nur selten einer seinen Schritt ihm zu. In einem mächtigen Bogen sinkt der Grat vom Habicht nieder, steigt über eine Reihe von Zaden empor, die manchmal, meines Erachtens unberechtigt, mit dem Namen Äußere Glättespitze bedacht werden, da sie keinen Anspruch darauf erheben dürfen, als selbständiger Gipfel gewertet zu werden, sinkt wieder ab zur Äußeren Glättenieder (2973 m) und steigt in schönem Schwung empor zu unserem Gipfel. Steil und eindrucksvoll bricht die Gratkante hinab gegen Süden zur Inneren Glättenieder, während gegen Osten ein langer Grat, der den unbedeutenden Kopf der sogenannten Kleinen Glättespitze trägt, hinabzieht gegen das Gschnitztal.

Der gewöhnliche Aufstieg führt den Bremer Höhenweg entlang bis zu jenen Böden, die unter dem Glättferner liegen. Von dort steigt man die Mulde hinauf, über den unbedeutenden Ferner, man müßte sagen ein Schneefeld, empor zur Äußeren Glättenieder und dann am oder neben dem Grat zum Gipfel. Ernsthaftige Schwierigkeiten sind auf diesem Weg nicht zu finden. 3½ Stunden von der Innsbrucker Hütte genügen für diesen Weg. Es ist übrigens nicht notwendig bis zur Glättenieder aufzusteigen, sondern

man kann auch die Nordostflanke begehen. Infolge der Brüchigkeit ist dies jedoch nicht besonders zu empfehlen. Nicht viel weniger Zeit braucht man zum Gratübergang vom Habicht her. Man steigt zuerst über Schutt ab in die Scharte, überklettert erst einen turmartigen Aufbau und dann die lange Zadenreihe in ausgefetzter und wegen der Brüchigkeit nicht ganz ungefährlicher Kletterarbeit. Bei einer Begehung dieses Grates konnte ich mich fast immer direkt an der Gratlinie halten. So erreicht man schließlich die Äußere Glättenieder und von ihr aus den Gipfel.

Wesentlich schwieriger und gefährlicher ist der Aufstieg von der Inneren Glätteneieder über den Südgrat. Auf der Ostseite und am Grat selbst bieten glatte Platten erhebliche Schwierigkeiten und zwingen öfters zum Ausweichen in die Westseite. Diese aber zeigt in besonderem Maße das unangenehme Hauptmerkmal aller Anstiegswege, die Brüchigkeit. So schön dieser Aufstieg auch von weitem erscheinen mag, so kann er doch aus diesem Grunde nicht empfohlen werden. Endlich ist es noch möglich, den Bremer Höhenweg 2 Stunden zu verfolgen, bis er beim Bramarspizl den Südostgrat der Kleinen Glättenspitze erreicht. Über ihn steigt man ständig am Grat selbst empor, über diese Spitze hinweg und in ziemlich schwierigem Anstieg über plattige Stufen und Abfälle zum Gipfel empor. Man wird gut daran tun, für diesen Wegteil 3 Stunden einzusetzen. Auch über die Flanken im Nordwesten und Südosten wurden schon Aufstiege durchgeführt, doch kommen diese ernstlich wohl überhaupt nicht in Frage, zumal es sich nirgends um ideale Wegführungen handelt.

Glücksgrat, 2954 m

Zwischen Glättenspitze und Glücksgrat liegt die tief eingeschnittene Inneren Glätteneieder (2805 m). Diese stellt wohl den besten Übergang im ganzen Habichtkamm zwischen Gschnitztal und Stubai dar. Ein Steiglein führt von der Alpe Laponnes gleich hinter der Alpbütte selbst vom Talweg abzweigend in steilen Kehren hinauf zu den Böden der Traualpe. Von dort steigt man über die steilen Mähder möglichst nahe am Bach, der aus der Beilgrube kommt, entlang empor, überschreitet den Höhenweg und gelangt so auf einem Rücken in der Talmulde bis zu den obersten Weideflächen. Über Blockwerk kommt man schließlich zur Schuttreiße, die in mäßiger Steigung zum Joch emporführt. Dieser Aufstieg erfordert ungefähr $3\frac{1}{2}$ —4 Stunden von Laponnes weg. Auch auf dem Höhenweg von der Bremer zur Innsbruder Hütte kommt man zum erwähnten Bach, der ungefähr die Wegmitte darstellt. Von dort aus rechnet man $1\frac{1}{2}$ Stunden zum Joch. Jenseits führt das harmlose Schneefeld des Inneren Mischbachferners sanft hinab in die Innere Mischbachgrube, durch die man schließlich die Mischbachalm in einer guten Stunde erreichen kann.

Der südwestlich der Scharte gelegene Gipfel des Glücksgrates ist ein schön geformter, abgestumpfter Felskegel, der gegen Norden hinaus einen langen, scharfen Grat entsendet, welcher die unbedeutenden Erhebungen des Goldberges, 2705 m, und der Röhenspizze, 2380 m, trägt. Auch im letzteren Fall wäre es zweckmäßig die Verkleinerungsform „Röhenspizl“ zu wählen. Im Nordostgrat erhebt sich eine breite Zadenkrone, deren Überkletterung ziemlich schwierig ist. Man hält sich deshalb von der Inneren Glättenieder aufsteigend so lange am Kamm selbst, bis er schwierig wird und geht dann auf der Stubai Seite unter den Zaden durch und erreicht weiterhin über großes Blockwerk kletternd, teils am Grat, teils in den Flanken bleibend in etwa drei Viertelstunden den Gipfel. Auch der Nordgrat wurde bereits seiner ganzen Länge nach begangen. Hagspil und Gefährten stiegen zu diesem Zweck am 8. Juni 1922 von der Mischbachalm aus durch die Innere Mischbachgrube zu einer tiefen Einsattelung nördlich des Röhenspizls empor. Über loses Blockwerk wurde der Gipfel leicht erreicht, weiterhin hielten sich die Erstbegeber stets am Grat, wobei eine scharfe Kante knapp

vor dem Gipfel des Goldberges die größten Schwierigkeiten bot. Für diesen Aufstieg benötigten sie 5 Stunden in teilweise schwieriger Kletterei. Dagegen ist mir von einer Begehung des Südwestgrates nichts bekannt. Der oberste Teil ist leicht, dann aber folgen eine Reihe von scharfen Zaden und Türmen mit steilen Abbrüchen aus rotem, brüchigem Fels, welche bestimmt nur sehr schwer überwunden werden können. Würde man insbesondere von der tiefsten Scharte, knapp nördlich der Zwerchwände, ansteigen, wäre außerdem noch ein breiter, zerhackter Turm sehr schwierig zu überklettern. Ich selbst stieg gelegentlich einer Überschreitung des Berges mit Dr. Lechner über diesen Grat vom Gipfel soweit ab, bis er schwierig wird und hielt mich dann in einer Rinne gegen Südosten bis unter die Felswände. Dieser Weg stellt jedenfalls den leichtesten und raschesten Abstieg, gegen die Beilgrube zu, dar. Infolge der großen Steilheit ist jedoch unbedingte Trittsicherheit und Gewandtheit im Gehen in solchem Gelände erforderlich. Auch einen kurzen Südostgrat hat der Gipfel, der jedoch nicht besonders ausgeprägt ist. Aber ihn ist zweifellos ebenfalls ein Aufstieg möglich, ohne auf besonders große Schwierigkeiten zu stoßen.

Zwerchwände, etwa 2900 m

Aus der tiefsten Scharte südwestlich des Glücksgrates steigt der Kamm wieder scharf an und trägt zwei breite Felstürme, die gegen die Stubai- und gegen die Gschnitz-Seite mit gewaltigen Wänden niederbrechen. Es sind zwei ausgesprochene Gipfelgestalten, die jedoch in der bisherigen Alpenvereinskarte nicht verzeichnet sind. Der im Wagnerverlag erschienene Stubaier Führer nennt diese beiden Gipfel richtig Zwerchwände. Nach der nun vorliegenden Neuvermessung erreicht der höhere der beiden Gipfel, der südwestliche, 2912 m, während der nordwestliche nur wenige Meter niedriger ist.

Der letztere wird am besten über den Grat aus der nordwestlichen, tiefen Einsenkung ohne besondere Schwierigkeiten über die teilweise ziemlich scharfe Schneide erstiegen. Die Einschartung (2792 m) selbst erreicht man von Süden über steilen Rasen, während von Norden her der Kleine Bergesgrubensferner bis zur Scharte hinaufreicht. Deshalb bildet auch diese Einsenkung einen unswierigen Übergang von Süden nach Norden. Der höhere Südwestgipfel dagegen wird über seinen Südgrat ganz wesentlich schwieriger erstiegen. Man trachte hierbei, die tiefste Einsenkung zwischen ihm und der Gaischneide von Norden her über die sehr brüchige und steile Felsflanke zu erreichen und hält sich dann an die Gratlinie. Der Übergang von einem Gipfel zum anderen ist meines Wissens noch nicht ausgeführt und würde sehr schwierige Kletterei erfordern. Während der schwierige Südwestgipfel bereits einen Steinmann trug, konnten wir am nordöstlichen bei unserer Erstigung noch keine Spuren einer früheren Begehung vorfinden.

Gaischneide, 3033 m

Mit einer Reihe kleiner, aber plattiger Felstürme setzt sich der Grat weiter fort und erreicht nun mit dem Doppelgipfel der Gaischneide wieder die Dreitausendergrenze. Gegen Norden zu entsendet er einen mächtigen Felsgrat, dessen rechter Ast sich nach Nordosten wendet und den Bergesgrubensferner begrenzt. Weniger ausgeprägt ist der linke Ast dieses Grates und der Südostgrat, der den Beilgrubensferner gegen Süden abschließt. Glücksgrat, Gaischneide und Zwerchwände gehören zu den am seltensten betretenen Gipfeln des Kammes. Im Steinmann des Erstgenannten fand ich eine Karte auf welcher ein Ersteiger vermerkt, daß er irrtümlich im Nebel dorthin gekommen sei und eigentlich auf den Habicht wollte! In diesem Gebiet gibt es noch zahlreiche Marmeltiere, auch Gemsen sind manchmal zu sehen, und so oft ich in dieser Gegend war, konnte ich Steinadler beobachten. Doch dies nur nebenbei.

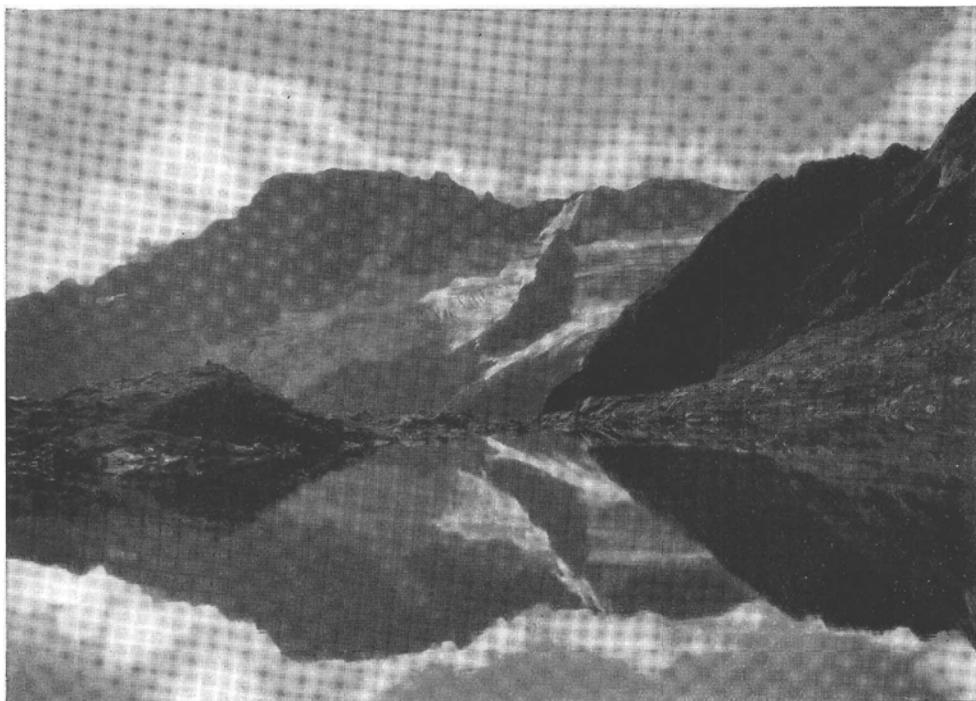
Eine Reihe von leichteren und schwierigeren Anstiegen führen auf die Gaischnaide. Man kann vor allem den gleichen Weg gehen wie zur Inneren Glättenieder, zweigt aber vor dem Blockfessel unterhalb der Scharte gegen Süden ab, wandert über den *Beilgrubensferner* empor und erreicht so ohne Schwierigkeit die höchste Scharte im Südostgrat des Gipfels. In leichter Plattenkletterei steigt man zum Vorgipfel und über einige brüchige Gratköpfe hinweg zur höchsten Spitze. Wenn man von der Bremer Hütte kommt und das Stolpern über grobes Blockwerk nicht scheut, dann kann man auch gleich hinter dem Bodgrubenkamm durch die *Trauler Bodgrube* emporsteigen und hat nun die Möglichkeit die tiefste Einsattelung im Südostgrat (2896 m) und über diesen den Gipfel zu erreichen oder nicht ganz bis in den innersten Winkel vorzudringen und durch eine durchaus gutartige Rinne knapp südlich vom Gipfel diesen Grat zu erreichen. Besonders als Abstieg ist dies sehr zu empfehlen. Der *Südostgrat* bietet keinerlei Schwierigkeiten, sondern besteht aus grobem Blockwerk, über welches man reichlich uninteressant zum Vorgipfel und über die Gratköpfe weiter zur höchsten Erhebung kommt.

Geht man von der *Mischbachalm* aus, so muß man erst über eine Einsattelung südlich der Rötzenspitze in die untere Bergergrube absteigen, durch die man dann den Bergesgrubensferner erreicht und hält sich nun über brüchige, unangenehme Felsen empor gegen den *Nordostgrat*. Je weiter oben man diesen erreicht, um so weniger Schwierigkeiten hat man zu überwinden. Der ganze Nordostgrat, aus der tiefsten Scharte nach der Zwerchwand, bietet eine sehr hübsche Plattenkletterei. Auch der *Nordgrat* mit seiner Gratabzweigung, entlang dem Bergesgrubensferner, wurde begangen. Dieser Grat erhebt sich mit einem steilen plattigen Aufbau vom Rand des Bergesgrubensferners aus. In schwieriger Kletterei in größtenteils festem Gestein, was in dieser Gegend nicht allzuhäufig vorkommt, wird dieser Aufschwung an der Gratkante selbst erklettert und daraufhin der Kamm, der bald an Steilheit verliert und sich in eine Zackenreihe auflöst, zur Gänze überschritten. Erst von einem steileren Gratkopf an, von dem sich der direkte Nordgrat löst, wird der Weiterweg infolge der nun außerordentlichen Brüchigkeit bei zunehmender Steilheit unangenehm. Auch der erwähnte direkte Nordgrat wurde bereits überwunden. Er fällt vom Vorkopf ziemlich steil gegen die *Bachermandalm* ab, bietet aber weder besondere Schwierigkeiten, noch ein besonderes Interesse.

Um eine Überschreitung des Berges von *Schnitz* ins *Stubai* durchzuführen, kann man also eine Reihe von Abstiegen wählen, die stets irgendwie in der Bergergrube enden. In diese gelangt man auch, wenn man die von mir schon erwähnte Scharte nordöstlich der Zwerchwände benützt. Das Schwierigste beim ganzen Überweg ist aber das Durchfinden durch die untersten Hänge hinab ins *Tal*. Bis zur *Bachermandalm*, die auf einem Rücken im Norden der untersten Bergergrube liegt und schon von weitem sichtbar ist, findet man ohne weiteres durch. Dann aber muß man sorgfältig darauf achten, eine schwache Steigspur zu finden, die über die Mähder abwärts zum Hochwald führt. Die Stelle, wo dieser Weg die Waldgrenze erreicht, läßt sich mit Worten nicht genau beschreiben. Findet man sie nicht ohne weiteres, dann gehe man unter der *Alm* den Waldrand entlang. Man muß dann ein kleines Steiglein finden, das allerdings überaus steil und besonders bei nassem Boden keineswegs ungefährlich ins *Tal* hinableitet.

Rötzenspitze, 2982 m

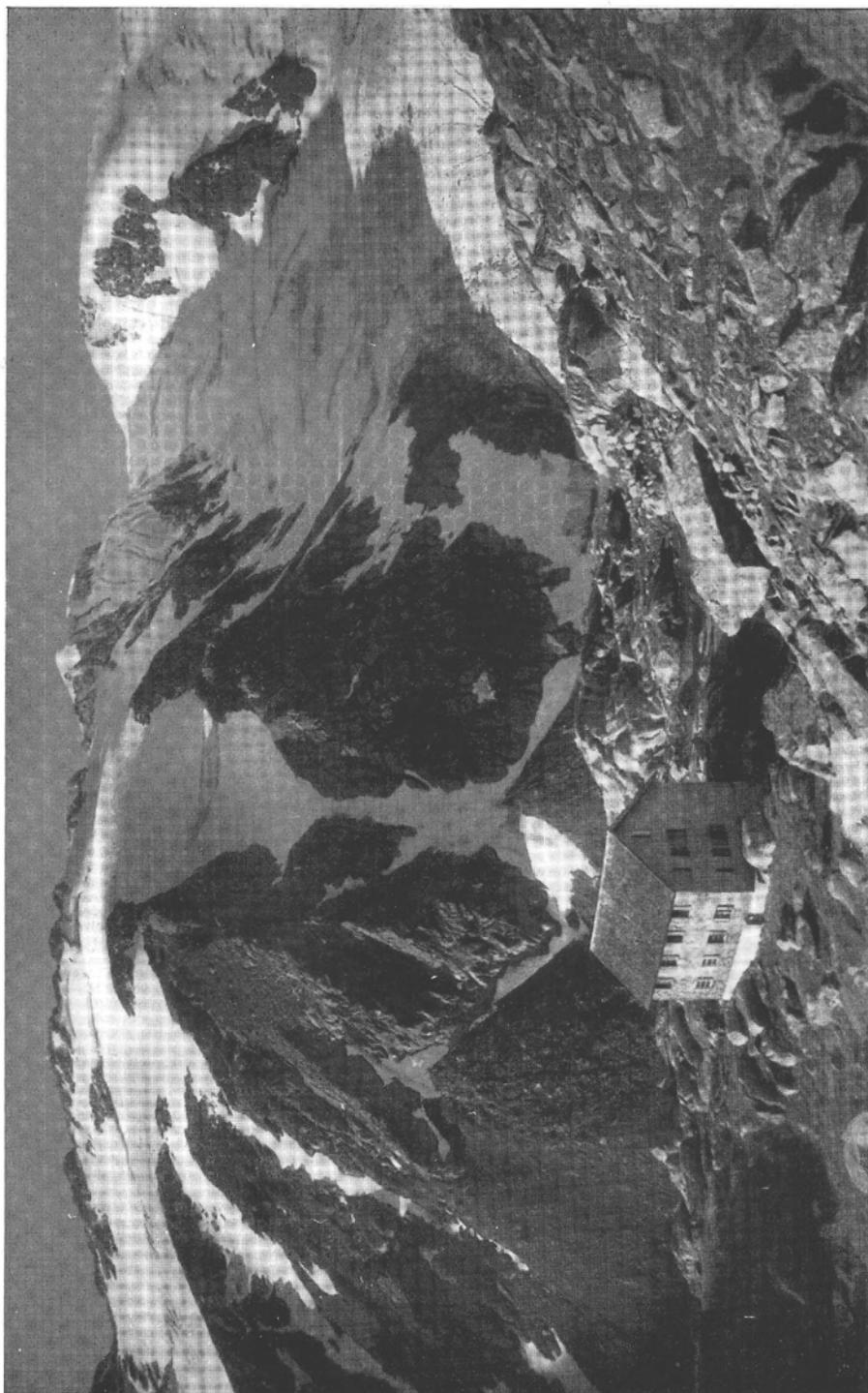
Breit und mässig erhebt sich als nächster Gipfel die Rötzenspitze im Hauptkamm und entsendet gegen Osten einen oben schuttbedeckten, halb aber gegen abwärts zu in schöne Färme übergehenden Grat hinab, welcher Bodgrube und Plattengrube trennt. Ich sehe mich mit Absicht mit Karte und Führerwerken in Widerspruch, wenn ich nur



Die Schaffkamps Spitze spiegelt sich im Lautersee



Feuersteine und Innere Wetterspitze von der Außeren Wetterspitze



Bremer Hütte, 2413 m, mit Gimminger Ferner



von einer einzigen Rötzenspitze spreche. Die sogenannte nördliche Rötzenspitze, welche nach der Neuvermessung 2926 *m* hoch ist, kann kaum Anspruch darauf erheben als Rückfallstuppe im Nordgrat der Rötzenspitze angegeben zu werden. Ich glaube nicht, daß es jemand gelingen wird, das Gefühl aufzubringen, er stehe auf einem Gipfel, wenn er über sie hinwegwandert.

Am leichtesten erreicht man die Rötzenspitze aus der Trauler Bodgrube, wobei es gleich mühsam ist, in die Gratsscharte südlich der Gaissschneide aufzusteigen und dann eine schwache Stunde ohne wesentliche Schwierigkeit über den Grat zu gehen oder aber über die steilen Schutthänge in ihrer Nordostseite emporzusteigen. Wer aber den in der Karte eingezeichneten Bodgrubenferner finden will, der wird lange suchen, denn es ist dort heute nur mehr ein wüstes Trümmerfeld, aber nirgends ein Gletscher. Wenn man von der Bremer Hütte her kommt, geht man besser durch die Plattengrube und steigt zum Trauljoch (2788 *m*) auf, wobei man zwischen den Schrofen, welche dieses Joch vom Kar trennen, ohne Kletterei durchkommt. Auch aus dem Langental ist das Joch unschwierig, jedoch sehr mühsam erreichbar. In früheren Zeiten sollen sogar die Schafe hinübergetrieben worden sein, wie mir Hirten versichert haben. Vom Joch selbst steigt der Südgrat der Rötzenspitze in einer schönen Schneide auf und zeigt kurz unter dem Gipfel einen hübschen, aus grobem Blockwerk gebildeten Steilaufschwung. Man kann sich ruhig im wesentlichen an der Gratsschneide halten oder aber auch, wenn man die nicht schwierige Kletterei vermeiden will, vor dem Steilaufschwung in die Westseite queren und gelangt so über brüchige Abfälle von Band zu Band aufwärtssteigend zum nordwestlich vorgelagerten Gipfel und in wenigen Minuten zum höchsten Punkt. Geht man über den Bremer Höhenweg bis zum Fuß des Ostgrates, den Bodgrubenkamm, so steigt man erst über Rasen steil empor und findet dort, wo dieser felsig zu werden beginnt, an der Südseite einen Schaffsteig, der unter den Wänden des Grates bis kurze Zeit unter das Trauljoch leitet. Über einige Felsrippen hinweg hält man sich dann auch hier am besten zum Joch hin und ersteigt über den Südgrat den Gipfel. Der Ostgrat selbst ist meines Wissens noch nicht begangen. Gelegentlich einer Ersteigung der Spitze wollte ich ihn überklettern, mußte jedoch schon bald wegen eines lang anhaltenden Gewitters, welches ein Verweilen am Ramm verhinderte, aufgeben. Ich kann daher nur feststellen, daß der untere Teil keine wesentlichen Schwierigkeiten bietet. Späterhin aber weist der Grat eine Reihe von Aufschwüngen und kleinen Türmen auf, deren Überkletterung vermutlich eine genussvolle Aufgabe darstellen würde. Von Westen her aus dem Langental ist ein Aufstieg sicher möglich, kann aber infolge der außerordentlich langen, brüchigen Hänge wohl niemanden verlocken.

Außere Wetterspitze, 3070 *m*

Als mächtiger Gipfel erhebt sich nun die Äußere Wetterspitze im Ramm. Breit ragt ihre Gipfelkrone über der Traualpe auf. Gegen Osten entfaltet sie einen Ramm, der die erstere von der riesigen Mulde der Simminger Alm trennt. Über diesen Ramm hinweg führt oberhalb des Burgschrofens der Bremer Höhenweg. Erreicht man diese Rammhöhe, so kann man sich nordöstlich halten und steigt so über Schutthänge und Platten ziemlich steil, aber unschwierig zum Schneefeld unter dem Gipfelgrat empor. Über den Nordgrat gewinnt man den letzten Aufschwung, dessen Überwindung eine nicht ganz leichte Kletterei erfordert. Am besten ist es hierbei, knapp links der Kante durch einen Ramin emporzuklettern. Dieser Anstieg ist der weitaus leichteste. Geht man vom Trauljoch aus, so folgt man dem Grat seiner ganzen Länge nach. Er ist zwar ebenfalls nicht schwierig, aber ganz außerordentlich brüchig und deshalb nicht angenehm zu begehen.

Dagegen bietet der in den Führerwerken teils als einziger, teils als leichtester An-

stieg beschriebene Südgrat vom Lauterseejoch, 2764 m, aus eine schöne, aber keinesfalls leichte Kletterei. Besonders gilt dies von den ersten plattigen Türmen gleich nördlich des Joches. Dabei ist auch die Erreichung des Lauterseejoches selbst nicht ganz einfach. Ich halte es für das Zweckmäßigste von der Bremer Hütte in die obere Simminger Alm mulde abzustei gen und noch ein Stück weit den Steig selbst zu verfolgen, so daß man von Nordosten her zum oberen Boden des Rares, in welchem der Lautersee lieblich eingebettet ist, gelangt. Nun steigt man über grobes Blockwerk bis in den innersten Winkel empor und benützt eine tief eingeschnittene Rinne, die von rechts nach links aufwärts leitet, zum weiteren Anstieg. Über Platten gelangt man dann nach rechts in die tiefste Scharte. Bis dahin muß man von der Bremer Hütte zwei gute Stunden rechnen, und der ganze Südgrat bedarf für gute Geher einer weiteren Stunde Arbeit.

Das Lauterseejoch kann man aber auch aus dem Langental erreichen. Man steigt bis zur Bschalm und findet dann Schafsteiglein, die bis zur Hohen Grubalm emporleiten. Weglos geht es dann weiter über steile Rasenhänge bis in ein kleines Kar, gerade unterhalb des Lauterseejoches. Der folgende Absatz zum Joch ist nun aus steilen Felsen aufgebaut, deren Begehung regelrechte Kletterarbeit nötig macht, wenn auch die Schwierigkeiten nicht besonders groß sind. Für einen Bergwanderer aber, der nicht vollkommen sicher ist, kommt das Lauterseejoch als Übergang nicht in Frage. Wesentlich leichter ist die Besteigung der Äuheren Wetterspitze, wenn man aus der oberen Kar mulde oberhalb des Lautersees durch eine Rinne gegen rechts zur unteren Schulter des Südgrates aufsteigt und so den scharfen, plattigen, unteren Gratteil vermeidet. Die oberen, vielfach steilen Aufschwünge sind aus groben Blöden gebildet und jedenfalls wesentlich leichter zu begehen als der damit umgangene Teil. Dieser Anstieg ist empfehlenswert.

Die Aussicht von unserem Gipfel ist mit Rücksicht auf seine Lage und Höhe außerordentlich schön, und so ist seine Besteigung auch von diesem Standpunkt durchaus lohnend, besonders wenn man sie etwa im Zusammenhang mit der Inneren Wetterspitze überschreitet.

Innere Wetterspitze, 3055 m

Mit ihr findet unser Kamm seinen Abschluß. Verhältnismäßig sanft und in fast gleichmäßiger Steigung zieht ihr Nordgrat zum Gipfel empor, steil fällt ihr Südgrat zum Simminger Jöchl (2738 m) ab. Gegen Osten entsendet sie ebenfalls einen verhältnismäßig steilen Grat, an dessen unterem Ende die Bremer Hütte steht. Dagegen ist der auf der Karte verzeichnete Westgrat in der angegebenen Deutlichkeit nicht vorhanden. Dieser verliert sich in Wirklichkeit ziemlich bald in einen breiten, felsigen Rücken, der keine ausgesprochene Gratkante aufweist. Er wird auch am wenigsten begangen. Dieser von der Nürnberger Hütte ausgehende Anstieg wird auch kaum jemals viel benützt werden, da eine lange, unangenehme Rinne hierbei begangen wird, die vom Fuß der Felsen mehrere hundert Meter aufwärts führt und erst oben die Grathöhe erreicht. Freilich sind gerade an der Westseite zahlreiche, mehr oder minder schwierige Durchstiege möglich.

Wer von der Bremer Hütte den Gipfel erreichen will, wird meistens den Ostgrat für den Anstieg wählen. Über Gras und Schutt steigt man, sich erst unter der Grathöhe haltend, empor, trifft bei einer Scharte, aus welcher eine tiefe Rinne nach Süden zieht, auf eine schwierigere Wandstufe und verfolgt dann weiterhin den Kammverlauf, wobei eine Reihe scharferer Zacken und Aufschwünge am besten in der Südseite in teilweiser recht ausgefeilter Kletterei überwunden werden müssen. Der Anstieg erfordert im Durchschnitt 2½ Stunden. Wesentlich leichter ist der Nordgrat. Hier bietet eigentlich die Erreichung des Trauljoches das einzige Hindernis. Wo man gerade dem Grat selbst nicht folgen will, hat man überall reichlich Gelegenheit, westlich, wenige Meter unter der Grathöhe, sein Durchkommen zu finden. Vom Trauljoch genügt eine Stunde. Seine Be-

gehung kommt wohl in erster Linie dann in Frage, wenn man den Gipfel überschreiten will. Zweifellos den schönsten Anstieg aber bietet der *Südgrat*. Man verfolgt den Steig, meines Erachtens am besten bis zum Simminger Jöchl. Von dort bleibt man am Grat oder hält sich einige Meter unter der Gratschneide bis in die erste tiefe Scharte, bis wohin Bänder auf der Westseite ein leichtes und rasches Vorwärtskommen ermöglichen. Nördlich der Scharte erheben sich einige kleine, aber wilde Zaden, die man dadurch überwindet, daß man von der Gratscharte östlich einige Meter absteigt und hinter ihnen zum Grat zurückquert. Im Weiterweg hält man sich im allgemeinen möglichst nahe der Gratkante und weicht nur dort, wo diese manchmal größere Schwierigkeiten bereiten würde, und zwar meistens an der Ostseite aus. So gelangt man in steiler Kletterei, über teils plattigen und von Rasenbüscheln durchsetzten Fels bis unter den gewaltigen Steilaufbau des südlichen Vorgipfels. Erst hier quert man ohne Schwierigkeiten, aber ausgefetzt auf der Westseite und erreicht so einen Kopf in dem sich nun verflachenden und leicht werdenden Grat und über ihn die Spitze. Trotzdem der Höhenunterschied vom Joch zum Gipfel nicht viel mehr als 300 m beträgt, werden die meisten für diesen Anstieg $1\frac{1}{2}$ Stunden rechnen müssen.

Diesen Aufstieg habe ich nun als letzten im Verlauf der vielen Bergfahrten ausgeführt, die gelegentlich der Bearbeitung des ganzen Rammes für mich notwendig wurden. Es war ein früher Septembertag, als ich mit einem alten Freund nach Kanalt hinein fuhr. Meine Absicht bestand darin, am Abend zur Nürnberger Hütte aufzusteigen, wohin ich mir gleichzeitig je drei junge Leute aus Fulpmes und Neustift bestellt hatte, welche sich um die Aufstellung als Führeranwärter bewarben und welche ich nun gelegentlich dieser Bergfahrt näher betrachten wollte. Schon als wir auf die Hütte kamen, begann es zu regnen, und so vergnügt wir droben beisammen saßen, so wenig vergnüglich war gleichzeitig alles, was außerhalb der Hütte blieb. In der Nacht hörte das gleichmäßige Plätschern auf, aber als wir in der Früh zum Fenster hinausblickten, lag bereits reichlich Schnee vor dem Haus. Da es vorläufig noch immer fröhlich weiterschneite wie im tiefsten Winter, aber der Himmel doch eigentümlich hell schien, beschloßen wir, mit dem Aufbruch noch zuzuwarten. Als es aber um 10 Uhr vormittag noch keine Änderung gab, nahm ich meine Leute und zog los. Unheimlicher Sumpf war dort, wo Erde unter dem Schnee war, die Wege hatten sich teilweise in Bäche verwandelt, und auf den Steinen wuchs der Schneebelag. So zogen wir im Schneetreiben und dichtem Nebel den nur mehr selten sichtbaren roten Punkten nach, die den Aufstieg zum Simminger Jöchl begleiten. Hin und wieder mußten wir erst suchen, um uns noch zurechtzufinden, aber schließlich und endlich war diese Wegstrecke zurückgelegt. Daß der weitere Aufstieg über den Grat kein Vergnügen im landläufigen Sinn bilden würde, war nun freilich klar. Aber vor allem mußte ich den Grat doch noch kennenlernen, denn diese Arbeit wollte endlich abgeschlossen werden, und außerdem war die Gelegenheit eigentlich doppelt günstig, mir meine Leute anzuschauen. Bei solchen Verhältnissen zeigen sich die Menschen meist deutlicher als bei Gelegenheiten, wo alles gut und schön ist. Mein Freund und ich ließen uns anseilen wie die bergunkundigsten Touristen und führen. Da keiner den Weg kannte, waren die Leute wirklich auf sich selbst gestellt. Nur selten war es notwendig irgendwelche Anweisungen zu geben, und ich darf zu meiner Freude sagen, die Burschen hielten sich ausgezeichnet und wir könnten froh sein, wenn alle Führer so wären, wie diese jungen Stubaier heute sind. Das was unter anderen Umständen vielleicht keine besonderen Schwierigkeiten bietet, wurde vielfach doch schon zu einer ernsteren Aufgabe. Schon lag ungefähr ein Viertelmeter Schnee auf den Platten und Rasen und erschwerte das Fortkommen. Die Umgehung der ersten Zaden bot gleich einige Schwierigkeiten, und dann kam Aufschwung auf Aufschwung, der überwunden werden mußte. Zu steil ist der Grat und vielfach auch zu ausgefetzt, als daß man leicht dahingehen dürfte. Endlich tauchte im grauen Nebel über uns die Gipfelwand

auf. Ich habe es den Leuten freigestellt umzukehren oder noch bis zum Gipfel weiterzusteigen, so, wie ich es unbedingt vorhatte. Und sie sind gerne mit uns gegangen. Als wir den Vorgipfel erreicht hatten, empfing uns noch dazu ein scharfer Wind, der uns frieren ließ. Starr waren die Finger, naß die Kleider und naß die Schuhe. Wer jemals so einen Weg gegangen ist, weiß, wie man sich darüber freut, wenn schließlich das Ziel erreicht ist. Den Abstieg nahmen wir dann über den Nordgrat, wo es bis zum Lauterseejoch flott abwärts ging. Ich wollte ursprünglich von dort nach Westen absteigen, allein der Nebel war so dicht, daß wir nicht durchgefunden haben. So blieb nichts anderes übrig, als gegen Osten den Abstieg zu nehmen. Auch dort hat es reichlich lang gedauert, bis wir aus den Felsen herausen waren. Die Stubai erkliegen aufwärts zur Bremer Hütte, um dort zu übernachten und dann heimzukehren, während ich mit meinem Freund noch am gleichen Tage heim mußte. Als wir zum Weg hinunterkamen, der von der Bremer Hütte ins Tal führt, hoben sich die Nebel, fröhliche Rufe klangen noch herunter von unseren Gefährten, während wir aus dem Winter hinabstiegen in die Dämmerung des herblichen Tages.

* * *

Diese Arbeit verdankt ihr Entstehen einer Anregung der Sektion Bremen, die in diesen Tagen die Feier ihres 50jährigen Bestandes begeht. Mit ihrer Hütte über dem Gschnitztal hat sie denjenigen, die in diesen Bergen wandern, ein freundliches Obdach geschaffen. Als ich es übernahm, diesen Aufsatz zu schreiben, habe ich geglaubt, unseren Kamm schon recht gut zu kennen. Doch je öfter ich dort hinaufstieg zu den stillen, verlassenen Bergen, um so mehr mußte ich erkennen, daß mein Wissen um sie nur lüdenhaft war. Manche Fahrt wollte ich noch ausführen, ein verregneter Sommer hat es verhindert. Mehr als einmal war ich auf die Angaben anderer angewiesen, und ich weiß, daß es noch Allzuvieles gibt, was ich nicht kennenlernen und nicht beschreiben konnte. Gar manchesmal zog ich los und verließ mich auf die Angaben der Führer- und Kartenwerke und mußte feststellen, daß sie unrichtig sind. So ist manchmal aus einer beabsichtigten harmlosen Fahrt ein langer Irrweg geworden. Andere hievon zu bewahren ist zum Teil der Zweck dieser Zeilen. Aber auch andere zu ermuntern, selbst zu kommen und dort zu wandern, wo man allein ist inmitten der Bergwelt, wo es heißt die Augen offenzuhalten, wo es noch möglich ist, zu suchen und so manches Neue und Unbekannte zu finden. Dort sind die Berge noch mehr als Erholung, dort werden sie in tiefstem Sinne zum Erlebnis.

Als ich so Sonntag für Sonntag zwischen Stubai und Gschnitz herumstieg, habe ich es eine Zeitlang verflucht, diese Arbeit übernommen zu haben. Ich tue es heute nicht mehr, denn heute sind mir diese Berge liebe Bekannte, sind wirklich ein Teil meiner Heimat, so wie sie der Sektion Bremen zur Wahlheimat geworden sind.

